

Otto Kinne

# SUCHEN IM PARK

Ringen um  
ein neues  
Weltverständnis

**Roman**

Zweite Auflage  
*2nd edition*



Top Books – A Division of Inter-Research, Oldendorf/Luhe

## ÜBER DAS BUCH

Im Park begegnen sich neun Menschen: ein Maler, ein Physiker, eine Germanistin, ein Ökologe, ein Pastor, ein Gärtner, ein Ministerialrat und zwei Spanner. Bei all ihrer Verschiedenartigkeit haben sie eines gemeinsam: sie suchen – nach Erkenntnis und Erfüllung, nach den Kräften, die unsere Welt gebären und reifen lassen, nach Gott, sich selbst und auch nach sexueller Befriedigung.

Der Leser nimmt hautnah teil an emotionsgeladenen geistigen Auseinandersetzungen über Kunst, Wissenschaft, Philosophie und Religion. Er taucht tief ein in die Welt der Voyeure. Er wird Zeuge des Aufblühens einer großen Liebe. Und er erlebt die Tragödie eines großen Genies, das zum Ungeheuer wird, zwei Frauen ermordet, zwei Männern den Tod bringt und einem dritten lebenslange Verzweiflung.

Der Autor will herausfordern, Augen öffnen, Wege weisen. So sprengt er den Rahmen täglicher Erfahrung und macht den Blick frei auf Außergewöhnliches, führt den Leser in neue Felder, bis hin zu einem neuen Gott und zu phantastischen Visionen. Essentielle Probleme der heutigen Menschheit beleuchtet er aus ungewohnten Perspektiven. So werden schließlich Grundrisse einer neuen Menschenwelt erkennbar: ein neues Weltverständnis, das dem Leben des Menschen einen neuen Sinn verleiht; ein realistischeres und aufrichtigeres Selbstverständnis, das befreit.

Symbolik und verwobene Handlungsabläufe lassen eine komplexe Tiefenstruktur entstehen. Schritt für Schritt wird das innerste Wesen der handelnden Charaktere enthüllt, bis wir uns am Ende selbst begegnen. So will der Roman letztlich auch ein Spiegel sein.

Werden sich die Menschen darin erkennen? Mit all ihren Fähigkeiten und Fürchterlichkeiten? Wichtiger noch: Werden sie Konsequenzen ziehen? Überlebenswichtige Notwendigkeiten und Verantwortlichkeiten akzeptieren – auch das, was schmerzt? Oder werden sie schon bald unwiederbringlich von der Bühne des Lebens verschwinden, in den Abgrund der Selbstvernichtung stürzen?

Otto Kinne

# SUCHEN IM PARK

Ringen um ein neues Weltverständnis

Zweite Auflage, 2001

*2nd edition*

Elektronisch, korrigiert, um ein Gedicht (p. 395) bereichert

Erste Auflage 1996 gedruckt

Dieses Buch ist urheberrechtlich geschützt. Vervielfältigung, Übersetzung, Nachdruck oder elektronische Weiterverbreitung sind nicht gestattet ohne schriftliche Genehmigung des Verlags. **Für den individuellen Gebrauch darf die elektronische Version des Buches (oder Teile davon) bis auf weiteres kostenlos heruntergeladen werden.**

This book is protected by copyright. Resale, translation, republication or redistribution are not permitted without written consent of the publisher. The electronic version of the book (or parts thereof) may be downloaded free of charge until further notice.

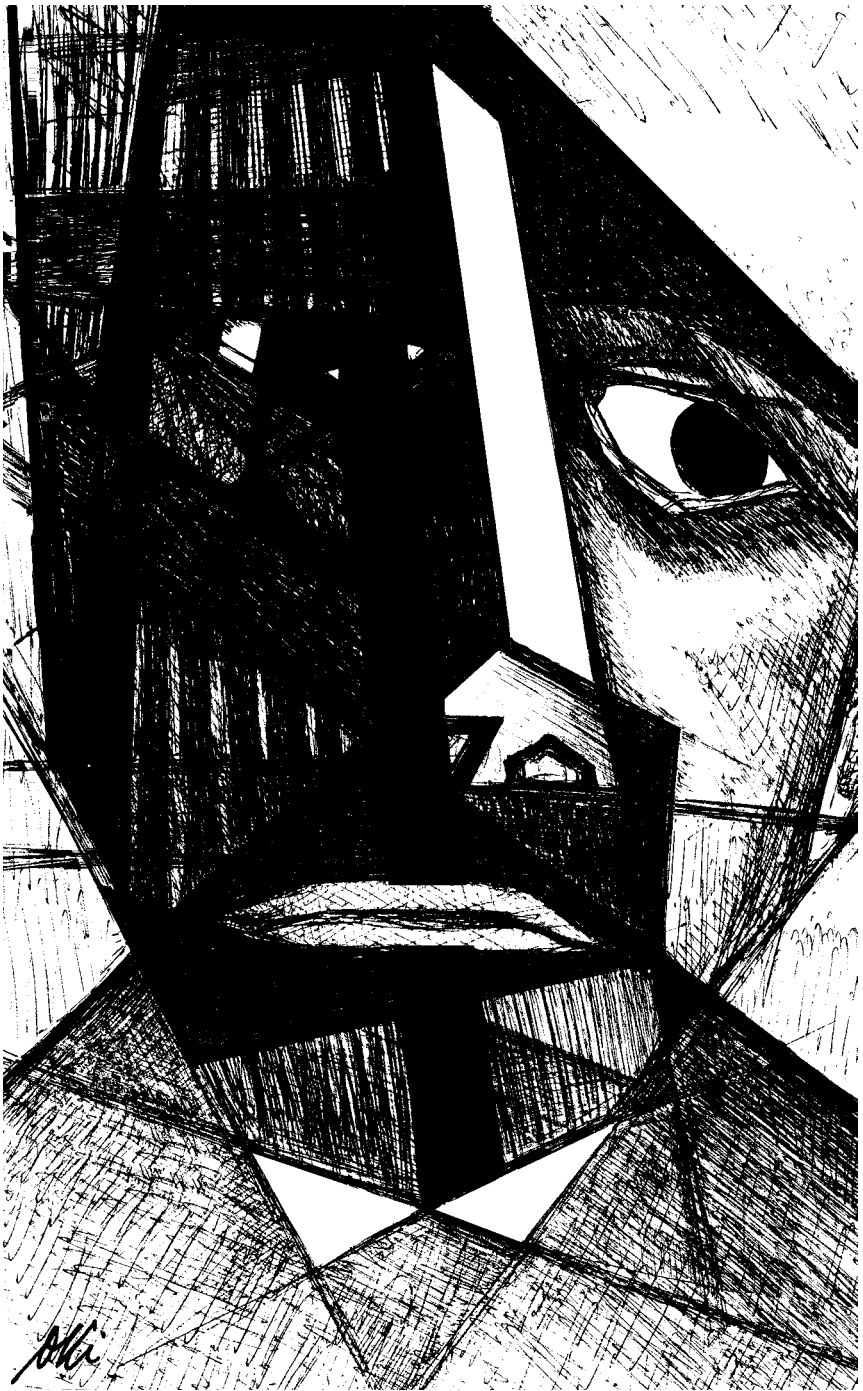
ISBN: 3-9805097-0-2



© 2001 Top Books in Inter-Research

21385 Oldendorf/Luhe, Germany

[www.int-res.com](http://www.int-res.com)



Schwarzes und Weißes

Wer das Erkennbare sucht  
Wer sich dem Gefundenen öffnet  
Und wer bereit ist, daraus Lehren zu ziehen  
Dem ist dieses Buch gewidmet

*Quellennachweis: Titelseite, Illustrationen, Verse: Autor.*

# INHALT

<i>VERSE</i>	1
<i>AUF EIN WORT</i>	3
IM FRÜHLING	
1 Jäger	
Jäger, die kucken	7
Jäger, die töten	21
Trampelpfade	33
2 Königskinder	
Brückenbau	35
Prägung	41
Religiosität	53
Kirche	60
Ohring	72
Stein	74
3 Freunde	
Explosion	75
Quatsch	79
Wunder	85
Buschkrieg	89
4 Wanderer	
Kunst und Wissenschaft	91
Welt im Großen, Welt im Kleinen	117
Ethik und Moral	128
Unfehlbarkeit	132
Tricks	138
Freier Wille	151
Gut und Böse	165
Eine Geschichte	169
Schriftlich	173
Aquarianer	176

5 Dreigestirne	
Begegnung	189
Predigt	191
Vorbereitungen	195
Beim Pastor	198
Intelligenz	201
Lebensprozeß	206
Ökosysteme	213
Kartoffel	217
Abendessen	219
Nachtmusik	221

## IM SOMMER

1 Einmaleins	
Einweisung	225
Entspannung	232
2 Ansichten	
Ausweg	238
Paris	247
Männchen	249
Leben	252
Angst	257
Urgesetz	260
Augenpaare	262
Ich-Weltbild	265
Ich	273
Mensch	277
Urahn	282
Unterbrechung	284
Auferstehung	289
Erkenntnisgewinnung	298
3 Erfüllung	
Kirchturmglöcke	310
Brückenvollendung	315
Tanzen	316

4	Gerechtigkeit	
	Gleichnis	321
	Unschuldig	325
	Neun Mark	328
5	Bekenntnisse	
	Machttrieb	335
	Selbstbescheidung	343
	Testament	347
6	Einsichten	
	Fünf-Sterne-Kaffee	351
	Lebensfreude	360
	Streitgespräch	378
	Abschied	416

## IM HERBST

1	Brüder	
	Rollenwechsler	421
	Feine Dame	427
	Fernsehen	432
	Hüne	437
	Politiker	444
	Füße	448
	Ganz Tier	459
	Staatskarosse	467
2	Götter	
	Neuer Mensch	470
	Neue Religionen	474
	Neuer Gott	490
	Visionen	496
	Gestaltungsgeschehen	503
	Chaos	508
	Gedankentheater	510
	Ballons	517
	Perlen	522



Teufelswerk	524
Etagen	526
3 Wesen	
Grandioses Schauspiel	532
Leere Hülle	538
4 Engel und Teufel	
Wespen	542
Peters Botschaft	548
Anruf	552
Mitternacht	555
Karierte Jacke	561
IM WINTER	565
<i>EIN TRAUM</i>	570
<i>VERSE</i>	573



**VERSE****HASSEN**

Schwarzes haßt Weißes:  
Wo eines gewinnt  
Das andere zerrinnt

Kaltes haßt Heißes:  
Wo eines ist da  
Kommt's andere nicht nah

Immer aber weiß es:  
Schwarzes braucht Weißes  
Kaltes braucht Heißes  
Keins existiert allein  
Ohne das andre kann's nicht sein

**WOLLEN**

Wie, Du willst Ewigkeit?  
Was ist das für Dich?  
Wie, Du willst Seligkeit?  
Was meinst Du damit?

Bist Du nicht Teil?  
Teil der Zeit?  
Der Schöpfung Teil?  
Warum willst Du noch mehr?

**MEIN**

Du sagst mein Ich, Du sagst mein Gut  
Du sagst mein Herz, Du sagst mein Blut

Doch nichts in dieser Welt ist Dein  
Alles ist ein Teil vom Sein

Und Sein, das ist ein eigen Ding  
Ist steten Wandels ew'ger Ring

**WO?**

Engel und Teufel  
Geister und Götter –

Wo wachsen und wo wohnen die?  
Wo wandeln und wo wirken sie?  
In den Hirnen von Menschen!

Sonstwo?  
Nirgendwo!

## AUF EIN WORT

*Vor Ihnen liegt mein Erstlingswerk als Schriftsteller. Ich bin ein alter Mann, so wird es wohl auch mein Letztlingswerk sein. In meinem langen Leben habe ich kaum jemals Zeit gefunden, einen Roman zu lesen. Fast immer ging es um Fachliteratur. So drängt es mich zu einem Wort an Sie, den Leser, den elften Beteiligten. Außer Ihnen sind beteiligt neun Darsteller und mein Ich als Regisseur. Zusammen sind wir also, wie gesagt, elf.*

*Die neun Darsteller repräsentieren Einsichten und Ansichten, die mir geworden sind aus Erlerntem und Erfahrenem. Und sie verkörpern Intuitionen und Visionen, die mir zugeschwebt sind aus Nebelschleiern des in ewigem Kreisen und Wirbeln gefangenen Welttheaters. Zögernd schlichen sie sich auf die Bühne meines Bewußtseins. Sich drehend und wendend, begannen sie tanzend einen geisterhaften Reigen. Selbstsicherer werdend, gestalteten sie ein Geschehen. Ich hockte in einer dunklen Ecke und sah und hörte ihnen zu – stumm, gebannt, fasziniert.*

*Nach einer Weile entschloß ich mich, die Regie zu übernehmen. Ich entwarf einen Rollenplan und ein Drehbuch für die neun: Inge, Pastor und Peter; Festmacher, Maler und Schmied; Physiker, Gärtner und MinRat. Der Vorhang hob sich. Die Vorstellung begann. Und nun wurde aus dem Regisseur auch immer wieder ein Protokollführer, ein Beschreiber und ein Deuter. Wie das Geschehen geschah, so schrieb ich es nieder, zunächst weitgehend außeracht lassend, wie sich die Teile zum Ganzen fügen mochten. Aber alles erwuchs aus einer Wurzel. Und so reifte alles in innerem Zusammenhang. Allmählich entstand Wesenhaftes, etwas Lebendiges, das sich wie ein Baum entfaltete und verästelte, und das Blüten trieb und Früchte.*

*Es entwickelte sich Verflochtenes aus menschlichen Möglichkeiten, Fehlern und Grenzen. Es wuchs Verwobenes aus Gutem und Bösem, aus Verzweiflung und Hoffnung, aus Freude und Erfüllung, aus Fakten und Fiktionen. Und es ergab sich*

*eine Bedeutungsparallelität: Essentielle Aussagen erfuhren eine Versinnbildlichung in Geschichten und Lebensbekenntnissen.*

*Nicht immer ist alles gut gegangen. Vier der neun Darsteller entglitten meiner Regie. Da habe ich mit denen gerungen und sie vor Unheil gewarnt. Aber das hat nicht gefruchtet. So wende ich mich jetzt an Sie. Ich möchte, daß Sie wissen: es wäre einiges anders verlaufen, hätten die vier ihren Rollenplan einhalten können.*

*Nehmen Sie die Inge. Ein wunderschönes Mädchen und ein tief religiöser Mensch. In meinem ganzen Leben ist mir noch niemals ein solch engelhaftes Wesen begegnet. Ich habe die Inge verehrt, sie ganz besonders in mein Herz geschlossen. Deshalb habe ich sie auch gewarnt. "Inge", habe ich zu ihr gesagt, "geh nicht allein in den Park." Wissen Sie, was sie mir geantwortet hat? Das gleiche wie ihrem Vater, dem Pastor: "Ich habe keine Angst. Der liebe Gott wird mich beschützen." Mir gegenüber hat sie aber noch etwas hinzugefügt. Sie hat gesagt: "Und wenn Gott sich anders entscheiden sollte, so ist mir das auch recht. Er weiß, was er tut und warum. Seinen Willen akzeptiere ich ohne Wenn und Aber." – Ja, ich bitte Sie, was hätte ich denn da tun sollen, tun können?*

*Ein ganz persönliches Detail möchte ich Ihnen nicht vorenthalten. Als das Entsetzliche geschah, kurz nach Mitternacht, da habe ich geweint.*

*Und nehmen Sie den Schmied. Diesen aufrechten Kerl, diesen durch und durch rechtschaffenen Mann mit den tiefen Wunden, die ihm das Leben geschlagen hat. Sein schlimmes Schicksal macht ihn in besonderem Maße verletzlich. Daher habe ich zu ihm gesagt: "Geh mit dem Festmacher auf die Jagd. Der überlegt genau, was er tut, der kann Unheil verhindern helfen." Aber, Sie werden es selber miterleben, in einem entscheidenden Augenblick war der Schmied allein. Und nun muß er sein ganzes Leben, bis zu seinem letzten Atemzug, darunter leiden.*

*Und der Physiker? Ein mutiger Bekenner mit fundiertem Wissen in Physik und Biologie und ein großer Visionär. In*

*vielen hat er recht, in manchem könnte er recht haben. "Herr Physiker", habe ich gesagt, "bitte seien Sie vorsichtig im Umgang mit fremden Mächten." Da hat er laut gelacht und den Kopf geschüttelt: "Ich weiß, was ich tue, was ich tun kann und was nicht." Und dann hat er noch hinzugefügt: "Sollten meine Vorstellungen aber falsch sein, so ist mir das Wissen um meine Fehler wichtiger als meine Unversehrtheit." Die Folgen seines Starrsinns sind fürchterlich.*

*Was für Darsteller! Sie sehen, was ich meine.*

*Ja, und dann ist da auch noch der Maler. Warum folgt er nicht dem Rollenplan und übt sich in Mäßigung? Sein Lebenshunger wird unstillbar, seine Sinnlichkeit unkontrollierbar, sein Suchen nach Selbstbestätigung und Wissen unbegrenzt. Was würde die Gesellschaft tun, die ihn als begnadetes Genie anhimmelt, wenn sie erführe, daß er des nachts als Voyeur im Gebüsch lauert? Und was werden seine nächtlichen Kumpane mit ihm machen, wenn sie herausfinden, daß er sie so völlig hinters Licht geführt hat? Nicht genug damit. Seine Schuld will Rache statt Vergebung! Der Festmacher hat recht, wenn er sagt: "Du mußt dich mehr zusamm'n nehm'n, Fiedler!" Kann der Maler sein gefährdetes Schicksalsschiff sicher steuern? Ohne Havarie? Und dürfen wir – Sie, der Leser, und ich, der Regisseur – ihn mit unserer Elle messen? Im Maler ringt Gegensätzliches: Weißes und Schwarzes, Gott und Teufel, Schöpferisches und Zerstörerisches, Hoffnung und Haltlosigkeit. Aber ist ein Genie nicht immer ein Schauplatz starker, widerstreitender Kräfte? Ist es nicht immer vieles in einem?*

*Der Pastor, der Festmacher, der Gärtner, der MinRat? Sie haben sich an den Rollenplan gehalten. In bewundernswerter Weise vermag der Pastor zu helfen, und sogar große Gegensätze auszugleichen. In unerschütterlichem Glauben dient er seinem Herrn. Der ungeschlachte Festmacher beweist immer wieder, daß er alles, was er tut, genau überlegt, und daß er auf seine Art sehr klug ist. Der Gärtner wird zum Vorbild: ihm gelingt es, aus großem Leid Kraft zu gewinnen. So kann er seinem Leben einen*

*neuen Sinn geben und es anders gestalten. Der MinRat öffnet sich neuen Einsichten. So besiegt er alte Triebe.*

*Ja, und der Peter? Auch mit ihm gab es nie ernsthafte Probleme. Er hat sich nie weit von meinem Ich-Ich entfernt. Wie sollte er auch? Von allen neun ist er noch am ehesten ein Stück von mir selbst.*

*Worum es denn eigentlich geht? Es geht um etwas, das alle Menschen angeht. Es geht um Fesseln, Freiheiten und Verantwortlichkeiten. Es geht um Kunst und Wissenschaft, um Erkenntnisgewinnung und Philosophie. Um Einsichten, die traditionelle Weltbilder erschüttern, und um gewagte Visionen. Es geht um ein neues Weltbild und um einen neuen Menschen, um Leitlinien für neue Religionen und um einen neuen Gott.*

*Ja, um so viel geht es hier. Soviel maßt er sich an, der alte Mann!*



# IM FRÜHLING

## 1 JÄGER

*“Dies is ‘n sauberes Revier.  
Und das soll’s auch bleibn!”*

Jäger, die kucken

“Hier rein!!”

Eine Faust schießt hervor aus finstern Nichts, packt den Maler, reißt ihn herum und zerrt den Taumelnden ins Gebüsch. Atem stockt. Der Mund klappt auf, will schreien. Aber er bleibt stumm. Der Maler erstarrt. Erst als die Faust ihn wieder freigibt, zuckt sein Holzschnittgesicht in hochschnellende Schultern. Ein Arm hebt sich in Abwehr.

“Steh still, Mann!” Wieder diese zischende Flüsterstimme, die aus dem Finstern kommt.

Der kleine bucklige Maler umklammert das kostbare Instrument. ‘Jetzt!’, schießt es durch seine stürmenden Sinne, ‘jetzt passiert es! ... gleich ist mein Leben zuende!’ Ergeben erwartet er Entsetzliches.

Aber es passiert nichts ... Noch nicht ...

Wie angeschweißt, verharrt der Zwerg vornübergebeugt auf der Stelle, gefangen im Schreckreflex. Die leeren Augen sind auf seine weißen Schuhe gerichtet, die in der Finsternis matt schimmern, und auf den nachtschwarzen Erdboden, der mit Blättern des letzten Herbstes bedeckt ist.

Als noch immer nichts geschieht, hebt der Maler den Kopf und wendet ihn zur Seite, nach dorthin, wo die Stimme herkam. Seine wulstigen Lippen beben unter steifspitziger Nase. Lange schwarze Haare hängen wie Vorhänge vom Mittelscheitel und umrahmen pendelnd ein eindrucksvolles und zugleich abstoßendes Gesicht.

Schwankend richtet der Zwerg sich etwas auf. In seinen vor Angst zuckenden, suchenden Augen rollt rundes Schwarz in ovalem Weiß. Er gewahrt eine dunkle Gestalt. Die Gestalt bewegt sich nicht. So tastet das Schwarz aufwärts. Immer weiter aufwärts. Die Gestalt neben ihm ist riesig. Im Widerschein des von der nahen Großstadt schwach erhellten Nachthimmels wird ein hohlwangiges Asketengesicht erkennbar. Darin dominiert eine große, weit vorspringende Nase. Dünne Lippen versiegeln einen herben, von scharfen Falten tangierten Mund. Und ganz oben, auf dem Kopf des Riesen, da thront eine schwarze Schiffermütze.

Der Riese sieht ihn nicht an. Seine engstehenden Eulenaugen durchbohren die Nacht in eine andere Richtung.

Wieder zerreißt harsches Flüstern stille Finsternis: "Beinah htts du alles kaputt gemacht, du Arsch!" Geschmeidig, geräuschlos, geduckt wiegt der große Mann sich in den Hüften, dreht und wendet sich, reckt den Hals. Lautos gleitet er umher, weich und sacht wie eine Boa. Plötzlich ist er verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt.

Zitternd steht der Maler da, zieht den Kopf zurück in Schultern und Buckel, wie eine Schildkröte bei Gefahr. Das runde Schwarz rollt nach links – keine Spur vom Riesen – nach rechts: nichts. Wo ist der Riese geblieben? Gänsehaut kriecht über den Buckel.

Es dauert eine Weile, bis der Zwerg begriffen hat: Der große Mann ist blitzschnell eingeknickt, hockt jetzt tief unten am Boden, verharrt dort regungslos in Kniebeuge.

Aber jetzt! Jetzt ist die Schiffermütze wieder neben, über dem Zwerg. Der Riese bckt sich. Mit unerwarteter Vertraulichkeit raunt der herbe Mund unter der großen Nase, die dünnen Lippen fast am Malerohr: "Noch nix gehabt heut." Der große Mann richtet sich auf, hebt die mächtige Faust, wippt mit abgespreiztem, richtungsweisendem Daumen zweimal nach halbrechts: "Das da, das kann was werdn!" Er fingert am Hosenschlitz. Spreizt die Beine und – pinkelt. Die freie Hand

gebietet: mach Platz!

Schockiert wendet sich der Maler ab, reißt seinen Geigenkasten zur Seite und umschließt ihn mit den Armen. Blätter rascheln.

“Leise, du Arsch!”, zischt der Riese über die Schulter. Schließlich konzentriert er sich auf eine Blähung. Gekonnt kontrolliert nimmt deren Tonfolge teil am Konzert nächtlicher Geräusche: dem leisen Knarren und Ächzen der von einer Brise bewegten Baumkronen, dem lockenden Rufen eines Nachtvogels und der vom nahen Restaurant, dem Waldschloß, herüberwehenden Tanzmusik. Der Oberkörper winkelt vor, eine angedeutete Kniebeuge, ein paar Schlenker – und nun ist die Schiffermütze wieder dicht bei, über dem Maler. Die Finger noch mit dem Hosenschlitz beschäftigt, durchbohren scharfe Augen erneut die Nacht.

Der Rand der dunklen Wolke, die eben noch dem Mondlicht direkten Zugang zum Park verwehrt hatte, segelt weiter. Nun verhüllt den Vollmond nur noch ein weißer Wolkenschleier. Es wird heller im Park. Ohne die Blickrichtung zu ändern, zieht der Riese ein kleines Fernglas aus der Jackentasche hervor. Rasch wandert es vor die Augen. Zeigefinger pressen gegen Brauen, verschweißen Glas und Stirn. Mittelfinger und Daumen entwinden der Nacht das Objekt: eine Frau und ein Mann. Sie sitzen auf einer Bank.

Hinter der Stirn empören sich Gedanken: ‘Sitzt da nebn seiner Puppe und quatscht und quatscht und quatscht!’

Der Riese läßt das Glas sinken. Unterdrückt Rülpsen. Spuckt. Verächtlich formt der fast lippenlose Mund ein O. Daumen und Zeigefinger wischen von oben nach unten über die Mundwinkel. Dann zerrt die mächtige Rechte die Schiffermütze in die Stirn.

Endlich verstummt das Gespräch. Wieder knickt der Riese in Kniebeuge. Rollt nach vorn ab, liegt jetzt auf dem Bauch. Robbt und schlängelt lautlos durch Büsche. Noch etwas weiter. So, nun ist die Sicht ganz frei. Jetzt kann er die Bank voll über-

sehen. Sie steht auf einem Hügel unter einer großen uralten Eiche.

Das Fernglas fokussiert die junge Frau. Halb sitzend, halb liegend, auf den linken Arm gestützt, hat sie die Beine angezogen. Der Wolkenschleier zerreißt. Mondlicht fließt unbehindert in den Park, tastet durch windbewegtes Laub. Wie eine Geisterlaterne, wankend getragen von unsichtbarer Gestalt, beleuchtet es die Szene auf der Bank, entwindet dem Dunkel Einzelheiten: ein feingeschnittenes, schönes Gesicht; lange, zum Zopf gebündelte, blonde Haare; einen hellen Pull-over, der eine aufreizend eng taillierte Figur umspannt; Brüste, die den Leib des Riesen zusammenfahren lassen; schneeweiße nackte Schenkel, entblößt von hochgerutschtem Rock; und lange, endlos lange, wohlgeformte Beine. Die Augen hinter dem Glas saugen sich fest an diesem erotischen Bild.

Erneut redet der Mann auf der Bank auf die junge Frau ein. Das Fernglas schwenkt zu ihm hinüber. Feuerschein flackert. Der Mann pafft den Tabak in seiner Pfeife in Glut. Für kurze Augenblicke erhellt das Auf und Ab der Feuerzeugflamme ernste, von der Klarheit ebenmäßiger Harmonie geprägte Züge, aufblitzende Brillengläser mit lebhaften Augen dahinter und einen kurz geschnittenen Backenbart.

Wieder wandern die Eulenaugen zu der jungen Frau ...

Der Maler schluckt. Seine Zungenspitze befeuchtet rötliche, weiche Wulstlippen, die so gar nicht in das harte Gesicht passen. Es ist ihm, als erwache er aus einem entsetzlichen Traum. Sein Atem weht unregelmäßig, erst sacht und flach, dann hüpfend und tief. Vorsichtig bewegt er die schreckerstarrten Glieder, neigt und dreht den Kopf. Nun klemmt er seinen Geigenkasten zwischen die Schenkel. Wie tot hängen die Arme von den immer noch gehobenen Schultern. Nur langsam löst sich die Verkrmpfung. Jetzt umfängt er sein wertvolles Instrument mit beiden Armen wie ein Kind, das seines Schutzes bedarf. So verharrt er eine Weile. Dann stellt er die Beine bequemer. 'Was will der Riese von mir? Ich kenne ihn doch gar nicht, habe ihn noch nie gesehen!'

Inzwischen ist der Fremde noch weiter auf die Bank zugebrobbt. Er hat sich ein gutes Stück entfernt. Der Maler könnte fliehen. Aber er bleibt stehen.

Der Riese richtet sich auf, sieht sich um und winkt. Ja, er winkt ihn zu sich heran! Angst bannt den Zwerg an seinen Platz. Aber dann, ganz plötzlich, sind da auch Neugier und Erlebnishunger. Tief im Leib zuckt es, zündelt empor. Sinnenlust flackert auf. Wie glühende Lava wälzt sich Triebhaftes durch den Körper. Zitternd umklammert der Maler den Geigenkasten, macht einen ersten Schritt. Rrrumms! Die schweißnasse Stirn rammt gegen einen Ast. Das schmerzt. Aber es bricht auch die innere Blockade. Ein Sinnessturm tobt los. Der Maler duckt sich. Er macht einen zweiten, einen dritten Schritt. Drängelt sich durch dicht stehende Büsche. Mit Schultern und Ellenbogen drückt er Zweige beiseite. Irgendetwas da vor ihm in der Dunkelheit zieht ihn mächtig an, greift nach ihm, zerrt ihn zu sich hin. Vorwärts!

Des Malers Verhalten hängt am Augenblick. Dem Verstand Fremdes bestimmt oft seine Reaktionen. Sinnenlust reitet ihn, Neugier gängelt ihn, Kreativität beflügelt ihn. Gnadenlos peitschen diese Kräfte auf ihn ein. Und jedesmal, wenn ihn die Peitsche trifft, surrt und dreht sich seine Seele wie ein Kreisel. Jeder Hieb zwingt ihn in eine andere Richtung. Wenn die Peitsche ruht, wenn der Drall versiegt, gerät er ins Tauseln. Dann regiert ihn die Angst. Noch weiß er es nicht: Angst, oftmals kostümierte, ist seine intimste und anhänglichste Weggefährtin.

Vorwärts!! Mit aufeinandergepreßten Wulstlippen, zusammengezerrten Brauen und geblähten Nüstern nähert sich der Zwerg dem Riesen. Jetzt ist er nur noch Auge, Ohr und Trieb, nur noch wildes, jagendes Tier. Das Herz hämmert gegen die Rippen. Vorwärts!! Neben dem Riesen angelangt, sieht nun auch er das Paar auf der Bank. Mondlicht entreißt dem Dunkel zwei sich umarmende Gestalten. Beide bewegen sich langsam. Wie von Sinnen starrt der Bucklige auf das blonde Mäd-

chen. Und dann bersten in ihm die Schleusen. Gefühle stürzen ins Freie wie aufgestaute Wassermassen. 'Das ist mein Engel!', schreit es aus jeder Zelle seines Körpers. 'Mein Engel!!!' Der Maler verschlingt das Gesicht des Mädchens, ihren Körper, mit all seinen irrwitzig hüpfenden Sinnen. Mit Macht drängt es ihn hin zu der jungen Frau. Er tritt auf einen trockenen Zweig. Lautes Knacken!!

Der Riese rammt ihm den Ellenbogen gegen die Schulter, packt den Taumelnden, zerrt ihn blätteraschelnd zurück. Immer weiter zurück. Weg von der Bank. Gebietet ihm schließlich, neben einer großen Buche auf ihn zu warten.

Dann geht der große Mann, sich drehend und windend, erneut auf die Pirsch. Schlängelt durch Büsche, nähert sich abermals der Bank auf dem Hügel.

Aber schon bald kommt er zurück. Noch immer mit dem Blick zur Bank, macht er seiner Enttäuschung Luft: "Jetzt leck mich doch am Arsch, Mann. Die gehn weg! Gehn einfach weg!!!"

Er rülpt und spuckt. Dann furzt er, diesmal energisch und weithin vernehmbar, voller Verachtung. Ein eindrucksvoller Protest. Seine Frau hat mal wieder zu viele Zwiebeln in die Suppe getan. Da macht der Magen nicht mit. Da will die Luft raus. Nach oben und nach unten. "Scheiße! Gestern nix gehabt. Heut nix gehabt. Gestern fünf Stundn auf Tour. Heut schon fast vier." Der Riese starrt dem in der Ferne entschwindenden Paar nach. "Ne Leistung, wenn man um sechs ausse Federn muß!" Zornig zerrt er die Mütze in die Stirn. "Wir habn 'n schweres Los, Fiedler! Ehrlich. Kein Wunder, daß man abnimmt. Meine Alte sagt: 'Du wirst immer weniger. Frißt wie'n Scheunendrescher. Aber wirst immer weniger. Wo läßt du das bloß?' Mann, die hat ja keine Ahnung, was hier los is. Wie schwer das alles is, bis man endlich mal wieder was gehabt hat und nach Hause kann!"

Im Maler wallen Abscheu auf und Verachtung. Soviel Rohheit widert ihn an. 'Was für ein Barbar! Ich muß hier weg!' Mit geducktem Kopf forschet er aus den Augenwinkeln nach einem

Fluchtweg. Aber wie, in Gottes Namen, kann er diesem Riesen davonlaufen? Ein Fluchtversuch würde seine Lage nur verschlimmern. Er muß den Abscheu unterdrücken.

Und dann kriecht, wie eine böse Schlange, aus den Tiefen seines Leibes brennende Neugier hervor und wilde Erlebnissucht. Der Zufall hat ihn in eine fremde Welt geführt. Jetzt lockt es ihn, sich darin umzusehen. Diese Welt hat seine verdorrten Gefühle neu belebt. Und sie hat ihm den Engel gezeigt! Plötzlich flammt Hoffnung auf – Hoffnung, daß er hier den Schlüssel finden kann zur Wiedergewinnung seiner Kreativität.

Riese voran, tasten die beiden den schmalen, dunklen Pfad entlang, auf dem der Maler gekommen war. Dann gehen sie hügelabwärts. “Das Gelaber von der Altn! Das geht ein’m aufn Keks. Das ...” Der Riese verstummt, bleibt stehen. Über Büsche hinweg hat er etwas gesehen, das seine Aufmerksamkeit fesselt.

Ohne den Blick vom Gegenstand seines Interesses abzuwenden, nimmt er, leiser jetzt, das Gespräch wieder auf. Er ahmt eine hohe, schrille Frauenstimme nach: “Wo willst du schon wieder hin? Du warst doch gestern ers weg!” Die Augäpfel rollen nach oben rechts. Denn sag ich: “Heut kommt ‘n dicker Pott. Beim dickn Pott, da muß ich hin!” In Richtung Fiedler fügt er hinzu: “Beim dickn Pott müssn immer zwei hin. Einer für Vorderleine und Vorspring und einer für Achterleine und Achterspring.” Er rülps. “Viele dicke Pötte machen fest im Hafn. Die komm’n aus Amerika, Rußland, Japan, China – von überall. Tag und Nacht.” Er grinst. “‘N Festmacher hat immer ‘ne gute Ausrede.”

Sie gehen wieder weiter. Nach einer Weile fragt der Festmacher: “Wie kommst du mit deiner Altn klar?” Dem Maler ist nicht wohl in seiner Haut. Was, um Himmels willen, soll er sagen? Sie verlassen das dunkle Gebüsch. Stehen jetzt auf einem von schönen alten Laternen erleuchteten Kiesweg. Als der Maler nicht antwortet, wendet sich ihm der Festmacher

zu. Sieht ihm ins Gesicht. Zum erstenmal an diesem Abend.

In den klaren harten Augen blitzt es, funkelt Wut: "Du bis das ja gar nich! Du bis ja gar nich der Fiedler aus'm Waldschloß!" Mächtige Fäuste schütteln den Zwerg, daß die langen Haare flattern, daß der Geigenkasten gegen die Rippen rumpelt, daß es wie Messerstiche durch den Buckel fährt. "Wer bis du??"

Panische Angst. Muskeln verkrampfen. Atem stockt.

"Was suchst du hier?"

Sie sind allein auf dem Kiesweg. Aber die Einsamkeit und den Festmacher fürchtet der Maler jetzt nicht einmal so sehr wie die Möglichkeit, daß Passanten die Szene beobachten könnten, ihn sehen, ihn erkennen. Mit hochgezogenen Schultern und ängstlich lauern den Augen sieht er sich um. Geduckt schielt er hoch zum Riesen. Hastig, beschwörend stößt er hervor: "Reg dich bitte nicht auf. Ich wollte nur mal sehen." Diese ersten Worte, die der Maler im nächtlichen Park spricht, klingen wie Krächzen.

"Wasss!?"

"... Was hier los ist."

"Nur mal sehn, was hier los is, was? Neue komm'n hier nich rein. Das is *unser* Revier!" Der Festmacher mißt den Eindringling mit bohrendem Blick. "Is das klar, Mister?"

"Ja", gurgelt der Maler. Er zittert.

"Kommst einfach mal so hierher, was? Willst nur mal sehn, was hier los is, was? Und denkst, das geht so einfach. Du hast doch 'n Wurm im Keks! Nich mit mir, Mister, nich mit uns! Wenn der Fiedler aus'm Waldschloß dich erwischt, der haut dir sein'n Fiedelkastn auf die Rübe, daß dir die Augn auf'e Mandeln klatschn. Und der Schmied! Wir alle drei, wir dreschn dich so klein, da paßt du mit deiner gottsverdammt'n Fiedel zusamm'n in dein'n Geigenkastn."

"Ich", versucht der Maler abermals, den Festmacher zu besänftigen, "ich will niemandem ein Leid zufügen."

"Niemandem ein Leid zufügen", echot der Festmacher voller



Hohn. “Wo komms du denn her? Hat dich deine Mutti heut mal rausgelass’n? Mann, Mann, Mann!” Er zieht die Mundwinkel scharf nach unten und schüttelt fassungslos den Kopf. “Wenn ich sowas bloß hör!”

“Ich meine”, stammelt der Maler verstört, “ich komm nicht wieder, wenn du das nicht willst. Nie!”

“Das hört sich schon besser an.”

Mit beiden Händen gibt der Riese dem Zwerg einen Schubs. “Los, leg ab! Schieß in’ Wind! Und kreuz hier nie wieder auf!”

Der Maler taumelt und stolpert rückwärts. Schluckt. Holt Luft, mit hüpfendem Zwerchfell. Schwankend macht er kehrt. Er schüttelt sich und zittert zugleich. ‘Was muß ich hier an Demütigungen ertragen!’ schreit es in ihm. ‘Wie weit ist es mit mir gekommen!’ Ekel würgt die Kehle. Empörung pulst auf – Empörung über sich und über den Barbaren.

Geschlagen schleicht der Zwerg davon. Um möglichst rasch aus dem Blickfeld des Riesen zu entkommen, beugt er den Kopf, läßt die Schultern hängen, macht sich so klein wie möglich.

Wie ein geprügelter Hund verläßt ein großer Geist eine unwürdige Szene.

Der Festmacher sieht ihm nach. Spuckt. Dann formt der fast lippenlose Mund ein O. Bedächtig wischen Daumen und Zeigefinger über die Mundwinkel. Schließlich zerrt die Faust die Mütze in die Stirn.

‘Der hat sich überhaupt nich gewehrt’, wundert er sich.

Der Festmacher sieht dem abgeschmetterten Konkurrenten hinterdrein, bis der hinter den Büschen der Wegbiegung entschwindet. Er schürzt den Mund. Rülpst. “So’n irrer Rudi”, sagt er. Und er denkt: ‘aber verdammt schnell hat der kapiert, wo’s langgeht hier. Der kommt nich wieder!’ Er macht ein paar Schritte. “So’n Arsch”, sagt er nun laut, “kommt einfach mal so hierher. Und denkt, das geht so einfach!” Noch immer blickt

er in die Richtung, in der der Maler abgezogen ist. Aber wie ist der abgezogen! Gebückt, total zerknirscht.

Der Festmacher zuckt mit den Schultern. Dann sagt er: "Armer Sack!" Wieder schüttelt er den Kopf. Greift nach dem Schirm der Mütze. Allmählich wandelt sich Wut in Mitgefühl. 'Ganz schüchtern der Kleine. Ganz bescheidn. Nich so'n Angeber wie der Fiedler aus'm Waldschloß.' Er nickt. 'Paßt besser zu uns. Besser als dieser eingebildete Affe da.' Aus den Augenwinkeln schießt er in die Richtung des Parkrestaurants und deutet nach dort mit dem Kopf. 'Dieser krumme Paganini da!'

Im Grunde seines Herzens ist der Festmacher gutmütig. Und er weiß: es ist nicht einfach für einen Neuen, ein Revier zu finden. Ganz und gar nicht einfach ist das.

Plötzlich tut ihm der kleine Kerl leid. Er hebt die Brauen ganz hoch, spitzt die dünnen Lippen, wiegt den Kopf. Dann beginnt er, dem anderen nachzugehen. Zögernd zuerst und langsam, dann immer entschlossener, immer schneller.

Als der Maler die Schritte hinter sich hört, das immer schneller, immer energischer werdende Knirschen im Kies des Weges, da schüttelt ihn, zum dritten Mal in dieser Nacht, Angst und Schrecken. Wieder kriecht Gänsehaut über den Buckel.

Es ist schwer für den sensiblen Maler, die in ihm wiedererwachten machtvollen Energien zu bändigen. Die Kontrolle der Kräfte, die sein Fühlen und Wirken hervorbringen, war schon immer ein Problem für ihn. Schon ein Gedankensplitter, ein Gefühlsblitz, ein Zucken in der Tektonik seiner komplizierten Individualität können jede mühsam gefundene Balance augenblicklich zusammenbrechen lassen und einen Szenenwechsel herbeischleudern in der zerklüfteten, immer unter Dampf stehenden Eruptionslandschaft seiner Seele.

Wieder packt die Faust den Zwerg, dreht ihn herum. Aber die Augen neben der großen Nase strahlen jetzt Gönnerlaune aus. "He, Mister, nich so schnell!" Der Festmacher sagt das so sanft, wie ihm das möglich ist. "Ich hab mir das überlegt.

Auch 'n Neuer muß ja wo bleibn." Er rückt die Mütze zurecht. "Der Fiedler aus'm Waldschloß, der kann nur auf Tour, wenn Vertretung da is. Der is schon lange nich gekomm'n." Er räuspert sich. "Ich glaub, der fiedelt jetz woanders." Ärgerlich schüttelt er den Kopf. "Der denkt, er is 'n Großer. Ehrlich, der is eingebildet. Nich so bescheidn wie du." Wieder schüttelt er den Kopf. "Der denkt, er is Paganini!" Und nun kann der Festmacher auch schon wieder scherzen: "Dabei fiedelt der wie 'ne Schildkröte mit 'n kaputtn Arm!" Er rülpst. "Ich sag dir, das is'n lahmer Hund. Zu wenig Musik im Blut. Kein'n Pfeffer im Arsch. Aber eingebildet!"

Der Festmacher sieht sich jetzt den neuen Fiedler erst einmal in Ruhe an. "So'n Kleiner is das, der Fiedler aus'm Waldschloß. Wie du. Und lange schwarze Haare hat der. Wie du." Er grinst. "Und genau so 'ne komische Figur." Schließlich sagt er: "Ich komm so fünf-, sechsmal die Woche. Wie oft kommst du?"

Der Maler zögert. Zögert lange.

"Na? Wie oft?"

"... Einmal die Woche ... mittwochs."

"Das geht in Ordnung." Der Festmacher zieht die Brauen hoch, spitzt den Mund, wiegt den Kopf. Nickt. "Ja, das geht in Ordnung. Der Schmied, der kommt so vier-, fünfmal die Woche. Das kann das Revier verputzn. Der Park is groß." Langsam sagt er und nickt dabei mehrmals: "Der Schmied, das is 'n Guter." Ein Lächeln macht die herben Züge überraschend weich und läßt Wärme aufleuchten in den harten Augen. "Der hat viel Schlimmes erlebt. Auf den muß ich aufpassn. – Alles klar?" Der Festmacher wendet sich seinem neuen Kumpel zu, sieht ihm in die Augen, mit einem Ausdruck voll verpflichtendem Ernst und einem sonderbar stechenden Blick.

"Ja", sagt der Maler.

Mit der strengen Würde aufrechter Einfachheit läßt der Riese seine mächtige, halbgeöffnete Faust schwer auf die

schmale, zusammenzuckende Schulter des buckligen Zwerges fallen. Er durchbohrt ihn mit brennendem Blick. "Aber kein'n Scheiß! Handtaschn klaun, wenn die da bumsn, das is nich drin. Und auch sonst keine Kinken! Dies is 'n sauberes Revier. Und das soll's auch bleiben! Verbrecher will ich hier nich habn. Da bin ich glashart! Is das klar?"

"Ja."

"Da versteh ich überhaupt kein'n Spaß!" Der Festmacher mißt den neuen Fiedler mit blitzenden Augen, voll dunkler Durchdringungskraft. "Und denn will ich hier kein'n Neu'n, der von Tutn und Blasn keine Ahnung hat. Wenn du Mittwoch kommst, denn zeig ich dir ersmal mein Revier." Er nießt. "Denn erklär ich dir ersmal, was hier anliegt. Und wie man das macht." Wieder nießt er. "Da gibts 'ne Menge zu lern'n!" Mit schlotternden Schleimhäuten zieht er geräuschvoll Rotz und Speichel hoch und spuckt splatschend knapp am Maler vorbei. "Also, bis Mittwoch." Mit dem Zeigefinger tippt er an den Mützenschirm und wendet sich zum Gehen.

Aber dann dreht er sich doch noch einmal um: "Und laß deine gottsverdammte Fiedel in dein'm Klub!"

"Ja", sagt der Maler, "... Bis Mittwoch."

Tief bewegt strebt der kleine Bucklige seiner großen weißen Villa entgegen. Das Bild des Engels! Wieder ist es ihm erschienen. Dieses verdammte Bild! Es hat seine Kreativität zerstört, ihn ganz plötzlich stürzen lassen in einen Abgrund innerer Erstarrung. Aber heute nacht haben ihn der dunkle Park und ein lebendes Ebenbild des Engels wieder in die Welt der Gefühle zurückgeschleudert. Der Maler hat den Schlüssel gefunden zum Tor der dunklen Höhle, in die seine Schaffenskraft so plötzlich entchwunden war. Der Sinnestaumel in dieser fremden Welt, die Möglichkeit geschlechtlicher Befriedigung auf eine neue Art, das wird ihm helfen, die größte Krise in seinem Leben zu überwinden, das wird ihn zurückführen in pulsierendes Schaffen. Das Wiedererwachen seiner kalt

und leer gewordenen Gefühlswelt ist ein überwältigendes Erlebnis. Er kann das noch gar nicht fassen ... und er kann es kaum erwarten, die Kräfte, die diesen Sinnestaumel ausgelöst haben, erneut zu beschwören.

Der untersetzte kleine Maler ist ein großer, weltweit gefeierter Künstler. Noch vor kurzem hatten seine Bilder in Paris eine Sensation ausgelöst. Man feierte ihn als ein Geschenk des Himmels, als ein Jahrhundertgenie. Doch dann, unbemerkt von seiner Umwelt, erlosch der Vulkan seiner Kreativität. Stumpfheit überfiel ihn und Leere.

Er war gescheitert. Ganz plötzlich. Die unmittelbare Ursache des Scheiterns war das Bild eines Engels. Nicht ein Bild im gegenständlichen Sinne, sondern ein Bild, das aufgestiegen war aus den Tiefen seines Leibes. In all seiner unschuldigen, unwiderstehlichen Schönheit und in all seiner erschreckenden, rätselhaft drohenden Unheimlichkeit hatte sich das Bild auf die Bühne seines Bewußtseins gedrängt. Und es wollte nicht wieder weichen, nicht aus seinem Bewußtsein, nicht aus seinem Herzen, nicht aus seiner Seele. Ja, es wollte nicht einmal verblassen. Das Bild begann, ihn zu beherrschen. Es trieb ihn vor sich her, wie der Wind einen Ballon treibt, willenlos in jede Richtung, sanft mitunter und mit orkanhafter Gewalt ein andermal. Unter Qualen begriff er: 'Ich muß ihn malen, diesen schönen, unheimlichen Engel. Nur so kann ich ihn mir gefügig machen, nur so aus dem Beherrschten zum Beherrscher werden. Ich muß ihn in die Strukturen meiner Maltechnik zwingen!' Durch sein Schaffen hindurchleuchtend, soll der Engel dann, gebändigt und neu geformt, als sein Meisterwerk die Welt bewegen: ein machtvoller Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens. Er *muß* diesen Engel zu einem Teil seines Könnens machen!

Doch jedesmal, wenn er sich in der richtigen Stimmung wähnte, wenn er sich eingeschlossen hatte in seinem großen Atelier, wenn alles in ihm danach schrie, das Meisterwerk in Angriff zu nehmen, verblaßte das Bild, und sein Genius ver-

ließ ihn. Er wußte einfach nicht, wie er beginnen sollte, wie er das Bild, das so sehr in ihm brannte, auf die Leinwand zaubern könnte.

Und so überfielen ihn Zweifel: an seinen künstlerischen Möglichkeiten, seinem schöpferischen Elan, seinem Genie. Während die Welt ihm zu Füßen lag, ihn vergötterte als strahlende Lichtfigur am Kunsthimmel, war es in ihm dunkel geworden. Er versank in der Leere seines Unvermögens. Schlafstörungen setzten ein und Kreislaufbeschwerden. Frustrationen folgten und Depressionen. Er war ausgebrannt.

Abgrundtief verzweifelt beschloß er, seinem Leben ein Ende zu bereiten. Doch auch hier versagten seine Kräfte. Er vermochte es nicht.

In seiner großen Not widmete sich der Maler tagelang ganz seiner Violine, ein kostbares Instrument, das er vor zwei Jahren in einem Vorort von Rom hatte erwerben können. So rettete ihn die Musik vor dem Tod, vor dem Ertrinken im kalten Wasser seiner Hoffnungslosigkeit.

Auch heute abend hatte der Maler musiziert, Mozart und Schubert. Er gehört einem Streichquartett an, das sich an jedem Mittwochabend in der Nähe des Parks der Kammermusik erfreut. Kurz nachdem er vor drei Monaten in diese Stadt gezogen war, hatte er eine Einladung erhalten, in einem neuen Quartett mitzuwirken. Die anderen drei sind Berufsmusiker – Mitglieder des Städtischen Orchesters. Er ist der einzige Laie. So hatten ihn die drei gebeten, vorzuspielen. Wenige Takte genügten. Die drei waren begeistert. Und schon war er der Erste Geiger.

Bisher war er immer mit seinem Wagen zum Musikabend gefahren. Heute hatte er sich entschlossen, zu Fuß zu gehen – in der Hoffnung, daß ihn ein Spaziergang ablenken möge von seinen Sorgen und Problemen. Bis zu seiner großen weißen Villa ist es nur eine knappe halbe Stunde zu Fuß.

Sein Heimweg führt am Park vorbei. In diesem Umstand, diesem Zufall, lauert sein Schicksal.

Wie ein Planet einen stürzenden Kometen, so hatte der dunkle Park den Maler angezogen, mit unerbittlicher Gewalt. In dem Maße, in dem er sich den finsternen Büschen und Bäumen näherte, verstärkte sich die Anziehungskraft. Unaufhaltsam erfaßte sie jedes Gewebe seines Körpers. Er spürte, daß ihn etwas unwiderstehlich in seinen Bann zwang. Ein merkwürdiges Ziehen und Zittern durchzog die Eingeweide.

Die Ausstrahlung des nächtlichen Parks drängelte Nieder geschlagenheit beiseite und zwang den Maler, ganz gegen seinen Willen, immer weiter in das finstere Gewirr von Blättern und Ästen, immer weiter in geheimnisvolles Dunkel. Belebte Sinne verwoben den Nachhall des Musikerlebnisses mit den merkwürdigen Geräuschen des finsternen Parks, mit fremden Gerüchen und Bildern. Eine neue, eine faszinierende Erlebnisqualität! Dieses wispernde Flüstern der Blätter. Diese verwehenden Lautfetzen. Diese umhergeisternden Silhouetten und huschenden Schatten. Und über all dem dieses schwere, betörende Parfüm blühender Nachtgewächse!

Ein Sinnesorkan wirbelte sein Innerstes durcheinander, jagte Kribbelschauer bis in Teerschwarz-Verborgenstes. Aus der Tiefe dunkler Höhlen krochen animalische Gelüste hervor. Laue Abendluft umschmeichelte die Haut wie Seide. Angestachelte Neugier, pulsierende Erwartung – und auch immer wieder Angst, bis tief in seine Eingeweide.

## Jäger, die töten

Der Himmel erwacht. Wird grau, dann silbern. Verbannt Finsternis. Gebiert rotgoldenes Licht und gießt es über den Park. Ein neuer Tag beginnt.

Eine andere Welt! Andere Gerüche, andere Geräusche, andere Menschen. Selbst die Bänke sehen anders aus. Sonnenstrahlen durchfluten Büsche und Bäume, überfluten Wiese und Wege, verwöhnen alles überschwenglich mit Licht, spen-

den Wärme und Wohlbehagen. Blumen, Büsche und Bäume saugen und pumpen Säfte. Blätter und Knospen bauen und formen neues Leben. Fröhlich prahlen Frühlingsblumen mit ihren bunten Farben.

Die nächtlichen Darsteller, die Ursachen und Umstände ihres Treibens, wo sind sie? Es ist, als habe ein Bühnenmeister die Kulissen der Nacht, alle Gegenstände und Emotionen – den ganzen gesammelten Spuk – in den Bühnenhimmel hochgezogen.

Der Park ist groß. So groß, daß die Hast und Hetze der nahen Großstadt mit ihrem Summen, Brummen, Krachen und Quietschen, ihrem Qualm, Staub und Gestank nur seine Peripherie zu erreichen vermag, nicht aber sein Kernareal – und schon gar nicht die Wildnis und den See. Im Park kann man der Natur ganz nah sein, die Schöpfung tief in sich hineinwirken lassen und mit offenen Sinnen ihrer Eigenarten gewahr werden. Hier kann man ungestört nachdenken über sich und die Welt. Wie nirgendwo sonst kann man sich im Park seinen Träumen und Vorstellungen hingeben und nach dem Wesen und Sinn allen Seins suchen.

Dort, hinter den großen Kiefern, wo der Fluß in den See einmündet, pulsiert buntes Leben. Forellen, Flußbarsche, Äschen und Aale lauern auf Beute. Zwischen Schilfstengeln steht, unbeweglich wie ein Denkmal, ein hungriger Hecht in seinem Jagdrevier. Vögel picken nach Nahrung, Frösche und Unken machen Jagd auf Insekten und Würmer, und werden gejagt von Reihern und Ratten. Ungezählte Wirbellose fressen, flüchten, flattern, wühlen, schlängeln und kriechen. Im freien Wasser, auf dem Boden und an Pflanzen krabbeln, hüpfen, treiben, bohren und haften Milliarden kleiner und kleinster Lebewesen.

In diesem unentrinnbaren Netz von Jägern und Gejagten darf natürlich auch der Mensch nicht fehlen. Im Schatten großer Erlen, auf einem Klappstuhl nah dem Ufer, hockt ein



Mann. Bis zur Brust steckt er in einer dunkelgrünen Anglerhose, die in kräftigen Stiefeln endet. Breite Hosenträger überkreuzen einen braunen Pullover, und eine große Sonnenbrille schützt die Augen vor der Mittagssonne. Vor den Füßen steht ein geöffneter Metallkoffer mit allem, was man so zum Angeln braucht – Würmer, künstliche Fliegen, Blinker, Haken, Schnüre ... Links neben dem Klappstuhl steht eine Thermosflasche mit heißem Kaffee, und unter ausgebreiteter Regenjacke wartet ein Picknickkorb darauf, daß dem Angler der Magen knurrt.

Unruhige hellgraue Augen huschen hin und her unter dem weit über die Stirn hinausragenden Schirm einer grünen Sportmütze. Unablässig wandern sie von einem rot-weißen Schwimmer zum nächsten. Unter jedem Schwimmer treibt und tanzt in verschiedenen Tiefen des einmündenden Flußwassers eine Köstlichkeit: auf Haken aufgespießte, sich windende Regenwürmer und Kugeln aus Fruchtfleisch und Mehl.

Die Jäger im Wasser und der Jäger über dem Wasser suchen Beute – die im Wasser aus Hunger, der über dem Wasser zum Zeitvertreib.

“Schon was gefangen?” fragt der vorbeikommende Physiker den Ministerialrat.

“Nein. Nichts los.”

Die beiden hatten sich bei einem Konzert der Feuerwehrcapelle auf dem Spielplatz, in der Nähe vom Waldschloß, kennengelernt, und sie hatten sich sogleich in ein Gespräch vertieft über etwas, das sie beide interessiert: den Park.

“Es ist nichts los”, sagt der MinRat, “hier nicht und auch da oben nicht, im nördlichen Teil meines Reviers. Weiß der Teufel, die Fische haben keinen Schwung mehr, keine Lust mehr zum Beißen.” Resignierend nimmt er die Sportmütze vom Kopf und fährt sich mit der anderen Hand langsam über die Stirn und den angrenzenden nackten Teil des Kopfes, als wolle er dort längst entschwundene Locken richten. Durch die dünne Haut der Schläfen schimmern bläuliche Adern, und im

langen Hals hüpfte ein kantig vorspringender Adamsapfel.

“Vielleicht haben die Fische dazugelernt”, lächelt der Physiker.

“Wie meinen?”

Mit dem Zeigefinger drückt der Physiker von unten gegen den Nasenbügel seiner Brille und schiebt das einfache Metallgestell, dessen Vorderteil kleine ovale Gläser umfaßt, exakt an seinen Platz. Schlank ist er, eher hager, mittelgroß und einfach gekleidet. Äußerliches gilt ihm wenig. Auch sonst treibt er keinen großen Aufwand, was seine Person betrifft. Seine gewölbte Stirn akzentuiert einen völlig kahlen, eindrucksvoll geformten Schädel. “Wer läßt sich schon gern umbringen? Fische haben ein gutes Gedächtnis.”

“Ich bringe die Fische nicht um. Sobald ich einen Fisch geangelt habe, betrachte ich ihn, entferne den Haken, und werfe ihn zurück ins Wasser.”

“Das werden sich die Fische merken, und sie werden sich hüten, an dieser Stelle des Sees einen ähnlichen Köder noch einmal anzurühren.”

“Das glaube ich nicht. Außerdem behandle ich die Fische ganz vorsichtig, ganz fachmännisch.”

“Wenn ich ein Fisch wäre”, schüttelt der Physiker verständnislos den Kopf, “würde ich auf eine derartige fachmännische Behandlung gern verzichten.” Es ist ihm unbegreiflich, daß jemand mit Substanz im Hirn sich so wenig vorzustellen vermag, was er den Fischen antut. “Ihre Haken sind doch nicht ohne Grund so konstruiert, daß sie sich fest in den Kiefern, im Schlund oder im Fleisch der Fische verankern. Ohne Verletzungen kann das doch nicht abgehen. Auch das Drillen, das Herausziehen aus dem Wasser am Haken und das Zappeln an Land – all das verursacht doch Schock, Beschädigung der schützenden Schleimhülle, Prellungen, Wunden. Daran wird so mancher Fisch qualvoll zugrundegehen, zumal wenn er wirklich mehrfach geangelt wird.”

“Haben Sie schon mal geangelt?”

“Nein.”

“Sind Sie schon mal auf Entenjagd gegangen?”

“Nein.”

“Dann wissen Sie auch nicht, wovon Sie reden. Und Sie können nicht nachempfinden, was das für unsereins bedeutet. Ich würde Ihnen gern mal mein Revier zeigen, Ihnen gern mal erklären, wie man das macht. Da gibt’s eine Menge zu lernen!”

“Enten töten Sie auch?”

Der MinRat überhört den bohrenden Unterton, ja den Inhalt der Frage. “Erst wenn man das selbst erlebt hat, kann man sich ein Urteil bilden.” Im Grunde ist er froh, daß er sich unterhalten kann. Das lenkt ab vom Frust der Erfolglosigkeit. “Angeln und Jagen, das ist eine Mischung aus Sport und Freude am Erfolg. Und das ist auch immer wieder Angst, daß im letzten Augenblick noch etwas danebengehen könnte. Fische und Enten sind nicht dumm. Die muß man mit Phantasie und Einfühlungsvermögen überlisten.”

“Ich ...”, der Physiker hat sich verschluckt. Er hustet.

“Wie meinen?”

“Ich halte nichts vom Angeln und Jagen als Zeitvertreib.”

“Jagen ist ein Erlebnis!” Die hellgrauen Augen leuchten auf. Versonnen blickt der MinRat vor sich hin. “Im letzten Jahr”, erinnert er sich und befeuchtet mit breiter Zunge schmale Lippen, “war ich zur Jagd eingeladen bei einem Gutsbesitzer, einem Alten Herrn unserer studentischen Verbindung. Großartig war das! Schon beim Eröffnungsbankett im großen Saal des Gutshauses tanzte mir mein Jägerherz. Die hohen Wände waren über und über mit Hirschgeweihen und Wildschweinköpfen behängt: Jagdtrophäen von Generationen! An der Stirnseite des Saals prangten Geweihe von Sechzehndern mit vollem, ausgestopftem Kopf daran und langem, kräftigem Hals.”

Langsam schüttelt der Physiker den Kopf.

“Wie aus dem Wald ragten diese herrlichen Tiere aus den sie tragenden mächtigen Eichenstammscheiben. Und sie blickten

mit großen schwarzen Augen stumm und staunend in den Saal.”

‘Knochensammler’, denkt der Physiker, ‘Trophäensüchtige.’

“Plötzlich erklangen vom Hof her die Jagdhörner. Ihr vibrierender Klang fuhr mir durch Mark und Bein!” In den hellen Augen flammt die Leuchtkraft des Erlebten, funkeln Faszination und lebendiger Nachhall der damaligen Ergriffenheit. Der MinRat wendet den Kopf. Im Gesicht des anderen sucht er nach der Wirkung seiner Worte.

Aber der Physiker zuckt nur mit den Schultern. Und er denkt: ‘Was für ein Theater um erbarmungslos erschossene, hilflose Tiere!’

Da fährt der MinRat fort: “Dann erhoben wir uns, die ganze bunte Jagdgesellschaft, und führten die mit köstlichem Wein gefüllten Silberhumpen an die Lippen zum Begrüßungstrunk.” Wieder wendet er sich dem anderen zu. Der aber blickt unbeeindruckt geradeaus. “Am nächsten Morgen trafen wir uns in aller Herrgottsfrühe am Waldrand. Von dort ging’s, der aufgehenden Sonne entgegen, durch langsam sich auflösende Frühnebel auf die Jagd. Superb, sage ich Ihnen, absolut superb!” Der MinRat blickt vor sich hin. Dann sagt er langsam und bestimmt: “Ich jage gern. Das bringt Abwechslung in mein Leben, Spannung, Aufregung, Angst, ...”

“Wovor haben Sie denn da Angst?”

“Ich sagte es schon, man hat immer auch Angst, daß etwas schiefgehen könnte. Daß einem im letzten Augenblick das Wild davonläuft, der Fisch vom Haken rutscht. Daß die Enten nach mühseligem Anpirschen plötzlich auffliegen, zu weit entfernt, um mit einiger Sicherheit treffen zu können. Bitte versuchen Sie mal, sich das vorzustellen. Ich frühstücke um fünf Uhr morgens, ziehe mir die Jagdkleidung an, nehme mein Gewehr und die Munition aus dem Schrank, fahre an den See, pirsche durch Büsche, Binsen und aufsteigende Morgennebel, immer weiter, tief in den Schilfgürtel hinein. Und dann – ganz plötzlich – höre ich die En-

ten! Sehe auch mal was von ihnen. Für kurze Augenblicke nur. Und dann geht's wieder weiter. Dichter ran. Immer mit der allergrößten Vorsicht, damit ich ja kein Geräusch verursache. Dann stehe ich da. Warte. Und dann geht's wieder weiter. Noch näher ran an die Jagdbeute. Durch flaches Wasser, durch hohes Schilf, über bucklige Binsenwiesen. Und dann, endlich, bin ich in Schußposition. Versteckt im mannshohen Schilf. Mit entschertem Gewehr. Da zuckt mir mein Abzugfinger! Und dann, auf einmal, fliegen die weg! Fliegen einfach weg!!"

Der MinRat sieht den Physiker an, erwartet, erhofft Verständnis. Als der Physiker wiederum nichts sagt, fährt er fort: "Und die Krone ist, daß diese Viecher schön niedrig über dem Schilf fliegen und in wildem Hin und Her. Da ist man dann völlig hilflos. Und wenn man dann so richtig in Stimmung ist, kann man auch nicht gleich wieder aufhören. Selbst dann nicht, wenn man das eigentlich möchte. Ich habe schon erlebt, daß ich unbedingt nach Hause wollte, weil da die Übertragung eines wichtigen Fußballspiels im Fernsehen angekündigt war. Aber ich hatte noch nicht schießen können, und so war es mir einfach nicht möglich, mich loszureißen vom See. Manchmal war ich schon auf dem Weg nach Hause, und dann hörte ich plötzlich wieder Enten quaken. Da mußte ich dann einfach nochmal zurück."

"Der uralte Jagdtrieb", murmelt der Physiker, und er denkt: 'noch immer spukt er zwangvoll in den Köpfen und Eingeweiden selbst kluger, moderner Menschen.'

"Wie meinen?"

Der Physiker schiebt die Brille hoch. Dann sagt er, ohne auf die Frage zu antworten: "Wenn Sie die Fische, die Sie angeln, anschließend wieder ins Wasser werfen, warum angeln Sie dann überhaupt?"

Der MinRat ist erschüttert über soviel Unverstand. "So kann nur einer fragen, der noch nie geangelt hat!"

"Was sagen Sie zu meiner Frage?"

“Weil mir das Spaß macht!” Er dreht sich dem anderen zu. “Weil mir das Freude bereitet!”

“Und die Enten, die Sie geschossen haben, die können Sie doch nicht einfach wieder in die Luft werfen und rufen, ‘nun fliegt mal schön weiter!’ Tot ist tot. Macht Ihnen denn das Töten Spaß?”

“Ich bitte Sie! Wir müssen Bestände regulieren, nach den Regeln der Sportfischerei, des Jagdrechts, des Jagdbrauchs. Wir müssen das Gleichgewicht in der Natur erhalten. Es gibt zu viele Enten, zu viel Wild.”

“Warum wird dann geduldet, daß Enten so viel gefüttert werden? Warum füttern Jäger das Wild in strengen Wintern? Warum setzen Angler Fische ein in Flüsse, Seen und Teiche?” Der Physiker schüttelt verärgert den Kopf. “Doch nur, um sie später wieder ‘rauzusangeln. All dieser ‘Sport’, all dies Sich-Vergnügen geschieht letztlich immer auf Kosten der Natur. Eine gesunde Natur kann die Bestände besser regulieren als der tüchtigste Jäger.”

“Bitte denken Sie mal an den Revierbesitzer. *Ihm* gehören die Enten, das Wild. Er kann ...”

“Kein Tier gehört einem Menschen.”

“Wem sonst?”

“Ein Tier gehört sich selbst.”

“Sie verkennen völlig...”

“Ich erkenne nicht die positiven Seiten der Jägerei und nicht, daß die Regulierung von Tierbeständen eine wichtige Aufgabe sein kann. Aber es gibt auch andere Regulierungsmethoden als Schießen und Angeln.”

“Töten ist am einfachsten.”

“Töten nur als Hegepflicht oder zur Nahrungsgewinnung. Nicht als Spaß, nicht als Sport! Wer jagd, bedroht Leben, und wer Leben bedroht, trägt Verantwortung. Der sollte einen guten Grund haben für sein Tun – einen besseren, als sich zu vergnügen.”

Der MinRat will etwas entgegenen, aber ihm fehlen die Wor-

te. Er schluckt. Stumm hüpfet der Adamsapfel.

“Ich meine schon, daß Sie ehrlicher sein sollten, gegenüber anderen und sich selbst, daß Sie zugeben sollten, daß Sie zum Zeitvertreib Angeln und Jagen – und aus Spaß am Töten.”

“Töten ist nicht das Wichtigste bei der Jagd.”

“Nun, dann mache ich Ihnen einen Vorschlag.”

“Ich höre.”

“Montieren Sie ein Zielfernrohr auf Ihr Gewehr.”

“Habe ich bereits.”

“Gut. Dann lassen Sie das Zielfernrohr mit einer Kamera verbinden und diese mit dem Abzug Ihres Gewehrs. So können Sie sämtliche Einzelheiten Ihrer Jagderlebnisse genießen und auch schießen. Allerdings nur mit der Kamera, und daher nicht töten. Sie können genau überprüfen, ob und wie Sie die Ente getroffen haben. Das zeigt Ihnen das Fadenkreuz auf dem Foto exakt an. Sie können das Foto aufbewahren und sich und anderen immer wieder nachweisen, was für ein guter Jäger und Schütze Sie sind. Der einzige Unterschied bei all dem ist: die Ente bleibt am Leben. Sie töten nicht.”

Der MinRat wendet sich hin und her auf dem Klappstuhl. Das Gespräch hat unangenehme Formen angenommen. Der kantig vorstehende Adamsapfel hüpfet wie eine abgemagerte Erdkröte, unvermittelt und ruckartig. So hatte er sich die Unterhaltung mit dem Physiker nicht vorgestellt. Natürlich wäre die Sache mit der Kamera keine akzeptable Lösung. “Bitte erlauben Sie mir”, sagt er schließlich, “auf etwas hinzuweisen: Sie verkennen völlig, daß bei der Jagd auch eine gewisse Fairneß mit im Spiel ist.”

“Fairneß?”

“Die Enten haben gewissermaßen eine fifty-fifty Chance.”

“Das versteh ich nicht.”

“Ja, sogar mehr als fifty-fifty. Sie sollten einmal selbst miterleben, wie oft die mir entkommen.”

“Eine fifty-fifty Chance würde doch bedeuten, daß auch die Enten gern auf Jagd gehen, und zwar auf Menschenjagd, und

daß auch sie ein Gewehr hätten und damit in vergleichbarer Weise umgehen könnten wie Sie. Sozusagen ein Duell Mensch gegen Ente, mit gleichen Waffen. Da gäbe es eine fifty-fifty Chance.”

Jetzt lacht der MinRat: “*Sie* haben eine Phantasie!”

“Macht Ihnen das denn wirklich überhaupt nichts aus, so einfach eine Ente abzuknallen, ein Leben auszulöschen?”

“Daran denkt man nicht beim Jagen. Sie verstehen einfach nicht”, lächelt der MinRat nachsichtig, “was Jagen für den Menschen bedeutet.”

“Oh doch, das verstehe ich sehr gut. Der Mensch jagt seit uralten Zeiten. Über Millionen von Jahren hat da ein mächtiger Trieb tiefe Spuren gegraben. Auch heute noch drängelt dieser Trieb bei vielen Menschen – und in vielen Formen – immer wieder an die Oberfläche.”

“Was ist dagegen einzuwenden?”

“Nichts – solange die Folgen des Triebes im Einklang stehen mit unserem heutigen Leben. Früher war Jagen Nahrungserwerb. Und früher verursachte es nicht wesentlich mehr und nicht wesentlich andere Veränderungen in der Natur als das Jagen anderer Raubtiere.”

“Und heute?”

“Heute hat der Mensch neue Grundlagen geschaffen für seine Ernährung. Heute schädigt und schändet er die Natur auf so vielfältige und so grausame Weise, und er tötet in einem so unvorstellbaren Ausmaß, daß jedes zusätzliche Töten unterbleiben sollte, zumal, wenn es nur dem Vergnügen dient.”

Der MinRat wischt sich über die feucht gewordene Stirn.

“Mit geradezu stupendem Unverstand”, fährt der Physiker fort, “halten sich manche Menschen sogar noch zusätzliche Jäger und lassen sie auf die bereits unter den Vernichtungsschlägen der Menschheit taumelnde Natur los.”

“Was für Jäger meinen Sie?”

“Millionen Katzen, Millionen Hunde. Bedenkenlos lassen



einige Menschen sie jagen und töten. Zum Spaß, ist man versucht zu sagen, denn – wie die meisten Angler und Jäger – töten die meisten Katzen und Hunde ja nicht aus Hunger.”

“Ich bitte Sie, so schlimm kann das doch nicht sein.”

“Katzen verletzen, verstümmeln und töten jedes Jahr allein in unserem Lande Millionen und Abermillionen von Kleinsäugetern, Vögeln, Fröschen, Unken, Kröten, Molchen ... Alles, was sich bewegt und nicht zu groß ist, wird triebhaft verfolgt und, wenn es nicht rechtzeitig fliehen kann, grausam zu Tode gequält. Ein gewaltiges, stummes Leiden und Sterben! So manche der verfolgten Tiere sind vom Aussterben bedroht. Viele haben sich im Kampf ums Überleben in vom Menschen schwer erreichbare Biotope zurückgezogen. Aber oftmals folgen ihnen die Katzen selbst dahin. Katzen haben einen starken Jagdtrieb, sie *müssen* jagen. Aber die weitaus meisten Katzen spielen heute nicht mehr die ihnen ursprünglich von der Natur zugewiesene Rolle. Der Mensch hat ihren Rollenplan verfälscht. *Er* trägt die Verantwortung für ihr Zeitvertreib-Töten.”

“Viele Menschen sehen in Katzen liebe Gefährten. Sie wären unglücklich, wenn sie auf Katzen verzichten müßten.”

“Es geht nicht ums Verzichten. Es geht um Verantwortung.”

“Wie meinen Sie das?”

“Es geht darum, sich nicht nur der Katzen zu erfreuen, sondern auch die Konsequenzen der Katzenhaltung zu tragen. Dazu gehört Schadensvermeidung.”

“Sie meinen allen Ernstes, daß ich nicht mehr jagen sollte?”

“Ich meine, Sie sollten *so* jagen, daß dabei kein Tier gequält oder getötet wird.”

“Wie stellen Sie sich das vor?”

“Ich sagte es schon, jagen mit den Augen, mit der Kamera.”

“Da spielen die Jäger nicht mit und nicht die Angler!”

“Warum nicht? Denken Sie mal an die Safaris in Afrika. Was ist da früher geschossen und gemordet worden. Heute gibt es Fotosafaris. Das habe ich selber schon dreimal mitgemacht.

Ein herrliches Erlebnis! Und ganz ohne den Tieren Schaden zuzufügen, ohne sie zu verletzen, ohne sie zu töten. Eine solche Safari mit den Augen, mit der Kamera, zählt zu den schönsten Dingen, die wir Menschen heute noch erleben können. Auch bei dem grausamen Geschäft des Walfangs hat sich eine Wende angebahnt. Vor allem in Amerika begegnet man diesen wundervollen Tieren heute mit Respekt und Zuneigung. Dort gibt es Safaris zum Beobachten und Photographieren von Walen. Wenn da einer eine Harpune mitbringen würde oder ein Gewehr, auf so eine Augenjagd, der könnte was erleben!”

“Das stimmt doch so alles nicht. Japaner und Norweger jagen auch heute noch Wale. Und mein Vetter jagt seit Jahren Großwild in Tansania – vor allem Leckerbissen wie Löwen und Leoparden. Als aktiver und sehr erfolgreicher Geschäftsmann braucht der das zur Abwechslung und Entspannung.”

“Entspannung?”

“Sein neuester Leopard hängt an der Wand neben seinem Kamin. Ein großes, wunderschönes Tier! Das zeigt er jedem, der in sein Haus kommt. Und dann erzählt er von seinen Jagderlebnissen. Spannend, sage ich Ihnen. Aufregend! So manch ein Jäger ist ein schlechter Schütze, hat er mir erzählt. Der trifft die Beute in den Bauch. Das ist gefährlich. Ein angeschossenes Tier ist unberechenbar. Nächstes Jahr will er mich mitnehmen.”

“Soviel Lust am Töten ist für mich unfassbar.”

“Das sehen Sie völlig falsch. Auch heute noch fühlen Großwildjäger wie Hemingway. Lesen Sie mal dessen große Afrika-Romane!”

“Ich habe das nie verstehen können.”

“Was?”

“Wie ein großer Schriftsteller so fühlen kann. Wie sich feinsinnige Kreativität mit grobschlächtiger Lust am Lebenslöschen verbinden kann – mit Lust am Stierkampf, Hochseeangeln, Großwildjagen.”

## Trampelpfade

Im Hüter des Parks, dem Gärtner, gärt Ärger. Es geht um Trampelpfade. Schon mehrfach hatte er seine Mitarbeiter angewiesen, den Pfad zu bepflanzen, der durch dichtes Gebüsch von hinten her zu der Bank führt, die auf dem Hügel steht, der Bank unter der großen uralten Eiche. Nie ist etwas daraus geworden.

Gestern hatte er im Eingangsbereich des Pfades kriechende Rosen mit kräftigen Dornen gepflanzt. Heute morgen wollte er sich vergewissern, daß alles in Ordnung ist. Alle Rosen sind verschwunden. Spurlos!

“Dieser Kerl!”, ruft der Gärtner. Er forscht nach Verdächtigem. Und da bemerkt er, daß alle Zweige, die es gewagt hatten, von den Seiten her in den Pfad hineinzuwachsen, sorgfältig abgeschnitten und alle abgeschnittenen Teile ebenso sorgfältig entfernt worden sind. Das ist zuviel! ‘Es geht nicht anders’, denkt der Gärtner, ‘ich *muß* ihm einen Denkartel verpassen.’

Er läuft den schmalen Kiesweg hinunter. Als er den Bach überquert, dröhnt die Holzbrücke. Er startet das Gärtnerfahrzeug, wendet und fährt zurück zur Werkstatt. Dort kramt er in alten Kisten. Schließlich liegen drei Marderfallen auf dem Boden. So eine Falle kann einem Bein Wunden beibringen, die Wochen benötigen, um zu verheilen. Vor einigen Jahren hatte er diese Fallen einsetzen müssen, als die Marder überhandnahmen und großen Schaden anrichteten unter Vögeln und Eichhörnchen.

Er wählt die kleinste Falle aus.

Der Gärtner will warten, bis Kinder und Tagesbesucher mit Sicherheit den Park verlassen haben. Heute abend steht ein Theaterbesuch auf seinem Programm. Danach wird er tun, was er nun tun muß.

Er sieht nach seinen Aquarien. Die neuen Fische haben gelaicht! Jetzt schmunzelt er. Und das geht bei ihm nicht

ohne eindrucksvolle Verwerfungen in der von tiefen Falten und Furchen durchzogenen Landschaft seines Gesichtes. Hier hat ein ereignisreiches Leben mit einzigartigen Höhen und Tiefen unauslöschbare Spuren hinterlassen. Die zerklüftete Gesichtslandschaft hat die Sonne gebräunt, haben Wind und Wetter geerbt: ein Gesicht, das man nicht vergißt. Und was könnte besser dazu passen als die langen, rotblonden, gewellten Haare und der kräftige Kinnbart?

Vom Theater zurückgekehrt, wickelt der Gärtner die Falle in Ballentücher, klemmt sie auf den Gepäckträger seines Fahrrads und holt die große Lampe hervor, die man sich umhängen kann. Dann radelt er zur Bank auf dem Hügel. An der Brücke angelangt, lehnt er das Rad ans Geländer, nimmt die Falle vom Gepäckträger und geht damit den schmalen Kiesweg hinauf. Er wickelt die Falle aus und stellt sie auf den Boden. Mit dem Fuß drückt er den Spannhebel nach unten, ergreift mit beiden Händen die Fallenbacken und preßt sie auseinander bis sie einrasten. Dann sichert er die gespannte Falle, indem er mit der Fußspitze die beiden Sicherungen, eine nach der anderen, herumschwenkt. So, diese kitzlige Phase wäre überstanden. Vorsichtig plaziert er die Falle im vorderen Teil des Pfades, dort, wo die Rosen waren.

Sein Gewissen plagt ihn. Aber der Ärger ist stärker: 'Ich muß es tun.' Er nimmt einen Zweig vom Boden und dreht damit die Sicherungen herum. Nun ist die Falle scharf!

Rasch geht er zurück zur Bank, läuft den Kiesweg hinunter zum Fahrrad und radelt nach Hause.

Er ist todmüde.

Aber aus dem Schlafen wird nichts in dieser Nacht. 'Ich hätte das nicht tun sollen!', denkt der Gärtner, 'das ist doch gefährlicher Unfug.' Er steht auf. Geht ziellos umher. Und nun entdeckt er auch noch, daß ein für ihn sehr kostbares Erbstück verloren gegangen ist. Lange sucht er herum. Vergebens.

## 2 KÖNIGSKINDER

*“Es war kein Mensch.  
Es war ein Tier”*

### Brückenbau

Wie das Läuten einer Silberglocke, so schwingt Lachen durch den abendlichen Park. Das offene, befreiende Lachen einer jungen Frau. Peter hat Inge ein lustiges Kompliment gemacht, über das sie sich so recht von Herzen freuen kann. Die beiden sitzen auf einer von Büschen umstandenen Bank. Die steht auf einem Hügel, unter einer großen uralten Eiche.

Inges Augen strahlen. “Ach, du!”, ruft sie und versetzt Peter einen Schubs mit der Schulter. Ein kecker Kopfwurf, und ihr blonder Zopf fliegt von der Schulter in den Nacken. Vor sich hin lächelnd entnimmt sie ihrer Tragetasche ein geblühtes Taschentuch und betupft damit die Augen.

Dann aber bedrückt sie wieder Unsicherheit. Peters Art, die Welt zu sehen, ist neu für sie, fremd und beunruhigend. Die beiden kommen aus sehr verschiedenen Traditionen.

Inge ist in einer Welt aufgewachsen, in der seit Generationen das Christentum im Mittelpunkt steht. Ihre Welt, das ist die Welt ihres Vaters, des Pastors – eine Welt, die im Glauben ruht, die voller Harmonie ist und warmer Geborgenheit. Im Wirkungsfeld ihres Vaters und unter seinem Einfluß ist sie zu einer tiefgläubigen Christin geworden. Wie ein Wall hat das bedingungslose Vertrauen in ihren Gott sie abgeschirmt und beschützt vor kritischen Existenzfragen. Jetzt trifft sie die Kälte unvorbereitet, die ihr aus den Gesprächen mit Peter entgegenweht.

Vor drei Wochen ist sie Peter zum ersten Mal begegnet, während einer Sportveranstaltung der Universität. Aus dieser Begegnung ist eine Freundschaft geworden, und die ist aufgeblüht zu einer ihr ans Herz gehenden Beziehung, der ersten

Beziehung zu einem jungen Mann in ihrem Leben.

Mit Bestürzung erlebt Inge, daß ihr Freund vieles völlig anders sieht als sie. Peter verunsichert sie. Er stellt fast alles in Frage, was ihre Welt ausmacht – und das mit oft schwer zu widerlegenden Argumenten.

Peter ist in einer Großstadt aufgewachsen, als Sohn eines Schrankenwärters. Leben, das war für ihn von Anfang an Kampf und oft auch Hunger. Es gab Prügeleien mit Altersgenossen und rücksichtslos ausgetragene Revierkämpfe mit Jugendgruppen aus der Umgebung. An so manchem Monatsende wußte seine Mutter nicht, wie sie ihn satt kriegen sollte. Vater und Mutter sind früh gestorben, nahezu gleichzeitig. Mit Zähigkeit und Fleiß hat er sich ein eigenes Leben aufgebaut. Er ist ein kritischer Realist geworden und ein kompromißloser Sucher nach der Wahrheit. Unter harter Schale verbirgt sich aber ein weicher Kern. Mitunter fühlt er sich sehr einsam in seinem vom Drang nach Erkenntnis beherrschten Dasein. Und dann kann er, ohne jeden ersichtlichen Grund, ganz plötzlich in tiefer Wehmut versinken. Als Wissenschaftler arbeitet Peter mit Eifer und wachsendem Erfolg im Botanischen Institut. Wie ein leuchtender Sonnenstrahl ist Inge in seine graue Welt gekommen.

Zum erstenmal in ihrem Leben hat Inge und Peter ein wundersamer Zauber erfaßt. Mit staunenden Sinnen erahnen die beiden die zaghaft in ihnen aufblühende große Liebe.

Große Liebe baut auf Einander-Kennen. Große Liebe braucht Vertrauen und Verständnis. So suchen sie einen Weg zueinander.

Peter hebt den Kopf. Sein Blick wandert in den die Nacht erwartenden Park. Langsam gleitet er über die weite Wiese, die sich vor ihnen ausbreitet und deren Gräser jetzt das noch matte, fahle Licht des Vollmondes streichelt und verfremdet. Am fernen Ende der Wiese erkennt er die alte riesige Rotbuche. Während er gestern abend mit Inge auf dieser Bank ge-

essen hatte, war ihm die Rotbuche ein Ruhepunkt gewesen für seine suchenden Gedanken.

Peter legt den Arm um seine Freundin, versucht, sie an sich zu ziehen. Aber Inge entwindet sich ihm mit langsamen, kaum wahrnehmbaren Bewegungen. Sie muß erst diese Erörterung weiterführen. Das ist sehr wichtig für sie. Die Art, in der Peter von Religion spricht, und von Gott, ist fremd für sie, ja verletzend.

Zögernd nimmt sie das Gespräch wieder auf: "Was du da vorhin gesagt hast, ... das überzeugt mich nicht. So einfach können wir uns das meiner Ansicht nach nicht machen." Behutsam rückt sie etwas ab von Peter. Streicht mit beiden Händen ihre Haare glatt und zieht die schwarze Samtbandschleife fest, die ihre langen blonden Strähnen zum Zopf bündigt. "Es gibt keine menschliche Gesellschaft ohne Religion. Sie bietet den Menschen Zuversicht, Halt und Kraft." Inge überlegt einen Augenblick. Dann sagt sie: "Und für mich ist das Christentum, eine uns durch Jesus Christus zuteil gewordene göttliche Offenbarung, die höchste Form der Religion."

"Wie meinst du das, die höchste Form der Religion? Und wie willst du das begründen?" Peter stopft sich eine Pfeife.

"Ich hatte heute ein langes Gespräch mit meinem Vater. Er hat sich eingehend mit der Verbreitung der Religionen befaßt. Weil mich das alles sehr interessiert, hat er mir Einzelheiten erläutert. Dabei hat er mir auch Zahlen genannt. Es gibt sechs Religionen auf der Welt ..."

"Viel mehr."

"Nun gut, sechs große."

"Du meinst zur Zeit."

"Ja. Vor kurzem hat man deren Mitgliederzahlen geschätzt." Inge fixiert einen großen hellen Stern. "Mal seh'n, ob ich das jetzt richtig zusammen bekomme." Gewissenhaft zählt sie auf, unter Zuhilfenahme ihrer wunderschönen schlanken Finger: "33 Prozent sind Christen, 15 Prozent Mohammedaner, 13

Prozent Hindus, 11 Prozent Konfuzianer ... Hmm. Wie geht's weiter? Ach ja, 7 Prozent sind Buddhisten, 4 Prozent machen Stammesreligionen aus und Animisten. Rund 17 Prozent gehören kleineren Religionsgemeinschaften an oder haben keine Religion."

"Bravo, macht genau 100 Prozent."

"Ach, du!" Inge knufft ihren Freund mit dem Ellenbogen. "Mir ist es wirklich ernst! Eineinhalb Milliarden Menschen sind getaufte Christen. Darum verkörpert für mich das Christentum die höchste Form der Religion."

Peter schüttelt den Kopf. "Das Christentum macht verhängnisvolle Fehler."

"Fehler? Was für Fehler?"

"Die Mißdeutung der Rolle, die die Natur dem Menschen zuweist. Die Förderung von Verhaltensweisen, die dem Drehbuch der Schöpfung zuwiderlaufen. Die Blockade einer Lösung so entstehender Probleme durch doktrinäres Festklammern am einmal eingeschlagenen Weg."

"Peter!"

"Im Verlaufe der Zeit haben Kirchenobere auf dem Boden der Lehren Christi ein egoistisch-patriarchalisches Machtgefüge errichtet, diplomatisch diskret nach außen, aber anmassend aggressiv im Kern. Die Strategie ihrer Machtgier basiert auf fehlgeleiteten Ängsten der Gläubigen, perfektionierter Menschenbeherrschung und einem autoritären Führungsstil, der sich jeder demokratischen Kontrolle hartnäckig widersetzt. Kirchenobere haben das Vermächtnis Christi entweiht. Sie haben aus den Wegweisern Christi eine Dokumentation menschlicher Irrwege gemacht."

"Peter! Du tust mir sehr weh, wenn du so sprichst."

"Inge!" Er legt seine Hand auf ihren Arm. "Ich will dir nicht weh tun. Bitte, laß uns von etwas anderem reden. Sieh nur, der große Stern dort. Sieh nur, wie schön der Nachthimmel ist! Komm, laß uns ..." Er versucht abermals, sie in den Arm zu nehmen.



“Nein, Peter! Nein! Bitte!! ... Ich kann nicht. Jetzt nicht. Du und ich, wir haben sehr verschiedene Lebenserfahrungen. Wir haben sehr große Schwierigkeiten damit, zueinanderzufinden. Wir stehen an ganz verschiedenen Ufern. Wir sind Königskinder.”

“Ja”, sagt Peter. “Ja, das ist wahr.”

“Wir müssen gemeinsam versuchen, eine Brücke zu bauen ... eine Brücke, die uns *beide* trägt, die es uns ermöglicht, über tiefes Wasser zueinanderzugelangen. Dabei muß auch du helfen. *So* helfen, daß nichts zerschlagen wird, daß eine Konstruktion entsteht, die uns beide zu tragen vermag – mit all unseren Verschiedenheiten.”

“Aber wie können wir das tun, ohne unsere Verschiedenheiten zu kennen?”

Inge nickt. “Ich will mich sehr bemühen, dir zuzuhören. Bitte sag mir offen, was du denkst, was du fühlst, wie du die Welt siehst.”

Langsam zieht Peter seine Arme zurück. Dann greift er in die Jackentasche, holt sein Feuerzeug hervor und entzündet paffend den Tabak in seiner Pfeife. “Also, was ist eine Religion? Sie ist der Glaube an eine transzendente Macht, die das Weltgeschehen lenkt, an die Existenz übersinnlicher Kräfte, die in besonderem Maße auf den Menschen ausgerichtet sind.” Peter saugt an seiner Pfeife. Aus zugespitzten, von kurzgeschnittenem Backenbart eingerahmten Lippen entläßt er blau-graue Rauchwolken. “Eine Religion verleiht der menschlichen Existenz einen Sinn, eine Berechtigung, und sie vermittelt dem Gläubigen einen Seinsgrund. Auf dieser Basis entwickelt der religiöse Mensch Verhaltensregeln, Tabus und Rituale. Er betet und opfert. Er formuliert Antworten auf die großen Fragen der Menschheit. Er belehrt sich und andere über Pflichten, Geheiligtens und Verbotenes.” Peter pafft. “All dies, einmal verkündet, darf dann nicht mehr in Frage gestellt werden. Ja, man darf nicht einmal mehr kritisch darüber diskutieren.” Er schmunzelt. “Zuallererst müssen wir versuchen,

uns von derartigen Tabus zu befreien. Wenigstens für die Dauer dieses Gespräches.“ Er sucht Inges Augen. Die hat den Blick auf ihre im Schoß gefalteten Hände gerichtet. Nachdenklich nickt sie.

Wieder läßt Peter Rauch entweichen, ganz bedächtig, gen Himmel. Dann spricht er weiter. “Wo liegen die Antriebskräfte? Sie liegen in uralten, unerfüllbaren Sehnsüchten und Hoffnungen der Menschen. Der Sehnsucht, über den Zaun sehen zu können, und der Hoffnung, jenseits des Zaunes Trost, Sinn, Hilfe und Erlösung zu finden. Im Verlauf der Menschheitsgeschichte hat es Hunderttausende verschiedener Religionen gegeben. Innerhalb des Christentums gibt es Hunderte von Sekten. Nicht selten bekämpfen sie einander. Weltweit werden in jeder Woche neue Religionen geboren und alte begraben. Überall kommt nur das heraus, was Menschen denken und empfinden, wünschen und wollen. Jede Gruppe legt sich ihren Messias zurecht und ihre Vorstellungen über die Entstehung der Welt und des Menschen. Religionen sind vergänglich. Die erste ist mit dem Menschen entstanden, die letzte wird mit ihm vergehen. Solange sie leben, sind Religionen ein Teil des Menschen, und immer sind sie das, was er aus ihnen macht.”

Peter schweigt und streichelt Inges immer noch gefalteten Hände. Dann sagt er: “Du hast vom Christentum gesprochen. Die Repräsentanten dieser Religion beanspruchen im Namen Jesu die Absolutheit ihrer Lehren. Das ist eine Anmaßung. Jesus kann uns auch heute noch, nach fast zweitausend Jahren, in so manchem Vorbild sein, vor allem in seiner Bescheidenheit und Rechtschaffenheit, aber auch in seiner Lebensweisheit und Lebensfreude. Was ist aus seinen Lehren geworden? Das heutige Christentum hat mit diesem Mann nur noch den Namen gemeinsam. Viele Menschen, die sich Christen nennen, haben die Lehren Jesu – die andere erst lange nach seinem Tod niedergeschrieben und ausgeschmückt haben – längst verraten. Das von den Nachfolgern formulierte

christliche Glaubensgut steht im Widerspruch zu fast allem, was die Menschheit an neueren Einsichten in Naturgeschehen erarbeitet hat. Unser heutiges Weltbild läßt sich eher mit dem alten Ideengut fernöstlicher Religionen verbinden als mit den oft sehr merkwürdigen Vorstellungen des wesentlich jüngeren Christentums. Du hast gesagt, eineinhalb Milliarden Menschen seien Christen. Sind sie es wirklich? Sie schreiben auf Fragebögen 'katholisch', 'protestantisch', 'evangelisch'. Meist schreiben sie das, ohne darüber nachzudenken."

## Prägung

Peter nimmt einen tiefen Zug aus der Pfeife. "Viele Menschen bezeichnen sich als Christen, weil sie entsprechend geprägt worden sind, lange bevor sie das Rüstzeug hatten, selber darüber nachzudenken. Die meisten haben sich niemals selbst entscheiden können. Sie sind Gefangene einer Welt, die ihnen Geistliche, Eltern und Lehrer übergestülpt haben."

"Niemand läßt sich so leicht eine Welt überstülpen."

"So manche religiöse Kaderschmiede hat ein treffsicheres, wirkungsstarkes System von Prägungsmechanismen entwickelt. Eine ausgefeilte Mischung aus Indoktrination, ritualisierten Verhaltensnormen, Schurigelei, Strafe und Lob: Meisterwerke der Prägungspädagogik. Kaum einer der dort Erzogenen, der nicht ein lebenslanges Stigma davonträgt. Kaum einer, der beim Versuch, auszubrechen, ohne Beschädigung davonkommt. Stark Geprägte werden das ihnen Eingetrichterte nur schwer wieder los. Sie leben in einem geistigen Gefängnis. Viele leiden unter Konflikten. Nur wenigen gelingt es, sich zu befreien. Ich halte das von egoistischen Interessen ausgehende Prägen junger, hilfloser Menschen, sei es in Religion oder Politik, für unmoralisch."

"Was verstehst du unter Prägung?"

“Wenn eine Gans die Eihülle bricht und erstmals das Licht der Welt erblickt, lernt sie ihre Eltern kennen. In diesem Augenblick erfolgt eine Prägung: Unauslöschbar prägt sich die frisch geschlüpfte Gans das Bild der Eltern ein und watschelt von nun an diesen nach.”

“Wer prägt? Das Junge oder das Alte?”

“Die Prägung geht vom Alten aus, aber sie vollzieht sich im Jungen.”

“Und wenn man die Eltern vor dem Schlüpfen entfernt?”

“Dann prägen sich die jungen Gänse das Bild *des* Wesens ein, das ihnen zuerst begegnet.”

“Und wenn das ein Mensch ist?”

“Dann folgen sie von nun an diesem Menschen. Sie merken sich sein persönliches Aussehen und versuchen, ihm überallhin zu folgen. Von dieser Prägung lassen sie sich nicht abbringen, auch dann nicht, wenn ihnen jetzt ihre eigenen Eltern vorgestellt werden. Ähnlich verhalten sich einige andere Tiere.”

“Welche?”

“In seiner Vorlesung bringt Professor Frische immer das Beispiel von dem jungen Purpurreiher. Der war unmittelbar nach dem Schlüpfen von einem Zoologen aus dem Nest genommen worden und auf dessen Person geprägt. Der Reiher verteidigte später den Zoologen gegen jeden vermeintlichen Feind. Als er herangewachsen war, machte er seinem Pfleger einen Heiratsantrag – nach Reiherart – und baute mit ihm zusammen ein Nest. Der Zoologe kannte die Nestbau-gewohnheiten der Purpurreiher und half, so gut es ging. Immer wieder verlangte der Reiher von ihm das Zureichen von Ästen, die er dann mit Eifer und Geschick zum Horst verflocht. Als der Nestbau vollendet war, forderte der Reiher den Zoologen auf, sich mit ihm zu paaren. An dieser Stelle der Vorlesung fügte Frische lakonisch hinzu: Womit das Verhältnis der beiden Partner die Grenze des Möglichen erreicht hatte.”

“Armes Tierchen!”

“Prägung hat eine wichtige biologische Funktion.”

“Auch beim Menschen?”

“Alle Menschen sind Kinder ihrer Epoche. Das fördert den Zusammenhalt, aber es kann auch die Entfaltung des Einzelnen behindern.”

“Behindern? Wie?”

“Individuen werden in die Vorstellungswelt einer vorurteilsverhafteten Gesellschaft gedrängt. Sie können zu Gefangenen des Zeitgeistes werden.”

“Gefangene? Davon kann man sich doch befreien.”

“Der Weg aus dem Labyrinth geprägter Abhängigkeiten, das Sich-Befreien aus einem psychischen Gefängnis, ist zu allen Zeiten schwer gewesen.”

“Gibt es auch beim Menschen – wie bei dem Reiher – durch bestimmte Personen verursachte Prägungen?”

Peter nickt.

“Durch wen?”

“Vor allem durch Lehrer und Priester.”

Inge fühlt plötzlich, daß hier etwas angesprochen wird, das sie betrifft. Sie wird unsicher. Vergebens sucht sie nach Gegenargumenten. Ihre Unsicherheit raubt ihr für einen Moment klares Denken. “Priester? Verzerrst du das nicht?”

“Wer einem Kind das Bild des qualvoll am Kreuz sterbenden Christus immerfort vor Augen führt, wer ihm die Schmerzen des Gekreuzigten tief ins Herz pflanzt, wer ihm wieder und wieder die merkwürdig-mittelalterlichen Zeremonien und Beschwörungsformeln des Gottesdienstes zumutet, der fesselt die kindliche Seele.”

“Das Kreuz ist das Herz des Evangeliums!”

“Das Wort vom Kreuz ist der Kern der Botschaft des Paulus, eines Mannes von unnatürlicher, ja abartiger Sittlichkeit. Eines Mannes von despotisch-autoritär prägender Aggressivität.”

“Paulus war ein Mann von überragender geistiger Brillanz.

Und er war ein begnadeter Redner!”

“Ja. Und so hat er die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß aus einer kleinen, zunächst wenig beachteten jüdischen Konfession die Weltreligion der Christen entstehen konnte – eine Weltreligion, an deren zum Teil recht merkwürdigen Botschaften wir noch heute leiden.”

“‘Das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verloren werden; uns aber, die wir selig werden, ist’s eine Gotteskraft.’ So steht’s in der Bibel.”

“Das Kreuz war vor Jesus und vor der Bibel. Für mich ist das Kreuz ein Stück gewachsener Humanität. Für mich repräsentiert es nicht nur christliche Glaubenselemente sondern abendländische Tradition, Kultur und Freiheit. So wird es auch für mich zu einem Symbol, mit dem ich mich identifizieren kann, mit und unter dem ich leben kann.”

“Ja”, sagt Inge, “so könnte auch ich das sehen. Hier finde ich ein Stück Weg, auf dem wir uns näher kommen können.” Nach einer Weile fügt sie hinzu: “Warum lehnt du dich so sehr auf gegen das, was Christus uns lehrt?”

“Ich lehne mich auf gegen das, was die Ausdeuter und Nachfolger aus seinen Lehren gemacht haben. Gegen die Art, in der sie ihre eigenen Interessen und Ziele in den Vordergrund gerückt haben. Und gegen die Rücksichtslosigkeit ihrer Methoden des Missionierens und Unterdrückens.”

“Die ersten Europäer, die den Indianern begegneten, haben in ihnen wilde Tiere gesehen und sie entsprechend behandelt. Aber der Papst hat sie schon sehr früh zu Menschen erklärt.”

“Ja, und wie lautete seine Begründung? ‘Da sie fähig sind, den christlichen Glauben anzunehmen!’” Peter schüttelt den Kopf. Dann sagt er: “Wer immerfort die Sünde beschwört, wer ständig mit Schuld und Strafe droht, wer dem Menschen immer wieder die Angst vor den Fürchterlichkeiten des Fegefeuers ins Hirn hämmert, der prägt in verderblichem Ausmaß. Der baut ...”

“Selig ist der Mensch, den Gott strafet; darum weigere dich

der Züchtigung des Allmächtigen nicht.”

“... der baut dem Menschen eine Hölle schon auf Erden.”

Peter blickt hinüber zur Rotbuche. Nachdenklich sagt er: “Ich möchte dir etwas aus meiner Kindheit erzählen. Ich hatte einen Freund. Er war immer sehr korrekt angezogen, immer wie aus dem Ei gepellt. Er hat nie an unseren Kinderkriegen teilgenommen. Ich habe ihn nie bei einer Lüge ertappt. Er war ohne Fehl und Tadel. Für mich war er ein kleiner Gott.

Eines Tages wurden wir auf freiem Feld von einem Gewitter überrascht. Wir fanden Schutz in einem alten Schweinestall. Dort hockten wir eng beisammen. Nach einem gewaltigen Blitz und einem kurz darauf folgenden fürchterlichen Donnerschlag fing er plötzlich an zu weinen. Und dann brach es aus ihm heraus: ‘Meine Eltern haben einen Pakt mit Gott’, schluchzte er. ‘Gott sieht alles. Gott hört alles. Tag und Nacht. Und er erzählt Mama und Papa alles.’ Wieder schluchzte er. ‘Gott kann sogar meine Gedanken lesen. Nirgends kann ich mich verstecken. Nichts kann ich vor denen verbergen.’ Er weinte. ‘Jeden morgen muß ich nach dem Frühstücksgebet laut fragen: Habe ich meinen Eltern Böses gewünscht? Habe ich sie belogen? Bin ich zornig gewesen? Habe ich mich im Haus und in der Schule unartig betragen? – Und dann sagt meine Mutter immer: Gott bringt den guten Kindern Segen und Seligkeit. Bösen Kindern aber bringt er ewige Verdammnis. – Ich habe Angst’, sagte er und zitterte. ‘Mein ganzes Leben ist Angst. Angst vor den Eltern. Angst vor Gott. Es gibt kein Entrinnen.’

Am nächsten Tag war er tot. Es hieß, er sei aus einem Fenster im zehnten Stock gestürzt. Ich bin sicher: er ist gesprungen.”

“Das ist ja eine furchtbare Geschichte!”

“Das ist die Geschichte einer furchtbaren Prägung. Gott als himmlischer Voyeur. Gott als Belauscher und Zukucker!”

Inge ist erschüttert. Stumm irrt ihr Blick herum im dunklen Park. Nach langem Schweigen sagt sie leise: “Wer seine Sünde

leugnet, dem wird's nicht gelingen; wer sie aber bekennt und läßt, der wird Barmherzigkeit erlangen."

"Barmherzigkeit nur für Bekenner?"

"Gott kann streng sein. Seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken, und unsere Wege sind nicht seine Wege."

"Wo bleibt das Lachen? Wo die Freude? Wo der Genuß des Lebens, der Natur, des Geschlechtlichen? Werden die von den Kirchenoberen Erzogenen und Geprägten nicht betrogen? Um die fröhlichen, die guten Seiten des Lebens? Um Seiten, die sie angesichts der zahlreichen Probleme menschlicher Existenz heute mehr brauchen als je zuvor?"

"So darfst du nicht fragen! Du weißt zu wenig über unseren Glauben. Christen werden in reichem Maße beschenkt." Nach einigem Überlegen fragt Inge: "Ist Prägung nicht auch Lernen?"

"Im Grunde ja." Peter klopft seine Pfeife aus, steckt sie in einen Lederbeutel und diesen in seine Jackentasche. "Prägung ist eine intensive, langdauernde Variante des Lernens. Sie ist besonders mächtig in jungen Individuen. Beim Prägen rollt der Ball des Lerninhalts rasch bergab und bleibt in einer Mulde liegen. Beim Lernen muß der Ball mühsam bergauf gerollt werden. Sobald das Mühen nachläßt, droht der Ball zurückzurollen, das Erlernete in Vergessenheit zu versinken."

"Du wirst doch zugeben, Peter, daß junge Menschen lernen müssen: Schreiben, Lesen, Rechnen, Sprachen, korrektes Verhalten. Warum ..."

"Und lernen, wie die Natur funktioniert! Das weithin fehlende Verständnis für ökologische Prozesse dokumentiert ein kolossales Versagen unseres Bildungssystems!"

"... Warum sollte dabei die Religion ausgenommen werden? Junge Menschen brauchen Vorbilder und Führung. Sie haben ein Recht darauf, von den Erfahrungen der Älteren zu profitieren. Sie brauchen Informationen und Anleitungen. Sie können sich nicht aus eigener Kraft für eine Religion entscheiden. Ihnen fehlt noch das Rüstzeug für eine kritische Ausein-



andersetzung mit verschiedenen Religionsvorstellungen. Müssen wir ihnen nicht helfen? Müssen wir ihnen nicht den Weg zeigen? Dürfen wir sie im Stich lassen auf einem Gebiet, auf dem selbst Ältere immer wieder Schwierigkeiten haben, oftmals straucheln?”

“Belehrung junger Menschen, Erziehung und Beratung, ja. Das ist ein vornehmes Anliegen der Älteren. Aber dieses Anliegen muß mit Verantwortung und Zurückhaltung ausgeübt werden. Es darf nicht zur Durchsetzung eigener Interessen mißbraucht werden. Stets muß ein Tor offengehalten werden, durch das die jungen Menschen später einmal hinausgehen können, wenn sie das nach reiflicher Überlegung wünschen. Kinder sind im besonderen Maße bereit, Älteren zu vertrauen, ihnen Glauben zu schenken, sie zu kopieren. Mit Hilfe ihrer blühenden Phantasie rollen die Bälle Aberglauben, Glauben und Märchen mühelos zu Tal, auf weit offenen Bahnen. Ein psychologisch geschickter Politiker – oder ein Pastor – kann seine Lehren wie Samen tief in junge Seelen senken. Die ...”

“Ein Pastor hilft, daß die Seele sich recht entwickle. Er ist ihr Hüter, ihr Hirte. Er ...”

“... die Saat geht auf. Wie Gänse und Purpurreiher sind stark geprägte Menschen Gefangene ihres Betreuers. Sie verharren im Bannkreis der ihnen eingeredeten oder aufgezwungenen Vorstellungen. Sie können sich nicht mehr an der Wahrheitssuche beteiligen. Sie können nicht mehr ans andere Ufer.”

“Das kann man doch ändern.”

“Prägung kann sehr stark sein. Manchmal so stark, daß sie nur schwer veränderbar ist, daß sie zu Erstarrungen führt. Wer sich nicht mehr biegen kann, der bricht.”

“Wie kann Prägung einen Menschen so erstarren lassen?”

“Sehr starke Prägungserlebnisse können dauerhaft die Stoffwechselfvorgänge in den Nervenzellen verändern und so Denkstrukturen umprogrammieren.”

“Lernen setzt Gedächtnis voraus.”

“Ja.”

“Gedächtnis ist ans Gehirn gebunden. Wie also kommt da ...”

“Gedächtnis ist nicht nur ans Gehirn gebunden.”

“Nanu! Was verstehst du unter Gedächtnis?”

“Gedächtnis ist die Spur eines Geschehens – eine Spur, die gespeichert und wieder abgerufen werden kann. Unser Körper hat ein Gedächtnis, ein Bakterium, ein Virus.”

“Eine sehr weite Begriffsauslegung!”

“Gedächtnis und Vergessen – also das Verwehen der Spuren – sind *allem* Leben eigen.”

“Aber man muß doch unterscheiden zwischen verschiedenen Gedächtnisleistungen.”

“Ja. Es gibt ein ererbtes Gedächtnis und ein angelerntes. Ein Kurzzeit- und ein Langzeitgedächtnis. Es gibt ein Gedächtnis für Gesehenes, Gehörtes, Geschmecktes, Gerrochenes, Gefühltes. Unser Abwehrsystem hat ein Gedächtnis, unser Magen. Nahezu jede Zelle unseres Körpers kann Informationen speichern, abrufen und verlieren.”

“Ich meine jetzt mehr das Gedächtnis für Wissen und religiöse Erfahrungen.”

“Wissen wird dem ‘Schalenbereich’ zugeordnet. Religiöse Erfahrungen sprechen tiefe Bereiche an – Bereiche, in denen Prägungen Triumphe feiern. Schwer kontrollierbar kann das in den Tiefen Gespeicherte das Wollen und Wirken der Menschen beeinflussen. Es kann eine geheimnisvolle Macht auf sie ausüben.”

Und nun lassen Peters bittere Kindheit und seine daraus gespeiste harte Kritikfähigkeit ihn wieder einmal etwas sagen, das er so nicht hatte sagen wollen: “Kirchenbauten können als Prägungsinstrumente wirken. Mit ihrer Großartigkeit verkleinern sie den Menschen und setzen ihn einer besonderen Umwelt aus: verbrätem Dämmerlicht, dumpf hallend-verfremdeten Tönen und seelenlosem Glänzen von Gold und

Reichtum. Knien, beten, beichten, büßen: immer die gleichen Sprüche, die gleiche Musik, die gleichen Gesänge, die gleichen Beschwörungsformeln. Geprägt, gefangen, gefesselt. Erstarrt in mittelalterlichem Geist.”

Peter erschrickt über seine Worte. Er streichelt Inges Hände. Noch immer ruhen sie gefaltet in ihrem Schoß. Sie sind ganz kalt geworden.

Das Gespräch hat wieder eine Wende genommen, die ganz und gar nicht geeignet ist, den Brückenbau voranzutreiben. Während Peters letzter Sätze war Inge im Begriff, laut aufzubegehren und ‘Peter!’ zu rufen – wie vorhin. Aber sie fühlt sich gebunden an ihr Versprechen. Mit großer Anstrengung hält sie ihre Empörung zurück.

“In meiner Welt”, sagt sie schließlich, “gibt es auch anderes.”

“Was?”

“Glauben und Vertrauen. Ich glaube an Gott den Allmächtigen und ich vertraue ihm – grenzenlos.” Schweigend schweift Inges Blick über die dunkle Wiese. “‘Gott vergilt dem Menschen, wie er verdient hat, und trifft einen jeden nach seinem Tun.’ So steht es in der Bibel. Und da steht auch: ‘Gott tut niemals unrecht, und der Allmächtige beugt das Recht nicht.’”

Nach einer Weile sagt Inge: “Früher mußte ich öfter mal für Vater Bücher vom Boden holen, die er für Nachforschungen über die Frühgeschichte des Christentums benötigte. Der Boden in unserem alten Haus war mir unheimlich. Da gibt es kein elektrisches Licht. Da mußte ich mit einer Kerze herumsuchen. Die Dielen knarrten, das Gebälk ächzte. Manchmal piff der Wind. Da habe ich gezittert vor Angst. Als ich das nicht mehr aushalten konnte, habe ich gesungen. Etwas von Gott, und daß ich ihm blind vertraue. Plötzlich war alle Angst wie weggeblasen. Seitdem habe ich keine Angst mehr, auf den Boden zu gehen.” Ihr Blick sucht und findet Peters Augen. “Seitdem weiß ich, wie stark die Kraft des Glaubens ist, und was es bedeutet, Gott grenzenlos zu vertrauen.”

Stumm blicken die beiden in die Nacht. Erst nach einer langen Pause nimmt Inge den Faden des Gesprächs wieder auf: "Kinder bedürfen der Unterweisung. Möglichst frühzeitig sollte ihnen das Gedankengut des christlichen Glaubens nahegebracht werden."

"Kinder sollten über *alle* Weltreligionen informiert werden. Eine sachliche, kritische Unterrichtung in der vergleichenden Religionskunde, *das* wäre eine vernünftige Lösung. So kann später jeder selber wählen."

"Und wie steht es mit der Politik?"

"Auch da keine Prägung! Auch da sollte verglichen, sachlich argumentiert und mit Tatsachen überzeugt werden."

"Die Demokratie ist abhängig von ihren Wählern. Die Bedeutung einer Partei wird von der Zahl der Wählerstimmen bestimmt. Ist es dabei nicht gleichgültig, ob der Wähler geprägt oder ungeprägt dieser oder jener Partei seine Stimme gibt?"

"Was ist für dich Demokratie?"

"Herrschaft des Volkes."

"Eine Herrschaft des Volkes hat es in der Geschichte der Menschheit nur selten gegeben. Und wo es sie gab, da errichtete das Volk meist eine Diktatur, eine Herrschaft der Willkür und des Schreckens. Volksherrschaft, Volksbegehren, Bürgerwille – da kommt das Sachliche oft zu kurz."

"Demokratie fußt auf einer in freier Wahl bestimmten, dem Wähler gegenüber verantwortlichen Regierung."

Peter nickt. "Eine Regierung sollte sich an Sachfragen orientieren. Sie sollte Augenblickswünsche und Interessenegoismen mit kritischer Distanz begegnen. Wenn das die Sachlage erfordert, müssen Politiker den Mut aufbringen, unpopulär zu handeln und gegen die Interessen einer Gruppe zu entscheiden. Sie sind dem ganzen Volk verantwortlich."

"Was also ist mit Prägung in einer Demokratie?"

"Prägung zementiert Meinung. Versteckt Probleme hinter Schablonen. Reduziert eigenes Denken und lanciert ungeprüfte Überzeugungen. Geprägte Wähler verfälschen die Idee der

Demokratie. Sie werden leicht zu Marionetten totalitärer Verführer.“

“Demokratisch gewählte Politiker ...“

“Auch die Demokratie hat ihre Schwächen. Aber nur sie gewährt Möglichkeiten zur Kontrolle des Machtgebrauchs. Wo die Möglichkeiten nicht genutzt werden, können auch demokratisch gewählte Politiker das Phänomen der Prägung mißbrauchen. Die Geschichte beweist es: Ohne Kontrollen haben Machtsüchtige – Politiker wie Kleriker – indoktriniert, manipuliert, emotional versklavt, Morde angestiftet und Kriege entfesselt.“

Inge wiegt den Kopf. Dann nickt sie.

“Machtbesessenheit ist eine verhängnisvolle Eigenschaft, eine Gefahr für den Fortbestand zivilisierten menschlichen Lebens! Ich verabscheue die egozentrischen Ungeheuer mit der Herrschsucht bösartiger Affen. Ich verdamme den psychischen Terror religiöser Eiferer und Bekehrungsideologen. Ich hasse das Liebäugeln aggressiver Militärs mit dem gewaltigen Vernichtungspotential moderner Technik.“

Auf ihren linken Arm gestützt, hatte Inge es sich mit angezogenen Beinen bequem gemacht auf der Bank. Plötzlich weht eine merkwürdige Kühle aus dem Dunkel der nahen Büsche zu ihr herüber, dringt durch die Haut ins Herz. Es fröstelt sie. Es ist ihr, als habe sich ein Tor geöffnet zu einer kalten, großen, dunklen Höhle. Schauernd richtet sie sich auf.

Peter zieht seine Jacke aus und legt sie ihr um die Schultern. Nach einer Weile sagt er: “Demokratie kann nur funktionieren, wenn die Mehrzahl der Wähler über die zur Abstimmung anstehenden Probleme ausreichend informiert ist, und wenn genügend Menschen in der Lage sind, sich ein eigenes Urteil zu bilden. Sonst verkommen demokratische Rechte und Pflichten zum Spielball von Interessengruppen, die durch ausgefeilte Beeinflussungsmethoden, Propaganda und Prägung die Wähler in ihre Richtung drängen.“ Er holt sein Feuerzeug hervor, läßt dessen Flamme aufleuchten und pafft den Tabak

in seiner neugestopften Pfeife in Glut. "Ansonsten hast du natürlich recht: wo frei gewählt wird, da hängt die politische Macht von der Anzahl der Wählerstimmen ab." Er streichelt Inges Arm und schmunzelt plötzlich: "Aber es gibt einen wichtigen Unterschied zwischen Religion und Demokratie."

"Welchen?"

"In der Demokratie gibt es Erfolgskontrolle, in der Religion nicht. Was passiert, wenn die von mir gewählte Partei versagt? Ich wähle eine andere Partei. Ähnlich werden sich andere Wähler verhalten und so eine Veränderung der Machtverhältnisse herbeiführen. Was aber passiert, wenn die Religion versagt?" Wieder schmunzelt er. "Stell dir vor, ich bin tot, will in den Himmel und muß feststellen, daß es keinen gibt!"

"Du!" Inge knufft ihren Freund in die Seite. "Außerdem kommst du sowieso nicht in den Himmel." Sie lacht. "Du Ketzer!"

"Das wäre schade. Nicht, daß ich auf den Himmel scharf bin. Mir wär die Hölle auch recht. Aber ich möchte bei dir sein. Und dich kann ich nur im Himmel wiedersehen. Du bist ja schon ein Engel hier auf Erden."

"Findest du?"

"Ja ... Ich bewundere alles an dir ... die Reinheit deiner Seele, das Engelhafte deiner Schönheit, deine Art zu sprechen, dich zu bewegen, deine Figur ... einfach alles."

Inge lächelt.

Da legt Peter seinen Arm um ihre Schulter und zieht sie sanft zu sich heran.

Sie läßt es geschehen.

Peters Finger streicheln ihren Scheitel, ihre Wange, ihren Nacken. Behutsam, innig. Erneut erfaßt ihn tiefe Zuneigung zu diesem schönen, empfindsamen Mädchen.

Zärtlichkeit blüht auf. Langsam, ganz langsam neigt Inge den Kopf, lehnt ihn an Peters Schulter. Ihr Herz öffnet sich. Scheu noch schimmert und scheint etwas so noch niemals Gefühltes in ihrem Innersten. Und dann, ganz unerwartet, ist da ein zartes Drängen, ein allererstes Erahnen von Verlangen,

ein zögernd heraufdämmerndes Zittern von Leidenschaft. Ängstlich gewahrt sie die Andeutung einer Bereitschaft zur Hingabe. Sie fühlt, sie weiß es: Sie liebt Peter, liebt ihn mit ihrer ganzen unberührten Mädchenseele. Eine Liebe noch, die nicht frei ist von Unsicherheit und Angst vor dem Anderssein des Geliebten, eine Liebe aber auch, die um die Ehrlichkeit und Ernsthaftigkeit des Freundes weiß. Eine tiefe Liebe, die Eros verklärt und veredelt, zu der aber auch Verlangen gehört und Erfüllung. Zu dieser Liebe findet sie Zustimmung in ihrer Religion, ja, überall in Gottes Natur.

Suchende Hände berühren sich, finden den Körper des anderen. Zärtlich tastende Lippen vereinigen sich zaghaft zum ersten Kuß. Der Park versinkt in einem Blütenmeer. Schwereloses Schweben in einem weiten, wogenden Ozean von Seligkeit. Zum erstenmal sind Inge und Peter ganz und gar glücklich.

Wie elektrisiert schrecken beide hoch. Im nahen Gebüsch hat es laut geknackt – als habe dort jemand auf einen trockenen Ast getreten. Dann rascheln Blätter.

“Da ist jemand!” ruft Inge.

“Ein Tier”, versucht Peter sie zu beruhigen.

“Nein, nein, ein Mensch!”

Peter steht auf. Geht zu den Büschen, aus denen die Geräusche kamen. Er sucht herum im Dunkel. Biegt einen Zweig zur Seite, einen zweiten. Es ist nichts zu sehen.

“Es war kein Mensch. Es war ein Tier.”

## Religiosität

Inge nimmt ihre Tragetasche von der Bank. Peter sammelt Pfeife und Tabakbeutel ein. Sacht aneinandergelehnt schreiten die beiden den schmalen Kiesweg hinunter zur Brücke und überqueren den Bach.

“Gehen wir noch ein bißchen?”

“Ja”, sagt Inge und hakt sich bei ihrem Freund ein. Langsam schlendern sie den Hauptweg entlang.

Nach einer Weile sagt Inge: “Ich habe mir schon oft Gedanken darüber gemacht, ...”

“Worüber?”

“Wie Religiosität wohl in die Welt gekommen sein mag.” Sie ordnet ihre Bluse. “Im ganzen Tierreich gibt es keine Vorläufer religiöser Verhaltensweisen. Kein Tier betet.”

“Nanu! Und die Gottesanbeterin?”

“Bitte! Mich bewegt das alles sehr.”

“Ich würde gern mal mit dir im Park sein, ohne zu diskutieren. Dich streicheln, dich liebhaben.”

“Aber ... das können wir doch später noch tun, wenn unsere Gedanken sich besser kennen. Wenn nichts Dunkles mehr zwischen uns steht.” Sie setzen sich auf eine Bank am Hauptweg. “Sieh mal, da liegt doch sehr Bedeutsames drin: von den Millionen verschiedener Lebensformen, die unsere Erde bevölkern, hat nur eine, nur der Mensch, die heilige Bereitschaft zur Hingabe an eine höhere Macht, zur bedingungslosen Gläubigkeit. Mit der Wissenschaft ist das anders. Im Grunde ist Wissenschaft doch eigentlich nichts anderes als kompliziert organisiertes Neugierverhalten.”

“Das hast du gut gesagt.”

“Ach, du.”

“Nein, Inge, wirklich, du machst Fortschritte.”

“So so, ich mache Fortschritte. Wie schön! Und wie steht's mit dir? Machst du auch Fortschritte? Oder hast du schon den Stein der Weisen gefunden? Wartest du nur, bis das kleine Mädchen die Kraft gefunden hat, den Bannkreis der Prägung zu durchbrechen und dir auf deinem Höhenflug zu folgen? Nein, Peter, ich sehe das anders. Jeder von uns muß an der Brücke bauen. Keiner kann am Ufer stehen bleiben und rufen: Komm hierher, ein bißchen mehr links, etwas mehr rechts, so ist's richtig! Du machst Fortschritte.”



“Bitte verzeih mir!” Tastend berührt er ihre Hand. “Ich darf das so nicht sagen.” Peter ärgert sich über seine Worte. Immer wieder verletzt er seine Gesprächspartner! “Es tut mir leid. Ich ... ich bin oft zu ungeduldig, zu taktlos, ... zu kompromißlos. Ich will mir große Mühe geben beim Bau einer Brücke, die uns beide tragen kann.”

Er schweigt eine Weile. Dann sagt er: “Mein Problem ist, daß mich nur eine Brücke trägt, die fest gefügt ist aus nachprüfbaren Fakten.”

“Glaubst du denn an gar nichts, Peter? Kannst du nicht erkennen, daß Milliarden religiöser Erfahrungen eine gemeinsame Qualität zugrundeliegt? Ein Milliarden von Menschen gemeinsames Erleben, Hoffen, Glauben, Vertrauen? Kannst du nicht begreifen, daß allein schon dadurch eine neue Qualität von Wahrheit entsteht?”

Peter senkt den Kopf.

“Ich habe große Achtung vor der Wissenschaft, vor ihrer Art, die Dinge auf eine ganz bestimmte Weise zu untersuchen, sie miteinander in Beziehung zu setzen. Ich habe Achtung vor dem unbestechlichen Experiment. Ich stehe bewundernd vor den Geheimnissen, die der Natur auf diese Weise bereits entlockt worden sind. Ich habe Respekt vor den Männern und Frauen, die sich den strengen Regeln unterwerfen, nach denen sie ihre Erkenntnisse gewinnen. Vor ihrer Fähigkeit, liebgeordnete Vorstellungen fallen zu lassen, wenn neue Erkenntnisse das erforderlich machen. Aber ich glaube nicht, daß das alles ist, Peter! Ich glaube nicht, daß der Mensch nur auf diesem Weg zu sich, zu seiner Welt, zu Gott finden kann. Die Wissenschaft ist *ein* Weg. Es gibt andere Wege.”

“Welche?”

“Kunst, Philosophie, Religion.”

“Das ist wahr. Aber ist es denn nicht auch wahr, daß Kunst, Philosophie und Religion letztlich auf unserem jeweiligen Weltbild fußen? Und ist es nicht so, daß dieses Weltbild zum großen Teil aus wissenschaftlichen Erkenntnissen erwächst,

und daß es sich unter dem Einfluß der Wissenschaft wandelt? Beginnt Religiosität nicht da, wo nachprüfbar Erkenntnisse enden? Ist es nicht so, daß sich die Grenze zwischen gesichertem Wissen und Glauben ständig weiter nach außen verschiebt, und daß der Verlauf dieser Grenze von der Wissenschaft bestimmt wird? War nicht früher einmal das Feuer ein Gott? Der Wind? Die Sonne? Hat nicht auch der Christengott zwischen oder auf den Wolken gewohnt? War die Erde nicht eine Ebene? Und waren die Sterne nicht Laternen, die Gott zum Pläsier der Menschen aufgehängt hatte?"

Inge blickt zum Himmel. Stumme Tränen lassen den großen Stern zum riesigen, gleißenden Kreuz werden. Sie faltet ihre Hände und hebt sie vor die Brust. Sie betet. Ganz fest preßt sie die Hände zusammen, so fest, daß das Blut aus den Fingern zu entweichen beginnt. Sie sucht ihren Gott. 'Warum hilfst Du uns nicht? Warum bleibst Du stumm? Siehst Du uns nicht? Hörst Du uns nicht? Warum gibst Du Peter nicht Augen, Dich zu sehen, nicht Ohren, Dich zu hören? Bitte, bitte hilf uns!!'

Nur langsam, ganz langsam, verliert sich das große gleißende Kreuz am Himmel, versiegen die Tränen. Mit großer Kraftanstrengung gewinnt Inge ihre Fassung zurück, streicht über die Haare und dann über das Gesicht. Endlich bringt sie es fertig, wieder zu sprechen, kaum hörbar: "Und die Entstehung der Religiosität? Wie siehst du das?"

"Ich sagte es schon, Religiosität ist mit dem Menschen entstanden. Tiere leben in einer enger begrenzten Welt." Peter nimmt noch einen kräftigen Zug aus seiner Pfeife, dann klopft er sie aus an der Sitzfläche der Bank. "Über Milliarden von Jahren entwickelte sich das Leben in naturgewollter Harmonie. Dann aber entwuchs den Ordnungsprinzipien des Lebendigen ein Geschöpf, das zu abstrahieren lernte, zu sprechen, zu analysieren und gezielt Wissen zu erarbeiten. Ein Geschöpf, das seinen Mitkreaturen gegenüber immer stärker überlegen wurde, schließlich so stark, daß es die Harmonie des Miteinanders störte."

“Kann der Mensch die Harmonie nicht wiederherstellen?”

“Nein. Er kann nur versuchen, die Entwicklung einer neuen, naturverträglichen Harmonie zu fördern. Im Naturgeschehen gibt es kein zurück.”

Peter nimmt seinen Gedankenfaden wieder auf. “Wie aber sollte ein Geschöpf, das sprechen, denken, forschen und nach dem Sinn seines Lebens fragen kann, die Spannungsfelder ertragen zwischen brennender Neugier und tiefer Unwissenheit; zwischen Sehnsucht nach Ordnung und dem Unvermögen, den Sinn irdischer Ordnung zu begreifen; zwischen Hoffnung auf Geborgenheit und dem Wissen um den unentrinnbaren eigenen Tod? Wie sollte ein Geschöpf, das aufgrund seines Wesens für jede erkannte Wirkung eine Ursache suchen muß, überleben können in einer Welt voller Wirkungen aber mit meist unbekanntem Ursachen? Das Geschöpf konnte es nicht. Es vermochte diese Spannungsfelder nicht zu ertragen. So produzierte das große Hirn Vorstellungen, die geeignet waren, die Spannungen abzubauen, die unerträglichen Wissenslücken zu füllen oder zu überbrücken. Das große Hirn beantwortete seine eigenen Fragen und besänftigte seine eigenen Ängste: Es schuf sich seine eigene Harmonie. Eine Ideenharmonie. Es wurde behauptet, daß die Wirkungen, für deren Ursachen es keine Erklärung gab, auf göttliche Wesen zurückgehen, deren Gunst man durch Gebete, Opfer und gutes Verhalten erdienen müsse. Je nach Kultur, Erfahrung und Geschichte wurden unterschiedliche religiöse Vorstellungen geboren. Sie bescherten den Menschen eine falsche Erklärung für ihre Existenz, aber sie bescherten den Religionsoberen einen richtigen Beruf.”

“Aber ...”

“Religiosität ist in der *Innenwelt* der Menschen entstanden. Dort ist sie zu Hause.”

“Aber es hat Entwicklungen gegeben.”

“Die meisten religiösen Vorstellungen sind Dogmen. Daher können sie einer sich verändernden Welt langfristig nicht

gerecht werden.”

“Du versuchst zu sehr, alles aus deiner Sicht zu deuten. Es gibt Außergewöhnliches, das sich nicht von der Warte her verstehen läßt, von der aus du die Welt siehst. Es gibt Wunder.”

“Wunder? Nichts als Ereignisse jenseits menschlicher Erfahrung.”

“Für Wunder muß man empfänglich sein. Wunder kann nur erleben, wer tief aus seiner Seele heraus empfinden und staunen kann. Viele Menschen erleben Wunder, oftmals recht ähnliche.”

“Viele Menschen haben ähnliche Ängste und Sehnsüchte. Viele haben ähnliche Wünsche und Hoffnungen. Daraus erwächst die Verwandtschaft spiritueller und religiöser Vorstellungen. Und daraus erwächst auch die allen Menschen gemeinsame, nahezu unstillbare Sehnsucht nach dem Außergewöhnlichen, nach übermächtigen Gestalten, nach Geistern, Göttern, Teufeln. Die Menschen wünschen sich Wunder. Aber es gibt keine Wunder. So erfinden sie welche.”

“Geister und Götter sind etwas Verschiedenes.”

“In der Frühgeschichte waren Geister und Götter so ziemlich dasselbe. Da gab es furchtbare Geister und böse Götter. Einen Gottvater, zu dem man spricht und betet, dem man Güte nachsagt und Barmherzigkeit, den gibt es erst seit weniger als zweitausend Jahren.”

“Wenn Religion das Einzige ist, das den Menschen vom Tier unterscheidet – wird dann der Mensch ohne Religion nicht wieder zum Tier?”

“Religion ist nicht das Einzige, das den Menschen vom Tier unterscheidet.”

“Aber das hast du doch selbst gesagt.”

“Nein. Ich habe gesagt: Tiere haben keine Religion. Vor allem darin unterscheiden sie sich vom Menschen.”

“Ist das nicht Haarspalterei?”

“Nein, Inge. Es gibt Menschen, die nicht religiös sind. Sie bestreiten die Existenz jeden Gottes, jeder göttlichen Welt-

ordnung. Sie behaupten, daß die Freiheit und die Würde des Menschen mit der Anerkennung der Existenz eines Gottes unvereinbar sind. Manche von ihnen halten Religiosität gar für eine schädliche, die Existenz des Menschen, ja die Weltordnung bedrohende Verirrung und treten ihr mit Entschiedenheit entgegen.“

“Und wie siehst *du* das?”

“Ich bin der Ansicht, daß der Mensch endlich aufwachen muß, endlich erkennen muß, daß er für all das, was er hier auf Erden anrichtet, selbst verantwortlich ist. Das Motiv für den Kampf gegen Böses sollte nicht länger die Furcht sein vor einem rächenden Gott oder die Hoffnung, bei gutem Verhalten in den Himmel zukommen, sondern die Einsicht, daß wir nur überleben können, wenn wir uns entsprechend verhalten. Wir müssen endlich begreifen, daß da nichts ist, das uns vergibt. Daß es niemanden gibt, der uns beschützt.“

“Gott hat mich mein ganzes Leben hindurch beschützt. Ich habe gelernt, mich ihm anzuvertrauen, mich ganz in seine Hände zu legen.“

“Weh dem, der sich auf einen Schutz verläßt, den es nicht gibt!”

“ ‘Der Herr wacht über uns, immerfort. Des Herrn Wort ist mächtig und wahrhaftig, und was er zusagt, das hält er gewiß.’ Eine Abwendung von Gott wäre unser aller Untergang. Denn bei Gott ist die Quelle allen Lebens. Erst in seinem Licht sehen wir das Licht. Daß sich heute so mancher von Gott los-sagt, das liegt daran, daß zu viele Menschen alles mit Logik und wissenschaftlichen Methoden durchleuchten wollen.“

“Schon das Alte Testament berichtet von Gottlosen, von Atheisten: Sokrates, Xenophanes, Euphemeros und Epikur. Gegen den Vorwurf der Gottlosigkeit wandte Epikur ein: ‘Nicht wer die Götter des Volkes beseitigt ist gottlos, sondern wer die Vorstellungen der Menge den Göttern zuschreibt.’ Später sah Nietzsche im Atheismus das Bekenntnis des vom theologischen Gottesglauben emanzipierten Menschen. Und

in neuerer Zeit haben Existenzphilosophen wie Sartre einen Humanismus verkündet, in dem der Mensch erst zu sich selber frei wird durch den Tod Gottes.”

Peter fühlt Inges Erregung. Wieder ist er zu weit gegangen!

“Bitte, Peter, laß uns zurückgehen zu unserer Bank.”

“Ja ... Natürlich ... Gern.”

Sie stehen auf. Peter legt seinen Arm um Inges Taille. Und so gehen sie nachdenklich ihrer Bank auf dem Hügel entgegen. Während des ganzen Weges spricht keiner ein Wort. An der Bank angekommen, versucht Peter abermals, Inges Aufmerksamkeit auf die unmittelbare Gegenwart zu lenken. Aber es gelingt ihm nicht, das Thema zu wechseln. Zwar widersetzt sie sich nicht seiner Umarmung, und sie duldet auch einen flüchtigen Kuß, ihre Gedanken aber sind woanders.

## Kirche

Kaum haben sie wieder auf ihrer Bank Platz genommen, da fragt Inge: “Und was hältst du von der Kirche?”

“Welche Kirche?”

“Die christliche Kirche. Warum fragst du?”

“Es gibt viele Kirchen. Für eine Diskussion ist es wichtig, genau zu wissen, worüber man spricht. Oft werden Unterschiede verwischt.”

“Was für Unterschiede?”

“Zum Beispiel zwischen dem Begriff ‘Kirche’ und dem, was ein Christ unter ‘Kirche’ versteht. Zwischen Religion und christlicher Religion. Zwischen Gott und Christengott. Wenn ihnen der Atem ausgeht, flüchten viele Christen ins Allgemeine.”

“Für mich ist der Begriff ‘christliche Kirche’ eindeutig definiert.”

“Es gibt viele christliche Kirchen. Nichts ist da eindeutig definiert. Große Unterschiede gibt es da, ja harte Gegensätze.”

“Ich meine die Kirche, der ich angehöre. Warum wendest du dich gegen sie?”

“Ich wende mich gegen das, was einige der Oberen deiner Kirche aus dem gemacht haben, was Jesus offenbar gewollt hat.”

“Was kritisierst du da?”

“Vieles! Zunächst einmal stelle ich fest: Nach dem Verständnis der Christenoberen ist ihre Kirche eine Gemeinschaft von Menschen, die sich unter Jesus Christus zum überlieferten Glauben bekennt. Jesus aber wollte keine Kirche.”

“Das stimmt nicht.”

“Das ergibt sich aus Nachforschungen.”

Inge schüttelt den Kopf. Sie ist irritiert.

“Jesus hat das Kommen des Gottesreiches prophezeit. Er hat sich geirrt. Gekommen ist die Kirche.”

“Aber sieh mal, ...”

“Nach der Bibel hat Jesus gesagt: ‘Mein Reich ist nicht von dieser Welt.’ Das mißfiel vielen Kirchenoberen. Wie hätten sie da ihr eigenes Reich aufbauen können? So haben sie diese Botschaft, wie so manche andere, nach ihren eigenen Interessen ausgelegt.”

“Die Kirche dient dem Heiland.”

“Die christliche Kirche dient vor allem sich selbst. Sie hat sich organisiert wie eine Behörde, aber eine ganz und gar unmoderne. In unglaublicher Arroganz erhebt sie ...”

“Arroganz? Ich sehe nur Demut.”

“In unglaublichem Hochmut, gepaart mit kindlicher Naivität, erhebt sie den Anspruch, Gott von amtswegen auf Erden zu vertreten.”

“Du ...”

“Die Geschichte beweist, daß die Kirchenoberen die Lehren Christi mißbraucht haben – zur Beherrschung von Menschen und zur Ausbreitung ihrer Macht.”

“Die Geschichte widerlegt dich!”

“Die Geschichte ist voll vom Blut, das Christenobere ver-

gossen haben. Denk mal an die Religionskriege. Angeblich wurden sie im Namen Christi geführt, tatsächlich aber im machtpolitischen Interesse der Kirche. Diese Kriege verhöhn-  
nen die von Jesus gepredigte Toleranz und Nächstenliebe. Und die Inquisition? Wie haben die Kirchenoberen in blindem Eifer die Gebote ihres Herrn pervertiert! Noch bis in die Neuzeit hinein hat die christliche Kirche Andersdenkende gnadenlos verfolgt. Zuerst kamen ihre Bücher auf die Scheiterhaufen, dann die Andersdenkenden. Es ist unglaublich, mit was für Foltermethoden die Inquisitoren Geständnisse erpreßt, was für Qualen sie Menschen zugefügt haben, nur weil die ihren Glauben nicht teilen konnten oder weil die ihnen suspekt waren. Friedrich von Spee schrieb damals, der einzige Grund, daß nicht alle Menschen Hexen oder Zauberer sind, sei der, daß sie nicht alle gefoltert wurden. Ein Inquisitor soll behauptet haben, wenn er seiner habhaft werden könnte, würde er selbst den Papst zu dem Geständnis bringen, ein Zauberer zu sein.”

“Das sind ...”

“Oft stand der Angeklagte allein vor seinem Richter, ein Anwalt wurde nicht zugelassen, entlastende Aussagen galten nichts. Sogar Reue bedeutete einigen Kirchenoberen wenig. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts entschied Papst Innozenz VIII, daß Hexen, die Reue gezeigt hatten, dennoch verbrannt werden sollten. In Portugal und Spanien waren Verbrennungen lebender Hexen und Zauberer bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ein feierliches Ritual. Selbst 1814 noch hat die Inquisition in Spanien Häretiker verfolgt. Mit Folter und Feuer gegen Andersdenkende! Was für eine Kirche!”

“Das sind sehr schlimme Fehler!” Inge ist ganz blaß geworden. “Der reformierte Christ lehnt so etwas aus tiefstem Herzen ab. Das ist nicht das wahre Christentum!”

“Auch Martin Luther war dafür, Hexen zu verbrennen.”

Wieder schüttelt Inge den Kopf. “Du darfst die christliche Lehre nicht daran messen. Die eigentliche Idee des Christen-



tums ist etwas anderes. Sie wird durch dieses Fehlverhalten nicht berührt.”

“Dieses Fehlverhalten, wie du das nennst, entwickelte sich aus christlichem Glaubensinhalt und Machtanspruch.”

“Aber die Kirche hat auch unendlich viel Gutes getan! Sie hat ...”

“Weder die karitativen Dienste der christlichen Kirche, noch deren Leistungen auf den Gebieten der Musik, Malerei und Architektur können diese Verbrechen am Menschen aufwiegen.”

“Die größte Kunst, die die Menschheit je hervorgebracht hat, ist die religiöse Kunst!”

“Die einzige angemessene Reaktion der christlichen Kirche auf ihre vielen Sünden wäre ein Schuldbekennnis und Reue vor Gott und den Menschen. Dinge also, die sie von ihren sündig gewordenen Gläubigen verlangt. Davon aber habe ich noch nie etwas gehört.”

“Du darfst nicht so in Bausch und Bogen urteilen. Du mußt differenzieren. Die Kirche hat nicht nur zur Verbreitung und Achtung ihrer Lehren aufgerufen, sondern auch zur Liebe. Sie hat ...”

“Man kann nicht die Forderung der christlichen Kirche nach absoluter Autorität anerkennen und gleichzeitig essentielle Inhalte dieser Autorität beiseite lassen. Da hilft auch kein Differenzieren.”

“Absolute Autorität?”

“Nicht nur absolute Autorität, auch absolute Verbohrtheit.”

“Die Kirche übt Nachsicht. Sie fördert Menschen.”

“Einige christliche Sekten und Geheimbünde vereinnahmen und versklaven Menschen.”

“Welche?”

“Zum Beispiel das römisch-katholische ‘Opus Dei’, das ‘Werk Gottes’. Opus-Führer verdammen alles, was nicht in ihre ideologischen Schablonen paßt. Sie haben ihre versteckten Methoden der Unterdrückung und Beherrschung von Menschen

perfektioniert. Erfolgreich verhindern sie die Entwicklung einer eigenen Urteilsfähigkeit, einer eigenen Verantwortlichkeit. Schon so mancher hat seine Selbstachtung an den Pforten dieses Syndikats abgeben müssen. Opus Dei fördert Entmündigung. So bereitet es – sicherlich ungewollt – den Weg für Diktaturen.”

“Das ‘Werk Gottes’ fördert das Gute. Es bekämpft Frivolität und Brutalität.”

“Es ist selber frivol und brutal. Nach bitterem Kampf ist ein Freund von mir dem Opus entkommen. Er hat gesagt: ‘Sie haben mir mein Lachen genommen, meine Selbstachtung und meine Würde. Sie haben meine Seele vergiftet, meine Gesundheit, ja mein Leben. Warum tun sie das? Wozu brauchen sie soviel Macht über Menschen?’ Peter schweigt eine Weile. Dann sagt er: ‘Die christliche Kirche hat über Jahrhunderte mehr Kraft für Menschenbeherrschung und Abwehr von ‘Irrlehren’ verbraucht als für die Verkündung der Botschaften Jesu.’ Peter beschäftigt sich mit seiner Pfeife. Er nimmt nicht wahr, wie sehr er Inge verletzt.

Mit bebender Stimme fragt sie: “Hast du schon einmal einen Pastor kennengelernt? Hast du schon einmal erlebt, mit welcher Selbstlosigkeit, mit wieviel Hingabe und mit wieviel Demut ein Pastor seiner Gemeinde dient? Vielen Menschen ermöglicht er, zu Gott zu finden – und zu sich selbst. Vielen hilft er, dem eigenen Tod mit größerer Stärke entgegenzusehen und den Tod geliebter Menschen leichter zu ertragen.”

“Ja”, sagt Peter leise, “es gibt Menschen, bei denen der Tod eines geliebten Nächsten eine so mächtige Trauer auslöst, daß sie ohne Hilfe daran sterben.” Und er denkt: ‘So ein Mensch war mein Vater.’

“Um wieviel ärmer wären wir”, fährt Inge fort, “um wieviel schlimmer sähe es aus in unserer Welt, wenn es den Pastor nicht gäbe! Nein Peter”, Inge schüttelt den Kopf, so heftig, daß ihr blonder Zopf von einer Schulter auf die andere fliegt, “deine Darstellung ist nicht objektiv. Sie ist verzerrt. Sie be-

leuchtet nur eine Seite – nur *die* Seite, die du sehen möchtest, die dir Argumente liefert.”

“Sicherlich gibt es viele Pastoren, die in vorbildlicher Weise ihre Gemeinden betreuen, die die Lehren des Religionsstifters in seinem Sinne verkünden, und die mit großem Ernst bestrebt sind, auch selbst danach zu leben.”

“Ist denn der Pastor nicht ein Grundelement der Kirche? Findet nicht in seinem Wirkungskreis die eigentliche Religionsausübung statt? Die Gläubigen gehen doch zum Gottesdienst in die Kirche. Und den Gottesdienst versieht der Pastor.”

“Ja, Inge. Aber bei dem Begriff ‘Kirche’ müssen wir doch unterscheiden zwischen der Kirche als einem Bauwerk, einem Ort für den Gottesdienst auf der einen Seite und der Kirche als Institution auf der anderen. Ich spreche von der Kirche als Institution. Es stimmt, daß der Pastor in dieser Institution das unmittelbare Bindeglied zur Gemeinde ist. Es stimmt aber auch, daß er auf der untersten Ebene der Kirchenhierarchie steht und daß die Interessen der Kirche, von denen ich gesprochen habe, auf höheren Ebenen der klerikalen Rangordnung festgelegt und vertreten werden.”

“Die Kirche ...”

“Die Kirche ist alt geworden. Sie hat nicht mehr die Kraft, sich zu erneuern. Sie wird sterben. Aber Jesus und die Essenz seiner Botschaften, sie werden leben.”

“Die Kirche fördert den Menschen. Sie hilft ihm.”

“Die Kirche benutzt und unterdrückt den Menschen. Termini wie ‘Kirchengehorsam’, ‘Kirchenrecht’, ‘Kirchenverfassung’, ‘Kirchenstaat’, ‘Kirchenstrafen’, ‘Kirchensteuer’ und ‘Kirchenpolitik’ sprechen da ihre eigene Sprache: Die Sprache des Machtanspruchs der Kirche, eines ganz handfesten, eines ganz irdischen Machtanspruchs. Denk nur einmal an die Forderung nach Kirchengehorsam! Das ist eine teuflische Sache. Gehorsam macht blind und taub. Unterdrückt eigenes Denken. Verbiegt die eigene Entwicklung. Gehorsam verweigert dem Gedankengut anderer den Zugang. Bringt die Stimme des

eigenen Gewissens zum Schweigen.“

“Die Kirche meint Gehorsam gegenüber Gott.“

“Die Kirchenoberen behaupten, im Auftrag Gottes zu handeln. Daraus leiten sie das Recht ab, statt seiner zu befehlen und Gehorsam zu fordern. Sie haben sich selbst legitimiert. Mit Hilfe ihrer Selbstermächtigung erzeugen sie Abhängigkeit und fördern dumpfe Ergebenheit. In der Kirche kann der Geist nur gehorchen oder weggehen.“

“Die Gottesmänner dienen Gott und dem Menschen. Sie helfen uns allen!“

Peter betrachtet seine Pfeife und steckt sie kopfschüttelnd in den Lederbeutel. Er möchte das Thema wechseln. Er möchte das Gespräch beenden, das ihn von Inge zu entfernen droht. Das so gar nicht geeignet ist, das tiefe Wasser zwischen ihnen zu überbrücken. Dennoch hört er sich plötzlich sagen: “So manch ein Pastor, Pfarrer oder Priester hat seine Mitmenschen verunsichert, ihnen Ängste und Schuldgefühle ins Herz gepflanzt. Dadurch hat er Abhängigkeiten geschaffen und daraus Macht gewonnen für seine eigenen Belange und die seiner Kirche. So mancher von ihnen ist ein Meister geworden auf dem Gebiet der seelischen Erpressung. Heutzutage muß er darüber hinaus auch noch ein Meister werden auf einem zweiten Gebiet: Er muß lernen, in gezielter Unschärfe zu formulieren und in virtuoser Vieldeutigkeit. Nur so kann er versuchen, die wachsenden Risse zu kitteln, die immer größeren Brüche und Verwerfungen zu überspielen zwischen seinem Glauben und der heute erkennbaren Wirklichkeit.“

Peter sieht Inge an. Die aber sieht geradeaus. Obwohl sie merkt, daß er ihre Augen sucht, verwehrt sie ihm den Blickaustausch.

Da sagt Peter: “Ich vermute, daß so manch ein Pfarrer diesen Konflikt fühlt oder doch ahnt, daß er das aber nach außen hin nicht zugeben will. So manch einer ist beim Gottesdienst nicht wirklich mit seinem Innersten dabei. So mancher betet nur mit den Händen, nur mit den Knien, nur mit der

Stimme, nicht aber mit dem Herzen. In seiner Demut versteckt sich Eitelkeit, in seinem Dienen Hoffen auf Belohnung. Gebärden dominieren, nicht aber Gefühle. Richter wollen sie sein, die Priester, und Gerechte, aber so manch einer von ihnen ist eher ein Pharisäer.”

“Auch Pastoren sind Menschen! Aber sie streben stärker nach dem Guten als die meisten von uns. Und wenn sie es auch nicht immer erreichen, sie haben es versucht!!” Inge kommt sich plötzlich sehr verlassen vor und hilflos. Diese Gewitter der Kritik an ihrem Glauben, diese unnötig harten Formulierungen, sie rauben ihr buchstäblich den Atem. Es ist kalt geworden im Park und dunkel in ihrer Seele.

Peter fühlt, daß er Wunden schlägt. Er weiß, er sollte jetzt aufhören. Aber er vermag es nicht. Irgendetwas zwingt ihn, seinen Gedankengang zu Ende zu führen, auch wenn es schmerzt, dem geliebten Menschen damit weh zu tun. “Im Verlauf der Menschheitsgeschichte haben religiöse Männer mit Mystik und Magik andere oft hinters Licht geführt. Sie gaben vor, im Besitz besonderer Kräfte, Gewißheiten und Geheimnisse zu sein. Sie arbeiteten mit Zauberei und Blendwerk, und sie beherrschten die dunkle Kunst der Geisterbeschwörung. Im Grunde aber waren sie immer nur sich selber treu. Sie waren Charismatiker mit der Fähigkeit, unbeirrbar an die eigenen Lügen zu glauben. Mit souveräner Hemmungslosigkeit suggerierten sie sich und anderen die eigene göttliche Berufung und die Fähigkeit, irrtumslos zu entscheiden. Doch ihr Wissen war gering und ihre Weisheit war nicht groß.”

Inge will widersprechen. Aber der zitternde Mund versagt ihr den Dienst.

“Diese selbsternannten Heilsbringer vermögen andere zu prägen, sich selber aber jeder Prägung durch andere zu entziehen. So wächst in ihnen die Überzeugung heran, etwas Besonderes zu sein. Diese Überzeugung ist der Boden, aus dem sie ihre Gewißheiten gewinnen, Gewißheiten, über die sie aber objektiv nicht verfügen. Daher erbauen sie mit unter-

schiedlichsten Mitteln eine Autorität, hinter der sie ihre Anfechtbarkeit verbergen können. Eine Autorität, die ihre 'Gewißheiten' formal beglaubigt. Aus dieser Beglaubigung saugen sie ihre Kräfte – ihre Glaubenskraft, ihre Ausstrahlungskraft, ihre Überzeugungskraft. Wenn die Macht der Beglaubigung erlischt, wenn die Überzeugung von der eigenen Besonderheit verläßt, dann stirbt auch ihr Charisma. Dann stehen sie nackt da. Dann sind sie auf einmal Menschen – wie du und ich."

Inge schluckt. Sie schüttelt den Kopf. Dann legt sie ihre Hand auf Peters Arm: "Peter! Du verkürzt die Problematik zu sehr. Bis zur Verzerrung. Gottesmänner sind so sehr von ihrem Glauben erfüllt, daß da kaum Platz ist für anderes. Kein Platz für Zweifel, keiner für Kritik." Sie schweigt einen Augenblick. Dann fährt sie fort: "Wenn innere Harmonie, Hoffnung, Trost und Bejahung der eigenen Welt Maßstäbe sind für eine glückliche Lebenseinstellung, dann haben diese gläubigen Menschen etwas gefunden, nach dem die meisten noch suchen. Diese Menschen sind Optimisten aus innerster Überzeugung. Sie leben in einer wunderschönen, in sich widerspruchslosen Welt. Man muß sie mit einer anderen Elle messen als Menschen, die wissen wollen, immer mehr, die zweifeln und kritisieren."

Nach langem nachdenklichen Schweigen sagt Inge: "Jesus hat gewaltfreie Gerechtigkeit gepredigt. Das ist ein hohes Ziel. Wir haben es noch immer nicht erreicht."

Peter nickt.

"Und bitte bedenke einmal: Die Glaubenden bekennen sich zu ihrem Glauben. Viele der Zweifelnden aber verleugnen ihre Überzeugungen – aus Bequemlichkeit oder um eigener Vorteile willen."

Wieder nickt Peter.

"Zwischen Glaubenden, Zweifelnden und Nichtglaubenden gibt es viele Übergänge. Eine faire Beurteilung des menschlichen Verhaltens verlangt nach individueller Würdigung des

Einzelfalles. Mit deinen Pauschalurteilen fügst du vielen ungerechtfertigt Verletzungen zu.“

“Ja. Ich darf das nicht aus den Augen verlieren. Bitte glaub mir, ich kritisiere nicht aus Lust am Kritisieren. Ich bin zutiefst davon überzeugt, daß die Richtung, in die die moderne Menschheit segelt, in äußerst gefährliche Gewässer führt. Da bieten Hoffnung und Trost keinen Schutz. Auch nicht der Glaube, daß wir in einer wunderschönen Welt leben. Und nicht das bloße Bekenntnis zum Optimismus. Den dringend erforderlichen Kurswechsel kann nur unbeirrtes Suchen bewirken: Nach unseren Unzulänglichkeiten und Fehlern. Nach den Ursachen, die sich hinter unseren maßlosen Wünschen und Begehrlichkeiten verbergen. Und nach den Konsequenzen, die sich daraus ergeben. Für solches Suchen kann ich mir nur dann den Blick schärfen, wenn ich mich auf das Grundsätzliche konzentriere, wenn ich den Einzelfall beiseite lasse.“

Wortlos blicken die beiden in die Nacht.

Peters Gedanken schleichen sich zurück zu dem, was er zuvor gesagt hatte. Dort bohrt sein Geist unermüdlich weiter. Schließlich zwingt er ihn, Dinge zu sagen, die er gar nicht hatte sagen wollen. “Medizinmann, Magier und Zauberer, das sind die Vorformen des Pastoren- und Priestertums. Schon frühzeitig bildeten sie eine besondere Zunft – die Priesterzunft. Für diese Zunft waren Zauberei und Magie, Zeremoniell und gezielte Verunsicherung das gleiche wie die astronomische Navigation für den Seefahrer: Berufswissen und Einnahmequelle. Aber anders als in den meisten Berufen blieb das Wissen der Priester sorgsam gehütetes Geheimnis. Wie sonst hätten sie fortfahren können, aus Unwissen und Furcht der Menschen Kapital zu schlagen? Die dunkle Kunst der Priester wurde als Mittel der Herrschaft über die Gläubigen ausgebaut, verfeinert und vertieft. Und oft von weltlichen Herrschern bedenkenlos für ihre eigenen Ziele genutzt. Herrschaftskalkül hat seine eigene Moral und seine eigene Logik. Angesichts der Unwissenheit und Unsicherheit vieler

Bürger bewirkte die unantastbare Autorität der Priester und der Kirche einerseits, und der weltlichen Herrscher andererseits oft mehr als militärische Machtentfaltung und drakonische Strafen. Warum sollten Kirche und Staat diesen Zustand ändern? Die Bürger aufklären, ihre geistige Weiterentwicklung betreiben, sie zur Wahrheitssuche ermuntern? Wer sägt schon den Ast ab, auf dem er sitzt, dazu noch so bequem? Machtentfaltung, Massenbeherrschung und Massenausbeutung haben Triumphe gefeiert unter der gemeinsamen Herrschaft von Königen und Priestern.”

Abrupt steht Inge auf.

“Willst du schon gehen?”

Inge nickt. Unbemerkt von Peter sickern Tränen – sanft und lautlos – aus gequält verschlossenen Augen wie Blut aus einer Fleischwunde. Kein Zucken, kein Schluchzen. Mit gesenktem Kopf geht sie stumm an Peters Seite den Kiesweg hinunter. Während des Gehens löst sie ihren seidenen Schal vom Hals und bindet ihn fest um den Kopf. So verbirgt sie das tränenüberflossene Gesicht.

Schweigend stehen die beiden nebeneinander auf der Brücke. Zuerst lehnt sich Peter, später auch Inge mit den Ellenbogen auf das Geländer. Tief bewegt blicken beide auf das unter ihnen dahinfließende Wasser. Jeder in eine andere Richtung.

Peters gefühlskalte Worte haben Inge verletzt. Ihr ganzes Empfinden und Fühlen stemmt sich gegen das, was Peter da alles gesagt hat. Viele seiner Gedanken sind neu für sie. Vieles muß sie erst einmal durchdenken und abwägen. Vieles läuft Amok gegen das, was ihr heilig ist. Vieles darf sie ihrem Vater gar nicht sagen, sonst würde es niemals zur Begegnung kommen können zwischen ihm und Peter – einer Begegnung, die sie sich so sehr wünscht.

Aber, merkwürdig, ihr Verstand geht eigene Wege. Er ist nicht, wie sonst, uneingeschränkt auf seiten ihres Herzens. Er nimmt nicht bedingungslos teil am Aufbegehren gegen Peter.



Ja, er hat damit begonnen, sich mit ihm zu verbünden. Hinter Peters verbalem Ungestüm macht der Verstand handfeste Argumente aus und historisch belegbare Tatsachen. Wichtiger noch: er weiß, daß Peter ihrer Liebe nicht schaden, sondern nutzen will. Der Verstand sucht nach einem eigenen Weg zu Peter.

In Inge erkennt, daß der Kern ihres Schmerzes nicht wirklich in Inhalt, Härte und Art von Peters Worten liegt, sondern im beginnenden Zerbrechen der bisherigen Einheit ihres Empfindens und Erkennens. In ihr ist ein Konflikt entbrannt zwischen Gefühl und Verstand, zwischen Glauben und Geist. Doch der Glaube wurzelt tief. Sehr tief.

Zärtlich legt sie ihre Hand auf die ihres Freundes. "Weißt du, Peter, in der Welt, in der ich lebe, gibt es Träume."

"Ich träume nur selten."

"Niemand kann immer nur in der Wirklichkeit leben. Träume gleichen aus, arbeiten Angst auf."

"Angst muß man mit wachen Sinnen aufarbeiten. Träumen fesselt. Ein Träumer ist schutzlos."

"Ohne Täume kann ich nicht sein. Einen Traum habe ich immer wieder. Ich träume von einem großen uralten Baum. Sein Stamm ist mächtig, seine Krone riesengroß. Der Baum ist ein Wunder an Harmonie und Schönheit. Kein Ast zuwenig, keiner zuviel. Für mich ist der Baum die heile Welt. Ich habe nach ihm gesucht. Überall. Ich weiß nicht ob es ihn gibt. Aber ich glaube" – sie hebt den Kopf und blickt zurück zur Bank und dann hinauf zur uralten Eiche – "ich glaube, daß dies mein Baum ist. Noch immer träume ich von ihm. Vielleicht sollten wir es so auch mit der Religion halten. Einfach daran glauben, einfach davon träumen. Nicht alles zu genau wissen wollen. So würde es sich ganz gut leben lassen."

"Ja", nickt Peter. "Ja, ich kann dich gut verstehen. Aber Träumen löst unsere Probleme nicht. Die Menschen hatten viel Zeit zum Träumen. Hunderttausende von Jahren. Heute stehen wir am Scheideweg. Nur wenige Schritte weiter ge-

radeaus, und wir stürzen in den Abgrund. Wir müssen aufwachen, die Augen öffnen. Wir müssen uns umsehen, nachdenken, den Kurs ändern.”

Ein Traum kennt keine Logik. Er kennt Ängste und Ahnungen, Wünsche und Hoffnungen. Im Traum tanzt das Unbewußte. Unser von Zensur befreites Selbst.

## Ohring

Langsam richtet Inge sich auf. Mit beiden Händen streicht sie über ihr Gesicht. Dann nimmt sie den Schal vom Kopf und beginnt, ihr Haar zu ordnen. In heller Aufregung ruft sie plötzlich: “Ich hab’ einen Ohring verloren! Einen meiner schönen goldenen Ohringe! Vater hat sie mir geschenkt. Der Ohring muß bei der Bank liegen. Als wir zurückkamen, hatte ich ihn noch. Ich muß den Ohring unbedingt wiederfinden! Ein Geschenk von Vater bedeutet mir unendlich viel!”

“Ich helfe dir. Wir werden den Ohring finden.”

Inge und Peter gehen zurück zu ihrer Bank.

Tastend gleiten ihre Finger über den dunklen Boden. Sie suchen. Vor der Bank, neben der Bank, hinter der Bank. Das Suchen ist schwierig in dieser Finsternis. Doch plötzlich findet Peter etwas. Er befühlt seinen Fund: “Ich hab ihn!” Merkwürdig: zur gleichen Zeit findet auch Inge etwas. Sie nimmt ihren Fund an sich und verbirgt ihn in der Faust. Beide zur Faust geschlossenen Hände auf dem Rücken, geht sie auf Peter zu, sieht ihren Ohring und strahlt. “Oh, wie wunderbar!” Lächelnd läßt sie sich den Ohring anlegen. “Danke!!” Mit einem ‘Mmmhh!’ küßt sie Peter auf die Wange, dort, wo der Bart in weiche Haut übergeht.

“Rate mal, was ich hier hab!” Inge streckt Peter die Rücken ihrer Fäuste entgegen. Aber sie kann die Antwort nicht abwarten. “Deinen Manschettenknopf!”, ruft sie, ihre Fäuste drehend und öffnend.

“Das ist nicht meiner. Ich trage keine Manschettenknöpfe.”

“Dann nehme ich ihn mit als Erinnerung an diesen Abend.” Mit beiden Händen führt sie den Manschettenknopf an die Lippen und hält ihn dort für einen Augenblick. Dann gehen die beiden abermals den Kiesweg hinunter, überqueren die Holzbrücke, biegen nach links ab und wandern den Hauptweg entlang. Unter der ersten Laterne bleibt Inge stehen: “Ich muß mir den Manschettenknopf noch einmal bei Licht ansehen.” Sie öffnet die Hand. “Mein Gott, ist der schön! Aus purem Gold. Sieh mal, diese wundervolle Filigranarbeit und dieser große, herrliche Diamant! Das ist ein wertvolles Schmuckstück, ein Kunstwerk! Den darf ich nicht behalten. Sieh nur!”

“Ja, der ist offenbar sehr kostbar.”

“Ich muß ihn zurückbringen.”

“Aber wohin? Du weißt doch gar nicht, wem er gehört.”

“Zu unserer Bank.”

“Dort wird ihn irgendjemand an sich nehmen. Wie willst du je den wirklichen Besitzer ermitteln?”

“Ich schreibe ein paar Zeilen dazu. Es gibt viele ehrliche Finder. Der Manschettenknopf wird wieder in die Hände seines rechtmäßigen Besitzers gelangen. Da bin ich mir ganz sicher.”

Peter ist anderer Meinung. Aber das behält er für sich. “Also gut, gehen wir zurück.”

An der Bank angekommen, läßt Inge ihre Tragetasche von der Schulter gleiten, sucht darin herum und findet einen Papierbogen: Ihre Aufzeichnungen von einer Vorlesung über ‘Hebbels Tagebücher’. Den Papierbogen in der Hand, setzt sie sich. Dann schreibt sie, die Tasche als Unterlage benutzend, auf die leere Rückseite:

*Diesen Manschettenknopf habe ich gefunden. Ich möchte, daß er wieder in die Hände seines rechtmäßigen Besitzers*

*kommt. Bitte, bitte lassen Sie ihn liegen, falls er Ihnen nicht gehört. Danke!*

Mit beiden Händen legt sie den Papierbogen auf die Bank und streicht glättend darüber. Dann legt sie den Manschettenknopf darauf.

## Stein

Inge steht auf, senkt den Kopf. Langsam umherschreitend beginnt sie, den Boden abzusuchen.

“Was ist?”

“Ich suche einen Stein. Er soll meinen Fund behüten. Und meine Botschaft.”

Erneut tasten Finger über den Boden. Bei der Bank finden sie nichts. Aber etwas weiter links, unter einem blühenden Fliederbusch, da liegt ein Feldstein. Gleichzeitig entdecken sie ihn. Ihre Hände berühren sich auf seiner rauhen, kalten Oberfläche. Ganz dicht beieinander sind jetzt ihre Köpfe. Sie erheben ihr Antlitz, sehen sich an, mit ernstesten Augen voller Liebe.

Der Stein ist beinahe so groß wie ein Kinderkopf. Aber er hat eine Verjüngung in seiner Mitte, so als habe ihn in grauer Vorzeit jemand behauen, damit man ihn besser als Werkzeug benutzen kann.

Erst vor wenigen Stunden war der Stein hin und her gereicht worden zwischen Pastor, MinRat und Physiker. Alle drei hatten ihn abwechselnd in ihren Händen gehalten und dabei Überlegungen darüber angestellt, wie der Stein wohl in den Park gekommen sei. Und wie die merkwürdige Form wohl zustande gekommen sein mochte. Aber weder auf die erste noch auf die zweite Frage konnten sie eine für alle drei befriedigende Antwort finden.

Der MinRat hatte den Pastor um ein Gespräch gebeten. Angesichts des herrlichen Frühlingswetters hatten sich die beiden entschlossen, das Gespräch unter freiem Himmel zu führen, auf der Bank unter der großen Eiche. Den MinRat beschäftigt das Töten, genauer gesagt, das Töten als Freizeitsport: Angeln und Schießen. Darüber hatten die beiden lange diskutiert. Als dann plötzlich der Physiker dazukam, verstummte das Gespräch. Da hatte der Pastor die Aufmerksamkeit auf den Stein gelenkt.

Schließlich erhoben sich die drei und machten sich auf den Weg. Der Pastor hatte noch gesagt: "Selbst der Stein gibt uns Rätsel auf, wie vieles andere in Gottes Natur." Dann hatte er den Stein vorsichtshalber zur Seite gerollt.

Im Stein gefrieren die Gesetze der Schöpfung. Ein Stein kann schlafen, hunderttausend Jahre, Teil eines Berges. Ein Stein kann stürzen: ins Meer, in der Brandung rollend rund werden; vor den Fuß eines Wanderers, in den Boden rammend eine Mulde stampfen. Ein Stein kann treffen oder nicht. Ein Stein kann töten.

Peter und Inge heben den Stein gemeinsam und legen ihn auf den Papierbogen.

### 3 FREUNDE

*"Das is wirknich nich zuvien vernangt."*

## Explosion

Schon bald nach Einbruch der Dunkelheit betritt ein großer schlanker Mann den Park. Mürrisch spuckt er zur Seite. Der Festmacher ist schlecht drauf. Letztes mal ist nichts so richtig gelaufen. Und dann noch dieser neue Fiedler!

'Na ja', denkt er, 'ganz bescheidn der Kleine.' Und dann

denkt er: 'Muß noch 'ne Menge lern'n. Als Jäger nix auf'e Latte.' Der Festmacher spitzt den Mund und nimmt die Mütze vom Kopf. Ein strammer Schopf mittelblonder Schnittlauchhaare springt ins Freie. Der linke Mittelfinger kratzt in den Haaren herum. 'Aber irgendwie isser auch 'n Happn komisch.' Nachdenklich setzt er die Mütze wieder auf. Dann rückt er sie zurecht.

Eine tief aus dem Unterleib aufsteigende Unruhe verbietet jede weitere Beschäftigung mit Dingen, die nicht unmittelbar etwas zu tun haben mit der Jagd, die jetzt wieder beginnt. Machtvoll drängelt Unruhe in die Schaltstellen seines Handelns. Rücksichtslos drückt sie anderes beiseite, beherrscht schließlich alles Denken und Empfinden. Er neigt sich nach vorn und hebt die Schultern. Mit eingezogenem Kopf, ausgestreckten Armen und gespreizten Fingern gleitet er, den Oberkörper leicht windend, ins dunkle Gebüsch.

Nach einer Weile teilen sich am Rande eines schmalen Sandweges Zweige dichtstehender Büsche. Lautlos tritt der Festmacher ins Freie. Er will sich jetzt erst mal eine Übersicht verschaffen. Will wissen, was heute los ist, will eine Runde drehen, wie er das nennt. Nur scheinbar entspannt schlendert er der nächsten Biegung des Weges entgegen. Ein Spaziergänger wie andere auch, aber mit witternden Sinnen, mit auf's Höchste alarmierten Augen und Ohren.

Der Festmacher inspiziert sein Revier.

Zur gleichen Zeit erhebt sich wankend und augenreibend eine untersetzte, dunkelgekleidete Gestalt von einer zerfransten alten Matte. Die liegt im Gebüsch versteckt. Querab vom mittleren Teil des Trampelpfades hinter der Bank auf dem Hügel. Wenn der Schmied von seiner anstrengenden Tagesarbeit besonders ermüdet ist, macht er erst einmal ein Nickerchen auf dieser Matte, bevor er den Festmacher sucht und mit ihm zusammen auf die Jagd geht. Auf einer alten Matte zu schlafen, ist für ihn nichts Ungewöhnliches. Er entstammt einer sehr armen Familie. Noch heute weiß er, was Entbeh-

rung ist. Noch heute hat er den bitteren Geschmack des Hungers und der Armut im Mund.

Er reckt beide Arme in die Höhe und rudert damit in der Luft herum. Leise stöhnt er vor sich hin, legt gespreizte Finger auf die mächtige Brust, drückt die Schultern nach hinten, lehnt den Kopf in den Nacken und gähnt. Dann hebt er erneut die Arme, winkelt sie ab, verschränkt die Finger hinter seinem mit dunklen Locken bedeckten Kopf und macht mit den Ellenbogen Bewegungen, als wollte er davonfliegen. Mit breitgeschnittenem, narbenverziertem Mund und rundlicher Nase strahlt sein Gesicht Gutmütigkeit aus. Unter buschigen Brauen spähen lustige Augen in die Dunkelheit. Er stellt die Matte hochkant auf zwei tiefgelegene Äste, damit sie lüften kann, streicht eine Locke aus der Stirn und windet sich durch dichtes Buschwerk. Mit einem großen Schritt betritt er den hinteren Teil des Trampelpfades.

Weniger geschickt als sein hochgewachsener Freund, aber ebenfalls mit langjähriger Jagderfahrung, schlängelt sich der Schmied vorbei an Sträuchern und Büschen. Sein Ziel ist der Spielplatz. Er sucht den Festmacher. Plötzlich entdeckt er, über Büsche hinweg, ein Liebespaar auf der Bank vor der Hecke. In großem Bogen pirscht er sich von hinten an die Bank heran.

Mit einem Ruck hält er inne, bleibt stehen, schüttelt ärgerlich den Kopf. Die Rechte streicht über den Unterleib. Auf einmal hat er es sehr eilig. Geschwind stelzt er zurück durch hohes Gras. Sein Darm rebelliert. Er schüttelt den Kopf. "Geht das schon wieder nos!" Es ist immer das gleiche: Die frische Abendluft und die Jagdstimmung regen seinen Stuhlgang an. Und wie so oft hat er auch heute vergessen, Papier mitzunehmen. Gras oder Pflanzenblätter tun's natürlich auch. Aber da kann man Pech haben. Einmal hat er sich mit einem Bündel scharfer Grashalme geschnitten. Ein anderes Mal erwischte er in der Dunkelheit einen Brennesselzweig. "Verfnucht!", hat er da gezischt, "das brennt ja wie der Teu-

fen!" Eilig war er zum Bach gehüpft und hatte sich mit kaltem Wasser Erleichterung verschafft. Der Schmied ist eine kenntnisreiche, verlässliche Arbeitskraft auf der Werft, aber er ist ein schlechter Botaniker. Papier ist sicherer.

Vor nicht langer Zeit ist auf der Werft ein Druckkessel explodiert. Das hat sein Leben verändert. Umherfliegende Kesselteile schlugen ihm die Vorderzähne raus, beschädigten Oberkiefer und Lippe und beraubten ihn seiner Zungenspitze.

Nun waren seine Vorderzähne niemals eine Zier. Schon in den ersten Lebenstagen hatten Mittelfinger und Ringfinger der linken Hand den Weg zum Mund gefunden. Hier verbrachten sie fortan viele Stunden. Tagaus, tagein. Jahraus, jahrein. Mit Hingebung lutschte er auf den beiden Fingern herum, während die noch zur freien Verfügung stehenden anderen beiden, der Zeigefinger und der kleine Finger, genüsslich die Wangen massierten.

Sicher keine schlimme Sache an sich. Aber im Laufe der Jahre führte das ständige Nuckeln dazu, daß die zweite Generation seiner Schneidezähne geradezu abenteuerlich aus dem Mund hervorragte. Das hatte ihm sogleich nach der Einschulung den Necknamen 'Mäuschen' eingebracht. Später war der Schmied dann für seine Arbeitskollegen der 'Raffzahn'. Nach der Kesselexplosion fand alle Neckerei ein Ende. Ein tüchtiger Zahnarzt verpaßte ihm wunderschöne neue Zähne. Als Erinnerung an die Explosion blieb aber eine kleine sprachliche Besonderheit: mit der Zungenspitze hatten den Schmied auch alle seine Ls verlassen. Dieser Verlust wurde aber dadurch ausgeglichen, daß ihm seine genesende Zunge genau die gleiche Anzahl zusätzlicher Ns bescherte. Auch die Oberlippe erlitt durch die Kesselexplosion Schaden: einen fast drei Zentimeter langen Riß. Seit dessen Vernarbung zierte den Schmied ein ansehnlicher Schmiß. Der könnte einem Angehörigen einer schlagenden Studentenverbindung das Herz höher schlagen lassen. Aber der Schmied weiß das nicht zu würdigen.



Viel Zeit hat er jetzt nicht mehr zu verlieren. Auf der von dringender Not beflügelten Suche nach Papier erreicht er den Spielplatz. Dort hatte er schon des öfteren Papier gefunden. Und siehe da, dort liegt, neben dem Sandkasten, ein großes Stück Papier. Schnell reißt er es an sich und rennt damit ins Gebüsch. Weit genug weg von der nächsten Bank. Das hat ihm der Festmacher eingebleut. 'Daß du ja nich unsere Kundenschaft vergraulst!', hatte der gesagt. Und was der Festmacher sagt, das ist Gesetz im Park. Jedenfalls nachts.

Erleichtert strebt der Schmied nun dem Hauptweg zu. Dort wendet er sich nach rechts.

## Quatsch

Auch der Festmacher hat den Hauptweg erreicht. Nur einen Steinwurf weit ist er gegangen, da kommt ihm aus der Dunkelheit ein untersetzter Mann entgegen. Leicht watschelnd vertraut der, mehr als das aus Gründen der Statik erforderlich wäre, sein Gewicht ganz dem jeweiligen Standbein an. Das kann nur einer sein: sein Freund, der Schmied.

"Halloh!"

"Hannoh!"

Die beiden begrüßen einander wie immer. Sie lassen die offenen Handflächen ihrer erhobenen Rechten gegeneinander klatschen und knuffen sich gleichzeitig mit der linken Faust in die Seite.

"Was gehabt?"

"Nee."

Seite an Seite gehen die beiden in *die* Richtung weiter, die der Festmacher eingeschlagen hatte.

"Schmied!", ruft der plötzlich. "Was is? An dein Watscheln hab ich mich ja gewöhnt. Aber da is heut noch so'n extra Dreh drin. Was's los?"

Der Schmied duckt sich, zieht die Mundwinkel nach unten.

Wiegt den Kopf. Zuckt mit den Schultern. Dann endlich – er weiß, wenn der Festmacher eine Frage stellt, dann muß man antworten – rollt es aus ihm heraus: “Hab ‘n Virus am Arsch. Obn auf’e Backe. Virus simpnex sagt der Doktor. Krieg ich immer man wieder.” Erneut zucken Schultern. “Der Doktor verschreibt annes Mögniche. Nix hinft.”

“Tschaaa”, macht der Festmacher gedehnt. “Warum hast du mich nich gefragt?”

“Dich? Wieso dich? Ach so, knar, Festmacher weiß annes, wa?”

“Nich alles. Aber manches. Das nächste Mal, wenn dein Virus wieder in See sticht, sofort Zahnpasta drauf!”

Wwass??”

“Kein Wundermittel. Aber nich schlechter als Chemiezeug. Zuerst warmes Seifnwasser. Abwaschn. Mit Kleenex abtupfn bis alles trockn is. Denn Zahnpasta drauf. Gut verstreichn. Ganz eintrockn’n lassn. Wenn du hast, nimm ‘n Fön. Das machst du jedn Tag ‘n paarmal. Zahnpasta killt Bakterien, ärgert den Virus.”

“Das hinft?”

“Nix hilft immer. Du mußst das mal probiern.”

Einmal in Fahrt gekommen, ist es für den Festmacher nicht so leicht, gleich wieder aufzuhören. “Ich sag dir, die Viren, die werdn uns noch zu schaffn machn! Schnupfn, Aids, genau dasselbe. Viele Mittel. Keins hilft. Weißt du, wie lange ‘n Schnupfn dauert, wenn du zum Doktor gehst? Zwei Wochn. Und wenn du nich zum Doktor gehst? Vierzehn Tage.” Er nickt. “Gegn Viren hilft nur Natur. Natur gegn Natur. Und das auch nich immer. So’n Virus is klüger als der ganze Polizeiverein in unserm Körper. Menschengrips? Versager! Ich sag dir: die großn Tiere, die hat der Mensch runtergeschraubt. Aber die Klein’n, die schafft er nich. Die sind zu gewitzt. Die werdn uns noch zu schaffn machn. Die sind Meister im Anpassn und Versteckspiel. Kein’n Kopf, keine Arme, keine Beine, keine Ohrn, keine Augn. Aber ich sag dir, so’n Virus

hat mehr auf'n Kasten als das ganze gesammelte Gesundheitswesn!"

Schweigend gehen sie weiter. 'Jupp', denkt der Schmied, 'der Festmacher. Das 'n Typ! Mit ninks könnte der Professor sein. Aber ich gnaub, da hätt der gar kein'n Spaß dran.'

Sie drehen eine Runde. Nichts los. Eine Zeitlang spricht keiner ein Wort. Dann werden Gedanken des Schmieds zu Worten: "Das wird immer weniger. Die jungen Neute habn kein'n Schwung mehr. Weißt du, was ich gnaub? Ich gnaub, die sind zu faun zum fickn."

"Na ja, Mann. Ganz so läuft das ja auch nich. Vorhin da war'n da zwei zugange."

"Wo?"

"Aufn Spielplatz."

"Wo da?"

"Auf'e Kante vom Sandkastn."

"Auf'e Kante vom Sandkastn", wiederholt der Schmied voller Hochachtung. "Wahnsinn! Im Niegn?"

"Im Liegn."

"Akrobaten, wa?" Der Schmied grient und hebt den Kopf in den Nacken. "Seintänzer, wa?"

Beide lachen.

"Scheint mehr nos zu sein auf'n Spienpnatz jetzt."

"Scheint."

"Nos, nass fitschn, Festmacher! Vienneicht gib's da noch mehr. Nos, komm!"

Aber auch auf dem Spielplatz ist nichts los.

So gehen sie weiter.

"Okay", sagt der Festmacher schließlich, "setzn wir uns mal auf die Bank da."

Die Bank, das ist eine von den schönsten im Park. Ganz frisch lackiert. Gestiftet von der Stadtparkasse. Eine Bank, die nicht zu übersehen ist und die ein noch weniger zu übersehendes, großes, blitzendes Messingschild ziert. In die Rückenlehne eingelassen, informiert das Schild jeden Rast-

suchenden darüber, wem er diese Wohltat zu verdanken hat.

Doch das Sitzen währt nicht lange. Aus den Tiefen ihrer Leiber quillt Jagdfieber. Sie drehen eine Runde. Nach angespanntem aber erfolglosem Suchen betreten sie einen halb-kreisförmigen Weg. Da stößt der Festmacher den Freund mit dem Ellenbogen in die Rippen. Beide sehen sich an, mit hochgezogenen Brauen, gespitztem Mund und blitzenden Augen. Der Festmacher nickt und kneift ein Auge zu. Auf der ersten Bank sitzt ein Paar. Auf der zweiten Bank sitzt ein Paar. Und ein drittes Paar, das vor ihnen auf dem Weg spaziert, schickt sich gerade an, auf einer Bank Platz zu nehmen.

“Endlich wieder was an’ne Angen!”

Lautlos verschwinden ihre gebückten Gestalten hinter Büschen, werden Teil der Finsternis. Von hinten pirschen sie sich an ihr Wild. Erste Bank. Vier aufgerissene Augen. Nichts geschieht. Nur leise dahinfließende Unterhaltung. Enttäuscht machen sich die beiden auf den Weg zur zweiten Bank. “Hast du gehört”, flüstert der Festmacher, “wie der Herr Geheimrat da die Menschn hochgejubelt hat?” Leise imitiert er das gestelzte Reden: “Wirklich, meine Liebe, es ist erstaunlich, was die Menschen alles können. Und wie phantastisch ihr Körper konstruiert ist. Eine würdige Krone der Schöpfung!”

“Wenn ich ‘n Menschn baun würde”, flüstert der Schmied zurück, “das erste wär ‘ne zweite Pumpe. Zwei Augn, Ohrn, Niern, Nungn – aber nur eine Pumpe. Das’s doch ‘ne Fehnkonstruktion! Wenn die Pumpe ausfännt is annes hin.”

Der Festmacher nickt. Dann flüstert er: “Da gibt’s aber auch Gutes.”

“Was?”

“Jeder Mensch is so gebaut, dass er mit’m Arsch nich an’n Kantstein haut.”

Der Schmied prustet. Nur mit Mühe kann er lautes Lachen unterdrücken. So signalisiert er seinen Beifall mit heftigem Kopfnicken, schuckelnden Schultern und nach oben abgespreiztem Daumen der wippenden Faust.

Jetzt haben sie die zweite Bank erreicht. Nur leise dahinplätschernder Gedankenaustausch. Und auch auf der dritten Bank spielt sich nichts ab.

“Da näuft nix.” Sie tasten zurück zum Weg. “Theater is aus. Die komm’n direkt ausm Theater. Redn nur genehrtes Zeug.” Der Schmied fährt sich mit dem Handrücken quer über den breiten Mund. “Da näuft nix. Annes ganz kuntivierte Neute. Vien zu kuntiviert zum Bumsn.”

“Quatsch!” sagt der Festmacher. “Reiner Quatsch!!” Er hebt den Kopf, zieht die Brauen ganz hoch, schürzt bedeutungsvoll die dünnen Lippen, bereitet eine Verkündigung vor.

Sie haben eine Bank erreicht. “Setz dich!”

Sitzend fixiert der Festmacher den Mond, saugt eine große Portion würziger Nachtluft in sich hinein und läßt sie mit leisem Pusten aus gespitzten Lippen wieder entweichen. Er lüftet die Schiffermütze und rückt sie wieder an ihren Platz. Dann hebt er den kräftigen Zeigefinger und verkündet: “Alle fickn. Junge, Alte, Arme, Reiche. Alle. Auch die ganz kultiviertn Leute!” Er macht eine Pause. Zieht das Kinn an, so wie einer, der über eine Halbbrille einen Gegenstand fixiert. Dann vollendet er seine Verkündigung: “Und ich und du und der Fiedler – und all die sechs Milliarden Typn, die auf dieser Erde rumhopsn – alles Bumsprodukte! Eine Riesnfickerei, sag ich dir. Riesig!” Er spuckt und wischt bedächtig mit Daumen und Zeigefinger über die Mundwinkel. Schließlich sagt er: “Das ist der Weisheit letzter Schluß. Frei nach Goethe.”

Der Schmied prustet und hustet. Mit hochrotem Kopf ringt er nach Luft. “Du und Goethe!”, bricht es aus ihm hervor, “das’n Ding, wa?” Er schluckt und würgt. Dann lehnt er den Kopf zurück und lacht, ganz laut, ganz hell, ganz rein. Wie Quellwasser springt das Gelächter aus seinem Mund. “Festmacher und Goethe!” Abermals prustet er. “Das’n Paar, wa? Das’n ...”

Der Festmacher kennt Kritik nur aus dem Munde seiner

Frau. Daß der Schmied es wagt, über etwas, das er sagt, zu lachen, das ist neu für ihn. Mit gewölbtem Mund und zusammengezerzten Brauen dreht er sich dem Kleineren zu. Aus den klaren harten Augen springt ein vernichtender, ein funkensprühender Blick wie ein Peitschenhieb. Augenblicklich läßt der Schmied die Schultern fallen, ist mucksmäuschenstill.

Da hebt der Festmacher den Kopf und starrt zum Mond. Abermals saugt er eine große Portion klarer Nachtluft in sich hinein und entläßt sie wieder, diesmal mit leisem Zischen. Dann sagt er, jedes Wort voll wuchtigem Ernst: "Unser Problem is nur, wir wolln da auch mal was von sehn, von dieser Riesnfickerei. Nur ganz wenig. Niemand störn." Dann denkt er an den neuen Fiedler und grinst: "Niemandem ein Leid zufügen." Er spuckt. "Und das is doch wirklich nich zu viel verlangt. Oder?"

"Right!" ruft der Schmied. "Das is wirknich nich zuvien vernangt." Beide blicken stumm in die Nacht. Dann nickt der Schmied. Mehrmals. Eine Mundbewegung zwingt die Narbe auf der Oberlippe zum Schlängeln. "Ein richtiger Phinosoph bist du." Er fährt mit dem Handrücken über den Mund, blickt auf zu seinem großen Freund: "Wahnsinn! Festmacher for President!"

Die beiden stehen auf, recken und strecken sich, rudern mit den Armen. Dann machen sie sich auf den Weg.

Der Festmacher erzählt dem Freund vom neuen Fiedler.

"Bnoß nich! Bnoß nich noch so ein'n!" Energisch schüttelt der Schmied den Kopf.

"Nich noch so ein'n. Der Fiedler aus'm Waldschloß, der fiedelt jetz woanders. Und der neue Fiedler, das is'n ganz Bescheidener." 'Aber', fügt er in Gedanken hinzu, 'irgendwie isser auch 'n Happn komisch. Weiß der Klabattermann, wo der Rudi herkommt.'

Dem Schmied ist das gar nicht recht. Er hat die Nase voll von Fiedlern. Und er hat ein sehr merkwürdiges, ja, ein sehr schlechtes Gefühl bei dieser Sache.

Aber bevor er seine Bedenken äußern kann, sagt der Festmacher: "Der spielt in so'm Klub." Kopfwiegend fügt er hinzu: "Aber so'n richtiger Nachtklub kann das auch wieder nich sein, sonst hätt der ja nachts keine Zeit." Er denkt einen Augenblick nach. "Vielleicht is das ja auch so'n armer Sack, der da nur mal ein'n vertret'n darf." Er nickt. "So is es vielleicht ... Ich sag dir, der is ganz schüchtern. Und der hat soviel Angst, der tut ein'm richtig leid."

Das beeindruckt den Schmied. Er hat ein großes Herz. Da is viel Platz drin für viel Mitleid. "Ja wenn das so is ..."

"Wir wolln mal 'n Happ'n nett sein zu dem", entscheidet der Festmacher.

## Wunder

Wiederum sind die beiden Freunde am Spielplatz angelangt. Aber noch immer ist da nichts los. So gehen sie weiter, Richtung See.

Zögernd formt sich im Schmied ein Gedanke zu einer für ihn wichtigen Frage. Er senkt den Kopf, starrt auf seine dahinstapfenden Füße. Überlegt. Druckst. In stummer Vorübung des zu Fragenden beginnen seine Lippen sich zu bewegen. Dann wird die Frage zu gesprochenen, zunächst noch einleitenden Worten: "Du bist einer von den Groß'n. Du weißt immer wo's nang geht. Du bist der König hier im Park. Jedenfanns nachts." Wieder druckst er. Fährt sich durch die üppigen Locken. Noch immer traut er sich nicht so recht. Aber dann sagt er: "Ich hab da man 'ne Frage."

"Schieß los!"

"Gnabst du an Gott?"

"Was für 'ne Frage! Ich glaub nich nur an Gott. Ich seh ihn. Immerzu. Gott is hier. Im Park. Die Blum'n, die Büsche, die Bäume, die Tiere, die Menschn. Das is Gott." Mit ernster Miene fügt der Festmacher hinzu: "Ich sag dir, Gott is ein Wunder.

Ein wundersames Wunder. Und auch wir Spanner“, er tickt an seinen Mützenschirm, “auch wir mit alln unsern Fehlern, auch wir sind Gottes Kinder.”

Der Schmied nickt. Mehrmals. Ganz bedächtig. Dann deutet er mit dem Kopf zum Kirchturm. “Und der da?” Er sieht seinen Freund an. “Der Gott da in der Kirche?”

“Aus dem bin ich noch nich so richtig schlaun gewornd. So wie die Kirchenfritzn den sehn, is das ‘n Komischer.”

“Wieso?”

“Der is so komisch, ich glaub den habn die Kirchenfritzn selbstgemacht.”

“Wieso?”

“Die sagn, ihr Gott kann alles. Aber der tut nix. Und was die Kirchenfritzn sagen, das der tut, das is komisch.” Er schüttelt den Kopf. “Der hat zwei Maschn, Menschn zu machn. Einmal aus Erde und einmal mit ‘ner Frau. Aber ohne die anzufassn.” Er grinst und schüttelt wieder den Kopf.

“Kirchenneute kümmern sich auch um Menschen.”

“Die meistn kümmern sich um ihre Kirche.”

“Die gebn den Menschen vien.”

“Meist nur leere Luft.”

“Und die wissen vien.”

“Meist nur das, was se selber wolln. Aber ihr Gott, der weiß nich mal wasser selber will. Ich sag dir, der is komisch. Einmal haut der den Leutn ein’n auf’e Rübe, dasses knackt. Und einmal macht der wieder auf Barmherzigkeit und vergibt denen. Stell dir vor: Adam und Eva essen ‘n Apfel. Was macht der? Der schmeißt se raus aus sein’m Paradies. Für immer und ewig. Und auch alle ihre Kinder und Kindeskind, die doch gar nix dafür könn’n. Aber als die Kindeskind sein’n Sohn umbringn, was macht der da? Da bleibt der ganz freundlich und vergibt den’n. Da stimmt doch was nich. Oder?”

“Aber die Kirchenneute ...”

“Die labern. Auch bei ‘ner Beerdigung labern die. ‘Ruhe sanft! Ewige Liebe! Nix wie leere Luft. Nach ‘n paar Dutzend Jahrn



hol'n se alles wieder raus, weil se den Platz brauchn für die Nächstn. 'Ruhe sanft!' Und nach 'n paar Tausend Jahrn hol'n se Reste raus und stelln die ins Museum, und den Totn klaun se ihre Geschenke. 'Ewig Liebe!'"

"Aber die Kirchenkeute predign schön."

"Ich hör da nur labern. Nix wie leere Luft. Die müßt'n doch jubeln, wenn ihre Kumpels krepieren. Oder wenn se selbst ins Gras beiß'n. Denn komm'n se endlich in ihr Gottesreich. Denn könn'n se endlich in Freud'n ewig lebn. Gesund und ohne Sorgen. Aber die hab'n Schiß. Genau wie alle andern. Und die heuln. Genau wie alle andern. Warum? Ich sag dir warum: weil se ihr eigenes Labern nich glaubn. Weil se ganz tief da drinnen wissn, daß das alles leere Luft is."

Der Festmacher schüttelt den Kopf und zuckt die Schultern: "Und wer hat den Sohn von ihr'm Gott verrat'n und gekreuzigt? Die Männer. Wer is bei ihm gebliebn, hat ihm die Treue gehalt'n? Die Frauen. Aber wer is nun sein Vertreter auf Erdn, und wer hat das Sagn in seiner Kirche? Die Männer! Kriegst du das auf die Reihe?"

"Nee", sagt der Schmied, "das krieg ich nich man auf'n Punkt."

"Warum is Gott ein Mann? Warum keine Frau? Warum schickt der sein'n Sohn? Warum nich seine Tochter?"

"Warum?"

"Weil die Kirchnfritzn Männer sind!"

"Und die Frauen?"

"Für so manche Kirchnfritzn gibts nur drei Frauen: Heilige, Nonnen und Nutten." Der Festmacher spuckt und fährt sich mit Daumen und Zeigefinger langsam über die Mundwinkel. "Und was bist du für die? 'N Bösewicht. Dauernd drohn die dir mit Strafe. Dauernd mußt du um Vergebung bitt'n. Alles Mögliche bring'n die dir bei, nur nich das Lachn."

"Ja", sagt der Schmied, "nachn und sich freu'n, das tun die nicht da in der Kirche. Überhaupt sonnt'n die Neute sich mehr freu'n und mehr nachn. Wer nacht und sich freut, tut andern weniger weh."

Der Festmacher hebt den Zeigefinger. "Und noch was. Die Kirchenfritzn sagn, ihr Gott is allmächtig, weiß alles, kann alles, hat unsere Welt gemacht. Ja verdammt noch mal, warum hat der das denn nich besser gemacht? Sieh dich um. Das meiste is doch Scheiße! Und warum duldet der so viel Leid und so viel Ungerechtigkeit? Immer wieder und immer weiter? Warum nimmt der das Leid nich weg, wenn der das doch kann? Und warum haßt der die Menschn, die den Kirchenfritzn nich glaubn könn'n oder wolln? Warum verfolgt der die Ungläubign mit so viel Härte und Haß, dieser allgütige Gott? Wo is denn da die Güte? Und hat der die denn nich auch selbst gemacht, die Ungläubign? Das is doch alles unlogisch. Und auch unwürdig für so'n allerhöchstes Wesen! Oder?"

"Yes, sir!" Der Schmied ist beeindruckt. "Güte und Niebe sind wichtig. Härte und Haß nur gegn Böses!"

"Und was is das für'n Gott, der sein'n Sohn für die Sünden von andern ans Kreuz nageln läßt! Und der den da nich runterholt, wenn der das doch kann. Und was sind das für Kirchenfritzn, die so ein'n auch noch anbetn!"

"Right!"

"Ich sag ja, das is'n Komischer." Der Festmacher zieht die Mundwinkel nach unten und nickt. "Und das is'n Zauberkünstler. Der offenbart sich mit links und versteckt sich mit rechts. Und das alles auf einmal."

"Jupp!" macht der Schmied. "Und wir soll'n den niebn und fürchtn. Und das auch annes auf einman."

Der Festmacher denkt nach. Dann sagt er: "Und die Kirchenfritzn? Die fordern Freiheit – Freiheit für ihr Gewissn, Freiheit für ihre Meinung, Freiheit für ihrn Glaubn. Aber selbst? Die duldn keine Freiheit! Ich sag dir, die sind genau wie Diktatoren. Nur sie habn recht. Alles andere is falsch. Was richtig is und was falsch is, das bestimm'n sie. Ganz allein. Und weh dir, du bist anderer Meinung!"

Der Schmied verzieht den Mund, daß die lange Narbe sich

windet. Mit geneigtem Kopf nach vorn starrend nickt er. Dann hebt er den Kopf und lehnt ihn zurück. "So isses." Wieder nickt er. "Festmacher weiß immer wo's nang geht. Festmacher for President!"

## Buschkrieg

Die beiden haben den See erreicht. Ein Gebiet, das außerhalb ihres Reviers liegt, in das sie nur selten gehen, sozusagen nur im äußersten Notfall. Aber auch am See ist nichts los. Es ist kalt geworden. Und es hat zu nieseln begonnen. Das vertreibt ihr Wild. Sie gehen zurück in ihren Teil des Parks. Zunehmend verdrossen, drehen sie eine weitere Runde.

Die Bank auf dem Hügel unter der großen uralten Eiche scheint leer zu sein. Aber in der Dunkelheit kann man das nicht so genau sehen. So gehen sie am Bach entlang. An der Stelle, wo der Bach am schmalsten ist, springen sie ans andere Ufer. Dann pirschen sie sich in weitem Bogen von hinten an die Bank. Jetzt haben sie den Trampelpfad erreicht, den der Festmacher immer wieder in Ordnung bringen muß, weil der Gärtner ihm da immer wieder ins Handwerk pfuscht. Der hat da sogar dornige Rosen gepflanzt!

Vorsichtshalber holt der Festmacher die Taschenlampe hervor. Man weiß ja nie, was der Gärtner da wieder angestellt hat. 'Hier hat der Arsch nix verlor'n. Hier is unser Revier!' Das hat der Festmacher nun schon oft gesagt. Auf der Taschenlampe klebt eine Kappe. Ein schmaler Schlitz läßt nur einen Schimmer von Licht durch. Gerade genug für die scharfen Eulenaugen. "Was is das?" Am Ende des Pfades, nahe der Bank liegt etwas. Der Festmacher bückt sich. Da reißt ihn der Schmied zurück: "Das's 'ne Fanne! 'Ne dicke fette Fanne! Laß man 'n Fachmann ran, wa."

Der Schmied bricht einen Zweig von einem Busch. Vorsichtig nähert er sich damit der Falle. Und dann löst er mit dem

Zweig den gespannten Fallenmechanismus aus. Bbbenggg!! Mit großer Wucht schlagen die Eisenbacken aufeinander. Die ganze schwere Falle macht einen Luftsprung.

“Mann, Mann, Mann!”, ruft der Festmacher. “Dies gottsverdammte Arschloch! Stellt da so’n Ding hin. Ohne Absperrung!”

“Bis du sicher, daß das der Gärtner war?”

“Klar war der das. Der kriegt sein Fett!”

“Was winnst du tun?”

“Das wirst du schon sehn. Ersmal schreib ich dem ‘n freundlichen Brief.”

“‘N Brief?”

“Hast du was zu schreibn?”

“‘N Kugenschreiber, aber kein Papier.”

“Such was! Geh du da lang. Ich geh Richtung Bank.”

An der leeren Bank angekommen, sieht der Festmacher Papier. Mitten auf der Bank liegt es, darauf ein großer Stein. Und ein Manschettenknopf. Er legt den Stein beiseite. Dann ergreift er erneut die Taschenlampe und betrachtet staunend den Manschettenknopf. Er steckt ihn in die Hosentasche und wendet sich dem Blatt Papier zu. Darauf steht etwas geschrieben. Er liest.

“Das geht in Ordnung”, sagt er und legt Papier, Manschettenknopf und Stein zurück auf die Bank.

Nun setzt er die Papiersuche fort. Aber er findet nichts. So kehrt er zurück zur Falle. Dort wartet bereits der Schmied.

“Kein Papier”, meldet der, “aber ‘n Stück Karton.”

“Zeig her. Genau richtig. Den Schreiber!”

Der Festmacher schreibt:

*Sie gefährden Tier und Mensch. Sie Unmensch!*

Er zwingt die Fallenbacken etwas auseinander und gibt seinem Freund einen Wink mit dem Kopf. Der schiebt das Kartonstück dazwischen. Langsam läßt der Festmacher die Eisenbacken wieder zusammenklappen.

“Der hat ja noch man Schwein gehabt.”

“Denkst du. Jetzt geht’s zur Gärtnerei.”

Dort angekommen, inspiziert der Festmacher den Fuhrpark. Seine Wahl fällt auf das Gärtnereifahrzeug. Er zieht sein großes Taschenmesser aus der Seitentasche seiner Hose, klappt die Schneide auf, arretiert sie und ... zack, zack, zack, sticht er in den linken Vorderreifen. Ppschschsch sackt das Fahrzeug nach vorne links ab. Dann nimmt er sich den linken Hinterreifen vor. Zack, zack, zack. Wiederum entweicht zischend die Luft. Jetzt hat das Fahrzeug eine abenteuerliche Schlagseite – und der Buschkrieg einen neuen Höhepunkt.

Die beiden gehen zurück in ihr Revier. Nochmals drehen sie eine Runde.

Nichts los. Gar nichts.

“Ich mach fünfzehn. Bin totan kaputt. Tschüß.”

Auch der Festmacher entschließt sich, nach Hause zu gehen. Auch er ist todmüde. Ihn wurmt das alles maßlos. Aufkommender Wind bläht seine Jacke, läßt sie flattern. Er greift zum Mützenschirm und zerrt ihn in die Stirn.

“Du hast O-Beine!”, ruft er dem Schmied hinterher.

Der hebt nur den linken Arm. Sieht sich nicht um.

“So’n Rattenzirkus!”, schimpft der Festmacher. “Wieder nix Reelles gehabt. Mann, Mann, Mann!!”

#### 4 WANDERER

*“In letzter Konsequenz ist  
alles Energie: Masse, Lebloses,  
Lebendes, Universum, Gott.”*

#### Kunst und Wissenschaft

Weit draußen am See, auf der weißen Bank am Rande des verwaisten Bootsanlegers, sitzen zwei Männer. Seit langem

wußten sie voneinander aus den Medien. Beide hatten auf eine Begegnung gehofft. Aber jeder hatte sich gescheut, den ersten Schritt zu tun. Als der Zufall sie gestern im Park zusammenführte, stürzten sie sich geradezu aufeinander. Und schon bald begannen sie ein gehaltvolles Gespräch.

Bevor sie sich am späten Abend trennten, verabredeten sie sich für den heutigen Tag zum Treff auf der weißen Bank: Der kahlköpfige Naturwissenschaftler, einfach und salopp angezogen, und der langhaarige Künstler, in sorgfältig zusammengestellter Kleidung – heller Sommeranzug, breitkrepfiger weißer Hut und weiße handgefertigte Schuhe mit schwarzen Wappen auf dem Oberteil. Die Enden eines locker geknoteten weißen Seidenschals hängen über Brust und Rücken. Dünne Finger, an denen viele kostbare Ringe funkeln, umklammern den silbernen Griff eines weißen Handstocks. Im Verlauf des heutigen Gesprächs hat die Metallspitze des Stocks schon ein kleines Loch gebohrt in eine morsche Holzbohle zu seinen Füßen.

Bei dem eleganten, hellgekleideten Herrn handelt es sich um den krummrückigen Zwerg, der sich mit einem barbarischen Riesen zu dunklen Abenteuern verabredet hat: den Maler. Sein neuer Schneider hat es vermocht, den Buckel des prominenten Kunden völlig unter einem Kunstwerk von sorgfältig in die Jacke eingearbeiteten Polsterungen verschwinden zu lassen. Auch die untersetzte Gestalt hat der Schneider kunstvoll verhüllt und optisch gestreckt.

Schon bei seiner gestrigen Begegnung mit dem Physiker hatte der Maler mit tief dringendem Gespür Besonderes gelotet. Wie ein Blitz durchfuhr ihn die Hoffnung, daß er im Hirn seines neuen Bekannten den Schlüssel finden könnte für die volle Entfaltung seiner künstlerischen Möglichkeiten und für eine Befriedung seines zerstrittenen Wesens.

Sexuelle Anregungen in der Finsternis des nächtlichen Parks haben das Feuer seiner Sinneswelt neu entfacht, sein Genie aus grauer Erstarrung erlöst. Nun will er den elemen-

tares Emotionen aus den Tiefen seines Leibes Geistiges entgegensetzen. Er strebt einen Ausgleich an zwischen Leib und Kopf. Dabei soll ihm der Physiker helfen. Durch den will er sich Zugang verschaffen zu neuestem naturwissenschaftlichen und philosophischen Wissen, zu den letzten Wahrheiten und Weisheiten. Der Maler will das große Hirn anzapfen. Er weiß, der andere hat tief nachgedacht – als Physiker über Lebloses und als Biologe über Lebendes. Gezielt will er das fremde Wissen für die eigenen Zwecke nutzbar machen. Vorsichtig will er dabei vorgehen und geschickt, auf eine solche Weise, daß der andere seine wirklichen Absichten nicht wird erkennen können. Bis in die letzten Winkel des großen Hirns will er sich schleichen, ja bis in die fernsten Bereiche von Ahnungen und Visionen.

Auch für den Physiker ist die neue Bekanntschaft ein besonderes Erlebnis. Seit Jahren hat er im Park – in den abgeschiedenen Teilen des Sees – nachgedacht über die Menschen, die Natur und Gott. Jetzt haben seine Vorstellungen eine Reife erlangt, die nach Mitteilung drängt. Für ihn ergibt sich hier die Möglichkeit, seine Erkenntnisse und Gedanken mit einem großen Geist aus einer anderen Sphäre der Menschenwelt zu erörtern: der Sphäre der Kunst.

So kreuzen sich im Park die Lebenswege zweier Männer, die sich wie ungleichnamige Magneten mit der ganzen Kraft ihrer Verschiedenartigkeit gegenseitig anziehen. Große Geister sind sie und ständig auf der Suche: Nach den Grenzen ihrer Möglichkeiten; nach dem Sinn ihres Seins; nach den Dingen hinter den Dingen; nach den Kräften, die die Welt gebären, dirigieren und reifen lassen. Dem Physiker geht es dabei vor allem um die Sache, dem Maler vor allem um sich selbst.

Auch heute haben die beiden wieder mit zunehmender Intensität und Tiefe diskutiert. Ihr Geist und ihre Phantasie sind aufs Höchste angeregt. Ihre Köpfe rauchen.

Plötzlich durchzuckt den sensiblen Künstler ein unerklärliches Gefühl ernster innerer Bewegtheit. Etwas Fremdes zieht seinen Blick kraftvoll und unwiderstehlich in das Wasser zu seinen Füßen. Ihn schaudert. Es ist ihm, als sähe er auf einmal sein Leben vor sich, dort unten im klaren, kalten Wasser – als begegne er sich dort selbst. Eisig kriecht Gänsehaut über den Buckel. Fassungslos starrt er mit fahl werdendem Faltengesicht in den gefährlich-geheimnisvoll lockenden See.

“Ist Ihnen nicht wohl?” fragt der Physiker besorgt.

“D ... doch doch. – I ... ich ...” Mit vor Angst flatternden Sinnen beginnt der Bucklige plötzlich zu stottern. “E ... es kam auf einmal eine ganz merkwürdige Stimmung über mich. Völlig unerwartet. Aus heiterem Himmel.” Mit vereister Stimme fügt er leise hinzu: “Wie eine schreckliche Vorahnung.” Der Maler schluckt. Er wendet sich hin und her auf der weißen Bank, als träfen ihn unsichtbare Peitschenhiebe. Langsam schwebt, noch im Schlierennebel ungewisser Formen, ein Bild empor aus dem Grün des tiefen Wassers. Allmählich gewinnt es Konturen und Farbe. Dann leuchtet es auf in all seiner Schönheit und in all seiner Bedrohlichkeit: das Bild des Engels! Der bezaubernde Mund lächelt, aber die traurigen Augen mahnen und drohen. Und jetzt flüstert auch der Mund Drohendes – etwas von Schuld und auch von Sühne.

Alle Versuche des Künstlers, aus dem vom Engel Beherrschten zum Beherrscher des Engels zu werden, sind fehlgeschlagen. Er hat es nicht vermocht, den Engel zu einem Teil seines kreativen Könnens zu machen. Wie oft hat er nun schon vor leerer Leinwand gehockt; wie oft schon war seine Hand nach dem ersten Pinselstrich erstarrt!

Der Maler hat starke äußere und innere Augen. Überhaupt ist er vor allem und zuallererst Auge. Das Auge aber, das äußere wie das innere, baut Bilder. Und das Bild ist mächtig. Für den Maler ist es mächtiger als das Wort, mächtiger als die Musik, mächtiger als der Geist. Für ihn ist das Bild *vor* allem



anderen. Es ist der Quell, aus dem sein Wesen sich formt.

Mit aller Kraft reißt er sich los von dem Bild im Wasser. Erst nach einer ganzen Weile gelingt es ihm, die Gedanken wieder zu ordnen und zurückzuzwingen in das Gespräch: "W ... was, was sagen Sie ... zu meinen Ausführungen?"

"Sie haben völlig recht. Kunst und Wissenschaft gehören zusammen, wenn es darum geht, die Welt mit all unseren Sinnen unmittelbar und intensiv zu erleben. Sowohl für die Kunst als auch für die Wissenschaft gilt: dem Kreativen gehört die Bühne. Wie Sie, so probiere auch ich mich immer wieder aus, taste mich vor an meine Grenzen. Immer wieder exponiere ich mich Neuem, setze ich mich extremen Situationen aus. Gespannt beobachte ich dann, wie ich darauf reagiere, ob mir das weiterhilft bei meiner Suche nach einem besseren Verständnis der Welt in mir und um mich. Und immer wieder bedrängt mich dabei die Frage: Was eigentlich verbirgt sich hinter dem, was ich sehe, was hinter dem, was ich fühle?"

Noch immer starrt der Maler in das Wasser vor und unter sich. Abrupt ruft er: "D ... darf ich Sie zu einer Tasse Tee einladen?"

"Gern."

Nach einer stummen Wanderung erreichen die beiden das Waldschloß. Rasch öffnet der Maler die Tür und strebt, mit federnden Schritten dem anderen davonlaufend, einem für besondere Gäste reservierten Nebenraum zu. Erst nachdem er dessen Tür hinter dem überrascht hinterdrein eilenden Physiker geschlossen hat, fühlt er sich wieder sicher. Aufatmend läßt er sich in einen der drei buntgepolsterten Korbsessel fallen. Bei dem diskret eintretenden Kellner bestellt er zwei Portionen schwarzen Tee.

Und dann stürzen sich Künstler und Wissenschaftler geradezu hungrig in die Fortführung ihres Gesprächs. "Mich", sagt der Physiker, "hat unser Thema, Kunst und Wissenschaft, schon seit langem beschäftigt." Mit Daumen und Fin-

gern umklammert er sein eckiges Kinn und gewährt den Gedanken einen Exkurs in die Vergangenheit. Schweigend streicht er über den kahlen Schädel. Auf völlig haarloser Haut glänzt dünner Schweiß unter den Strahlen der Hängelampe. "Als ich gestern abend, noch ganz eingefangen von unserem Gespräch, nach Hause kam, da passierte etwas Merkwürdiges. Ich öffnete die Tür zu meinem Wohnzimmer, und da sprang mir, in des Wortes ureigenster Bedeutung, ein Bild entgegen. Viele Jahre hatte es unbeachtet an der Wand neben meinem Kamin gehangen. Aber jetzt, auf einmal, hatte es seine alte feurige Faszination zurückgewonnen." Er schiebt die Brille hoch und macht eine Pause. Man sieht ihm an, daß seine Gedanken eine weite Reise antreten. "Mit diesem Bild hat es eine besondere Bewandtnis."

"Ach, ja?"

"Und diese Bewandtnis hat eine enge Beziehung zu unserem Thema."

"Sie machen mich neugierig!" Nur flüchtig nickt der Maler dem Kellner zu, der jetzt den Tee bringt. "Bitte spannen sie mich nicht auf die Folter!"

"Vor drei Jahrzehnten habe ich an einem Physikerkongreß in Paris teilgenommen. Ein großer, ein großartiger Kongreß! Ich war ein blutjunger Wissenschaftler. Für mich wurde der Kongreß zu einem Schlüsselerlebnis. Ich war begeistert von den neuen Erkenntnissen, die dort vorgetragen wurden. Bis tief in die Nacht hinein haben wir darüber mit Feuereifer diskutiert. In unseren erhitzten Köpfen feierten die Fortschritte der Wissenschaft glanzvolle Triumphe. Was waren das für phantastische Möglichkeiten, die uns eine Anwendung der neuen Methoden erschließen würden!

Und dann passierte es. Ich lernte eine junge, hübsche Rumänin kennen: dunkelhaarig, mit einer faszinierenden Figur. Sie war Malerin."

"Oho! Schon damals Physik und Malerei!" lacht der Maler und lehnt sich zurück in seinen Sessel. "Freilich", schmunzelt

er, "da endet der Vergleich. Ihre damalige Bekannte war unendlich viel attraktiver als Ihr heutiger Gesprächspartner."

"Das kommt auf die Perspektive an. Aber ich leugne nicht, daß das Weibliche seine besonderen Reize hat." Versonnen lächelt der Physiker vor sich hin. Dann sagt er: "Da ich großes Interesse an den Arbeiten der Rumänin hatte – korrekter gesagt, zu diesem Zeitpunkt vorgab zu haben – lud sie mich für den nächsten Abend in ihre Wohnung ein. Dort wollte sie mir ihre Arbeiten zeigen."

"Sie machen mich wirklich neugierig!"

"Ich kann Ihnen sagen! So was hatte ich noch nie erlebt. In dem kleinen, einzigen Zimmer der Rumänin war alles, aber auch alles vollgestellt, in dem wildesten Durcheinander, mit Kisten, Kochtöpfen, Tellern, Tassen, Farbtöpfen, Pinseln, leeren Leinwänden, Ölbildern, Schuhen, Röcken, Blechdosen, Blusen. Nur zwei wackelige Stühle und eine zerwühlte, durchgelegene Couch erinnerten daran, daß hier auch gewohnt wurde. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Die Gastgeberin rührte das überhaupt nicht. Fröhlich fragte sie – ohne meinen Schock auch nur im mindesten zur Kenntnis zu nehmen: "Trinken wir eine Flasche Rotwein?"

'Jjj ... ja', stotterte ich.

Da nahm sie mehrere Töpfe, einen Plattenspieler und eine Bratpfanne, an der noch die Überreste der letzten Malzeit zu erkennen waren, von einer großen alten Kiste. Hob deren Deckel in die Höhe und kramte darin herum mit tief gebeugtem Kopf und hängenden schwarzen Haaren. Schließlich förderte sie eine Flasche und zwei Gläser zu Tage. Mit den Zähnen zog sie den Korken. Dann schenkte sie ein, reichte mir ein Glas und prostete mir zu.

Der Wein schmeckte vorzüglich. Das sagte ich ihr. 'Prima', meinte sie. Und dann sagte sie, mit dem rechten Arm ausholend, 'und nun wollen wir uns mal meine Arbeiten ansehen. Das Zimmer ist zu klein. Die Bilder brauchen Abstand, Perspektive. Darum haben mein Freund, er wohnt nebenan, und

ich einen breiten Durchgang durch die Wand geschlagen. Als der Hauswirt gerademal nicht da war. Vor drei Jahren.'

Sie begann damit, einen großen alten Teppich, der mit zahlreichen angenähten Ösen an ebensovielen kräftigen Wandhaken befestigt war, Öse für Öse aus den Haken zu heben, bis er vollends zu Boden gesunken war. Dann zog sie ihn beiseite. Jetzt blickten wir durch das riesige Loch in der Mauer auf die Rückseite eines ähnlichen Teppichs, der den Durchgang von der anderen Seite, also vom Zimmer ihres Freundes her, verdeckte. Mit diesem Teppich verfuhr sie auf die gleiche Weise. Sie ging hinüber in das andere Zimmer. Für einen Augenblick war sie meinen Blicken entschwunden. Dann erstrahlten, in gleißendem Scheinwerferlicht, an der gegenüberliegenden Wand neun Ölbilder. Sofort beeindruckten mich diese Bilder sehr stark. Ich konnte weder sagen wodurch noch warum. Die Bilder machten, jedenfalls für mich, keinerlei Sinn. Aber alle waren in ihrer Figuration, ihrer Farbkomposition und in ihrer Flächenaufteilung absolut faszinierend. Die Rumänin stand im hellen Licht neben ihren Werken.

Ich sagte ihr, daß ich die Bilder überwältigend eindrucksvoll fände. Da entblöbte ein strahlendes Lächeln ihre schneeweißen, im Licht der Scheinwerfer blitzenden Zähne. 'Es freut mich', sagte sie, 'daß meine Arbeiten Ihnen gefallen.' Sie ging von einem Bild zum anderen und erläuterte Einzelheiten.

'Wie machen Sie das?' fragte ich.

'Das sag ich nicht! Das hat ja auch mit unserem Thema nichts zu tun. Sie haben gestern abend behauptet, daß nur die Wissenschaft dem Kern der Dinge nahe kommen kann. Ich aber sage Ihnen, wenn ich diese Bilder erschaffe, wenn ich sie sehe, dann habe ich Empfindungen, die mir keine Wissenschaft vermitteln kann. Während ich male und ganz besonders am Ende – wenn alles richtig ist, alles stimmt – fühle ich mich der Schöpfung, meinem tiefstinneren Wesen, meinem Gott so nahe, wie mir das kein anderes Erlebnis je ermöglicht

hat. Ich habe gedichtet, musiziert und als Biologin drei Jahre lang wissenschaftlich gearbeitet. All das hält überhaupt keinen Vergleich aus mit dem Erlebnis des Malens, mit diesem einmaligen Mich-Selbst-Erfahren, das mir aus dem Erschaffen meiner Bilder erwächst. Diese visuelle und emotionale Urkraft! Diese Wucht der Farben, diese Gewalt der Formen! Dieser vibrierende Aufruhr bis in meine verborgensten Tiefen!

Ich sage Ihnen', fuhr sie fort, 'ihr Wissenschaftler seid arme Wichte. Ihr seht immer nur einen winzigen Ausschnitt von dem, was wir Menschen mit unseren Sinnen erfahren können. Ihr seid Nachtwandler. Mit einer Taschenlampe in der Hand, seht ihr nur einen kleinen Ausschnitt aus einer gewaltigen Szene. Wir Künstler aber, insbesondere wir Maler, wir sind Sonnenkinder, wir können, wenn alles stimmt, eine Landschaft sehen – eine Landschaft von unerhörter Leuchtkraft, von überwältigender Schönheit und von riesigen Dimensionen, bis hin zum Herrgott.'

Abermals war ich beeindruckt und sprachlos.

Dann versuchte ich, der Rumänin klar zu machen, daß die Wissenschaft allgemeinverbindliche, nachprüfbar und reproduzierbare Erkenntnisse zu gewinnen vermag. Erkenntnisse, auf denen ganze Weltbilder aufgebaut worden sind, auf denen letztlich unsere Gesellschaftsordnung basiert. Erkenntnisse, die unser heutiges Leben, unsere Kultur, Medizin, Technik, Ernährungsgrundlage und, und, und – überhaupt erst ermöglichen haben. Erkenntnisse, die ...

'Ja natürlich', unterbrach sie mich. 'Auch mein Radio, mein Auto, meine Farben ... all das wäre ohne Wissenschaft nicht möglich.' Sie verteilte den Rest des Rotweins auf unsere Gläser. 'Aber mich kümmert das wenig. Ich suche etwas ganz anderes. Ich suche mich! Ich will mich, mich ganz persönlich, erfahren – mich, als einen einmaligen Wurf der Schöpfung. Und ich will mich in direkte Beziehung bringen zu dieser Schöpfung. Ich will wissen, wo meine ganz persönlichen Mög-

lichkeiten liegen. Ich will meine ganz persönlichen Eigenarten erforschen, meine ganz persönlichen Reaktionen und Empfindungen austesten und auskosten. Das geht nicht mit dem Verstand allein, das braucht den ganzen Menschen, mit all seinen Sinnen, all seinem Herzen und all seiner Seele.'

Sie schaltete die Scheinwerfer aus. Dann nahm sie einen großen Schluck Rotwein zu sich, bewegte den Wein im Mund herum und ließ ihn in kleinen Portionen über die Zunge gleiten.

'Ich will meinen Schöpfer fühlen!', fuhr sie fort. 'Ich weiß, ich kann ihn nicht begreifen, also will ich ihn fühlen, empfinden, mit jeder Zelle meines Körpers. Und das kann ich nur, wenn ich male, und auch nur dann, wenn ich so male, wie ich male. Früher', sie kramte unter einem Stapel von Sperrmüll – anders kann ich das wirklich nicht bezeichnen – bemalte Leinwände hervor: wunderbare Landschaften, Akte, Portraits. Gekonnt gemalt, jedenfalls nach meiner Laienmeinung. 'Früher, da hab ich so was gemacht. Genügt mir nicht mehr. Zündet keinen Funken mehr.'

Vor sich hinblickend, strich sie sich Haar aus der Stirn. 'In meinen Bildern fange und banne ich den absoluten Höhepunkt meiner Erlebnisfähigkeit. Beim Malen taste ich mich vor an die Grenzen dessen, was Menschen überhaupt erfahren können. Ein gelungenes Bild reicht weit hinaus über den Augenblick.' Sie schüttelte langsam den Kopf. 'Unsere tiefsten Gefühle lassen sich nicht analysieren, nicht einmal beschreiben. Wir können sie nur erleben, empfinden und sehen, in inneren und äußeren Bildern'.

Die Rotweinflasche war jetzt leer. Ohne mich zu fragen holte sie eine zweite Flasche aus der alten Kiste. Als auch die leer war, hatte unser Gespräch eine Tiefe erreicht, die mich erschütterte.

Und dann fragte ich sie doch noch einmal: 'Wie machen Sie das? Wie malen Sie Ihre Bilder?'

Sie sah mich an, als wollte sie sagen: Sie sind ja ein ganz

Schlimmer! Ich hab Ihnen doch schon gesagt, das sag ich nicht. Aber dann bewirkte der Wein doch ein Wunder. Plötzlich kniff sie kokett ein Auge zu, stand auf und sagte: 'Ich mag dich, du komischer Physiker.' Sie räumte den Fußboden ab, legte eine große leere Leinwand darauf und beschwerte sie an jeder Ecke mit einem Stein. Dann sagte sie: 'Und weil ich dich mag, laß ich dich jetzt einen Blick tun hinter die Kulissen, einen Blick tief in meine Malerseele.'

Sie verschloß die Tür, auch die nebenan, im Zimmer ihres Freundes. 'Das ist absolut notwendig, ich muß das sichere Gefühl haben, allein zu sein, nicht gestört zu werden. Und du', sagte sie und hob warnend den Zeigefinger, 'du setzt dich jetzt da hinten in die dunkle Ecke auf den Boden. Und wenn du dich bewegst oder auch nur hustest oder dich räusperst, dann ist alles zuende. Dann höre ich sofort auf. Schluß. Aus. Vorbei!'

Als ich aus ihrem unmittelbaren Blickfeld verschwunden war, mit angezogenen Knien in der dunklen Ecke auf dem Boden hockte, brachte sie Töpfe herbei mit Ölfarben. Sorgfältig überlegend, verteilte sie die Töpfe um die Leinwand herum. Sie legte Platten auf. Ganz merkwürdige, rhythmische, allmählich immer schneller und immer lauter werdende Musik. Vielleicht indisch. Sie zündete zahlreiche Kerzen an und löschte das elektrische Licht. Dann zog sie sich aus. Splitterfasernackt.

Langsam ging sie um die Leinwand herum. Zunächst stockend, immer wieder pausierend, dann schneller, immer schwungvoller. Schließlich tanzte sie im Takt der fremdartigen Musik. Plötzlich bückte sie sich. Griff mit beiden Händen in einen der Farbtöpfe und knetet die breiig-flüssige Farbmasse. Und dann, etwas in die Knie gehend, so wie einer, der kegelt, schleuderte sie, erst mit der Rechten, dann mit der Linken, kllatsch, kllatsch, Farben in verschiedene Richtungen über die Leinwand. Immer rascher, immer ekstatischer sprang sie von Topf zu Topf, warf in wechselnde Richtungen, kllatsch,

klallatttschsch, Farbmasse nach Farbmasse. In wildem Durcheinander und Übereinander begannen die Ölfarben Schichten und Hügel zu bilden. Das ging so eine ganze Weile. Dabei geriet sie zunehmend in einen Zustand äußerster Erregtheit, ja Besessenheit.

Und dann! Dann nahm sie ein großes, in wilden Kurven gebogenes Bandeisen von der Wand, stürzte sich damit auf die Leinwand und begann, im Farbbrei kniend, das Bandeisen kreuz und quer und quer und kreuz zu schieben, hin und her und her und hin. Zwischendurch machte sie immer wieder eine Pause und betrachtete das Ergebnis. Dann ging es wieder weiter. Plötzlich hielt sie inne. Schrie markerschütternd!! Sackte in sich zusammen. Ihr nackter Körper, in wildem Durcheinander mit Farbspritzern bekleckert, lag zuckend neben der Leinwand. Dann schob sie sich zitternd und erschöpft rückwärts und verschwand schließlich im Zimmer ihres Freundes.

Ich hockte da, in der dunklen Ecke, und starrte vor mich hin. Mein Blick sog sich fest an der Leinwand. Ich war wie gelähmt. Mein Kopf war unendlich schwer. Es stank fürchterlich nach Öl und nach anderen Dingen, die ich nicht kannte. Der Raum war irrsinnig leer, nachdem die Rumänin ihn verlassen hatte. Ganz langsam gewann das, was ich da vor mir sah, eine andere Qualität. Der Plattenspieler hatte aufgehört, den Raum mit seinen Rhythmen zu peitschen. Die flackernden Kerzen warfen stumme, huschende Muster aus Licht und Schatten über eine unwirkliche, eine phantastische Szene. Alles erschien mir plötzlich fremd und gespenstisch. Ich war wie hypnotisiert. – Unmerklich verging die Zeit.

In die unendliche Stille meiner Verlorenheit drängte sich das Geräusch klirrenden Porzellans. Und dann stand die Rumänin im Mauerdurchbruch, lustig anzusehen in ihrem bunten Kleid und dem weißen, mit roten Punkten übersäten Tuch über ihren Schultern. Sie duftete nach Frische, und sie trug ein Tablett mit Kaffee, französischem Langbrot und



Käse. Sie öffnete das Fenster. Die hereinströmende Nachtluft tat mir gut. Sie schenkte Kaffee ein. Wir tranken und aßen. Schweigend.

Dann sagte sie ganz ruhig: 'Siehst du, so mach ich das. Von zehn Bildern, die so entstehen, werfe ich später neun weg. Sie genügen nach genauerem Hinsehen und kritischer Bewertung nicht meinen Ansprüchen. Leinwand und Farben sind teuer. So komme ich nie auf einen grünen Zweig, auch wenn ich jetzt schon ganz gut verkaufe.'

Und dann sagte sie noch einmal: 'Du hast es nun gesehen.'

'Ja', sagte ich. 'Das hat mich sehr beeindruckt ... Mir war als hättest du am Ende einen Orgasmus.'

'Natürlich!' rief sie. 'Das ist ein emotionaler Vulkanausbruch. Genauso wie wenn man Liebe macht. Aber das kommt mehr aus der Höhe als aus der Tiefe.' Sie sah mich an. 'Das läuft auf einer anderen Ebene, in einer anderen Landschaft.'

Und dann haben wir Liebe gemacht, die ganze Nacht. Es war wundervoll. Zwischendurch habe ich gefragt: 'Was ist, wenn dein Freund uns überrascht?'

'Wieso?' hat sie zurück gefragt, 'er ist doch mein Freund, er liebt mich doch. Also freut er sich, wenn ich glücklich bin. Eifersucht kennen wir nicht. Aber eine Liebe, von der andere nur träumen können.'

Am nächsten Morgen hat mir die Rumänin zum Abschied ein Bild geschenkt. Ich habe es rahmen lassen. Es hängt neben dem Kamin in meinem Wohnzimmer."

Lange verharrt der Künstler stumm im Korbsessel, mit vorgebeugtem Oberkörper und aufeinander gepreßten Wulstlippen. Dann schiebt er die Unterlippe vor und nickt. Gedankenverloren streicht er über lange schwarze Haare. Steifrückig richtet er sich auf und wendet das Gesicht dem Wissenschaftler zu: "Die Rumänin kann ich gut verstehen. Ich male zwar auf eine andere Art, aber vieles von dem, was sie fühlt, das empfinde auch ich. Und vieles von dem, was sie ge-

sagt hat, das sehe ich ganz ähnlich ... Und ich hätte das nicht besser sagen können.”

Der Maler betrachtet seine grazilen, ringverwöhnten Finger. “Freilich”, sagt er dabei, “Kunst und Wissenschaft sind zwei verwandte Seiten unseres Wesens. Erst gemeinsam ermöglichen sie uns, weit vorzudringen in das, was in und um uns ist.”

Wenig später wandern Künstler und Wissenschaftler den Pfad entlang, der an seinem Ende einmündet in den großen Rundweg um den See. Listig flüstert der Maler, und tut dabei so, als spräche er zu sich selbst: “Ich wünschte mir, ich hätte wie die Rumänin eine Ausbildung in den Wissenschaften genossen. So muß ich versuchen, mein Weltverständnis mit dem Wissen anderer zu vervollkommen.” Als der Physiker nichts sagt, überlegt er, wie er es am besten anstellen könnte, tief in das Hirn des anderen vorzudringen.

Mit einem Ruck bleibt er stehen und dreht sich etwas in der Hüfte. Aus schräggestellten Augen sieht er den Größeren von unten her an. Mit gezielter Nachdrücklichkeit sagt er, seine Worte sorgfältig wählend: “Sie sind ein in allen Kulturen hochgeachteter Physiker, Biologe und Philosoph. Ich weiß, daß Sie über die Welt viel und intensiv nachgedacht haben.” Er fixiert den silbernen Handgriff des am Schaft emporgehobenen Spazierstocks. “Ich wäre Ihnen außerordentlich dankbar, wenn ich da einmal hinter *Ihre* Kulissen sehen dürfte. Wenn Sie mir, wie das die Rumänin für Sie getan hat, einen Blick tief in Ihre Wissenschaftlerseele eröffnen würden.” Er läßt den Handstock durch seine locker geschlossene Hand zügig nach unten gleiten, fängt ihn am Griff und stößt die Stockspitze in den Boden. “Wenn Sie mir offen darlegen würden, wie *Sie*, Sie ganz persönlich, den Menschen sehen, das Universum und Gott.”

“Das ist eine weite Wanderung, eine abenteuerliche Expedition! Da gibt es wenige fundierte Antworten, weite Wissenslücken und riesige Wissenswüsten. Da gibt es Hypothesen

und gewagte Visionen.”

“Werden Sie dennoch meine Bitte erfüllen? Das bedeutet unendlich viel für mich!”

“Ja”, sagt der Physiker.

Der Maler triumphiert. Er ist auf dem Wege! Er wird das fremde Hirn aussaugen. Er wird es sich nutzbar machen!

Der Physiker spürt die Erregung des anderen. Aber er mißdeutet dessen Absicht. “So große Themen erfordern Zeit für eine angemessene Erörterung.”

“Ich habe Zeit!” ruft der Maler. “Ich nehme mir Zeit, alle Zeit, die wir benötigen. Sie ahnen nicht, was das für mich bedeutet.”

“So manches Bild hinter den Kulissen wird Sie überraschen. Und so mancher Blick in meine Wissenschaftlerseele wird Sie erschrecken.”

“Ich denke mir mal”, grinst der Maler, “ich werde den Mut aufbringen, mich erschrecken zu lassen! – Gehen wir ganz um den See herum?”

“Ja.”

In der Absicht, das Auskundschaften des Physikerhirns sorgfältig vorzubereiten, sagt der Maler: “Zunächst einmal habe ich da eine grundsätzliche Frage.”

“Nämlich?”

“Wie funktioniert und was will Wissenschaft?”

Da der Physiker nicht sogleich antwortet, sagt der Maler: “Bei uns in den visuellen Künsten gibt es drei Grundfaktoren: das schöpferische Gestalten erlebter Gefühle und Erfahrungsinhalte durch den Künstler, die Macht des Kunsthandels, der durch sein Trendsetting und seine Geschäftsinteressen maßgebliche Akzente setzt, und die ‘Verbraucher’: Staat, Kirche, Wohlhabende. Die Bewertung der Leistung eines Künstlers ist letztlich eine Kombination aus diesen drei Faktoren. Eine allgemeinverbindliche Geschmacksnorm gibt es nicht.”

Als der Physiker nichts sagt, fährt der Maler fort: “Große

Kunst gebiert Ehrfurcht und Staunen – über die Großartigkeit der Natur und ihres Schöpfers. Sie läßt den Beschauer nachdenken über die Vergänglichkeit des Menschen und seiner Werke. So wird der Künstler zum Kündler seiner Zeit und zum Deuter der Schöpfung. Von allem Menschlichen kommt große Kunst dem Wesen Gottes am nächsten. Kleine Kunst dagegen wird nicht selten durch Betrüger groß in Szene gesetzt. Mit glasharten Verdummungskampagnen und geschickten Werbe- und Verkaufsstrategien machen Scharlatane auf diese Weise vermutliche Kunst zur Spekulationsware und verdienen daran Millionen.“

Der Physiker bleibt stumm. Da fügt der Maler hinzu: “Dem Künstler, der von seiner Kunst leben will, weht der Wind hart ins Gesicht. Nur *der* überlebt, der in den Augen der Betrachter bestehen kann. Der Mittelmäßige muß darben, der Schwache sterben.“

“Ein weites Feld”, sagt der Physiker.

“Freilich. Kunst reicht von Malerei über Tanz, Theater, Film, Literatur bis hin zur Musik. Hier manifestiert sich die Vielgesichtigkeit der menschlichen Seele.“

“Was ist für Sie der *Kern* von Kunst und Wissenschaft?”

“Beide lieben den Geist des Suchens”, antwortet der Maler. “Aber beide suchen auf verschiedene Weise. Kunst sucht nach individuellen Formen der Wahrnehmung und deren Umsetzung, Wissenschaft nach allgemeinverbindlichen Tatsachen und Theorien.“

“Kunst und Kitsch – wo liegt der Unterschied?”

“Da spielt die eigene Sicht eine Rolle, der eigene Geschmack. Eine formale Unterscheidung gibt es nicht.“ Der Maler überlegt, dann sagt er: “Kunst ist ein Ergebnis starker emotionaler Kräfte, Kitsch ein Produkt oberflächlicher, oft kommerziell gefärbter Planungen.“

“Mehr vorgetäuschte Tiefgründigkeit?”

“Freilich! Kitsch ist der Versuch, mit simplen Mitteln oder grobem Abklatsch Bewunderung oder Rührung zu erzeugen.

Kitsch ist wertlos – vor allem in den Augen der Künstler. Das breite Publikum ist da oft weniger kritisch.”

“Woher kommt Kunst?”

“Aus der Seele, aus dem Bauch. In ihren Wurzeln ist Kunst verwandt mit Religion, in ihrem Wirken mit Träumen. Wenn ich male, versuche ich, einen traumartigen Zustand herbeizuführen. So kann ich das kontrollierende, zensierende Bewußtsein einschläfern. Wenn das Bewußtsein schläft, vermag sich das Unterbewußte zu entfalten. Dann kann die Phantasie wilde, bunte Blüten treiben. – Was ist Kunst für *Sie*?”

“Schöpfungen menschlicher Individuen, die Teilen ihrer Erlebniswelt Bedeutung, Wert und Tiefe verleihen. Kunst versinnbildlicht ein Gefühl, eine Erfahrung, eine Idee.”

Der Maler nickt. “In der Kunst ist die Kreativität des Individuums, die aus seinem Innersten hervordrängende Einbildungs- und Ausdruckskraft, in hohem Maße auf sich selbst gestellt.”

“Und was ist mit der Muse?” lächelt der Physiker.

“Ohne Anregung läuft nichts. Jedenfalls nicht bei mir. Da stirbt der schöpferische Elan. Bei mir beginnt alles mit einer Anregung. Dann folgt deren innere Umsetzung. Wenn ich dabei Erfolg habe, wirkt alles wieder nach außen. Dann wachse ich meinem Schöpfer entgegen. Kunst schöpft und zeugt im Menschen durch Gottes Geist.”

“Dann ist ein Kunstwerk für Sie also eine Art ...”

“Ein Kunstwerk ist für mich ein Symbol, ein Bedeutungsträger. Ich denke mir mal, es ist oft auch so etwas wie eine geheimnisvolle Botschaft.” Nach längerem Schweigen sagt der Maler: “Kunst und Kunstbetrachtung geben sich ihre eigenen Gesetze. Kunst kennt keine Verantwortung. Ich grübele nicht darüber, ob mein Malen Folgen hat für das Handeln, Wohlergehen oder Leiden anderer.”

Als der Physiker wiederum schweigt, bohrt der Maler nach: “Wie also funktioniert und was will Wissenschaft?”

“Wie in der Kunst, so dominiert auch in der Wissenschaft

die Leistung des Einzelnen.”

“Freilich! Künstler und Wissenschaftler erleben die Welt als Individuen. Sie sind Seele und Auge der Menschheit. Ein Staat, der Kunst und Wissenschaft ausreichende Förderung und Freiheit versagt, läßt Humanes verdorren und erblinden.”

“Wissenschaftliche Informationen”, fährt der Physiker fort, “werden zwar in Individuen geboren, in Solisten. Aber Wissenschaft wird, wächst und reift erst im Orchester. Wenn ein Forscher Ergebnisse vorlegt, Ideen gebiert oder Theorien formuliert, dann können diese falsch sein und daher wertlos, gewisses Gewicht besitzen oder große Bedeutung. In keinem Fall aber sind sie schon Wissenschaft. Um Teil der Wissenschaft zu werden, muß das Erkannte der kritischen Überprüfung zugänglich sein, sich mit konkurrierendem Gedanken- gut messen und – meist nach Veränderungen – eingebaut werden in das Gesamtgebäude wissenschaftlicher Erkenntnisse.”

Der Maler nickt.

“Wie in der Kunst, kann Ansehen in der Wissenschaft weder vererbt noch verliehen werden.”

“Das gilt offensichtlich für alle Wissenschaften.”

“Ja, aber ich will mich hier auf die Naturwissenschaften beschränken. Sie liegen mir näher. In den Geistes-, Rechts-, Wirtschafts- oder Politikwissenschaften liegen die Akzente anders. Da gibt es besondere Bezogenheiten: kulturelle, nationale, regionale.”

“Wovon gehen die Naturwissenschaften aus?”

“Von der Annahme, daß das Weltgeschehen, jedenfalls teilweise, vom Menschen erkennbar und beschreibbar ist.”

“Woraus erwächst das Wertesystem der Wissenschaft?”

“Das von allen Naturwissenschaftlern anerkannte System der Werte erwächst aus dem Bemühen, Ordnung und Gesetzmäßigkeit in und um uns vorurteilsfrei zu erforschen, gedanklich zu durchdringen und zu beschreiben, und zwar unter Anwendung anerkannter Methoden der Nachprüfbarkeit.”

“Auf weltweiter Basis.”

“Ja. Das ist ein alle Grenzen von Ländern, Ideologien und Konfessionen überschreitendes, weltweites Spiel des Geistes.”

“Wie heißt das Spiel?”

“Die Ausreifung des Übergehirns der Menschheit.”

“Wie arbeitet das Übergehirn?”

“Es produziert, widerlegt, bestätigt und verwendet Informationen, Ideen und Theorien.

“Widerlegt? *Muß* eine wissenschaftliche Theorie widerlegbar sein?”

“Sie muß irgendwann überprüfbar sein. Eine a priori Forderung nach Widerlegbarkeit schränkt die Wahl der Fragestellung ein. Eine Antwort hängt auch von der Frage ab. Eingeschränkte Fragen provozieren eingeschränkte Antworten. Die Überprüfbarkeit einer Theorie kann sich erst aus einer Erkenntnis ergeben, die viel später, vielleicht gar aus eben dieser Theorie, erwächst.”

“Eine Antwort hängt auch vom Gehirn ab, das die Frage stellt.”

“Ja. Das Übergehirn produziert seine eigenen Einseitigkeiten und seine eigenen Seh- und Denkfehler.”

“Wie die Hirne einzelner Individuen.”

“So ist es.”

“Hirne sind verschieden.”

“Menschenhirne sind so verschieden voneinander wie Menschengesichter.”

“Wonach sucht das Übergehirn?”

“Nach der für Menschen erkennbaren Wahrheit. Angeregt von Intuition und geleitet vom kritischen Denken pendelt es hin und her zwischen einer Hypothese und deren Überprüfung, zwischen einer Theorie und deren Verbesserung, zwischen Versuch und Irrtum. Im Prinzip ist das nicht viel anders als bei anderen Lebensformen. Selbst eine Amöbe, ein Bakterium, ein Virus – sie alle funktionieren nach der Methode von Versuch und Irrtum.”

“Ein Virus?”

“Alles Leben evolviert nach dem Grundsatz ‘Probieren und lernen aus Fehlern’. Die einzelnen Schritte lauten: Probieren, Erfolg haben oder Mißerfolg, Erfolg ausnutzen, aus Mißerfolg lernen, erneut probieren. In der Wissenschaft laufen Versuch und Irrtum aber methodischer ab. Probieren und Lernen werden zielgerichteter durchgeführt. Das Probieren, der Versuch, wird geplant, die Irrtumsmöglichkeiten, die Widerlegbarkeiten einer Hypothese, werden sorgfältig getestet.”

“Das ist der einzige Unterschied?”

“Nicht der einzige, aber ein wichtiger. In der Wissenschaft sind Versuch und Irrtum vorwiegend eine Sache des Geistes. In der Natur bedeutet Irrtum oft unmittelbare Existenzbedrohung. Der probierende Wissenschaftler stirbt nicht, wenn sein Versuch zum Mißerfolg führt. Die Amöbe aber muß das unter Umständen mit dem Leben bezahlen. Die Natur vergibt da nichts.”

“Wie wertet Naturwissenschaft?”

“Sie unterwirft Erkenntnisse, Theorien und Hypothesen den von ihr entwickelten analysierenden und synthetisierenden Methoden der kommunikativen Überprüfbarkeit.”

“Wonach strebt sie?”

“Nach einem verstehenden Erfassen der Erscheinungen und Wirkungen von Energie und Materie.”

“Das ist mir zu allgemein.”

“Wissenschaft versucht, die Welt zu beschreiben, wie sie sich darstellt aus der Sicht von Menschenhirnen. Das Erkennen und Verstehen dessen, was *wirklich* ist, bleibt ihr versagt.”

“Ach, ja?” Der Maler ist überrascht. “Ich habe geglaubt, daß die Wissenschaft so gut wie alles in Erfahrung zu bringen vermag, sofern sie nur genügend Zeit und Mittel zur Verfügung hat.”

“Da haben Sie der Wissenschaft mehr zugetraut, als sie zu leisten vermag. Dem menschlichen Geist sind Grenzen ge-



setzt, die er nicht überschreiten kann.”

“Niemals?”

“Nie.”

“Wie arbeitet das Hirn?”

“Nicht sehr effektiv. Nicht selten gibt’s da Ungereimtes. Das Hirn verarbeitet seine Nahrung stückchenweise. Es zwingt uns, Erkennbares in hirngerechte Happen zu zerlegen. Danach müssen wir dann versuchen, die Happen wieder zusammenzufügen. Das ist ein langsamer und fehlerbeladener Prozeß.”

“Hmm”, macht der Maler, “da lob ich mir das Fühlen! Da geht’s schneller und ganzheitlicher zu.”

“In der Wissenschaft läuft das anders. Da muß dauernd Ganzes in Teile zerlegt und Teile zum Ganzen gefügt werden.”

“Was ist der Samen, was der Acker der Wissenschaft?”

“Der Samen ist die einzelne wissenschaftliche Arbeit, der Acker die Summe wissenschaftlichen Gedankenguts.”

“Die wissenschaftliche Publikation ist also der Kern des Ganzen.”

“So ist es. Sie ist die weltweit gültige Währung der Wissenschaft. Sie schweißt das Denken und Wissen der Forscher zusammen – über Raum und Zeit. Sie ist der elementare Baustein im Gewebe wissenschaftlicher Erkenntnis. Sie ist eine der ungezählten Zellen, aus denen sich das Übergehirn der Menschheit formt.”

“Das ist in der Tat völlig anders als in der Kunst.”

Der Physiker nickt.

“Sie haben auf die Bedeutung von Ideen hingewiesen. Ideologie spielt da aber wohl keine Rolle?”

“Nein. Ideologie ist der Wissenschaft fremd. Sie bringt oft verzerrende, gefahrbringende Elemente hervor. Sie kann Köpfe verdrehen, das Miteinander belasten. Wir sollten Ideologien mit kritischen Augen sehen.”

“Aber das Sich-Zu-Eigen-Machen einer Ideologie bringt auch Vorteile.”

“Nämlich?”

“Es befreit von Unsicherheit und Zweifel. Es nimmt den Menschen Entscheidungen ab. Es gibt ihnen – innerhalb des Wirkungsbereiches der Ideologie – Freiheit und Sicherheit.”

“Das ist die Freiheit und Sicherheit des Gefängnisses.”

Der Maler wiegt den Kopf.

“Fast jede Ideologie hat am Ende enttäuscht, oftmals selbst ihre leidenschaftlichsten Verfechter.”

“Freilich.”

“Naturwissenschaft”, fährt der Physiker fort, “gedeiht am besten, wenn sie frei bleibt von ihrem Wesen Fremdem, und wenn sie sich aus einer Vielzahl von Talenten und Erfahrungen nährt. Eine Gesellschaft, die im internationalen Konzert intellektueller, technologischer, ökonomischer und ökologischer Aktivitäten erfolgreich bestehen will, muß ein geistiges Klima schaffen, das Entdeckergeist und Kreativität fördert und deren Freiräume schützt. Wissenschaft benötigt einen weltweiten, freien Austausch von Erfahrungen und Meinungen. Nur so kann sie wirklich erfolgreich sein in ihrem Bemühen, in sich schlüssige Vorstellungen in unseren Köpfen aufzubauen und zu perfektionieren über die Welt um und in uns – offen für Diskussion und Kritik und begrenzt durch die Leistungsfähigkeit unserer Sinnesorgane und unseres Hirns.”

“Nach Ihrer Darstellung ist Wissenschaft dann also im Grunde eine Reflexion der Art menschlichen Suchens und Denkens, nicht aber eine Reflexion der Welt an sich.”

“So ist es. Die Wissenschaft spiegelt nicht die Vielfalt und das Wesen der Schöpfung, sondern die Möglichkeiten der Menschen, die Vielfalt und das Wesen der Schöpfung zu beschreiben, zu begreifen und zu deuten.”

“Kann ein Wissenschaftler die Welt verändern?”

“Aus der Stille des Labors oder Studierzimmers können die Erkenntnisse eines Wissenschaftlers die Welt der Menschen stärker und nachhaltiger verändern als die donnernde Militärmacht eines Feldherrn.”

“Und ein Philosoph?”

“Der hat es da schwerer. Es gibt nur wenige Menschen, die tief denken, und noch weniger, die daraus Konsequenzen ziehen. So kann ein Denker wohl am ehesten versuchen, die Welt zu verändern, indem er Mitmenschen wachrüttelt, indem er sie mit seinen Ideen herausfordert.”

“Ideen sind wichtig.”

“Sehr wichtig. Ideen formen sich in Individuen. Aber sie können weit über das Individuum hinauswirken. Ideen sind potentiell die mächtigsten und langlebigsten Manifestationen ausreifenden Menschseins.”

“Wer setzt die Wertmaßstäbe der Wissenschaft?”

“Die Wissenschaft selber. Grundwertmaßstab sind die Qualität und Quantität der Publikationen eines Wissenschaftlers. Die aus den ständigen gegenseitigen Bewertungsmaßnahmen hervordachsenden Stars – ganz wenige Elite-Wissenschaftler – bestimmen die jeweiligen Hauptstoßrichtungen der Wahrheitsfindung. Naturwissenschaft ist in hohem Maße leistungsorientiert, erfolgskontrolliert und methodennormiert.”

“Es gibt keine Demokratie in der Wissenschaft?”

“Allenfalls im administrativen Randbereich, nicht aber im Kernbereich, also im Ringen um Erkenntnis, in der Suche nach der erkennbaren Wahrheit. Da gibt es keine Mehrheitsbeschlüsse, da regieren die Minderheiten, extreme Minderheiten sogar, die sich durch hervorragende fachliche Leistungen qualifiziert haben.”

“Das klingt elitär.”

“Die Wissenschaft *ist* elitär.”

“Das klingt auch idealisiert.”

“Ich habe nur die großen Linien skizziert. Auch in der Wissenschaft gibt es Fehlentwicklungen, Bösewichte und Verstöße gegen intellektuelle Redlichkeit. Aber insgesamt gesehen gehören derartige Dinge eher zu den Ausnahmen, und sie werden hart geahndet.”

“Wie werten Sie die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Religion?”

“In der westlichen Welt war die Wissenschaft in ihren Anfängen darauf gerichtet, Gott in seinen Werken zu suchen und zu preisen. So war sie eng verknüpft mit der Religion und mit der Entwicklung der christlichen Philosophie.”

“Wie ging’s weiter?”

“Die Wissenschaft entwuchs der Mystik. Nationale Interessen kamen hinzu, kommerzielle und militärische. Die Kombination von Wissenschaft und Technologie entfachte eine rasante Entwicklung, die hier und da aus dem Ruder zu laufen droht.”

“Wie steht’s da mit der Verantwortung?”

“Wissenschaft muß sich, anders als Kunst, der Verantwortung für ihr Tun stellen.”

“Ich denke mir mal, der Wissenschaft kommt dabei sogar eine Schlüsselrolle zu.”

“Verantwortung ist nicht an einen bestimmten Berufsstand gebunden. Sie ist etwas, das alle Menschen hervorbringen müssen. Dennoch: In der viele Gebiete des Lebens beeinflussenden Wissenschaft gewinnt der kategorische Imperativ eine besondere Bedeutung.”

“Und die Politik?”

“Auch die Politik ist gefordert. In dem Maße, in dem sie durch Richtungsvorgaben, Finanzierungsschwerpunkte und Anwendungsentscheidungen in den Wissenschaftsprozess eingreift, wächst ihre Mitverantwortung.”

“Was sind die Hauptanliegen der Wissenschaft?”

“Ständiges Suchen nach der erkennbaren Wahrheit, verbunden mit der Hoffnung, daß Erkenntnis und Wahrheit dem Menschen dienlich sein mögen. Daß sie ihm geistige Reifung bescheren. Daß sie ihm zusätzliche Möglichkeiten eröffnen zur Weiterentwicklung seiner Welt. Und daß sie ihn befreien mögen von erniedrigenden Abhängigkeiten – vom bedrückenden Dunkel des Unwissens und von den Alpträumen des

Aberglaubens. So gesehen, fördert Wissenschaft das Wohl der Gesellschaft, ihre geistige Gesundheit und ihre Möglichkeiten zur Entfaltung und Zukunftsgestaltung.“

Die Wegabzweigung vor ihnen bietet zwei Möglichkeiten: direkt am Seeufer entlang zu wandern, das könnte an dieser Stelle, angesichts des zur Zeit hohen Wasserstandes, nasse Füße bedeuten; oder weiter oberhalb, dann würden sie durch trockenes aber wildes Terrain in einem Bogen wieder auf den Rundweg zurückgelangen. Der Physiker sieht den Maler fragend an. Der entscheidet sich für den oberen Weg. So biegen sie ab nach halb rechts.

“In abendländischen Kulturkreisen“, nimmt der Physiker das Gespräch wieder auf, “wurzelte die Wissenschaft zunächst in theologischen Überlegungen. So war die Religion ursprünglich so etwas wie die Mutter der Wissenschaft, dann wurde sie deren Schwester, und heute ist sie Objekt – Gegenstand kritischer Nachdenklichkeit.“

“Und in den asiatischen Kulturkreisen?“

“Die fernöstlichen Religionen des ewigen Weltgeschehens gründen nicht auf einer geschichtlichen Offenbarung eines personifizierten Gottes. Sie benötigen daher keinen individualisierten Schöpfer wie die wesentlich jüngeren Religionen des Christentums und des Islams. Aus ihren andersartigen Glaubensquellen erwachsen den Menschen in Ostasien andere Weltanschauungen, andere Wertvorstellungen und andere Beziehungen zur Wissenschaft.“

“Abendländisches“, sagt der Maler, “erwuchs aus hebräischer Religiosität und griechischer Vernunft. Beide verleihen unserem Empfinden und Denken mehr Enge, als einer angemessenen Reaktion auf die Notwendigkeiten unserer Zeit bekömmlich ist. Hebräische Religiosität wurde meist von namenlosen Künstlern nach vorgegebenen Denk- und Empfindungsmustern interpretiert und umgesetzt. Nur das handwerkliche Können war etwas wirklich Individuelles. Der Autor wirkte in der Dunkelheit der Anonymität. Er

spielte seine Rolle hinter einem Vorhang mittelalterlicher Schablonen. Erst mit dem Öffnen des Vorhangs wurde der Blick auf das schöpferische Individuum frei.”

Künstler und Wissenschaftler bleiben stehen. Stumm genießen sie den herrlichen Blick über den See.

Erinnerungen schweben ins Bewußtsein des Physikers. Erst gestern Nacht hatte er hier gestanden. Stundenlang. Wieder waren ihm geheimnisvolle Erscheinungen begegnet. Nebelhaft nur, mehr geahnt als gesehen. Aber in konsequenter Fortsetzung dessen, was er hier in den vergangenen Nächten erlebt hat. Seine Vermutungen und Erwartungen gewinnen immer mehr Form und Gewicht. In seinem Innersten haben die Erscheinungen ein Feuer entfacht. Tief da drinnen fiebert er einer baldigen Begegnung mit Außergewöhnlichem entgegen.

Auch der Maler versinkt in Erinnerungen. Ihm erscheint das Bild seiner Frau. Es macht ihn zittern. Seine Frau ist vor kurzem ganz plötzlich verstorben. Sie war eine milchhäutige Schönheit mit grünen Augen. Mit einer einzigen Bewegung ihres Körpers, einem einzigen lässigen Kopfwurf ihrer langen roten Haare konnte sie zum Gravitationszentrum einer Gesellschaft werden. Sie war eine rätselhafte Frau, deren Aura zugleich unnahbaren Stolz und lockende Hingebungsbereitschaft ausstrahlte. Eine Frau, die, scheinbar unbewußt, Männer anzog mit der gleichen Naturgewalt wie der Mond die Flut.

Kein Bekannter, keiner der Freunde dieses ungleichen Paares hatte je verstehen können, was diese Frau zu dem häßlichen, buckligen Zwerg hinzog. Jeder aber wußte, daß er sie abgöttisch verehrte. Mancher ahnte, daß es schlimme Schwierigkeiten gab in dieser Beziehung. Und einige wußten, daß die Ursache des Todes dieser Frau niemals wirklich aufgeklärt werden konnte. Gerüchte kamen auf. Böse Gerüchte. Sie wollten nicht verstummen. Über viele Wochen nicht. Da entschloß sich der Maler, in eine andere Stadt zu ziehen.

Nach dem Tod seiner Frau erlosch der kreative Vulkan. Er konnte nicht mehr malen. Und er konnte sich nicht mehr auf normale Weise sexuell befriedigen. Zwar erregten ihn schöne Frauen, aber er mochte sie nicht anfassen. Und da tauchte es plötzlich auf aus den dunklen Tiefen seines Leibes: das schöne, geheimnisvolle, drohende Bild des Engels. Dieses leuchtende Bild, das ihn ganz und gar ausfüllen konnte, das ihm immer häufiger erschienen war. Das nicht wieder weichen wollte. Dieses Bild zerbrach seine Welt. Es wurde leer in ihm und dunkel und kalt.

## Welt im Großen, Welt im Kleinen

“Wie ist das Universum entstanden?” fragt der Physiker ins Leere. “Wie die Materie, wie die Naturgesetze, wie die Kräfte, welche die Mannigfaltigkeit der Strukturen und Funktionen im Universum entstehen lassen und steuern? Gibt es einen Anfang, ein Ende? Sind die Naturgesetze unveränderlich? Sind sie wirklich ewige Gesetze? Kein Mensch weiß, wie es wirklich war, wie es wirklich ist. Auf keine dieser Fragen haben wir eine definitive Antwort.”

“Wie könnte es möglich sein, daß Naturgesetze nicht ewige Gesetze sind?”

“Der Zustand des Universums wechselt zwischen Geburt, Reifung und Zerfall. Das sind unfassbar komplizierte und unfassbar gewaltige Prozesse. Über Milliarden von Jahren ändert sich da fast alles, wohl nicht grundsätzlich, aber in Einzelheiten.”

“Wie weit ist die Wissenschaft vorgedrungen?”

“Im letzten Jahrzehnt wurden phantastisch anmutende Entdeckungen gemacht, aufregende Untersuchungen ange stellt und neue Gedankengebäude errichtet, die sich offenbar immer mehr der letzten von Menschen begreifbaren Wahrheit nähern.”

“Und jetzt ist das Haus der Wissenschaft festgefügt?”

“Noch immer gibt es mehr Fragen als Antworten. Neue Einsichten ergeben sich aber nur, wenn man trotz der Unsicherheiten voranschreitet.”

“Aber das Fundament der Wissenschaft steht auf festem Boden?”

“Nichts steht auf festem Boden.”

“Oho! Das Fundament meines Hauses liegt fest an einem Ort!”

“Nichts liegt fest an einem Ort.”

“Alles nur eine Wolke, wie?”

“Ja. Auch ein Stein ist letztlich nichts anderes als ein bestimmter Zustand von Energie, nichts anderes als eine Wolke aus Teilchen – wie alles Materielle im Universum.”

“Auch der Mensch?”

“Das gilt auch für alles Lebende.”

“Alles in Bewegung?”

“Ja. Ein scheinbar fest an einem Ort liegender Stein bewegt sich mit den Erdschollen, die auf dem flüssigen Erdinnern treiben und mit den Bewegungen der Erde im Universum. Ihr Haus rast mit etwa 30 Kilometern pro Sekunde um die Sonne und diese mit hunderten von Kilometern pro Sekunde um das Zentrum unserer Galaxie. Es gibt keinen festen Punkt im Universum. Und es gibt keine feste Beziehung zwischen Punkten. Alles fließt. Alles ist auf dem Wege.”

“Dann hängt auch die Wissenschaft in der Luft?”

“In letzter Konsequenz ist Wissenschaft der Versuch des Menschen, Zusammenhänge herzustellen in seiner Vorstellungswelt zwischen bewegten Punkten in bewegten Wolken. Wissenschaft sucht nach Regelhaftem in einem rasenden, sich entwickelnden, vieldimensionalen Gewebe von Energie und Materie. Sie spürt den Prinzipien nach, welche Organisation und Ausreifung von Energie und Materie über Milliarden von Jahren regeln. Dabei kann Wissenschaft an verschiedenen Punkten im Gewebe ansetzen. Nichts in der Wissenschaft läßt



sich bis zum Grundstein zurückverfolgen. In diesem Sinne hängt die Wissenschaft in der Luft, hat sie kein festes Fundament. Und sie braucht auch keines."

"Wenn alles auf dem Wege ist, dann zieht es den Raum und die Zeit mit sich?"

"Ja."

"Wo kommen sie her, der Raum und die Zeit?"

"Raum entsteht mit der Formung der Materie aus Energie, Zeit mit der Bewegung der Materie."

"Unsere Welt ist eine Welt in Raum und Zeit."

"Ja. Ohne die beiden existiert sie nicht."

"Ziemlich phantastisch, das alles."

"Wenn Sie so wollen."

"Muß ein Wissenschaftler Phantastisches nicht vor der Tür lassen?"

"Ein Wissenschaftler darf von einer Information nicht mehr ableiten, als diese zu leisten vermag. Er muß unterscheiden zwischen Erkanntem, Vermutetem und Erahntem. Wer das nicht beherzigt, riskiert, sich als Sucher nach der Wahrheit zu disqualifizieren. Ich muß Sie daher bitten, das, was ich Ihnen eben gesagt habe und das, was ich Ihnen noch sagen werde, mit kritischem inneren Abstand zur Kenntnis zu nehmen." Der Physiker sieht seinen Gefährten fragend an. Als der nickt, fährt er fort: "Nach unseren gegenwärtigen Vorstellungen begann alles mit einer ungeheuren, unvorstellbar gewaltigen Explosion, dem Urknall. Sicher haben Sie davon gehört."

"Ja. Aber ich möchte *Ihre* Wertung kennenlernen, *Ihre* Meinung dazu hören."

"Ich gehe von der Annahme aus, daß der Urknall nicht der Anfang war, sondern die Folge vorausgegangener Prozesse."

"Was war am Uranfang? Woher kommt die Urenergie? Woher die Urgesetze, die dies und all das spätere Geschehen hervorbringen?"

"Das Suchen nach Von-Anfang-An-Geschehen übersteigt die

menschliche Vorstellungskraft. Hier läßt uns unser Hirn im Stich.“

“Sie verlegen die Schöpfungsgeschichte weiter zurück?“

“Ja.“

“Sie glauben an Gott!“, ruft der Maler überrascht.

“Ja. Aber für mich ist Gott etwas anderes als für die meisten Menschen.“

“Was ist Gott für Sie?“

“Das werde ich Ihnen später darlegen. Zunächst zurück zum Urknall. Warum sollte es nicht auch Folgeknalls geben? Warum sollten kleinere Knalls nicht immer einmal wieder stattfinden, auch heute noch? Zum Beispiel als Endphase der Materieverdichtung in einem Schwarzen Loch?“

“Was ist das?“

“Ein Schwarzes Loch ist ein von der Physik postulierter Freßgigant im Universum, der mit Hilfe seiner extrem hohen Materiedichte und daher einer außerordentlich starken Anziehungskraft ständig Materie aus seiner Umgebung in sich hineinsaugt.“

“Wie ist es möglich“, fragt der Maler erregt, “daß Materie sich so stark verdichten kann?“

“Wenn die Masse eines Sterns einen Grenzwert übersteigt, werden die Elektronen in den Atomkern gedrückt. Dann können die Atomkerne nicht mehr Distanz zueinander halten. Sie legen sich dicht aneinander. So stürzt alles zusammen. Beim Zusammenstürzen des Sternkerns explodiert die äußere Sternhülle wie eine riesige kosmische Wasserstoffbombe. Wenn das In-Sich-Zusammenbrechen des Sterns eine kritische Grenze, einen kritischen Radius, unterschreitet, den Ereignishorizont, dann wird nach den Berechnungen der Physik dessen Materiedichte und damit dessen Anziehungskraft so groß, daß er sogar das Licht festhält. Er leuchtet dann nicht mehr. Er ist zum alles verschluckenden Schwarzen Loch geworden. Das kann Milliarden Sonnenmassen in sich vereinen. In ihm steht die Zeit still, hört auf zu existieren.“

Ratlos zuckt der Maler mit den Schultern.

“Im Universum gibt es fortwährend Geburts-, Reifungs- und Sterbevorgänge. In der Sonne zum Beispiel stirbt und wird Materie immerfort: Atome zerfallen in ihre Bestandteile, andere werden durch Kernfusion geboren. Auch Sterne sterben immerfort und werden neu geboren. Entlang des Milchstraßenbandes gibt es Hunderte von Sternentstehungsnestern.”

“Das ist dann aber doch etwas anderes als Leben und Sterben, wie wir es gemeinhin verstehen.”

“Ja, aber nicht grundsätzlich anders. Ich werde darauf noch zurückkommen. Also, die Physik macht folgende Annahmen: Der Urknall ereignete sich vor etwa zwanzig Milliarden Jahren. Seither dehnt sich das Universum ständig aus. Jeden Tag wächst der Raum zwischen den Galaxien um Milliarden von Kubikkilometern. Und immer wieder verlegen elektromagnetische Felder und Gravitationskräfte neue Kreise, neue Ordnungslinien und neue Organisationsmuster durch Raum und Zeit.”

“Wie groß ist das Universum?”

“Die am weitesten von uns entfernten, gerade noch erkennbaren Himmelskörper sind zwölf oder fünfzehn Milliarden Lichtjahre von uns entfernt. Bitte bedenken Sie, Licht wandert mit einer Geschwindigkeit von rund 300 000 Kilometern pro Sekunde. Ein einziges Lichtjahr bedeutet also eine Kilometerstrecke, die der Summe aller Sekunden pro Jahr entspricht, multipliziert mit 300 000.”

“Unglaublich! Was war nach dem Urknall?”

“Mit dem Urknall begann die Zeit. Teilen Sie eine Sekunde durch eine Milliarde. In der ersten milliardstel Sekunde nach dem Urknall wuchs das Universum von der Größenordnung eines Atoms zur Größe eines Fußballs.”

“Das gesamte Universum in einem Atom?”

“In einer unvorstellbar kleinen, fast ausdehnungslosen Kugel von nahezu unendlicher Energie.”

“Was enthielt die Kugel?”

“Aufgelöst in Superstrahlung enthielt sie bereits alle Grundbedingungen für die Ausreifung des späteren Universums.”

“Das ist...”

“In dieser Kugel verbarg sich die Urform aller Materie und die Urinformation, das Urprogramm, für die Entfaltung aller Erscheinungen, die wir heute erleben.”

“Superstrahlung? Was ist das?”

“Die Wiege von allem.”

Der Maler schluckt. Dann drängelt er: “Wie ging es weiter?”

“Nach einem Millionstel der ersten Sekunde war das Universum ein riesiger Feuerball mit einem Durchmesser von dreißig Milliarden Kilometern. Und es war bereits voll von Bausteinen der Atome. Nach sechzig Sekunden betrug der Durchmesser 10 hoch 15 Kilometer. Nach mehreren hunderttausend Jahren sank die Temperatur auf 4000 Grad. Erst jetzt konnten Atome entstehen. Das frühe Universum war offenbar weitgehend unstrukturiert.”

“Gibt es Beweise? Fossilien, wie bei der Entwicklung des Lebendigen?”

“Ein Fossil aus der Urzeit des Universums ist die heute noch meßbare kosmische Hintergrundstrahlung – das Nachleuchten des Urknall-Feuerballs.”

“Wie ging’s weiter?”

“Die gleißend helle Mischung aus Strahlung und Materie wurde dunkler. Schwerkraft begann zu wirken und die Materieteilchen örtlich zu verdichten. So entstanden in riesigen Gaswolken Milliarden von Sternen, und es formten sich die Galaxien.”

“Entstehen auch heute noch Galaxien?”

“Offenbar nicht. Alle bekannten Galaxien sind in den ersten Jahrmilliarden nach dem Urknall entstanden. Bisher sind keine wirklich jungen Galaxien gefunden worden.”

“Wie stellen sich uns die Galaxien heute dar?”

“Als Superhaufen von Himmelskörpern, die 100 bis 400 Millionen Lichtjahre voneinander entfernt sind.”

“Wieviele Galaxien gibt es?”

“Milliarden.”

“Aus wievielen Sternen besteht eine Galaxie?”

“Meist aus vielen Milliarden.”

“Wann ist unser Sonnensystem entstanden?”

“Vor etwa fünf Milliarden Jahren.”

“Und wo steckt die Erde?”

“Außerhalb des Zentrums der Milchstraße, einer Spiralgalaxie mit etwa hundert Milliarden Sternen. Die Milchstraße hat eine Ausdehnung von hunderttausend Lichtjahren. Sie dreht sich um ihre eigene Achse. Dabei hat unser Sonnensystem, und damit auch die Erde, eine Umlaufzeit von 200 Millionen Jahren.”

“Dann stimmt es also, was die Sternforscher sagen: Jeder Blick in den Himmel ist ein Blick in die Vergangenheit?”

“Ja. Und so manch ein verträumter Blick in den Nachthimmel enthält wohl auch ein Stück unbewußter Sehnsucht – Sehnsucht nach unserem Ursprung, nach unserer Urheimat.”

“Heimat?”

“Heimweh nach der Urwiege. Nach dem Anfang von allem.”

“So habe ich das bisher nicht gesehen.”

“Die Galaxien, deren Licht uns heute erreicht, enthüllen uns den Zustand des Universums vor Milliarden von Jahren. Die Physik spricht hier von Rückblickzeit. Je weiter ein beobachtetes Himmelsobjekt entfernt ist, desto tiefer taucht der Blick des Beobachters ein in die Vergangenheit, desto mehr nähert er sich dem Beginn des Universums.”

Stauend steht der Künstler vor dem kosmischen Bild, das der Wissenschaftler da vor ihn himmelt. “Wie sieht die Zukunft aus?”

“Die Wissenschaft erwägt zwei Möglichkeiten. Die erste: Das Universum dehnt sich endlos aus; nach dem Verbrauch des nuklearen Brennstoffs erlöscht das Licht der Sterne; das Universum wird dunkel, erkaltet und stirbt. Die zweite: Die Ausdehnung des Universums findet eine Grenze, kommt

zum Stillstand und kehrt sich um. Alles stürzt wieder zusammen, wird wieder zu einem winzigen Punkt und verschwindet völlig oder entsteht neu durch einen abermaligen Urknall.”

“Wie könnte es zu einer Umkehrung kommen?”

“Eine Umkehrung der Ausdehnung des Universums ist nach gegenwärtigen Berechnungen nicht möglich. Dazu reichen Materiedichte und Schwerkraft nicht aus. Aber meiner Ansicht nach ist eine Hauptmasse der Universum-Materie noch nicht erfaßt worden. Wo wir derzeit riesige Räume gähnender Leere ausmachen, vermute ich riesige Massen kleinster Materieteilchen, einer besonderen Art von Materie, die für den Entwicklungszyklus des Universums von grundlegender Bedeutung ist und letzten Endes auch für Stoffwechselprozesse und Intelligenzleistungen, die ich dem Universum zuspreche.”

“Intelligenz?!”

Der Physiker nickt.

“Bitte erklären!”

“Später. Meiner Ansicht nach würde die Masse dieser Kleinstteilchen ausreichen, um den Ausdehnungsprozeß des Universums anzuhalten, den Vorgang des Schrumpfens einzuleiten und schließlich eine neue Explosion auszulösen.”

“Alles dacapo, wie?”

“Ich erkenne in der Natur nur vorwärts Gerichtetes. Aber ich sehe nirgends gerade Linien, nirgends starr geradeaus Verlaufendes. Überall entdecke ich Gebogenes, im Kreis sich Drehendes.”

“Also alles Wiederholung?”, insistiert der Maler.

“Nur im Prinzipiellen, nicht im Einzelnen.”

“Haben die Kleinstteilchen weitere Wirkungen?”

“Meiner Ansicht nach beeinflussen sie nicht nur die Entwicklung des Universums, sondern auch dessen Gestalt. Sie krümmen das Universum. So wird seine Ausdehnung endlich.”

“Wodurch?”

“Durch die in der Raumzeit enthaltene Materie und Energie.”

“Dann würde ein scheinbar geradeaus gerichteter Lichtstrahl also irgendwann wieder an seinen Ausgangspunkt zurückkehren?”

“So wäre es.”

“Das ganze eine Kugel?”

“Vermutlich. Die Raumzeit wird durch die drei Raumrichtungen und die imaginäre Zeit gebildet. Da gibt es keinen Anfang und kein Ende, sowenig wie die Oberfläche einer Kugel einen Anfang und ein Ende hat.”

“Demnach sind die Kleinstteilchen das Wichtigste von allem?”

“In der Kleinstteilmaterie und in ihrer unauflöselichen Wechselbeziehung zur Energie vermute ich das größte Geheimnis Gottes.” Der Physiker bleibt stehen, umfaßt mit Daumen, Zeige- und Mittelfinger sein eckiges Kinn. Senkt das Haupt. Schweigt. Dann hebt er den Kopf, läßt den Arm sinken und sagt: “Und dabei sollte es auch bleiben.” Nach weiterem Schweigen setzt er hinzu: “Für uns Menschen wird das auf ewig unerkennbar bleiben.”

Die Reise durch die Vorstellungswelt des Physikers erregt den Maler maßlos. Er wird das große Hirn aussaugen! Er wird sich alles für ihn Nutzbares aneignen! Endlich wird er ein stabilisierendes geistiges Gegengewicht finden. Endlich wird er seine überstarke Gefühlswelt in den Griff bekommen. Und endlich wird er seinen Glauben auf eine naturwissenschaftliche Basis stellen können. ‘Nur nichts tun’, denkt er, ‘das den Gedankenfluß des anderen unterbrechen könnte. Nur nicht den Physiker verärgern!’

Die beiden wandern weiter. Nach einer Weile sagt der Physiker: “Ich glaube an einen immerwährenden Kreis von Geburt, Wachstum, Reifung, Tod und Neugeburt des Universums.”

“Wie ist die Welt im Kleinen aufgebaut?”

“Alle Materie im Universum, leblose und lebende, besteht

aus den gleichen Urbausteinen. Sie sind verwandte gewachsene Strukturen. Die kleinsten Bausteine der Materie, die wir bisher mit hinreichender Sicherheit identifizieren konnten, sind die Quarks und die Elektronen. Die Quarks bilden die Protonen und Neutronen, die Bausteine der Atomkerne. Die Elektronen formen die Atomhüllen. Es gibt viele andere Teilchen, zum Beispiel Photonen, Mesonen, Neutrinos, Gluonen. Weitere Teilchen werden vermutlich mit fortschreitender Forschung entdeckt werden.”

“Wie organisieren sich diese Teilchen? Ich meine, wie verhalten sie sich zueinander? Wie entsteht aus ihnen unsere Welt?”

“Stellen Sie sich vor, ein Atomkern hätte die Größe einer Haselnuß. Dann rasen die Elektronen, welche die Atomhülle bilden, im Abstand von hundert Metern um ihn herum. Der Kern ist schwer. Seine Masse macht über 99 Prozent der Masse des Atoms aus. Wenn Sie von außen zum Kern vordringen wollen, stoßen Sie hundert Meter von ihm entfernt auf die Atomhülle – nichts anderes, als die Folge der effektiven Omnipräsenz der Elektronen, die so schnell herumrasen, daß sie praktisch überall zur gleichen Zeit zur Stelle sind. In dem riesigen scheinbaren Nichts zwischen Kern und Hülle schwirren unvorstellbar viele, unvorstellbar kleine Teilchen umher, die dauernd aus dem ‘Nichts’, aus Energie, entstehen und unvorstellbar schnell wieder darin verschwinden, Grenzgänge zwischen Energie und Materie. Vermutlich halten diese Teilchen alles zusammen, die Welt im Großen und die Welt im Kleinen. Alles Materielle besteht aus Kernen, rasenden Teilchen und Grenzgängern: Himmelskörper, Stein, Metall, Wasser, Luft, Pflanze, Tier, Mensch.”

“Diese Teilchen sind also der Kern von allem?”

“Nein. Der Kern von allem, das ist das Geschehen, welches die Teilchen entstehen läßt, ihre Bewegungen, ihre Dynamik steuert und ihre Kombinationsmöglichkeiten bestimmt. Dieses Geschehen enthält, entfaltet und gestaltet das Welt-



programm. In ihm liegt das wirkliche Wesen dessen, was das Universum ausmacht – im Großen wie im Kleinen. Ich nenne dieses Phänomen ‘Gestaltungsgeschehen’.

Mit halb geöffnetem Mund schüttelt der Maler langsam den Kopf. Er setzt an zu einer Frage. Aber da sagt sein Gefährte auch schon: “Bisher konnten wir drei Hauptkräfte erkennen, welche die Welt formen und zusammenhalten: die elektroschwache Kraft, die starke Kraft und die Schwerkraft. Möglicherweise sind die elektroschwache Kraft und die starke Kraft Manifestationen einer einzigen Grundkraft. Möglich ist auch, daß Schwerkraft, wie Masse, letztlich aus elektromagnetischen Phänomenen hervorgeht.”

“Was ist ...”

“Das Zauberwort aber heißt Energie. Alle Materie ist ja nichts anderes als gefrorene Energie, gefrorene Strahlung, gefrorenes Licht. Energie ist die Basis aller Dinge und aller Kräfte. Sie kann weder erzeugt noch vernichtet werden.”

“Nanu! Wir sprechen doch dauernd von Energieerzeugung, Energievergeudung, Energieverlust, Energievernichtung.”

“Physikalisch sind das alles falsche Begriffe.”

“Alles nur Wortfloskeln?”

“So ist es. Kein Mensch kann Energie erzeugen oder vernichten. Menschen können nur vorhandene Energie umwandeln und daraus Nutzen ziehen. Die Erzeugung und Vernichtung von Energie liegt außerhalb menschlicher Möglichkeiten.”

Der Maler ist verwirrt.

“Aus Energie können Materieteilchen entstehen, sozusagen aus dem ‘Nichts’. Aber Energie kann niemals aus dem ‘Nichts’ entstehen. Energie bleibt ewig erhalten. Sie wird ewig gestalten.”

“Das muß doch irgendwo ein Ende haben, sich irgendwann erschöpfen.”

“Der Energieumwandlungsprozeß, der das Ausreifen der Schöpfung ermöglicht, beginnt mit jedem Urknall von neuem.”

“Energie ist dann aber doch mehr, als in unserem Umgangsdenken zum Ausdruck kommt.”

“Ja. Und für mich ist das auch mehr, als wir in der Physik darunter zu verstehen gewohnt sind. Für mich ist Energie vor allem eine ordnende Urkraft, enthalten im Gestaltungs-geschehen, auf das ich noch zu sprechen kommen werde. Energie und elektrische Spannung repräsentieren, bewahren und entwickeln das Urprogramm aller Dinge und Vorgänge, den Code für die Struktur und Funktion von allem. In letzter Konsequenz ist alles Energie: Masse, Lebloses, Lebendes, Univer-sum, Gott.”

Der Maler schluckt. Dieses Feuerwerk von Vorstellungen und schwer verständlichen Zusammenhängen verschlägt ihm die Sprache. Er fühlt sich plötzlich sehr bedeutungslos.

Da sagt der Physiker: “Die Welt im Großen und die Welt im Kleinen sind im Prinzip einfach aufgebaut. Die Vielfalt, die wir erleben, ergibt sich erst aus den nahezu unendlichen Kombinations- und Funktionsmöglichkeiten, aus den unfassbar großen und vielschichtigen Gestaltungsmöglichkeiten, die der ordnenden Energie und den sich ausformenden Bausteinen der Materie innewohnen. Diese Möglichkeiten können aber erst im Verlauf von Milliarden von Jahren ausreifen. Dabei entsteht immer wieder Neues.”

## Ethik und Moral

“Eine kalte Welt”, sagt der Maler. “Wie kamen Ethik und Moral da rein?”

“In urmenschlichen Kleingruppen hat sich kooperatives Verhalten zu Moral entwickelt, zur Kleingruppenmoral.”

“Entwickelt? Wie?”

“Die Kleingruppenmoral besitzt einen positiven Selektionswert. Bei der Jagd, bei Kämpfen gegen Konkurrenten, bei der Besetzung und Verteidigung eines Reviers sind Gruppen im

Vorteil, die eine straffe, mit Härte durchgesetzte Moral entwickeln können.”

‘Revier!’ Der Maler fährt zusammen. Aber dann denkt er: ‘Straffe Kleingruppenmoral? Ist das nicht etwas, das der Festmacher praktiziert?’ – “Worum geht es bei der Kleingruppenmoral?!”

“Um gegenseitige Unterstützung beim Jagen. Und im Krieg. Um Teilung und Nutzung von Revier, Beute, Nahrung und Besitz. Um Aufrichtigkeit, Disziplin, Einschränkung von Egoismen und Lenkung von Aggressionen nach außen. Es geht um gruppenverträgliche Kontrolle von Emotionen und potentiell gefährlichen Trieben. Um die Regelung der Beziehungen zwischen den Geschlechtern. Und es geht um Aufgabenteilung, etwa bei der Erziehung von Kindern oder der Herstellung von Gebrauchsgegenständen. Die moralischen Forderungen der Kleingruppe wurden später präzisiert, begründet und umgesetzt durch religiöse und weltliche Kräfte. Nur wer die moralischen Forderungen der Gruppe akzeptierte, wurde in ihr aufgenommen, durfte in ihr leben.”

“Gruppe, Gruppe! Wo bleibt das Individuum?”

“In unserer Welt empfinden wir ethisches Denken und moralisches Handeln letztlich immer als Ausdruck individueller Eigenarten: des eigenen Gewissens, der eigenen Persönlichkeit.”

“Wo bleibt Raum für die Befriedigung eigener Wünsche?”

“Die Befriedigung eigener Wünsche ist nie ein Ziel der Moral gewesen.”

“W ... was ist der Unterschied zwischen Ethik und Moral?”

“Es gibt keinen grundsätzlichen Unterschied. Beide Begriffe bezeichnen ein sittliches Empfinden und Verhalten, das von der Mehrheit einer Gruppe als verbindlich angesehen wird. Dabei meint Ethik oft mehr die theoretisch-wissenschaftliche Perspektive, Moral mehr das in der Praxis Verwirklichte. Den Begriffen ‘Ethik’ und ‘Moral’ liegen Gesinnungen und Wertschätzungen zugrunde, welche örtlichen Differenzen und zeit-

lichen Veränderungen unterworfen sind.”

“Was ist mit der Moral heute?”

“Die in Hunderttausenden von Jahren evolvierten Grundwerte der steinzeitlichen Kleingruppenmoral formen auch heute noch die Basis menschlichen Verhaltens. Heute aber ist der Selektionswert der Steinzeitmoral nicht mehr wirksam. Heute beruht menschliches Miteinander nicht mehr auf dem persönlichen Sichkennen der Gruppenmitglieder, ihrem unmittelbaren Zusammenleben und ihrem kompromißlosen Vorgehen gegen Fremdes. Heute müssen wir moralische Regeln formulieren und durchsetzen für Milliarden von Menschen, die unterschiedliche Religionen und Wertvorstellungen entwickelt haben und in unterschiedlichen Lebensräumen zu Hause sind. Heute gilt es, bewährte Werte der Steinzeitmoral einzubringen in eine global ausgerichtete Neuzeitmoral. Archaisch-egoistisches Hordenführerdenken darf nicht persistieren. Es muß weiterentwickelt werden zu weltumspannendem kooperativem Planen und Handeln. *Das* ist die zentrale Aufgabe der Politik und der Religion heute. Hier hilft uns die Natur nicht weiter. Hier können wir uns nur selber helfen.”

“Das sollte doch nicht so schwer sein.”

“Das ist eine gewaltige Aufgabe. Größer als alles, was die Menschen bisher bewältigt haben.”

“Denken Sie an unsere kulturellen, wissenschaftlichen und ökonomischen Errungenschaften!”

“Das war ein langer, verschlungener Weg. Im Kern war das soviel anders nicht als bei der evolutiven Ausreifung neuer Lebensformen.”

“Aber das ging doch noch viel langsamer vor sich.”

“Ja. Die Menschen haben immer schnell erkannt, was ihnen nützlich ist bei ihrem Streben nach Wachstum, Raum und Macht, was ihre Interessen und Bedürfnisse am besten befriedigt, was ihrer Selbstverwirklichung am förderlichsten ist. Dem sind sie dann gefolgt.”

“Nichts von Ethik und Moral in unserem Erbgut?”

“Der Mensch hat nicht nur angeborene Triebe, er hat auch eine angeborene Bereitschaft zum ethischen und moralischen Denken und Handeln.”

“Dann müssten sich Instinkte und Triebe auf der einen Seite und Ethik und Moral auf der anderen doch das Gleichgewicht halten können!”

“Über Milliarden von Jahren hat es so etwas wie Ethik und Moral in der Entfaltung des Lebens auf der Erde nicht gegeben. Bei der Entwicklung der Primaten sind Ethik und Moral weit zurückgeblieben hinter den Instinkten und Trieben. Ethik und Moral sind etwas Neues, etwas für das Leben auf der Erde Fremdes – wie der Mensch selbst.”

“Aber der Mensch kann nicht überleben ohne Ethik und Moral.”

“So ist es. Angesichts der Komplexität seiner Gemeinschaftsstrukturen und seines ins Enorme gesteigerten Veränderungs- und Vernichtungspotentials würde er sonst rasch zugrunde gehen. Die Stärkung der aus Wissen und Einsicht gewollten Moral, das ist die zentrale Aufgabe für die heutige Menschheit. Wir müssen sie lösen. Oder vergehen.”

“Und da geht der Wissenschaftler voran?”

“Nein. Ein Wissenschaftler kann zwar möglicherweise die Notwendigkeit moralischen Verhaltens klarer erkennen als manch ein anderer, aber er ist deshalb noch nicht moralischer.”

“Ich denke, der Wissenschaftler ist der Ethik schon von berufswegen in besonderem Maße verpflichtet.”

“Die Berufsethik verlangt vom Wissenschaftler Exaktheit, Zuverlässigkeit und Aufrichtigkeit bei der forschenden Suche nach der erkennbaren Wahrheit. Da geht er voran.”

“Färbt die ständige Beschäftigung mit der Wahrheit nicht ab auf die Person?”

Der Physiker schüttelt nachdenklich den Kopf. Dann sagt er: “Allenfalls wenig. Die größte Enttäuschung in meinem Studentenleben war diese: ich mußte erkennen, daß meine von mir so bewunderten und verehrten Professoren – diese Sucher,

Bekenner und Hüter der Wahrheit – in ihrem privaten Leben nicht wahrhaftiger waren als andere Menschen. Damals habe ich mich verzweifelt gefragt: ‘Wenn nicht die, wer denn?’” Der Physiker wendet sich dem Maler zu. “Die Weiterentwicklung von Ethik und Moral ist eine Aufgabe für *alle* Menschen.”

“Aber ein Chemiker ...”

“Ein Chemiker, der in seiner wissenschaftlichen Arbeit glas-harte Logik praktiziert, unbeirrt die Wahrheit sucht und unnachgiebig auf der Überprüfbarkeit wissenschaftlicher Ergebnisse beharrt, ist dennoch fähig, sich quer durch die Welt zu lügen und sich unbeirrt unüberprüfbaren mystischen oder religiösen Vorstellungen hinzugeben. Hier wird er schizophren.”

## Unfehlbarkeit

“War die Religion dem Menschen nicht eine Richtschnur, eine Hilfe? Hat sie nicht das Los der Menschen erleichtert, verbessert?”

“Richtschnur, ja. Hilfe, nur wenigen. Verbessert, nichts.”

“Darüber denke ich anders.”

“Das ist Wunschdenken. Keine der gegenwärtig existierenden Religionen hat die Menschheit wirklich verbessert. Kein Gebot kann eine Änderung im Verhalten der Menschheit bewirken ohne Einsicht, ohne Orientierung an der Realität, ohne den aus Angst und Leid geborenen und vom Menschen akzeptierten Zwang der Notwendigkeit.”

“Angst und Leid lassen die Seele schrumpfen.”

“Angst und Leid vermögen zu verändern – mehr als Glauben und Sicherheit.”

“Sind da nicht Strenge und Autorität wirksamere Kräfte?”

“Mit Strenge und Autorität haben Staats- und Religionsführer selten gespart. Der Erfolg blieb mäßig. Ich hoffe, daß für moderne Menschen Einsicht als Basis für Moral wirksamer sein

kann als von Politikern oder Klerikern verordneter Zwang.”

“Offenbar ist die katholische Kirche da anderer Ansicht. Der Papst hat ja gerade wieder Fundamentalistisches in den Vordergrund gerückt, die Zügel straffer gezogen. Und er hat erneut seinen Anspruch auf Unfehlbarkeit bekräftigt.”

“Unfehlbarkeit für einen Menschen??”

“Freilich, das klingt merkwürdig.”

“Merkwürdig? Der Anspruch eines Menschen auf Unfehlbarkeit ist der Gipfel narzißtischer Selbstüberhöhung.”

“Ein hartes Urteil.”

“Ein Mensch, der in unseren Tagen für sich Unfehlbarkeit proklamiert – und sei es auch nur im Rahmen seiner Religion – disqualifiziert sich als geistige und geistliche Autorität.”

“Der Papst”, widerspricht der Maler, “ist der oberste Repräsentant einer riesigen Glaubensgemeinschaft, einer weltweit sehr erfolgreichen Kirche. Einer Kirche, die auf geistigen und geistlichen Gebieten über zahlreiche Generationen unerhört viel geleistet hat.”

“Wenn der Papst weiterhin unbeirrt an mittelalterlichen Vorstellungen festhält – Zölibatsgebot für Priester, Sexualkodex für Gläubige – wird seine große Kirche bald zu einer kleinen Sekte werden.”

“Kann eine harte Hand nicht manchmal Wunder wirken? Richtpfosten einrammen? Gutes bringen?”

“Nicht die harte Hand autoritärer Vermessenheit.”

“Sie! Der Papst ...”

“Der Papst steht vor sehr schwierigen Aufgaben und Entscheidungen. Er muß vieles in einem sein. Die Anforderungen an ihn sind gewaltig. Den Menschen, der so viel auf sich nimmt, bewundere ich. Den Ausschöpfer einer überkommenen, übergroßen Machtfülle kritisiere ich.”

“Machtfülle?”

“Jurisdiktionsprimat, Primatialgewalt! Und den Märchenkönig, den selbsternannten Stellverteter Jesu und damit Gottes, für den habe ich nur Kopfschütteln.”

“Sie sollten mehr Verständnis aufbringen!”

“Das kann ich nicht.”

“Warum nicht?”

“Weil es keine Moral geben kann ohne Wahrhaftigkeit und keine Würde ohne Widerstand gegen Tyrannei – religiöse oder staatliche.”

Der Physiker schweigt eine Weile. Dann sagt er: “So manch ein Führer so manch einer Religion nimmt für sich mit der gleichen Selbstverständlichkeit in Anspruch, zwischen Wahrheit und Unwahrheit unterscheiden zu können, zwischen Richtigem und Falschem, mit der er anderen diese Fähigkeiten abspricht.”

Jetzt nickt der Maler.

“Und wer von denen denn meint, die Wahrheit gefunden zu haben, der will sie anderen oft verordnen. Wo ein solcher Wahrheitsverordner über Macht verfügt, da verbindet sich vermeintliche Wahrheit schnell mit Gewalt. Und dann beginnen furchtbare Entwicklungen.”

“Freilich!”

“So manch ein Religionsführer betrachtet sich als offizielles Bindeglied zwischen Mensch und Gott. Welch Anmaßung!”

“Wie können *Sie* das Verhältnis eines Religionsführers zu seinem Gott beurteilen? Ist *das* nicht Anmaßung?”

“Es gibt nicht einen einzigen nachprüfbaren Hinweis für die Existenz irgendeiner Ex-officio-Beziehung zwischen einem Religionsführer und seinem Gott – außer in seinem Kopf oder in seinem Herzen. Das aber ist keine Beziehung, sondern eine Einbahnstraße menschlichen Denkens, Fühlens und Hoffens. Es gibt nicht einen einzigen überzeugenden Beweis dafür, daß auch nur ein einziges Gebet eines Menschen, gleich welcher Glaubensrichtung, jemals erhört worden wäre von einem Gott.”

“Woher wollen Sie das wissen? Woher nehmen Sie das Recht für eine solche Behauptung? Warum überhaupt kommen Sie zu solchen Schlußfolgerungen?”



“Weil sonst die Welt der Menschen anders aussehen müßte. Weil sonst das harte Los von Milliarden letztlich nichts anderes wäre als die Konsequenz der Nichtinanspruchnahme der besonderen Beziehungen der Religionsführer zu ihrem Gott, nichts anderes also als unterlassene Hilfeleistung!” Der Physiker fährt sich kopfschüttelnd über den kahlen Schädel. “Oder all das wäre ein Beweis dafür, daß dem Gott der Religionsführer der Mensch vollkommen wurscht ist. Oder dafür, daß deren Gott überhaupt nicht existiert. Überlegen Sie doch mal: die oft ans Herz gehenden Gebete der Gläubigen – meist nichts als Hilferufe und Bitten ...”

“Beten ist nicht nur Hilferufen, nicht nur Bitten. Beten ist auch Anbeten, Verehren!”

“Nun gut. Aber das Anbeten und Verehren geschieht doch in der Hoffnung, daß der Angebetete den Betenden mit Wohlwollen begegnen möge, daß er die Verehrung mit Zuwendung und Hilfe vergelten möge.”

Der Maler zieht die Mundwinkel nach unten. Widerstrebend nickt er.

“Also: aus meiner Sicht haben Gebete die Sorgen und Leiden der Gläubigen, außer in ihren Vorstellungen, niemals mehr gelindert als Zufall oder eigenes Tun die Sorgen und Leiden der Nichtbetenden oder Nichtgläubigen.”

Dem Maler kommen Bedenken: ‘Kann der mir wirklich helfen? Wie kann ich mich am Glauben aufrichten, wenn der das Beten entzaubert? Wie kann ich vorankommen, wenn der meine Lasten so schwer macht, daß sie mich immer wieder in den Sumpf drücken?’ Von unten her starrt er den Physiker an: “Was Sie da so alles sagen! Woher wollen Sie wissen, daß Gebete den Gläubigen nichts genutzt haben?”

“Weil sonst die Religionsführer längst die Wirksamkeit von Gebeten auf Grund handfester Tatsachen und objektiver Statistiken zweifelsfrei hätten belegen können, also längst etwas hätten tun können, wonach sie sich seit Jahrhunderten sehnen.”

“Statistik! Was besagt sie schon!”

“Sie ist das wichtigste Werkzeug der Wahrscheinlichkeitstheorie.”

“Rmmm”, knurrt der Maler.

“Trotz vielen Betens bleibt keinem Religionsführer Leid erspart. Ein Religionsführer lebt vermutlich nicht glücklicher, und sicher nicht länger, als ein Gottloser. Denken Sie mal darüber nach: Aus Milliarden leidender, schluchzender Mäuler und weinender Herzen ein unablässiges Bitten, Wimmern und Stöhnen – ein weltweiter, erschütternder, nie versiegender Chor hilflos Hilfesuchender, ein Ozean des Rufens und Flehens – ohne jedes Echo!”

“Willkür also heißt der Herrscher?”

“Ein menschenähnlicher Gott schon.”

“Sie dürfen nicht alles nur aus der Sicht der Naturwissenschaft deuten. Hier sind auch andere Felder menschlichen Wirkens beteiligt.”

“Bei meiner Suche nach Antworten auf die großen Fragen der Menschheit messe ich der Wissenschaft keinen Sonderstatus bei. Ich stelle die ...”

“Wer große Fragen fragt, riskiert auch große Fehler.”

“Ich stelle die Tragfähigkeit der Wissenschaft ebenso immer wieder auf den Prüfstand wie die der Philosophie, Kunst und Religion. Jedenfalls versuche ich das.”

Der Maler sieht das anders. Kritisch wiegt er den Kopf. “Sie schwimmen gegen den Strom! Der Mensch muß die Natur aus sich heraus deuten.”

“Das ist der Kardinalfehler vieler Philosophen und aller Religionsführer.”

“Ich sehe da keinen Fehler. Der Mensch ist ein Produkt der Natur.”

“Und?”

“Also kann er die Natur auch in sich suchen und deuten.”

“Ein in sich selbst Suchender sieht sein Spiegelbild.”

Der Maler ärgert sich über den Begriff ‘Spiegel’. “Ihre Ent-

gegnung ist mir zu substanzlos.“

“In sich selbst begründete Kathederweisheit schneidet nur ins Fleisch einer Problematik. Wenn sie auf einen Knochen stößt, schnippelt sie darum herum, dann argumentiert sie ihn weg. Übrig bleibt Breiiges, das ebenso leicht runtergeht wie es bedeutungsarm ist.“

“Wir suchen nach einer uns gemäßen Antwort“, insistiert der Maler, “also müssen wir auch von uns ausgehen. Danach folgt alles andere.“

“Ganz falsch! Zuerst muß der Mensch versuchen, die Rolle zu erkennen, welche die Natur ihm zuweist.“

“Was soll das heißen?“

“Daß wir mehr darüber wissen müssen, wer wir wirklich sind.“

“Und wer sind wir wirklich?“

“Teil des Universums, verwurzelt in der irdischen Natur, der toten wie der lebendigen. Aus der Natur und ihren Geschöpfen, auch anderen Menschen, und aus dem, was wir Natur und Geschöpf antun, wie sie auf uns reagieren, erst daraus formt sich ein Spiegel, in dem wir mehr sehen können als nur uns selbst.“

‘Wieder Spiegel!’, hämmert es im Hirn des Malers. ‘Spiegel!!’ Blitzschnell schlägt die Stimmung um. Schweiß bricht aus. Rinnt in tiefe Wangenfurchen. Salzt die Lippen. Da! Aus dem Dunkel, aus den Tiefen seiner Eingeweide, schwebt es wieder empor, das Bild des Engels. Das Bild, das so leise kommt und das so laut in ihm schreit. Der Mund lächelt, aber die wissenden Augen drohen. ‘Spiegel!!!’

Gebannt verharrt der Bucklige mit geschlossenen Augen auf der Stelle. Er starrt in sein Innerstes. Es dauert eine Weile, bis er sich wieder zu bewegen vermag. Er atmet tief. Reißt den Hut vom Kopf, lockert den Schal.

Nur mit Mühe findet er zurück in das Gespräch. “S...Sie sehen vieles zu einseitig“, krächzt er. “Der Mensch hat sich eine völlig neue Welt geschaffen!“

“So völlig neu ist die nicht. Da ist viel Uraltes drin. Und viel Unabänderliches. Die Art unseres Empfindens und Denkens ist uns ebenso angeboren wie die Strukturen und Funktionen unseres Körpers. Unsere Hand greift, wie sie greifen kann und muß. Unser Hirn denkt, wie es denken kann und muß. Dieses unwiderbringlich festgezurrte Können und Müssen und die sich daraus ergebenden Richtungsvorgaben und Einschränkungen sind von vielen Philosophen und den meisten Religionsführern nicht erkannt worden.”

## Tricks

‘Dieser Wissenschaftler’, denkt der Künstler, ‘der hat sein eigenes Fenster zur Welt. Der sieht Dinge, die ich nicht sehe. Und der empfindet so manches anders als ich. Kann der mir wirklich helfen? Wo versteckt sich der Teufel? Ich muß ihn entlarven! Wir müssen ihn beim Namen nennen!’ – “Wie paßt der heutige Mensch in die Natur?”

“Schlecht.”

“Warum?”

“Er hat sich in ein Dilemma hineinentwickelt.”

“Was für ein Dilemma?”

“Das Leben auf der Erde ist mehrere Milliarden Jahre alt. In dieser unermesslichen Zeitspanne haben sich die verschiedenen Lebensformen in gegenseitiger Abhängigkeit voneinander ausgebildet und in enger Bindung zu ihrer Umwelt. Keine der Millionen verschiedener Lebensformen kann für sich allein existieren, auch nicht der Mensch.”

“Ich weiß. Sie alle leben in Ökosystemen.”

“So ist es.”

“Wo liegt das Dilemma?”

“Im zunehmenden Hinauswachsen des Menschen aus seinem Ökosystem.”

“Hinauswachsen? Wie sieht’s innen aus? Wie ist das Zu-

sammenleben innerhalb von Ökosystemen geregelt?”

“Durch unerbittliche Gesetze.”

“Was für Gesetze?”

“Man kann ihre Essenz in vier Punkten zusammenfassen.”

Der Physiker holt Zettel hervor aus seiner Jackentasche. Er hat stets Zettel bei sich und einen Schreiber. Wenn ihm etwas einfällt, das ihm wichtig erscheint, macht er sich sogleich darüber Notizen. Er sortiert die Zettel. Und nun beginnt er:

“Rücksichtslosigkeit: Genetische Programmierung jedes Systemmitglieds auf erbarmungslose Konkurrenz, Ausbeutung und Ausnutzung aller Möglichkeiten der eigenen Vorteilsnahme.

Koevolution: Eingliederung und Einbindung aller Mitglieder in die Fließmuster der Energie und das Zirkulieren der Materie.

Reifung: Förderung des Eigenschaftsreichtums, Zunahme von Diversifikation. Ausbau eines vernetzenden Beziehungswebes.

Absicherung: Entwickeln von Selbstregulation. Vermeiden einer Anreicherung systemgefährdender Substanzen und Vermeiden der Ausformung einer systemgefährdenden Art.”

“Ich sehe kein Dilemma.”

“Nach Millionen von Jahren völliger Einbindung in die Systemgesetze ist der Mensch eigene Wege gegangen. Ursprünglich ein voll integriertes Systemmitglied, hat er Regulationsmechanismen unterlaufen und ist zu einer systemgefährdenden Art geworden.”

“Was sind das für Mechanismen?”

“Sie basieren auf Kontroll- und Korrekturkräften, die in ihrer Wirkung den Mechanismen vergleichbar sind, welche in Einzelorganismen Ganzheit und Harmonie herstellen. Im Bereich von Ökosystemen ist das noch weitgehend wissenschaftliches Neuland. Ich sehe jedoch Ansatzpunkte für ein Eindringen in diese Problematik.”

“Welche?”

“Überall da, wo eine Art das ihr gemäße ökologische Potential überhöht und so die Systemharmonie kritisch deformiert, schlägt das System zurück.”

“Wie?”

“Das System stärkt Kräfte, die den Ausbrecher schwächen. So zwingt es ihn wieder zurück in die natürliche Dynamik oder läßt ihn aussterben. Außer Kontrolle geratene Systemkomponenten ...”

“Was ist das?”

“Lebensformen, welche systemtypische Energie- und Materieströme deformieren.”

“Deformieren? Wie?”

“Durch explodierendes Populationswachstum, durch system-schädigendes Verhalten.”

“Zum Beispiel?”

“Im Verlaufe des letzten Jahrhunderts hat die Menschheit die Atmosphäre mit etwa 150 Milliarden Tonnen zusätzlichen Kohlenstoffs belastet. Hinzu kommen in jüngerer Zeit riesige Mengen giftbeladener Luft von Industrie, Autos und Haushalten. Dadurch werden Veränderungen verursacht, nicht zuletzt auch im Klima. Das wird auf den Menschen zurück-schlagen.”

“Freilich! Und das ist sicherlich ähnlich mit anderen vom Menschen verursachten Umweltschäden.”

“So ist es. Für alle Wunden, die der Mensch der Schöpfung schlägt, muß er früher oder später die Schmerzen ertragen.”

“Aber Schäden durch Technik könnten doch auch durch Technik wieder beseitigt werden.” Der Maler grinst. “Ich erinnere mich da an eine Story. Zwei Unternehmer stehen an einem Fluß. Fragt der eine: ‘Wie läuft?’ Sagt der andere: ‘Könnte nicht besser sein. Da oben verunreinigen wir den Fluß, da unten reinigen wir ihn wieder. Beidesmal verdienen wir.’”

“Und beidesmal leidet die Natur.”

Der Maler nickt. “Und beidesmal müssen wir die Rechnung begleichen.” Dann fragt er: “Gibt es andere Regulationskräfte?”

“Hormone und Mikroorganismen. Hormone, also chemische Regulationsstoffe, treiben und dirigieren Stoffwechselprozesse, in einzelnen Lebensformen und in Ökosystemen. Wenn der Mensch die Chemie durcheinander bringt, kann das sehr nachteilig auf ihn zurückwirken. Mikroorganismen beeinflussen in erheblichem Maße das erdweite Fließen von Energie und das Rezirkulieren von Materie. Ich halte es für möglich, daß Mikroorganismen auf diese Weise – und als Krankheitserreger – Kontrollfunktionen wahrnehmen, daß sie langfristig, durch eine Schwächung oder Auslöschung einer in Anzahl und Einfluß zu stark werdenden Art, mithelfen, die Harmonie wiederherzustellen.”

“Ich sehe das umgekehrt: Menschengemachte Antibiotika kontrollieren Bakterien!”

“Das Bakterium, welches Tuberkulose hervorruft, konnte früher mit *einem* Antibiotikum ausgeschaltet werden. Dann wurden zwei verschiedene Antibiotika erforderlich und schließlich drei oder gar vier. Bakterien entwickeln Abwehrmechanismen gegen Antibiotika oft schneller als der Mensch neue Antibiotika erfinden kann.”

“Wie machen das die Bakterien? Hier kämpft doch hochentwickelter Verstand gegen hirnlose Dummheit.”

“Das sind Noten, die Menschen sich und den Bakterien geben. Eine solche Einschätzung geht an der für uns heute erkennbaren Realität vorbei.”

“Wie also machen das die Bakterien?”

“Sie nutzen etwas, das ich als Universalverstand bezeichne.”

“Was ist das?”

“Ein Verstand, der allem Leben eigen ist.”

“Und was bewirkt dieser Verstand für die Bakterien?”

“Er ermöglicht ihnen, dem antibiotischen Angriff der Mediziner zu begegnen.”

“Wie?”

“Über viele Generationen verändern die Bakterien ihren Stoffwechsel so, daß er auch in Anwesenheit der Antibiotika

funktioniert. Sie produzieren Enzyme, die Antibiotika abbauen, noch bevor diese in die Bakterienzelle eindringen können. Sie konstruieren Moleküle, die Antibiotika 'aufessen', nachdem diese in die Zelle eingedrungen sind. Sie entwickeln Pumpen, die eingedrungene Antibiotika wieder aus ihrer Zelle hinausbefördern. Sie verändern die Struktur eines Moleküls, an das Antibiotika andocken müssen, um wirksam werden zu können. Der Erfindungsreichtum der Bakterien scheint unerschöpflich zu sein."

"Aber die Medizin hat die meisten krankheitserregenden Mikroben unter Kontrolle und viele von ihnen bereits vernichtet."

"Das ist ein frommer Wunsch. Wir erleben einen für uns immer gefährlicher werdenden Krieg. Einen Krieg des Erfindungsvermögens der Mikroben gegen das Erfindungsvermögen unseres Immunsystems und unseres Gesundheitswesens. Die Mikroben müssen sich gegen Immunsystem und Gesundheitswesen durchsetzen, sonst kommen sie nicht an ihre Energie- und Materialressourcen. Wir müssen sie abwehren, sonst schädigen oder vernichten sie uns."

"Wie stehen unsere Chancen?"

"Wir haben keine guten Aussichten, diesen Krieg zu gewinnen. Der ständig wachsenden und immer besser ausgerüsteten Angriffsarmee haben wir immer weniger entgegenzusetzen. Die Angreifer haben den Vorteil einer sehr kurzen Generationszeit und damit einer großen genetischen Beweglichkeit. Sie formen immer wieder neue genetische Linien und zwingen unseren Körper, für jede Angriffseinheit eine Abwehreinheit hervorzubringen. Das ist eine gewaltige Aufgabe, umsomehr als wir unser Immunsystem durch eigene Unvernunft immer stärker und in der vielfältigsten Weise schwächen und schädigen. Längst besiegt geglaubte Seuchen kehren zurück. Die Weltgesundheitsorganisation berichtet in immer kürzer werdenden Zeitabständen von neu entdeckten, für den Menschen potentiell gefährlichen Mikroben. Global geht be-



reits ein sehr hoher Prozentsatz aller Todesfälle auf mikrobielle Erreger zurück – vor allem auf Viren, Bakterien und Pilze. Milliarden Menschen leiden an Infektionskrankheiten. Einige Kenner der Szene warnen sogar vor einem Mikroben-GAU.”

“Was ist das?”

“Eine weltweite Infektion durch einen neuen Super-Mikroorganismus, der in kurzer Zeit Milliarden Menschen tötet.”

“Ein Horrorszenario!!”

“Ein weiteres Beispiel für Kontrollmöglichkeiten der Natur ist das mit der Ausreifung einer Art einhergehende Nachlassen ihres evolutiven Elans. Das führt zu einer Verringerung ihres Vermögens, auf Veränderungen zu reagieren. Und schließlich gibt es da auch noch die Möglichkeit der Selbstvernichtung eines Harmoniebrechers.”

“Wer vernichtet sich selbst?”

“Der Mensch.”

“Der Mensch?!”

“Wir sind ja schon kräftig dabei. Da gibt’s verschiedene Möglichkeiten zusätzlich zur militärischen Eigenvernichtung und zur Umweltdegradierung. Zum Beispiel Beeinträchtigung der natürlichen Selektion – nicht nur bei Organismen, die wir für unsere eigenen Zwecke nutzen, sondern auch bei uns selbst.”

“Bei uns selbst? Das verstehe ich nicht.”

“Unsere Erfolge in der Bekämpfung von Krankheiten feiern wir als Fortschritt.”

“Freilich!”

“Aber kaum jemand hat begriffen, was das langfristig bedeutet.”

“Was?”

“Krankheiten gibt es bei allen Lebewesen, vom Virus bis zum Wal.”

“Und?”

“Krankheiten sind ein natürliches ökologisches Korrektiv,

ein Instrument der Selektion und ein Motor der Evolution. Erfolge in der Bekämpfung von Krankheiten auf der Ebene des Individuums führen langfristig zu einer Schwächung der Entwicklungs- und Abwehrkräfte auf der Ebene der Art.”

“Das ... Ist das eine Kritik an den Ärzten?”

“Ärzte sind bestrebt, menschliches Leben zu erhalten. So unterstützen sie ein übermäßiges Wachstum der Weltpopulation. So ermöglichen sie manchem Kranken, sein Erbgut weiterzugeben. Die Resultate sind eine Überbeanspruchung unserer Lebensgrundlagen und eine Verformung der arterhaltenden Kräfte der Selektion. Beides schadet uns.”

“Schadet? Wodurch?”

“Dadurch, daß der Mensch in naturgewolltes Geschehen eingreift. Das wird langfristig die Lebensfähigkeit der Menschheit verringern. Also: Ärzte unterstützen das Individuum, aber sie schwächen, natürlich ohne das zu wollen, die Art. Hier wird, wie so oft, durch die Bekämpfung eines Problems ein neues Problem erzeugt.”

“Aber ...”

“So manche Aktivitäten der Menschen schädigen nicht nur ihre Umwelt, sondern auch ihre Innenwelt. Nachteilige Veränderungen im Genpool sind nicht wieder gutzumachen.”

“Ja wollen Sie denn kranke Menschen, denen einen Arzt helfen könnte, lieber leiden, lieber sterben lassen?”

“Natürlich nicht! Aber eben hier liegt ja ein weiterer, unauflöslicher Aspekt des Dilemmas.”

“Ärzte heilen! Das ist...”

“Nicht Ärzte heilen, sondern die Natur. Der eigentliche Vorgang der Heilung entzieht sich ärztlicher Kunst. Was da wirklich passiert, das weiß der Arzt auch heute noch nicht. Ein Arzt kann den kranken Körper, die geschädigte Psyche unterstützen. Er kann den Heilungsprozeß fördern. Das Heilen aber, das vollbringt der Körper selbst. Heilen liegt außerhalb der Grenzen menschlicher Möglichkeiten – wie das Verhindern von Altern und Sterben.”

“Aber die Medizin hat enorme technische Fortschritte erzielt. Sie verfügt jetzt über machtvolle Behandlungsmethoden, von denen wir noch vor wenigen Jahren nicht zu träumen wagten.”

“Ja”, lächelt der Physiker, “manche davon sind so machtvoll, daß man sie als ‘Körperverletzung mit gutem Vorsatz’ einstufen könnte.”

“Glauben Sie nicht, daß Genmanipulationen helfen können? Daß die Genforschung unerwünschte Erbgutveränderungen durch gezielte Eingriffe wieder in Ordnung bringen kann?”

“Allenfalls in besonderen Situationen.”

“Aber andere Wissenschaftler behaupten, daß sich da sogar Möglichkeiten ergeben werden, die Natur zu verbessern.”

“Der Mensch weiß noch immer nicht, wie die Natur funktioniert. Wie kann er sie da verbessern?”

“Viele Fortschritte schienen zuerst unmöglich.”

“Fast alle Fortschritte haben neben Vorteilen auch Nachteile gebracht. Bei aller Freude über Fortschritte sollten wir potentiellen Nachteilen und Gefahren größere Aufmerksamkeit widmen. Bescheidenheit steht dem Menschen besser an als euphorische Überschätzung der eigenen Möglichkeiten.”

“Früher waren die Menschen bescheidener.”

“Die Menschen waren nie bescheiden. Sie waren nur weniger mächtig.”

Der Maler schweigt einen Augenblick. Dann sagt er: “Dem Menschen ist eine Sonderrolle zugeordnet. Könnte Gott daher nicht einen erneuten Ausgleich im Naturgeschehen herbeiführen, ohne dem Menschen Schaden zuzufügen?”

“Ich sehe keine Sonderrolle.”

“Oho!”

“Alles Leben auf der Erde hat gleiche Wurzeln. Alles funktioniert auf die gleiche Weise. Alles unterliegt den gleichen Gesetzen. Die modernen Menschen allerdings ...”

“Was verstehen Sie darunter?”

“Die Menschen der letzten Jahrzehnte, die Menschen, wel-

che begonnen haben, die Erdoberfläche rücksichtslos nach ihren einseitigen Interessen zu verändern. Diese Menschen allerdings spielen eine Sonderrolle: die Rolle des gefährlichsten Wesens, das die Evolution bisher hervorgebracht hat.”

Der Maler knurrt. Ihm paßt das alles nicht. “Wenn es keine prinzipiellen Unterschiede gibt, worauf beruht dann die gewaltige Macht des modernen Menschen?”

“Auf ein paar Tricks.”

“Tricks? Was für Tricks?”

“Der Mensch hat die langsame, sich selbst immer wieder harmonisierende ökologische Koevolution ergänzt durch eine selbstgemachte, sich ständig beschleunigende ökonomische Soloevolution.”

“Was ist das?”

“Das Ergebnis ökonomischer, technologischer, wissenschaftlicher und kultureller Faktoren.”

“Was für Faktoren?”

“Entwicklung von Sprache und Schrift und somit der Fähigkeit, kommunikativ zu beschreiben und zu argumentieren. Organisation von Neugier und Vorteilsgewinnung in Wissenschaft und Technologie. Perfektionieren der Erarbeitung und Weitergabe individuell gewonnener Erfahrungen und Informationen durch Forschungsinstitute, Universitäten, Schulen, Druckwerke und Elektronik. Erschließung zusätzlicher Ressourcen. Aufbau eines komplexen Sozialgefüges, das Arbeitsteilung ermöglicht, und Spezialisierung. Das sind die fünf Tricks, mit denen sich der Mensch unglaubliche Konkurrenzvorteile verschafft hat gegenüber seinen Mitkreaturen. Das sind die Tricks, mit denen er sich aus seinem Ökosystem hinausentwickeln konnte, jedenfalls ein Stück.”

“Schulen? Universitäten? Sie sind ...”

“Lern-, Lehr- und Forschungsorgane der Gesellschaft.”

“Und die Mitkreaturen, was ist mit denen?”

“Bei denen können von Individuen gemachte Erfahrungen nur in beschränktem Umfang an die nächste Generation wei-

tergegeben werden. Vor allem dann, wenn sie ihren Niederschlag finden im Erbmaterial, wenn sie also der neuen Generation als angeborene Verhaltensmuster zur Verfügung stehen. Das ist ein langsamer Prozeß. Wo eine Weitergabe individuell gewonnener Erfahrungen fehlt, da müssen Neugeborene mit dem Eingemachten anfangen.”

“Bei Tieren.”

“Auch bei Menschen. Was glauben Sie, wie sich ein neugeborenes Kind entwickeln würde ohne Informationsbelieferung, ohne Erziehung, ohne Vorbild, also – außer Nahrungszufuhr – in völliger Isolation? Es wäre seinen Mitgeschöpfen hoffnungslos unterlegen. Bitte bedenken Sie: Diese gewaltige Reduktion des Konkurrenzpotentials eines Menschen erfolgt bei gleicher genetischer Ausstattung. Ergo: Die Macht des modernen Menschen gegenüber seiner Mitkreatur beruht vor allem auf nicht-genetisch Dazugekommenem: Erlerntem und gezielt in Erfahrung Gebrachtem, sowie dessen Auswertung, Weitergabe, Anwendung und Speicherung.”

“Es ist wirklich ganz unglaublich, wie Sie das simplifizieren!”

“Ich habe das so einfach wie möglich dargestellt. Daher muß ich den Vorwurf akzeptieren, manches vor der Tür gelassen zu haben. Aber der Kern ist korrekt: kleine Veränderungen hatten immense Folgen.”

“Der Mensch ist nicht nur ein Produkt seines Ökosystems, sondern auch seiner Kultur und Zivilisation!”

“Die hängen nicht in der Luft. Auch sie wurzeln im harten Boden der Ökosystemgesetze. Auf diesem harten Boden sind sie zarte Pflanzen geblieben.”

“Kultur und Zivilisation haben dem Menschsein eine völlig neue Qualität verliehen!”

“Ich sehe keine völlig neue Qualität. Allenfalls zarte Blüten an den zarten Pflanzen. Auch Kulturen bekämpfen einander.”

“Sie sehen das zu negativ.”

“Ungeachtet kultureller und zivilisatorischer Errungenschaf-

ten führt die gewaltige Veränderungsmacht von mehreren Milliarden Menschen und deren horrendes militärisches Vernichtungspotential zu massiven Deformationen im Haushalt der Natur und zu einer kolossalen Bedrohung irdischer Lebensformen. Diese gefährliche Entwicklung wird noch angeheizt durch Rivalitäten zwischen konkurrierenden politischen und wirtschaftlichen Machtgruppierungen, durch wachstumsorientierte Politik und Wirtschaft, durch eine explosive Vermehrung der Anzahl an Menschen und durch deren steigenden Pro-Kopf-Umsatz an Energie und Materie. Hier haben Sie eine Kurzbeschreibung des ganzen Ausmaßes des Dilemmas.”

Der Maler will etwas sagen, aber die Gedanken des Physikers überschlagen sich. “Im Theaterspiel der Schöpfung gibt es für den Menschen nur zwei prinzipielle Rollenpläne: Ökosystemmitglied oder Ökosystemkontrolleur. Ein normales Ökosystemmitglied ist der Mensch nicht mehr, ein funktionsfähiger Kontrolleur noch nicht. Ob er das jemals werden kann, bezweifle ich.”

“Warum?”

“Die Rolle eines Ökosystemkontrolleurs erfordert – neben umfassendem Wissen – Eigenschaften, die sich grundsätzlich unterscheiden von denen eines Ökosystemmitglieds: Selbstbeschränkung, Verantwortlichkeit, Achtung vor der Mitkreatur. Für derartige Eigenschaften gibt es in der Natur keine Selektionsmechanismen.”

“Warum nicht?”

“Weil sie für ein Ökosystemmitglied, das ja mit koexistierenden Arten im gnadenlosen Wettbewerb steht, tödlich wären.”

Wieder knurrt der Maler. Er überlegt. “Das ist eine Betrachtungsweise, die neu für mich ist.” Er wiegt den Kopf. Schließlich sagt er: “Mir scheint, Ihre Darstellung ist in sich logisch. Durchaus plausibel. Die Essenz ...”

“Die Essenz ist diese: In jeder seiner Milliarden Zellen ist

der Mensch genetisch programmiert für seine Rolle als Ökosystemmitglied. Aber im nichtgenetischen Bereich hat er gewaltige, die Systemharmonie sprengende Konkurrenz-, Veränderungs- und Vernichtungspotentiale entwickelt.”

“Sehen Sie eine Lösung für dieses Problem?”

“Die Menschen müssen die gefährlichen Auswirkungen ihrer selbstgemachten ökonomischen Soloevolution kompensieren durch eine ebenfalls selbstgemachte ethische Soloevolution und auf diese Weise einen erneuten Ausgleich untereinander und mit der Natur anstreben.”

“Was verstehen Sie unter ethischer Soloevolution?”

“Die Summe der moralisch motivierten Kräfte und Prozesse, die erforderlich sind, um eine Entartung der ökonomisch-wissenschaftlich-technologisch-militärischen Entwicklungen zu verhindern.”

“Ist das machbar?”

“Das ist äußerst schwierig. Die ökonomische Soloevolution wird angetrieben durch mächtige Süchte und Triebe. Ständig schreien sie nach mehr Macht, Raum, Geld, Wachstum, Erfolg. Im Vergleich dazu sind die Antriebskräfte für die ethische Soloevolution noch kümmerlich entwickelt: Wahrhaftigkeit, Verantwortlichkeit und Einsicht.”

Auf ihrer Wanderung um den See herum sind die beiden jetzt in jenem Teil des Parks angelangt, in dem sich die Natur frei entfalten kann, in der Wildnis. Hier wandern sie auf engen, sich windenden Wegen, deren Boden kaum je ein Sonnenstrahl erwärmt. Von den Seiten her drängeln Zweige riesiger Tannen mit langen Bärten aus Flechte. Jetzt betreten sie einen Wegabschnitt, der umsäumt ist von alten Erlen und Weiden.

“Für mich”, sagt der Physiker, “ist dies der schönste Teil des Parks. Hier verbringe ich viel Zeit, wenn ich allein spazieren gehe. Hier habe ich Erlebnisse gehabt, die mich immer wieder zutiefst bewegen.”

“Was sind das für Erlebnisse?” Der Maler denkt an seine eigenen besonderen Erlebnisse im Park. Für einen Augenblick erscheint es ihm nicht völlig ausgeschlossen, daß das Gefühlsleben des Physikers von dem seinen gar nicht so verschieden ist.

“Ich begegne hier Erscheinungen, von denen ich vermute, daß sie nicht in unsere Erdenwelt gehören. Erscheinungen, die eine Beziehung zu dem zu haben scheinen, was mich in zunehmendem Maße beschäftigt.”

“Das klingt geheimnisvoll. Darf man da weitere Fragen stellen?”

“Man darf. Aber es gibt derzeit keine Antworten.”

“Weil Sie noch nicht wissen, was das für Erscheinungen sind, oder weil sie darüber noch nicht sprechen wollen?”

“Beides.”

Schweigend wandern die beiden weiter. Der Maler überlegt, wie er den anderen dazu bringen könnte, sein Geheimnis preiszugeben. “Erst machen Sie mich neugierig, und dann lassen Sie mich in der Luft hängen. Wahrscheinlich werde ich jetzt solange unruhig schlafen, bis ich weiß, wovon Sie reden.”

“Tut mir leid.”

“Und wenn ich wirklich nicht schlafen kann?” Der Maler grinst gewitzt. Irgendwie hofft er, den Physiker doch noch aus seiner Reserviertheit herauslocken zu können.

Der aber schweigt.

Wortlos setzen sie ihre Wanderung fort.

“Schauen Sie mal”, schüttelt der Maler den Kopf, “das ist ja wirklich wie im Urwald!”

Eine große, morsche Weide ist umgestürzt. Ihre gewaltige Krone liegt quer über dem Weg. So müssen sie sich einen Pfad durchs Buschwerk bahnen. Der Maler geht voran. Er hat da einige Übung. Mit einem Ruck bleibt er stehen. Wie zu Stein erstarrt, verharrt er auf der Stelle, das rechte Bein noch in der Luft. Nicht weit vor ihm liegt ein nacktes Paar, das sich äußerst intensiv einer Beschäftigung hingibt, von der er bisher



annahm, daß sie für den nächtlichen Park reserviert sei. Blitzschnell explodiert Erregung, greift die Hand zum Schritt. Doch dann steht auch schon der Physiker hinter ihm. Was würde er darum geben, wenn der jetzt nicht da wäre!

Der Wissenschaftler tippt dem Künstler leicht auf die Schulter, lächelt und winkt ihn mit dem Kopf zurück. Widerstrebend folgt ihm der Maler, nicht ohne sich noch zweimal umzusehen. Wieder bei der umgestürzten Weide angelangt, sagt der Physiker: "Natur pur. Wie schön. Da sollte man nicht stören. Kommen Sie, wir gehen links 'rum."

Dem Maler fällt es schwer, seine Erregung zu verbergen. Ihm ist das sehr unangenehm. Ja, ihm ist das außerordentlich peinlich!

## Freier Wille

Ein ganzes Stück wandern Maler und Physiker auf dem langen Weg, der um den See herumführt, ohne ein einziges Wort zu wechseln. Bunte Schmetterlinge flattern taumelnd und kursändernd an ihnen vorüber, aufgeregte Vögel jagen einander, schimpfen und zwitschern, emsige Bienen summen ... Aber der Maler sieht und hört das alles nicht. Seine drängelnde Neugier ist plötzlich versunken in bedrückender Nachdenklichkeit. "Die Expeditionen an die Grenzen Ihrer Vorstellungswelt", sagt er schließlich, "sie werden uns noch lange beschäftigen. Wenn es Ihnen recht ist, würde ich gerne etwas vorwegnehmen. Es geht um eine für mich sehr wichtige Frage."

"Wie lautet die Frage?"

"Haben wir Menschen einen freien Willen?"

"Nein. Wir Menschen haben keinen freien Willen."

Entrüstet atmet der Zwerg aus. Die Schultern fallen nach unten. Die Wulstlippen pressen aufeinander. "S...so klar", sagt er mit rauher Stimme, "so einfach ist das für Sie?"

"Ja. Aber wir können uns einbilden, ohne bewußtwerdendes

Selbstbelügen, daß wir einen freien Willen hätten.”

“Das müssen Sie mir schon erläutern!”

“Die meisten Menschen sind davon überzeugt, daß sie einen freien Willen haben. Aber das ist eine Illusion. Was sie wirklich haben, das ist die Möglichkeit der Beeinflussung des sich in ihnen formenden Willens, die Möglichkeit einer Intervention des Geistes. Diese Möglichkeit ist größer im Denken als im Handeln.”

Der Maler will das so nicht gelten lassen. “Schauen Sie mal, das macht doch keinen Sinn. Wie paßt denn das zusammen? In unserem täglichen Leben, für unseren normalen Umgang miteinander ist doch letzten Endes entscheidend, daß wir fühlen und somit für uns selbst auch wissen, daß wir etwas aus freiem Willen tun.” Er denkt nach. Dann sagt er, leiser: “Manchmal tun wir etwas, das wir eigentlich gar nicht tun wollen. Aber manchmal ist es uns auch möglich, das nicht zu tun – auf Grund neugewonnener Einsichten.”

“Das Ausmaß der Möglichkeiten, auf die Willensbildung Einfluß zu nehmen, ist eine Funktion von Angeborenem und Erworbenem: Erziehung, Lernen, Vorbild, sowie der Kraft, die wir aus eigener Einsicht und Verantwortlichkeit mobilisieren können. Was am Ende herauskommt, hängt ab von der unterschiedlichen Qualität und Intensität der beteiligten Faktoren und von dem individuellen Stil der inneren Konfliktbewältigung. Wo aber der Wille stark ist, wo er sich klare Ziele setzt, da kann das Wollen viel bewirken.”

“Was ist mit der Vernunft?”

“Was verstehen Sie darunter?”

“Unmittelbare, objektive Umsetzung eigener Sinneseindrücke und ...”

“So etwas gibt es nicht.”

“... Einsicht, Besonnenheit und Logik als Grundlage für Denken und Handeln.”

“So etwas ist selten.”

“Sie unterschätzen die Vernunft!”

“Ich halte nicht so viel von der theoretisierenden Verklärung menschlicher Vernunft – nicht so viel jedenfalls wie mancher Philosoph.”

“Warum nicht?”

“Woher nimmt die Vernunft ihre Vernunft?”

“Die Frage gebe ich an Sie zurück.”

“So wie ich das sehe, entwächst Vernunft dem Urboden der Schöpfung. Sie war vor dem Menschen da und sie existiert auch außerhalb von ihm. In der realen Menschenwelt ist Vernunft mehr Ziel als Wirklichkeit.”

“Die Geschichte der Menschheit spricht dagegen!”

“Die Geschichte der Menschheit ist ein Triumph der Unvernunft.”

“Sie!”

“Mehr noch: Die Geschichte der Menschheit ist eine zutiefst inhumane Geschichte.”

“Rrrm!” knurrt der Maler. Nach einer Weile sagt er: “Sie haben von der realen Menschenwelt gesprochen. Gibt es eine andere?”

“Die Welt der Phantasie und Träume. Ich nenne sie die nicht-reale oder die zweite Menschenwelt. Im Traum sind wir den Urquellen unseres Empfindens, unserer Wünsche, Triebe, Ängste und auch unseres Geistes näher als im Wachen. Im Traum gerät manches, das sonst nicht gerät, da ist vieles schöner, bunter und intensiver als in der realen Welt. Aber im Traum kann die Phantasie auch ins Bizarre, Unsinnige und Furchterregende wuchern. In der ersten, der realen Welt führt das Bewußtsein Regie, in der zweiten das Unterbewußtsein.”

“Was also ist mit der Willensbildung?”

“Das Resultat eines Willensbildungsprozesses, das wir als freie Entscheidung empfinden können, ergibt sich aus einem Konflikt zwischen verschiedenen in uns wirksamen, oftmals miteinander ringenden Faktoren, von denen jeder sozusagen einen eigenen Willen haben kann.”

“Welche Faktoren sind beteiligt?”

“Bei der Willensbildung, der unbewußten oder der absichtsvollen, also bewußt werdenden Entscheidung zwischen Alternativen, unterscheide ich vier Gruppen von Faktoren:

Die erste Gruppe beinhaltet konstitutionelle Faktoren, wie Ererbtes, Gesundheitszustand und Alter, sowie Grundbedürfnisse: Fortpflanzung, Durst, Hunger, Schlaf, geeignete Umwelt und soziale Einbindungen. Hier dominieren Gemeinsamkeiten mit den Tieren.

Die zweite Gruppe umfaßt gefühlsbetonte Faktoren: Stimmungslage, Angst, Wut, Sucht, Trieb. Bei der Sucht nenne ich Sehnsucht, Eifersucht und Geltungssucht. Auch Drangzustände, Neigungen und Teilaspekte der Liebe lassen sich hier einordnen. Zu den Trieben gehören Geschlechtstrieb, Ernährungstrieb, Selbsterhaltungstrieb und Machttrieb. Sie sind ein unmittelbares Erbe aus unserer tierischen Vergangenheit.

In die dritte Gruppe gehören eine Reihe sublimierter Bedürfnisse. Ich nenne hier Wissenwollen, Kultur und religiöse Hingabe.

Die vierte Gruppe umfaßt verstandesbetonte Komponenten, wie Erkenntnis und Einsicht. Und verantwortungsbetonte, wie Ethik und Moral.”

“Wie werten Sie die relative Bedeutung dieser vier Gruppen?”

“Je mehr die Situation, auf die wir reagieren, im Bereich der konstitutionellen und gefühlsbetonten Faktoren liegt, desto geringer sind unsere Beeinflussungsmöglichkeiten, je mehr sie im Bereich des Sublimierten, sowie des Verstandes- und Verantwortungsbetonten liegt, desto größer werden sie.”

“Warum lassen uns Gefühle so wenig Freiraum?”

“Weil sie sich einfach einstellen. Weil wir sie kaum oder gar nicht beeinflussen können. Sie herrschen mehr über uns, als wir über sie.”

Stumm stimmt der Maler zu.

“Insgesamt ist das komplizierter als es auf den ersten Blick erscheinen mag.”

“Warum?”

“Weil bei all dem auch noch Vergangenes eine Rolle spielt.”

“Wie meinen Sie das?”

“Man kann eine Sucht oder einen Trieb abreagieren und damit eine andere Stimmungslage herbeiführen, die dann ihrerseits die Willensbildung beeinflusst. Wenn ich gerade meinen Geschlechtstrieb befriedigt habe, werden andere willensbildende Kräfte aktiv. Wenn ich gerade ein reiches Mahl verpeist habe, fällt Hunger als willensbildender Faktor aus.”

“Wirklich kompliziert!”

“Und das könnte noch komplizierter werden.”

“Wodurch?”

“Ich halte es für möglich, daß der Willensbildungsprozeß auch durch uns unbekannt bleibende Faktoren beeinflusst werden kann.”

“Wie das!?”

“Ich vermute, daß es Sinnesqualitäten gibt, die nicht die erforderliche Intensität erreichen, um die Grenze zur Bewußtwerdung zu überschreiten, die aber dennoch aus dem Verborgenen heraus unsere Ideen, Vorstellungen und Entscheidungen mitgestalten. Eine brisante, in ihren Konsequenzen schwer abschätzbare Angelegenheit.”

Dem Maler ist plötzlich, als sähe der andere durch ihn hindurch, als erkenne der tief in ihm Verborgenes, als dringe er problemlos vor bis in die schwärzesten Höhlen seines schillernden Wesens. ‘Verdammt noch mal’, denkt er, ‘da will ich mich in das Hirn dieses Mannes schleichen, der aber dreht den Spieß um. Der spaziert in mir herum, als sei er dort zu Hause!’ Mürrisch sagt er: “Ist das nicht alles ein bißchen weit hergeholt?”

“Nein. Bitte bedenken Sie, auch unser Gedächtnisinhalt verharrt normalerweise im Unterbewußtsein. Nur ein Teil davon kann mit einer gewissen Anstrengung in den Lichtkegel des

aktuellen Denkvorgangs gerufen werden und steht dort vorübergehend zur unmittelbaren Verfügung. Der Mensch ist nicht ein bewußt erlebendes Wesen mit einem Unterbewußtsein, wie das allgemein behauptet wird, sondern ein unbewußt erlebendes Wesen, das fähig ist, einen Bruchteil der sich in ihm abspielenden Vorgänge vorübergehend dem Bewußtsein zuzuführen.“

“Sie drehen mir zu vieles um. So wird Oben zu Unten!”

“Unser Körper erledigt die weitaus meisten seiner Tätigkeiten, und er löst die weitaus meisten seiner Probleme, ohne uns damit zu behelligen. Erst wenn ein Organ nicht mehr richtig funktioniert, erst wenn eine Infektion nicht mehr abgewehrt werden kann – erst wenn etwas schief geht – erst dann werden uns die Tätigkeiten und Probleme des Körpers bewußt. Der große Zeh beschäftigt uns erst, wenn ein Stein auf ihn fällt, der Magen drängt sich erst in unser Bewußtsein, wenn Schmerzen ihn quälen. Der Körper erkennt und löst jeden Tag viel mehr Probleme als der Verstand. Er empfängt, speichert und verarbeitet viel mehr Informationen, als der Geist sie je zu erfassen und zu interpretieren vermag. Unser Körper ist viel klüger und weiser als der Teil von uns, den wir Gehirn nennen, und der in erster Linie koordiniert und unsere Beziehungen zur Außenwelt regelt.“

“Unterschätzen Sie da nicht das Potential unseres Geistes?”

“Der Geist ist nicht in der Lage, auch nur ein einziges Haar auf Ihrem Kopf entstehen und wachsen zu lassen. Die Energieversorgung, die Bereitstellung und Umformung des benötigten Materials, sowie die Aktivierung und Steuerung von Differenzierungs-, Koordinierungs- und Reparaturprozessen, von Alterungs- und Erneuerungsprogrammen – all das übersteigt das Potential unseres Geistes. Aber unser Körper erledigt das spielend.“

Grinsend weist der Maler auf die Glatze des Gefährten:  
“Nicht der Ihrige!”

“Auch der konnte das mal”, lächelt der Physiker. “Aber jetzt macht ihm das wohl keinen Spaß mehr.”

“Zurück zum freien Willen!”, ruft der Maler. “Etabliertes Denken und abendländische Traditionen setzen seit eh und je für moralische Verantwortlichkeit einen freien Willen voraus. Wie könnte jemand schuldig werden, der keinen freien Willen hat?”

“Das fragen Sie mal die Juristen. So manche ihrer Vorstellungen haben keine Entsprechungen in der für uns heute erkennbaren Wirklichkeit.”

“Juristen sind Meister im vorurteilsfreien logischen Denken und Folgern! Sie haben ein in sich nahezu lückenloses Gebäude von Ideen, Anschauungen und Argumenten aufgebaut. Die Rechtswissenschaft ist eine in sich vorbildlich durchdachte und geordnete Normwissenschaft!”

“Gegenstand der Rechtswissenschaft ist der Mensch und dessen Welt. Über beides wissen Juristen zu wenig. Sie haben ein in sich selbst ruhendes gedankliches Ordnungsgefüge geschaffen, in dem sie vernunftgemäße Einsichten und Verhaltensweisen der Menschen voraussetzen und gesetzlich regeln – ein Ordnungsgefüge, das in sich logisch ist, das aber keine ausreichende Basis hat in den biologischen Wirklichkeiten menschlichen Werdens, Seins und Verhaltens.”

“Beispiele! Begründungen!!”

“Juristen behaupten, daß Menschen einen freien Willen haben, daß sie ihre Entscheidungen bewußt abwägen können, und daß sie diese zu rechtfertigen vermögen. Beweise sind sie schuldig geblieben. Juristen bauen auf Gleichheit der Menschen vor dem Recht. Das widerspricht täglicher Erfahrung und biologischen Erkenntnissen. Die Menschen sind nicht gleich, auch nicht in ihrer Fähigkeit, gesetzestreu oder verantwortlich zu handeln. Auch ...”

“Sie legen sich ihre Argumente nach Bedarf zurecht. Sie ...”

“Auch bei ihrem Ringen um Recht vor dem Richter sind die Menschen nicht gleich. Da haben sie oft sehr unterschiedliche

Chancen. Das ist ein eher dunkles Kapitel der Jurisprudenz. Juristen gründen ihre Vorstellungen auf eine Konzeption vom Ich, die längst als Trugbild entlarvt worden ist. Und wie halten sie es mit der Gewalt? Goethe's bittere Worte gelten auch heute noch: 'Man hat Gewalt, so hat man Recht.'

"Wenn der Mensch in allem was er denkt und tut seiner Biologie widerstandslos unterworfen wäre, dann gäbe es ..."

"Wer behauptet das?! Ein normaler Mensch ist ebensowenig ein widerstandsloser Untergebener wie ein absoluter Herrscher über sein Denken, Tun und Entscheiden. Die Wahrheit liegt dazwischen."

Mürrisch wirft der Maler ein Ende seines Schals über die Schulter. "Wer Recht sprechen will muß Anforderungen an den Menschen formulieren und praktizieren, die sich am Durchschnitt messen. Ohne Generalisieren kommt kein Gesetz aus. Das Grundprinzip der Rechtsprechung ist das Messen an der Norm. Insofern orientiert sich jedes Schuldurteil letztlich am Vergleich."

"Ja. Aber ..."

"Wir brauchen die Strafe!", schreit der Maler. "Strafe und Strafvollzug haben die gesamte Entwicklung der Menschheit geformt und geprägt. Sie sind unverzichtbar! Sie sind die wichtigsten erzieherischen Mittel unserer Gesellschaft!"

Abwehrend hebt der Physiker die Hand. "Man argumentiert: 'Wir messen am Durchschnitt'. Dazu sage ich: Aber wir kennen seine Maße nicht. Man impliziert: 'Wir sind immer so verfahren, also ist das richtig.' Und 'du sollst, also kannst du'. Dazu sage ich: Das sind unakzeptable Begründungen und unrichtige Schlußfolgerungen. Wo bleibt da die Logik der Rechtshüter?"

Der Maler wiegt den Kopf. 'Logik', denkt er, 'sie strebt in Höhen, aber sie wurzelt im Tal. Sie verachtet Gefühl, aber sie fußt auf ihm.'

"Hier ist noch viel Forschung und Aufklärung zu leisten", insistiert der Physiker. "Noch immer sind wir weit davon



entfernt, die Norm verbindlich definieren und das von der Norm abweichende Verhalten eines Einzelnen hinreichend erklären und bewerten zu können. Wir ...”

“Das ist doch ...”

“Wir sind noch immer nicht in der Lage, die Ursachen und Abläufe des Schuldigwerdens in ausreichendem Maße zu analysieren. Daher dürfen wir auch nicht die zur Zeit geltenden Vorstellungen von Schuld und Sühne als etwas Unumstößliches darstellen.”

“Das ist doch alles graue Theorie. Wie sollen Ordnung und Gesetz ohne das bisherige Konzept von Schuld und Strafe zurecht kommen?”

“Mit einer anderen, einer aufrichtigeren Begründungskonzeption.”

“Wie soll die lauten?”

“Der Mensch ist geworden und lebt in sozialen Bindungen. Die Gemeinschaft, zu der er gehört, ist die formende und schützende Kraft seiner humanen Existenz. Die Gemeinschaft kann nur funktionieren, wenn sie sich Gesetze gibt. Mit ihren Gesetzen, die dem Durchschnitt zumutbar sein müssen, sichert und fördert die Gemeinschaft ihren Bestand und den des Einzelnen. Aus diesem Grunde darf sie die Einhaltung ihrer Gesetze einfordern, wenn nötig erzwingen.”

“Bitte kommen Sie zurück zu meiner Frage!”

“Sie haben gefragt, ob wir einen freien Willen haben.”

Der Maler nickt.

“Damit fragen Sie doch, ob wir frei, also nach Belieben, in jeder Situation unseres Lebens entscheiden können, dieses oder jenes zu tun oder zu lassen?”

“Ja.”

“Das können wir nicht.”

“Das sehe ich anders!”

“Ein Beispiel: Wir beschließen, um den See zu wandern. Es ist heiß, die Sonne brennt. Wir schwitzen. Nach einer Stunde sehen wir Männer, die Bier trinken. Der Wunsch flammt auf,

etwas zu trinken. Aber wir hatten ja beschlossen, um den See zu gehen. So wandern wir weiter. Immer weiter. Das Gespräch verstummt. Die Kehlen werden trocken. Schließlich haben wir nur noch eins im Sinn: Trinken! Wir sehnen die nächste Gastwirtschaft herbei. Als die endlich am Wegrand auftaucht, gehen wir rasch hinein und bestellen zwei Bier. – Freier Wille? Von wegen! Unser Körper schreit nach Flüssigkeit. Physiologische Meßstellen haben Alarm geschlagen. Ihre Botschaft ist bis in die zentrale Schaltstelle, das Gehirn, gedrungen. Dort entsteht daraufhin der Befehl: Trinken! Wo ist da freier Wille?”

Mit gesenktem Kopf sieht der Maler auf seine Schuhe. Er denkt an seine eigenen Probleme. Daran, wie wenig frei er wirklich ist, wenn der laue Nachtwind seine Haut streichelt. Wenn die verdammten Triebe aus ihren dunklen Höhlen kriechen, ihren Weg nach oben suchen bis in sein Hirn. Wenn sie dort ihre Macht entfalten. Wenn sie solange herumrumoren, bis er das tut, was sie von ihm verlangen ... bis er Dinge tut, die er eigentlich gar nicht tun wollte.

Nach längerem Schweigen sagt der Maler: “Aber schauen Sie mal, wie ist denn das mit den Asketen?” Er klammert sich jetzt an die Hoffnung, anhand des Verhaltens dieser besonders willensstarken Menschen den Nachweis führen zu können, daß es eben doch einen freien Willen gibt. “Asketen haben einen sehr starken Willen, und den vervollkommen sie durch fortwährendes Üben. Sie setzen ihren enormen Willen ein, um materielle Wünsche und Begehrlichkeiten zu kontrollieren und spirituelle Ziele zu erreichen. Sie dursten, hungern und üben sexuelle Enthaltbarkeit. Es gibt indische Jainisten, die sich zu Tode hungern, um Heilige zu werden. Hier haben wir doch ein Beispiel dafür, daß tierisch Triebhaftes durch menschlich Geistiges vollkommen beherrscht werden kann. Bei den Asketen gibt es einen freien Willen! Freilich, bei ihnen feiert der freie Wille Triumphe!”

“So mancher Asket flieht vor seinen Begehrlichkeiten. Die aber fliehen mit ihm. Oft lasten sie auf ihm wie schwere Steine.”

“Viele Asketen sind sehr stark. Sie haben einen enorm starken Drang.”

“Ja. Aus den Tiefen ihrer Individualität erwächst ihnen ein enorm starker Drang, das zu tun, was sie tun. Und wenn dieser Drang so stark ist, daß sie das, was er von ihnen fordert, auch tatsächlich zu tun vermögen, selbst gegen mächtige Süchte und Triebe, dann können sie auch gar nicht anders. Dann *müssen* sie das tun!” Der Wissenschaftler sieht in die unsicher umherschuhenden Augen des Künstlers. “So gesehen haben also auch Asketen keinen freien Willen.”

Der Maler kneift die Lippen aufeinander und verzieht das gefurchte Gesicht. Schlimm sieht das aus, wie er da so drein schaut mit einer Mischung aus Empörung, Fassungslosigkeit und Hilflosigkeit. Und dann wird ihm plötzlich klar, was ihn an diesem Gespräch am meisten schmerzt: Die Tatsache, daß er früher bei seinen eigenen Überlegungen im Grunde zu ganz ähnlichen Schlußfolgerungen gekommen war. Das aber hatte er niemals wirklich wahrhaben wollen. Das hatte er immer wieder verdrängt. “Aus Ihrer Sicht”, sagt er nun mit vereister Stimme, “hat dann also nur Gott einen freien Willen.”

“Nein.”

“Wieso nein?”

“Auch Gott hat keinen freien Willen.”

“Fffft!” macht der Maler und verbraucht dabei alle Luft, die er in den Lungen hat. In Abwehr hebt er die Hand. Der Mund klappt auf. Hastig schnappt er nach neuer Luft. Wie besessen schüttelt der Kopf. “D...das ist zuviel!”, schreit der Zwerg. “Das können Sie nicht ernsthaft behaupten wollen!!”

“Ich kann.”

Mit weit aufgerissenen Augen, in denen das Schwarz scharf kontrastiert gegen glitzerndes Weiß, starrt der Maler den Physiker an: “Welchen Gott meinen Sie?”

“Meinen Gott.”

“Was ist das für ein Gott?”

“Das werde ich Ihnen noch erläutern.” Der Physiker sagt langsam, ruhig und eindringlich: “Im Universum kann nichts existieren außerhalb der Naturgesetze. Gott ist entweder Teil der Naturgesetze oder, wie ich das sehe, identisch mit diesen.”

“Gesetze, Gesetze! Wo bleibt die Freiheit?!”

“Freiheit setzt Gesetze voraus.”

“Gesetze hemmen auch!”

“Derartiges Hemmen hat unsere Zivilisation ermöglicht.”

Wütend stampft der Maler mit dem Fuß auf den Boden.

“Wenn also Gott ein Teil der Naturgesetze ist”, fährt der Physiker unbeirrt fort, “so kann er nur in ihrem Rahmen existieren. Nur innerhalb ihres Rahmens ist er frei. Wenn Gott und die Naturgesetze aber ein und dasselbe sind, dann hat Gott nur die Freiheit, seine eigenen Gesetze zu beachten, sich also selber treu zu bleiben. Einen wirklich freien Willen hätte er auch dann nicht.”

“Gott ...”

“Gott kann nichts wollen – und wenn er es denn wollte, nichts tun – was den Naturgesetzen zuwiderläuft. Er kann nicht verhindern, daß ein Stein, der von der Klippe rollt, zu Boden stürzt, daß ein Mensch, der versucht, über Wasser zu schreiten, darin versinkt. Er kann nicht bewirken, daß die Erde auf ihrer Umlaufbahn um die Sonne plötzlich stehenbleibt. Gott existiert in der Ordnung. Gott *ist* Ordnung. Jede Ordnung aber erfordert Gesetze. Nur bei Einhaltung der Gesetze, unter denen eine Ordnung geworden und gereift ist, kann sich diese Ordnung erhalten und entfalten. Die universumweit wirksamen Energie-Materie-Konstellationen ahnden jeden Verstoß gegen ihre Ordnungsprinzipien. Sie dulden keinen freien Willen!”

Abermals stürzt der Maler in eine andere Stimmungslage. Seine Emotionen sind ebenso mächtig und intensiv, wie sie gebrechlich sind und instabil. Deprimiert schnarrt er: “Wenn

letztlich alles in den Naturgesetzen vorgegeben ist, so reduziert uns das doch zu Automaten, zu Maschinen.”

“Im Prinzip ist das so. Aber im Detail gibt es Freiräume – innerhalb der von den Naturgesetzen bestimmten Grenzen. Das gilt besonders für mit Einsicht und Besonnenheit begabte Menschen. Wir haben erhebliche Möglichkeiten, den Prozeß der Willensbildung zu beeinflussen: durch Erkennen, Lernen und Vorbild; durch Ausübung von Verantwortlichkeit gegenüber Mitmensch und Natur. Aber Art und Ausmaß der Fähigkeiten, die erforderlich sind, um diese Möglichkeiten wirksam werden zu lassen, hängen auch von Zwängen ab, die der Mensch selbst nicht zu beeinflussen vermag.”

Der Maler überlegt eine Weile. Dann ruft er: “Wir brauchen einen Halt!” Er nickt. “Wir brauchen eine heile Welt – wenigstens in unserer Phantasie. Wir brauchen Utopien, um leben zu können!”

“Ganz falsch! Der Mensch muß versuchen, ohne Utopien auszukommen. Ich wünsche mir eine Humanität, die frei ist von Gefälligkeitsverzerrungen. Ich wünsche mir einen Menschen, der fähig ist, Unvermeidbares zu akzeptieren und auszuhalten, statt es zu verdrängen – einen Menschen, der aus unbeschönigtem Leid die Kraft zu gewinnen vermag, die erforderlich ist, um sich neu einzurichten in dieser Welt.”

“Viele Menschen werden an einer Welt zugrundegehen, die ihnen auch noch ihre Phantasien und Utopien raubt.”

“Wegschauen bringt auf die Dauer nichts. Der Wegschauer muß zum Hinseher werden. Es gilt, Sinnleere auszufüllen durch Suchen nach der erkennbaren Wahrheit, nach der Wirklichkeit. Wir müssen danach streben, an der Realität zu wachsen und zu reifen. So, nur so, können wir unserem Leben einen neuen Sinn geben.”

“Reifen, reifen! Was bringt das?”

“Es gebiert Verantwortlichkeit.”

“Zum Teufel mit Ihrer Verantwortlichkeit!”

“Wir müssen erkennen und akzeptieren, daß wir unentrinn-

bar und in der vielfältigsten Weise eingebunden sind in eine große und großartige Gemeinschaft.”

“Was für eine Gemeinschaft?”

“Die Gemeinschaft von allem Lebenden und allem Toten. Woimmer wir uns gegen diese Gemeinschaft wenden, verursachen wir Schaden. Das Bemühen, solchen Schaden zu vermeiden, das ist die Wurzel der Verantwortlichkeit. Hier wird Verantwortlichkeit zum Gewissen-Haben.”

“Gewissen-Haben!” schreit der Maler außer sich, “Gewissen-Haben! Was ist das schon!!”

“Das ist der Gegenpart von Gewissen-Sein.”

“Verflucht nochmal! Was ist Gewissen-Sein?”

“Gott ist Gewissen-Sein. Der Mensch soll ein Gewissen haben. Aber auch so mancher Mensch beansprucht für sich Gewissen-Sein. Das ist Anmassung. Ja, es ist Gotteslästerung!”

Der Maler wankt. Ihm ist übel. Er ringt nach Luft. Es dauert eine Weile bis er wieder sprechen kann. Dann sagt er mit schnarrend zitternder Stimme: “I...ist das alles? Alles, was Sie über den freien Willen sagen können?” Der Zwerg atmet schwer. Dann beißt er die fast blutleeren Lippen aufeinander. Er reißt den Hemdkragen auf, daß ein weißer Knopf davonschwirrt. “Was”, ruft er verzweifelt, “was, in Gottes Namen, können wir denn tun? Wir, die wir mit einem einigermaßen normalen Willen ausgestattet sind, oder doch glauben, es zu sein?”

Der Maler findet keinen Mittelweg – zwischen Ruhe nicht und Explosion, zwischen Gutem nicht und Bösem. Von einem Extrem stürzt er ins andere. Ein Verweilen in der Mitte, im Gleichgewicht, ist ihm nur selten vergönnt. Sein Wesen wächst aus Zerrissenem. Es wandelt auf dem gewundenen Pfad des Widersprüchlichen. Er haßt den Teufel, aber ohne Teufel kann er nicht sein. Er sucht einen Gott, aber keinem Gott kann er dienen. Er will alles wissen, aber er kann nicht

alles Wißbare ertragen. Er fordert die Angst, aber er fürchtet sich auch vor ihr.

Aus den Augenwinkeln sieht der Physiker, wie es wetterleuchtet in den harten Zügen, wie sein kleiner Gefährte mit sich ringt. So sucht er nach einer hilfreichen Antwort: "Der Dualismus von Wollen und Müssen ist nicht so scharf ausgeprägt, wie das auf den ersten Blick den Anschein haben mag. Die Schwarz-Weiß-Manier, in der wir diese Dinge sehen, ist ein weiteres Beispiel für unser Zwangsdenken in Gegensätzen."

In freundschaftlichem Mitgefühl legt der Wissenschaftler behutsam die Hand auf den Arm des Künstlers. "Der Konflikt zwischen Wille und Trieb, zwischen Tugend und Laster, zwischen Gut und Böse, er ist so alt wie die Menschheit, und er wird weiterwirken, bis der letzte Mensch verwelkt ist. Immerfort streben die meisten Menschen danach, gut zu sein. Immerfort sehnen sie sich nach Anerkennung und hoffen auf Liebe. Immerfort aber auch plagen und versuchen sie Laster, Süchte und Triebe, die all dem entgegenwirken. Das Ziel, gut zu sein, ist in unserer Kultur vielfach verankert, ja nahezu allgegenwärtig. Aus diesem Ziel erwachsen Hoffnung, Mut und Kraft. Mit ihrer Hilfe können wir versuchen, die Auswirkungen des Bösen in uns zu mildern und zu lenken."

## Gut und Böse

"Was ist das, das Gute?" flüstert der Maler "Was das Böse? Das ist ...". Der Maler beißt sich auf die Unterlippe. Er senkt den Kopf. Stumm betrachtet er seine Schuhe. Nach einer Weile fragt er: "Wenn es stimmt, daß der Mensch nicht von Natur aus böse ist, wie kam das Böse in die Welt?"

"In der unverfälschten irdischen Natur gibt es weder Gut noch Böse. Diese Begriffe kamen in die Welt mit einem der

Natur Entwachsenden: dem Menschen. Gut und Böse sind seine Projektionen.”

“Was bringt die Projektionen hervor?”

“Menschsein funktioniert nur *mit* der Natur, nur im Rahmen ihrer Gesetze. Woimmer ...”

“Sie haben meine Frage nicht beantwortet!”

“Ich bin noch dabei. Woimmer aber Natur ungehemmt in menschliches Miteinander drängt, woimmer irdische Ordnung unzensiert im Menschen wirksam wird, da entstehen Probleme. Gut und Böse sind Vorstellungen, mit denen der Mensch versucht, diese Probleme in den Griff zu bekommen.”

“Ist das Ihre Antwort auf meine Frage?”

“Gemach! Die Menschen haben erfahren, daß ihre komplizierten Sozialstrukturen und Gesellschaftsformen nur funktionieren können, wenn ihrem ursprünglichen, natürlichen Verhalten Fesseln angelegt werden.”

“Ich mag Fesseln nicht!”

“Ohne Fesseln keine Menschenwelt!”

“Menschenwelt! Was heißt das in diesem Zusammenhang?”

“Versuchen Sie mal, einem Regenwurm das Einmaleins beizubringen, oder einer Katze das Schachspiel.”

“Zum Teufel auch! Was wollen Sie damit sagen?”

“Das Einmaleins liegt außerhalb der Regenwurmwelt, das Schachspiel außerhalb der Katzenwelt. Und so gibt es Dinge, die außerhalb – oder innerhalb – der Menschenwelt liegen.”

“Weiter!”

“Unser Denken und Empfinden in Kategorien von Gut und Böse ist Konsequenz und Ausdruck unserer Angst vor den eigenen Urinstinkten. Koexistenz ist niemals konfliktfrei – weder innerhalb von Arten, noch in zwischenartlichen Beziehungen. Es ist die Natur selbst, die diese Konflikte erzwingt.”

“Was hat das mit unserem Thema zu tun?”

“Das Erahnen oder Erleben des von der Natur ausgehenden Konfliktzwangs und das Wissen darum, daß wir etwas gegen



ausufernde Konflikte tun müssen, weil wir sonst nicht überleben können, *das* ist der Boden, auf dem die Projektionen von Gut und Böse entstanden und gewachsen sind. Die Ordnung irdischen Lebens sieht ursprünglich keine Ethik vor. Hier läßt die Evolution den Ausbrechenden im Regen stehen.”

“Wie kommt er wieder ins Trockene?”

“Durch Selbsthilfe. Mit zunehmender Komplexität und Größe der Sozialgefüge gewinnt der Konflikt zwischen Gut-Sein-Wollen und Böse-Sein-Müssen an Gewicht. Und damit auch die Überlegungen darüber, wie das Gute zu fördern sei, was die Begriffe ‘Gut’ und ‘Böse’ beinhalten und wie deren Inhalte in Verhalten umgesetzt werden können.” Langsam wischt die Hand über den kahlen Schädel. “Voraussetzung für erfolgreiche Selbsthilfe ist die Fähigkeit, Gutes und Böses zu werten.”

“Was ist gut? Was böse?”

“Der Mensch hält das für gut, was für ihn angenehm ist, zuträglich und nützlich, was sich bewährt hat, was gruppenverträglich seine Bedürfnisse befriedigt und was ein geordnetes Zusammenleben von Menschen fördert. Aus der Sicht seiner Nützlichkeit wird der Begriff ‘gut’ hier wertgleich mit Ehrlichkeit, Gerechtigkeit, Fleiß, Selbstbeschränkung, Hilfsbereitschaft und anderen sozialen Tugenden.”

Der Physiker überlegt einen Augenblick. Dann fährt er fort: “Aber all das wird subjektiv empfunden. Daher kann manches von diesem Guten auch Böses sein.”

“Wie?”

“Wenn jemand etwas, das er subjektiv als gut erlebt, einsetzt, um anderen Menschen zu schaden, etwa im Krieg. Oder wenn Verbrecherbanden mit gruppenintern als gut bewerteten Verhaltensweisen – Verbrüderung nach innen, aber Lügen, Betrügen und Morden nach außen – anderen Böses zufügen.”

“Was verstehen Sie unter Bösem?”

“Sittlich Verwerfliches. Verstöße gegen eigene ethische Ge-

bote. Gegen Ordnung und Interesse der Gruppe gerichtetes Wollen und Wirken.”

“Was treibt den Menschen zum Bösen?”

“Archaische Instinkte, Aggressionen, Egoismen, Triebe. Wo immer Urverhalten ungedämpft an die Oberfläche bricht, da kann das Böse gedeihen.”

“Aber es gibt auch viel Belehren und Anleiten.”

“Ja. In unserer Gesellschaft wird viel gegen Böses gesagt und getan. Aber am Ende ist das Böse leider oft erfolgreicher als das Gute.”

“Zum Beispiel?”

“Beim Sichdurchsetzen im Konkurrenzkampf, beim Besitz erwerben, beim ...”

“Dann sind Gut und Böse also relative Begriffe.”

Der Physiker nickt. “Weder Gut noch Böse haben allgemeinverbindliche Wertinhalte. Was für einen Menschen oder eine Gruppe gut sein mag, schadet möglicherweise einem anderen oder einer anderen Gruppe, ist für jene also böse. Gut und Böse sind Extrapolationen einer bestimmten Art menschlichen Empfindens, Denkens und Wollens. Sie sind etwas Subjektives, Situationsgebundenes. Und sie sind, wie gesagt, oft etwas anderes innerhalb einer sozialen Gemeinschaft als gegenüber Gruppenfremden.”

“Gut zu sein und rein ist ein Kerngebot der Bibel.”

“Im biblischen Sinne gut und rein zu sein bedarf der besonderen Mentalität des unreflektiert Gläubigen. Die Naivität bedingungslosen Gottvertrauens beschwört Gefahren.”

Der Maler will etwas sagen. Aber seine noch unausgesprochenen Worte versinken im Nebel zunehmender Hoffnungslosigkeit.

Schließlich sagt der Physiker: “Im Kampf gegen Böses und bei der Gestaltung unserer Zukunft können wir nur dann Erfolg haben, wenn wir das Erkennbare suchen, wenn wir uns dem Gefundenen öffnen, und wenn wir bereit sind, daraus Lehren zu ziehen.”

## Eine Geschichte

Der Maler geht mit sich zu Rate. Unvermittelt bleibt er stehen, nimmt den Hut vom Kopf und übergibt ihn der den Handstock tragenden Rechten. Gedankenverloren fährt er sich mit der Linken über die langen Haare. Er ist ganz und gar in sich gekehrt. Es dauert lange, bis er den Hut wieder aufsetzt und an der Seite des Physikers weiterwandert. Seine Gedanken kreisen und suchen. Nun stolpern sie weit zurück in die Vergangenheit.

Er räuspert sich. Schluckt. “Unser Gespräch”, sagt er mit rauher Stimme, “hat Erinnerungen beschworen. Erinnerungen an eine Begebenheit, die ich schon fast vergessen hatte.” Er wirft einen Zipfel des weißen Schals über die Schulter. “Ich möchte Ihnen davon erzählen.” Er nickt vor sich hin. Und nun beginnt er.

“Ich hatte das Leben in der Stadt auf einmal satt. Daher kaufte ich ein Haus auf dem Lande. Mit einem großen Grundstück. So wurde ich unbeabsichtigt Eigentümer einer kleinen Heidschnuckenherde. Es gab viel zu tun im und am Haus, und ich mußte viel malen, um Geld zu verdienen. So war ich ständig in Zeitnot und konnte mich wenig um meine Heidschnucken kümmern. An einem schönen, sonnigen Frühjahrmorgen sah ich von meinem Wohnzimmer aus ein schwarzes Knäuel auf der grünen Wiese liegen – ein Osterlamm. Ich freute mich über diesen Zuwachs der Heidschnuckenfamilie. Aber schon bald gab es Probleme. Immer wieder versuchte das Lamm, auf schaukeligen Beinen das Euter der Mutter zu erreichen, und immer wieder lief die Mutter davon oder trat ihr Kind beiseite. Das ging so zwei Tage lang. Das Lamm wurde zusehends schwächer. Was sollte, was konnte ich tun? Bis über beide Ohren in Arbeit und mit der Schafhaltung in keiner Weise vertraut, mußte ich mit ansehen, wie das Lamm allmählich verhungerte. Das war furchtbar. Am dritten Tag sah ich nach getaner Arbeit aus dem Fenster. Das Lamm regte sich nicht

mehr. Da ging ich mit einem Spaten auf die Wiese, um es zu begraben. Die Mutter lief davon. Als ich das Lamm erreicht hatte, hob es zitternd den Kopf. Dann versuchte es, sich zu erheben. Doch die Beine versagten ihm den Dienst. Halb aufgerichtet brach es zusammen.

Ich kniete nieder neben dem Lamm. Es sah mich an. Diese halbtrockenen, schon fast toten Augen! Diese Hilflosigkeit! Diese schwarze Trauer im Blick!

Das war zu viel!! Ich stürmte in den Schafstall. Suchte fieberhaft herum. Endlich fand ich eine schmutzige kleine Flasche. Ich säuberte sie unter einem Wasserhahn. Dann fand ich auch noch einen alten Nuckel. So schnell ich nur konnte, rannte ich mit Flasche und Nuckel ins Haus und machte Milch warm. Der Nuckel war schon spröde. Aber es gelang mir, ihn über den Hals der milchgefüllten Flasche zu ziehen.

Nun hastete ich zu dem sterbenden Lamm. Ich nahm es auf den Arm. Es war ganz leicht. Ich ließ etwas Milch auf seine Nase tropfen und machte mich darauf gefaßt, daß ich ihm nun das Trinken beibringen mußte. Kaum aber hatte die Milch die ausgetrocknete Nase berührt, da kam Bewegung in den zum Skelett gemagerten Körper. Mit einem Stoß seines Kopfes verschlang das Lamm den Nuckel. Und dann trank es. Trank und trank und trank. Schließlich sackte es erschöpft in sich zusammen. Es blickte mich an. Wenn Lämmeraugen strahlen können, dieses Lamm strahlte. Wenn Lämmer dankbar sein können, die Augen dieses Lammes flossen über vor Dankbarkeit. Und von diesem Augenblick an war ich seine Mutter.

Fortan lief das Lamm hinter mir her, von morgens bis abends. Ich versorgte es mit Milch und Vitaminen. Es zitterte und schrie vor Angst, wenn es mich nicht sah. So ließ ich es neben meinem Bett schlafen. Am Morgen darauf war meine Haut von Flohstichen übersät. Ich inspizierte das Bettzeug. Es war voller Flöhe. Mit Insektiziden befreite ich Bett und Lamm von dieser Pest. Der herbeigerufene Schäfer beriet mich über Fragen und Probleme, die nun auf mich als Lamm-

Mutter zukamen. Und er sagte mir, daß das Lamm ein Junge sei. Ich nannte ihn Gustav.”

Der Maler wiegt den Kopf. “Erste ernstere Probleme stellten sich ein, als Gustav Gefallen an Grünzeug fand und in meinem Hausgarten tüchtig aufräumte. Weitere Probleme gab es bei der Eingliederung in die kleine Herde. Keines der Schafe wollte etwas mit Gustav zu tun haben. Und Gustav hatte nur Augen für mich.

Gustav reifte zum Bock. Mühsam boxte er sich die Rangordnung empor. Schließlich war er König in der Herde.

Als ich ihn eines Morgens wie üblich begrüßen wollte auf der Wiese, da raste er auf mich zu. Ehe ich begriff, was da los war, hatte er mich mit einem gewaltigen Boxhieb seiner Hörner zu Boden geschleudert. Da lag ich. Im Gras. Mit großen Schmerzen im Oberschenkel. Und Gustav? Der ging rückwärts, immer weiter rückwärts. Mit gesenktem Kopf! Ließ kein Auge von mir. Endlich begriff ich, daß er den zweiten Angriff vorbereitete. Entsetzt und mit letzter Kraft erreichte ich den Bretterzaun, wuchtete mich darüber und ließ mich auf der anderen Seite ins Gebüsch fallen. In diesem Augenblick krachte Gustav mit ohrenbetäubendem Lärm gegen die Bretter. Wieder und immer wieder boxte er mit Macht dagegen. Als sich die ersten Bretter zu lockern begannen, humpelte ich ins Haus und holte Hammer und Nägel, um die Bretter wieder festzunageln. Ich konnte kaum so schnell nageln, wie Gustav die Bretter wieder losboxte. Gott sei Dank kam ein Nachbar herbeigerannt. Er hatte den Kampf beobachtet. Ein weiterer Nachbar holte den Schäfer. Gemeinsam fingen die drei meinen Gustav ein und schleppten den heftig Widerstand Leistenden an den Hörnern in den Schafstall. Dann verriegelten sie die Tür. Es dauerte keine zehn Minuten, da war Gustav wieder auf der Wiese. Er hatte die Stalltür mitsamt Rahmen herausgeboxt. Nun wurde es wirklich gefährlich. Selbst der Schäfer sagte: ‘Das ist ja ein ganz Wilder!’

‘Warum tut er mir das an? Ich habe ihm das Leben gerettet. Ohne mich wäre Gustav längst Blumendünger.’

‘Der Bock tut Ihnen nichts an. Für ihn sind Sie ein Schaf. Das einzige hier, mit dem er noch nicht seine Kräfte gemessen hat. Den Bock trifft keine Schuld. Er kann nicht anders. Seine Hoden zwingen ihn, das zu tun, was er tut. Aber für Sie ist das gefährlich, und für die Nachbarkinder könnte das tödlich sein.’

‘Was kann ich tun?’

‘Da gibt’s nur zwei Möglichkeiten, schlachten oder kastrieren.’

Schlachten? Meinen Gustav? Unmöglich! So kam, was kommen mußte. Ich holte den Tierarzt. Er und der Schäfer haben den Gustav kastriert. Innerhalb weniger Tage war Gustav wieder der alte. Ein Prachtkerl. Wir hatten ihn befreit von seinem Trieb. Freilich”, fügt der Maler nach einer kurzen Pause hinzu, “wohl auch von so manchem Vergnügen.”

Der Physiker lacht, laut und herzlich. Dann sagt er: “Sehen Sie, auch Ihr Gustav hatte keinen freien Willen.”

Schweigend legen Maler und Physiker den Rest des Weges um den See zurück. Aber noch bevor sie das Seeufer ganz verlassen, bleibt der Maler stehen. Leer und rastlos irrt sein Blick über die weite Wasserfläche. Im Widerschein der rot-goldenen Abendsonne glüht und funkelt das Wasser, und die blaudunstige Frühlingsluft zittert voller Lockungen und Warnungen. Abrupt wendet er sich ab und blickt mit stumpfen Augen hinüber zu den Büschen, Bäumen und Bänken des Parks.

Plötzlich würgt der Maler, bringt Geräusche hervor, die wie ein Hilferuf klingen. Dann schreit er: “Verdammt noch mal!!” – so laut, daß es weit über den abendlichen See hallt. Leise zischelt er: “Ich würde mir selbst die Hoden rausschneiden, wenn ... wenn ich damit loskommen könnte von der Kraft, die mir Probleme schafft. Aber”, flüstert er, “wie kann ich sicher sein, daß dann nicht auch die Kraft versiegt, die meine Krea-

tivität beflügelt?”

‘Die gleichen Kräfte!’, denkt der Physiker. Aber er sagt es nicht.

## Schriftlich

Eine Morgenbrise weckt den schlaftrunkenen Park. Vorbote des Tages, verweht und vertreibt sie letzte dünne Nebelschwaden. Frisches Grün trinkt Tautropfen, saugt die ersten Strahlen der Morgensonne in sich hinein. Ein neuer Tag beginnt.

Pünktlich um sechs Uhr betritt der Gärtner, mit einer zerrissenen Nacht im Gesicht, den Platz vor seinem Haus. Auf diesem Platz bespricht er Einzelheiten des Tagesablaufs und verteilt die Aufgaben an seine zwanzig Mitarbeiter. Die linke Seite des Platzes wird begrenzt von Gewächshäusern und der Werkstatt, die rechte von einer Mauer mit einem durch Pfeiler gestützten, zum Platz hin geneigten Dach. Darunter stehen Mähmaschinen, LKWs, Anhänger, Traktoren, Bagger, Raupenschlepper – und das Gärtnerfahrzeug.

Schon von weitem sieht der Gärtner, daß das Fahrzeug eine gewaltige Schlagseite hat. Und da kommt auch schon der Altgeselle angerannt, hebt beide Arme und schreit: “Plattfuß! Beide linken Reifen! Da hat einer reingestochn!”

“Wer in aller Welt macht so was?” Der Gärtner ist außer sich. Die ganze Nacht hat ihn der Schlaf gemieden. Immer wieder hat sich das Bild der Falle in sein Bewußtsein gedrängt. Und dann noch die Suche nach dem Manschettenknopf, den sein Vater ihm geschenkt hatte. Sein Vater, den er sehr verehrt, und der viel zu früh gestorben ist. Was sein Vater wohl sagen würde, wenn er wüßte, daß sein einziger Sohn im Park als Gärtner arbeitet?

Und nun noch dieser unverhoffte Ärger mit den zerstoche-  
nen Reifen!

Unverhofft? Wirklich? Den Gärtner durchzuckt ein Gedanke. 'Könnten die zerstochnen Reifen etwas zu tun haben mit der Falle?' Er läuft zu seinem Fahrrad und ruft dem Altgesellen zu: "Mach du das heute!" Aus vollem Lauf schwingt er sich in den Sattel. Stehend von einer Seite zur anderen schwankend, saust er wie ein Rennfahrer um die Ecke. Auf seinem Weg zum Hügel flüchten schimpfende Vögel. An der Holzbrücke angekommen, steigt er rasch vom Rad und lehnt es ans Geländer. Polternd rennt er über die Brücke und dann mit ausholenden Knirschsritten den Kiesweg hinauf. Auf der Bank sieht er einen großen Stein. Der liegt auf einem Papierbogen. Neben dem Stein funkelt etwas in der Morgensonne – sein Manschettenknopf! Kopfschüttelnd nimmt er ihn in die Hand, drückt ihn ein paarmal in der wippenden Faust und steckt ihn in die Brusttasche.

Dann legt er den Stein beiseite, nimmt den Papierbogen zur Hand und liest. "Das gibt's doch gar nicht!", sagt er laut, holt den Manschettenknopf noch einmal hervor, betrachtet ihn und schüttelt wieder den Kopf. Erst jetzt wird ihm der Zusammenhang klar: beim Spannen der Falle war ihm der Manschettenknopf aus dem Hemd gerutscht. Bei so einer Falle, da achtet man auf nichts anderes ... 'Mein Gott, die Falle!'

Er stürzt in den Trampelpfad. Die Falle ist zugeklappt! Ein frisch beschnittener Ast ritzt die Haut des rechten Armes. Keuchend steht er über der Falle. Sie hat ein Stück Karton gefangen. Er will es rausziehen. Doch die Falle hält es eisern fest. Mit beiden Händen zwingt er die Eisenbacken auseinander und ergreift mit Daumen und Zeigefinger das Kartonestück. Durch einen raschen Dreh schleudert er es aus dem Backenbereich. Dabei wird er unvorsichtig. Und schon schnappt die Falle zu. Sie fängt seinen Daumen!

Da die Eisenbacken nur ein kleines Stück geöffnet wurden, ist der Schaden nicht groß. Aber der Daumen schmerzt erheblich. Mit einem Stöhner zwingt er das Fallenmaul wieder auf.



Der Daumen blutet stark. Er führt ihn zum Mund und lutscht daran. Dann spuckt er Speichel und Blut auf den Trampelpfad. "Du Idiot!", ruft er und spuckt nochmals, "wie konntest du nur so was tun!"

Das Kartonstück liegt vor ihm. Er liest die daraufgekratzelten Worte. Endlich macht er die Bekanntschaft mit seinem Widersacher. Aber nur schriftlich. Noch einmal durchzuckt ihn Ärger: 'Dieser Kerl!' Doch der Bann ist gebrochen. "Gott sei Dank!", ruft er, "Gott sei Dank, daß nichts passiert ist." Und dann sagt er noch: "Schluß jetzt mit dem Buschkrieg!"

Mit der Falle unterm Arm geht der Gärtner zurück zur Bank. Wieder lutscht er am Daumen und spuckt Blut auf den Boden links neben die Bank. Die rechte Hand rollt den Stein beiseite. Ein rotes Rinnsal fließt über dessen verengte Mitte. Die Linke legt die Falle auf die Bank. Dann holt sie sein Taschentuch hervor. Er wickelt es fest um die Wunde und verknötet es mit Fingern und Zähnen.

Wieder wendet er sich dem Papierbogen zu. Offensichtlich die Handschrift einer Frau. Er setzt sich, holt den Kugelschreiber hervor und schreibt auf den freien Teil des Papierbogens:

*Verehrte Finderin,  
Sie haben mir eine große Freude bereitet!  
Der Manschettenknopf ist ein unersetzbares  
Erbstück. Gern würde ich Ihnen meinen Dank  
persönlich abstatten. Wenn Sie mögen, rufen Sie mich  
bitte abends an unter der Nummer 391011. Danke!!*

Sorgfältig faltet er den Papierbogen zusammen. Nach kurzem Überlegen plaziert er ihn neben der Bank auf dem Boden. Dann beschwert er ihn mit dem Stein. 'Hier', denkt er, 'wird der Stein niemanden stören. Und hier wird meine Botschaft, hoffentlich, in die Hände der Finderin gelangen.'

Erleichtert und trotz blutenden Daumens und zerstocheener

Reifen guten Mutes, klemmt der Gärtner die Falle auf den Gepäckträger seines Fahrrads und radelt zurück zur Gärtnerei.

## Aquarianer

Auf einem Weg, nicht weit von der Gärtnerei, stellen sich zwei Männer einander vor. Sie gehen einige Schritte. Dann setzen sie sich auf die Bank vor der hohen Buchenhecke. Die beiden sind sich Samstags oder Sonntags schon mehrfach begegnet im Park. Aber die Beziehung zueinander bestand bisher nur aus kurzen, unverbindlichen Wortwechselln. Der MinRat bewundert den Park. Daher spricht er auch schon mal mit einem Gärtner, etwas von oben herab, versteht sich, aber in voller Anerkennung der Leistungen, die der Gärtner und dessen Mitarbeiter erbringen.

“Haben Sie sich verletzt?” Der MinRat deutet auf den Daumen des anderen, der mit einem weißen Verband versehen ist.

“Nicht der Rede wert. Planungsfehler.”

Der MinRat nickt. Dann sagt er: “Es ist wirklich bemerkenswert, was Sie und Ihre Leute vollbracht haben. Ich kenne den Park seit fünfzehn Jahren. Sooft es mir möglich war, bin ich hierher gekommen, um mich an der Natur zu erfreuen. Leider ging das bis vor kurzem nur an Wochenenden. Ich hatte in Bonn zu tun. Dort war ich in einem Ministerium tätig, als Ministerialrat.”

“Im Wirtschaftsministerium?”

“Nein, im Bundesjustizministerium. Warum fragen Sie?”

“Nur so”, murmelt der Gärtner.

“Wie meinen?”

“Das war nur so ein Gedanke.”

“Seit einem Monat bin ich MinRat a.D. Und seither komme ich, wenn das Wetter es zuläßt, fast jeden Tag in den Park. Das Wandern hier und das Bewundern Ihrer Arbeit ist für mich zu einem Hobby geworden. Unter Ihrer sachkundigen

Leitung ist der Park immer schöner geworden. Wir Parkbesucher, wenn ich das mal so verallgemeinern darf, wir sind Ihnen sehr dankbar dafür.”

“Viele Pflanzen werden von allein immer schöner.”

“Wie wir, was!”

“Ich ...” Der Gärtner hustet.

“Wie meinen?”

“Ich bin da anderer Meinung. Aber es freut mich, daß Ihnen der Park gefällt.”

“Was mich besonders beeindruckt, das ist die geradezu kunstvolle Anordnung der Buschgruppen und die ausgewogene Plazierung der Laub- und Nadelgehölze. Auch die Blumenbeete haben Sie sehr geschickt in die Gesamtkonzeption eingefügt. Deren Farbkompositionen sind für mich immer wieder ein Quell der Freude. Die Führung der Wege haben Sie erheblich verbessert. Und nicht zuletzt findet die vernünftige Relation zwischen gärtnerisch betreuten und sich selbst überlassenen, verwildernden Parkarealen meine volle Zustimmung. In der Wildnis gewähren Sie, ganz im Sinne des modernen Naturschutzes, Pflanzen und Tieren eine Schon- und Schutzzone. Bravo!”

Wiederum muß der MinRat an das denken, was der Physiker über Angeln und Schießen gesagt hatte. Das Gespräch am Fluß hat ihn nie mehr losgelassen. ‘Hier rede ich der Schonung und dem Schutz der Natur das Wort’, wirft er sich in Gedanken vor, ‘und was mache ich selber?’ Schon früher hatten seine Hobbys – Angeln und Jagen als Freizeitsport – im Bereich seines kritischen Verstandes Bedenken ausgelöst. Aber er angelt und jagt sehr gern. So hatte er die Bedenken immer wieder beiseite geschoben, so war er einem ernsthaften Konflikt immer wieder ausgewichen. Mit unwiderlegbaren Argumenten hat der Physiker nun den verdrängten Gewissenskonflikt ans Licht gezerrt, das Ringen zwischen archaischem Trieb und einsichtigem Verstand mitten ins Bewußtsein geschleudert. Der MinRat ist ein aufrechter Mann. So

verlangt dieser Konflikt jetzt eine Lösung, mit der er langfristig leben kann. Einer Entscheidung – einer sehr schwierigen – kann er nun nicht mehr ausweichen.

Als der Gärtner sich dem schweigenden MinRat zuwendet, scharrt der mit dem Schuh im Sand, als wolle er dort etwas wegwischen. Dann findet er zurück in das Gespräch: “Ich freue mich über so viel unbeeinträchtigte Natur.” Er ordnet seine Krawatte. “Im Grunde ist das aber doch, wenn ich das mal so sagen darf, ganz ungärtnerisch. Ihr Gärtner lernt doch immer so viel darüber, wie man Pflanzen seinen Willen aufzwingt, wie man veredelt, trimmt und beschneidet. Neulich habe ich gelesen, daß Gärtner beim Beschneiden von Obstbäumen sogar von ‘Erziehung’ sprechen!”

Der Gärtner schmunzelt.

“Ich bin froh darüber, daß Sie den Pflanzen im Park eine großzügige Erziehung angedeihen lassen!” Der MinRat nimmt die Brille ab, haucht gegen deren Gläser und putzt sie mit Sorgfalt. Dann setzt er die Brille zurück auf seine etwas gebogene Nase. “Vermutlich war es nicht einfach, das Gartenbauamt im Rathaus von der konventionellen Linie abzubringen. Da gab es doch sicherlich Schwierigkeiten.”

“Gab es.”

“Wie haben Sie Ihre Ansichten dort erfolgreich vertreten können?”

“Das hat seine Zeit gedauert. Aber am Ende haben die Herren eingesehen, daß ein neues Zeitalter in der Landschaftsgärtnerei angebrochen ist.”

“Das freut mich. Es ist ja auch nicht zu übersehen, mit wieviel Fleiß und Eifer Sie bei der Sache sind, daß Sie mit Leib und Seele Gärtner sind.”

“Ja.”

“Haben Sie heute sehr schwer arbeiten müssen?”

“Ich bin das gewohnt.”

“Und ist Ihr Arbeitstag gut verlaufen?”

“Gemischt.”

“Wie meinen?”

“Da gibt’s auch mal Probleme, manchmal auch Ärger. Aber am Ende überwiegt die Freude an der Arbeit und an der Natur.”

“Was macht ein Gärtner in seiner Freizeit?”

Der Gärtner streicht mit den Fingern durch den Bart.

“Haben Sie neben dem Gärtnern noch andere Interessen?”

“Mich interessieren mehrere Dinge.”

“Zum Beispiel?”

“Ich lese gern.”

“Krimis?”

“Nein.”

“Warum nicht?”

“Es gibt schon zuviele Verbrechen in der Welt. Da mag ich mir nicht auch noch die Freizeit verderben lassen.”

“Unterhaltungsliteratur?”

“Kaum.”

“Schögeistiges?”

“Schon eher.”

“Was interessiert Sie denn besonders?”

“Literatur über Probleme, mit denen die Menschen fertig werden müssen.”

“Philosophisches??”

Der Gärtner wiegt den Kopf. Dann nickt er.

Der MinRat ist überrascht, ja empört: ‘Das hätte ich von diesem einfachen, scheinbar so geraden Mann nicht erwartet. Was für ein Aufschneider!’ Er beschließt, dem Angeber eine Falle zu stellen. Nicht ohne Spott fragt er: “Was ist denn Ihrer Ansicht nach Literatur?”

“Die Antwort kann man sich schwer machen. Aber man kann das auch in einem Satz sagen.”

“Da bin ich aber sehr gespannt!”

“Literatur”, formuliert der Gärtner gelassen, “vermittelt eine wichtige Botschaft in gut geschriebener Form.”

“Das ist alles?”

“Das ist alles. Nur wer etwas zu sagen hat, und wer das in einem Schreibstil zu tun vermag, der gefangen nimmt, Spannung erzeugt, Gefühle beschwört, den Nagel auf den Kopf trifft, nur der kann Literatur produzieren.”

“Ich hoffe, die Herren Literaturkritiker sind da der gleichen Meinung.”

“Auch da gibt es Unkraut zwischen Rosen.”

“Ich bitte Sie!” Der MinRat stutzt. “Wie meinen Sie das?”

“Das Unkraut, das sind die Leute, die sich spezialisiert haben in der kritischen Häme. Manch einer von denen hat als Schriftsteller Segel gesetzt und ist gestrandet. Vielleicht zerrt er gerade deshalb die Schwächen anderer, die tatsächlichen oder die vermeintlichen, so erbarmungslos ans Licht der Öffentlichkeit. Die Rosen regen an, werten und korrigieren. Sie trennen die Spreu vom Weizen. Zu Ihrer Bemerkung: Ich hoffe, die Rosen können meine Definition mittragen.”

“Was wissen Sie denn eigentlich über Literaturkritik?”

“Wenig. Aber zwei Dinge sind mir gewiß: Daß ein Kritiker nach Objektivität streben sollte, und daß er etwas von der Sache verstehen muß über die er schreibt.”

Der MinRat ist unsicher geworden. Er weiß nicht mehr, was er vom Gärtner halten soll. Er schweigt.

Da nimmt der Gärtner das Gespräch wieder auf: “Den größten Teil meiner Freizeit widme ich meinen Aquarien.”

Das schlägt ein wie eine Bombe! “Was?! Sie sind Aquarianer??”

“Seit vielen Jahren.”

Mit einem Ruck richtet sich der MinRat auf. Kerzengrade sitzt er da, mit huschenden Augen und hüpfendem Adamsapfel. “Aquarien faszinieren mich, seit ich denken kann. Ich konnte kaum laufen, da überraschte mich meine Mutter mit einem Aquarium und drei Goldfischen. Da hat sich bei mir, wenn ich das mal so sagen darf, eine Blitzprägung vollzogen. Davon bin ich nie wieder losgekommen. Das hat in mir Schwingungen ausgelöst, die heute noch nachwirken. Schon

wenn ich das Wort ‘Aquarium’ höre, fängt in mir etwas an zu vibrieren.”

Der Gärtner nickt. Das kann er nachempfinden.

“Aber heute halte ich keine Goldfische mehr. Ich züchte tropische Fische. Mehrere Jahre habe ich den örtlichen Aquarianerverein geleitet. Leider hat es da unerfreuliche Auseinandersetzungen gegeben. Vor drei Jahren bin ich ausgetreten. Seitdem stehe ich allein auf weiter Flur.”

Der MinRat ist jetzt nicht mehr zu halten. Ganz nach vorn rutscht er, auf die Kante der Sitzfläche. “Züchten Sie auch tropische Fische?”

“Ja.”

“Das ist denn doch ... Das müssen wir unbedingt eingehend erörtern!”

Der Gärtner nickt. Schon seit Jahren lebt er sehr zurückgezogen. Ein Gedankenaustausch mit einem Aquarianer hat ihm sehr gefehlt.

Der MinRat scharrt mit dem Schuh im Sand. “Meine neueste Herausforderung stammt aus der Familie der Pantodontidae. Sie heißt *Pantodon buchholzi*.”

“Schönes Tier.”

“Sie kennen diese prächtigen Burschen?”

“Ja.”

“Mit viel Mühe habe ich herausgefunden, was sie anmacht, wenn ich da mal einen Terminus aus der Jugendszene benutzen darf, also was sie so richtig in Farbe bringt, was ihr Temperament voll zum Ausdruck kommen läßt. Aber ich kriege diese Burschen nicht richtig zum Laichen. Nur ein einziges Mal hat es geklappt. Ich weiß nicht warum. Es war ein Zufall. Ich kann Ihnen sagen! Die Schmetterlingsfische haben mir schon manche schlaflose Nacht bereitet. Immer wenn ich dachte, ‘jetzt geht’s los’, wurde ich enttäuscht. Wahre Torturen habe ich ausgestanden!” Wieder muß er an das Gespräch mit dem Physiker denken. ‘Wie paßt denn das zusammen? Auf der einen Seite angle ich und füge Fischen Schock und Verlet-

zungen zu. Auf der anderen Seite pflege ich Fische und Sorge mich um ihr Wohlbefinden mehr als manche Mutter um ihr Kind! Wieder scharrt der Schuh im Sand.

Sich dem Gärtner zuwendend, sagt der MinRat: "Die Schmetterlingsfische zum Laichen zu bringen, das ist ein großes Problem!"

"Ja, das ist nicht einfach."

"Sie kennen das Problem?"

"Ich züchte Schmetterlingsfische seit Jahren."

"Was?!" Der MinRat springt auf. Wie ein nervöses Rennpferd trippelt er auf und ab vor der Bank. "Das gibt es nicht! Das gibt es wirklich nicht! Da wandere ich durch den Park, suche nach Lösungen, kann kaum abwarten, bis ich sehe, was sich bei meinen Fischen ereignet hat, bin zu Tode betrübt, wenn da wieder nichts geworden ist aus deren Liebesleben. Und da wandert hier einer auf denselben Wegen – einer, der die Schmetterlingsfische seit Jahren züchtet, der die Probleme gemeistert hat! Wie machen Sie das? Wie beschwören Sie die *Pantodon buchholzi*, sich zu lieben? Eier zu legen? Und wie bringen Sie die Jungen hoch?"

Der Gärtner wiegt den Kopf. "Das ist ganz einfach. Und doch auch wiederum nicht so ganz einfach. Man muß das mal gesehen haben. Wenn Sie Zeit und Lust haben, zeige ich Ihnen mal meine Anlage."

"Zeit und Lust!", ruft der MinRat. "Jederzeit! Große Lust!!"

"Na dann geh'n wir mal." Der Gärtner steht auf und weist mit dem Kopf die Richtung. Hinter der Gärtnerei angelangt, führt er seinen neuen Bekannten vorbei an Spalieren mit rosa und blau blühenden Clematis zu einem gewächshausähnlichen Bau. Er öffnet die Außentür. Durch eine Wärmeschleuse gelangen sie in eine Halle, die in mehrere Sektionen unterteilt ist. Warm schlägt ihnen feuchte Luft entgegen. Es summt, brummt und gluckst von Hunderten von Durchlüftern, Abschäumern, Filteranlagen und von fließendem Wasser.



Dem MinRat verschlägt es die Sprache. Er ringt um Fassung. So was hat er noch nie gesehen. Das übersteigt seine kühnsten Aquarianerträume!

Durch schmale Gänge, gesäumt von übereinander angeordneten Aquarien, gehen sie vorbei an Becken mit Spritzsalm-lern, Prachtkärpflingen, schwarzen Mutanten von *Pterophyllum eimekei* und vielen anderen Tropenbewohnern, darunter wahre Kostbarkeiten. Und dann stehen sie vor fünf Becken mit Schmetterlingsfischen.

“Eine seltene Varietät aus einem kleinen Gewässer in einem entlegenen Teil des tropischen Westafrika”, erläutert der Gärtner. “Wie Sie sehen, hat jedes Becken seine eigene Wasseraufbereitungsanlage. Die Zuchtbecken und die Aufzuchtbecken habe ich zusätzlich an Pflanzenfilter angeschlossen, große Behälter im Nachbarraum. Und hier beginnen die Tricks: In den Behältern wachsen ausgesuchte Pflanzen. Die werden zwanzig Stunden pro Tag mit speziellem Licht versorgt. Der Wasserkreislauf beginnt im Fischbecken. Danach folgen Sandfilter und Pflanzenfilter und schließlich ein Gefäß, in dem das Wasser so weit wie möglich keimfrei gemacht wird. Das steht da an der Seite. Von dort wird das Wasser in das Fischbecken zurückgepumpt.”

“Superb!” ruft der MinRat. “Absolut superb!”

“*Pantodon buchholzi* var. *mechi*, so nenne ich meine Tiere, benötigen, wie andere Schmetterlingsfische auch, torfiges, sehr weiches Wasser. Das bereite ich immer wieder neu zu, dort hinten in der Ecke.”

“Was füttern Sie?”

“Junge Heimchen, Heuschrecken, Mücken, Fliegen, Fische. Die Futtertiere züchte ich selbst.”

“Welchen Licht-Dunkel Rhythmus?”

“Achtzehn zu sechs.”

“Welche Temperatur?”

“Achtundzwanzig Grad.”

“Und die Eier?”

“Die sammle ich ein mit einer Pipette.

“Was machen Sie mit den Eiern?”

“Ich überführe sie in eine Petrischale. Dort zähle ich sie und kontrolliere ihren Zustand. Befruchtete, gesunde Eier pipettiere ich in eine weitere Schale. Das Umpipettieren mache ich mehrere Male. Dabei werden die Eier weitgehend von anhaftenden Schädlingen befreit. Erst danach gebe ich sie in das abgedeckte Inkubationsgefäß.”

“Warum decken Sie das Gefäß ab?”

“Nicht aus Angst, daß die Eier rausspringen.” Das zerfurchte Gesicht beleben Verwerfungen und Verschiebungen, die einen Geologen in Verzückung versetzen könnten: der Gärtner lacht. “Ich möchte damit Verunreinigungen fernhalten, die aus der Luft niedersinken, und Sporen von Bakterien und Pilzen. Das Inkubationsgefäß wird an einen eigenen Kreislauf angeschlossen und dem Wasser zusätzlicher Sauerstoff zugeleitet. Oftmals baue ich außerdem noch einen Kohlendioxydfilter ein.”

“Warum?”

“Die Luft im Park ist zwar gut, aber die Großstadt ist nicht fern.”

“Womit füttern Sie die Jungen?”

“Blattläuse, Springschwänze, Nauplien, Rädertierchen. Die lasse ich vorher etwas antrocknen, damit sie an der Wasseroberfläche haften. Von dort schnappen die Jungen sie auf. Vielseitige Ernährung ist wichtig. Und natürlich eine erstklassige Wasserqualität. Daher werden die zwei Wochen alten Jungen in neu vorbereitete Aquarien umgesetzt.”

Jetzt entspinnt sich eine atemberaubende Fachsimpelei. Auch der MinRat erweist sich als ein erfahrener Fachmann. Die beiden verbeißen sich förmlich ineinander.

Nach drei Stunden werden die Beine müde. In dem großen Aquarienhaus gibt es nur einen Hocker. Außer dem Physiker hat noch kein Gast die Aquarienanlage betreten. Der Gärtner lebt allein. Plötzlich hört er sich fragen: “Wie wär’s mit einem

Drink?“ Das hätte er besser nicht tun sollen.

Aber da antwortet sein Gast auch schon: “Sehr gern, danke.”

Vom Aquarienhaus geleitet der Gärtner den MinRat durch Blumenbeete zu seinem Wohnhaus. Ein Seiteneingang führt in eine kleine Halle. Von dort geht's ins Wohnzimmer. Es ist spät geworden. Der Gärtner schaltet die Beleuchtung ein. Versteckte Strahler und indirekte Beleuchtung erhellen eine überraschende Szene. Der Anblick des Wohnzimmers schlägt dem MinRat abermals die Sprache: Kostbare Möbel, Orientteppiche, Ölgemälde, wertvolles Porzellan.

“Bitte nehmen Sie Platz.“ Der Gärtner weist auf einen von zwei Ledersesseln. Die stehen in der Nähe des Kamins neben einem runden Mahagonitisch, dessen Oberfläche eine kunstvoll gehämmerte goldene Platte ziert.

“Danke“, sagt der MinRat leise und verwirrt.

“Was darf's sein?“

“Wa ... was können Sie anbieten?“

“Wie wär's mit einem Scotch oder einem Manhattan?“

“Bitte einen Manhattan.“

“Dry oder sweet? Mit Olive oder Kirsche?“

Der MinRat kennt sich da nicht so aus. Er zögert. Dann aber sagt er, in einem Ton, als tränke er jeden Tag Manhattan: “Sweet mit Kirsche.“

Der Gärtner mixt den Drink. Interessiert verfolgt der Gast jede seiner Bewegungen. Als der Drink fertig ist, gibt der Hausherr in jedes Glas eine Cocktailkirsche. Auf den Außenseiten der Gläser schlägt sich ein Wassermantel nieder, hinter dem der Manhattan im Licht der Strahler dunkelrot aufleuchtet. Der Gärtner stellt ein Glas vor dem MinRat ab. Da knickt dessen steif aufgerichteter Oberkörper ein zu einer förmlichen Verbeugung. Den zweiten Drink plaziert er vor den anderen Sessel, auf dem er jetzt Platz nimmt.

“Zum Wohl. Auf unser gemeinsames Hobby!“

“Zum Wohl.“ Abermals eine einknickende Verbeugung, und dann ein angehobener Ellbogen. Nahezu feierlich führt der

MinRat den Manhattan zum Mund.

Nachdenklich befigert der Gärtner seinen Bart und blickt dabei hinüber zu seinem Gast. Dann sagt er entschlossen: "Ich freue mich, in Ihnen einen Hobby-Partner gefunden zu haben."

"Es ist eine Ehre für mich, mit so einem erfahrenen Aquarianer diskutieren zu dürfen. Jahrzehntelang habe ich geglaubt, ich sei ein toller Hecht, wenn ich das mal so sagen darf, aber heute habe ich meinen Meister gefunden!"

Beide trinken.

Wiederum sieht sich der MinRat um. 'Ich kann den Gärtner nicht einordnen!', denkt er. 'Zuerst hatte ich mir gedacht, sei mal nett zu dem, darüber freut der sich. Und schließlich ist der wirklich sehr tüchtig. Aber dann hat sich unser Verhältnis immer mehr geändert. Und jetzt bin ich dankbar dafür, daß dieser Mann mit mir redet!' Der MinRat muß unbedingt eine Frage loswerden. Sie brennt ihm auf der Zunge. Unsicher beginnt er: "Ich bin sehr beeindruckt von Ihrem Aquarienhaus ... und von dem, was ich hier sehe. Das ist alles sehr ... überraschend für mich. Bitte erlauben Sie mir eine Frage."

"Nur raus damit."

"Wie ... wie kommt ein Mann wie Sie, ein so kultivierter Mann, dazu, Gärtner zu werden?"

"Hoho! Der Beruf eines Gärtners ist doch sehr respektabel! Sie glauben gar nicht, wieviel Freude mir der tägliche Umgang mit der Natur bereitet. Das ist nicht viel anders als mit den Aquarien. Und Kreativität ist auch gefragt. Man kann, wie ein Architekt, Ideen entwickeln und verwirklichen, Neues schaffen. Gärtner, das ist ein herrlicher Beruf. Für mich ist er der schönste auf der Welt."

"Ja, ja. Das kann ich alles verstehen. Aber ..." Der MinRat zieht seine Krawatte fester, schiebt sich noch weiter nach vorn auf die Kante der Sitzfläche. Steil aufgerichtet hockt er nun da, mit hüpfendem Adamsapfel. Neugier und Verlegenheit erreichen einen Höhepunkt.

Und der Gärtner, mit übergeschlagenen Beinen weit zurückgelehnt in seinen Sessel, denkt: 'Ich müßte lügen, wollte ich behaupten, daß mir das keinen Spaß macht. Beamte sind nicht nur tüchtig. Auch da gibt's Unkraut zwischen Rosen.' Immer wieder einmal hatte er sich über Verwaltungsbeamte ärgern müssen, über ihre Formalienhörigkeit und manchmal auch über ihren Hochmut. So ist es schon eine Art Genugtuung, einen Vertreter dieses Menschentyps in Bedrängnis zu sehen – auch wenn dieser Ministerialrat da ein guter, ja ein liebenswerter Mann ist. Natürlich hat der Gärtner die Frage erwartet, die sein Gast ihm sicherlich gleich stellen wird. Es ist *sein* Fehler, daß er ihn – ganz gegen seinen ehernen Entschluß – zu einem Drink in sein Haus eingeladen hat.

“Aber ... ich meine, wenn ich das mal so sagen darf”, tastet sich der MinRat weiter vor, “ein Mann wie Sie könnte doch in einer Reihe von Berufen – auch ausgesprochen anspruchsvollen – erfolgreich sein. Und ...” Er wiegt den Kopf, ordnet den Schlips, räuspert sich. Dann endlich stößt ihn seine Neugier über die Schwelle. Dann endlich stellt er die Frage, auf die er keinerlei Antwort finden kann: “Ich meine, wenn ich Ihnen da nicht zu nahe trete, ich meine ... wie kann sich ein Gärtner so etwas leisten? So eine Aquarienanlage, solch eine erlesene Einrichtung.”

Der Gärtner nickt vor sich hin. Obwohl diese Frage unvermeidbar war, zögert er mit der Antwort. Soll er, darf er den MinRat ins Vertrauen ziehen? Aber es ist ihm auch klar, daß es für jede andere Lösung schon zu spät ist. Auf keinen Fall hätte er weiter gehen dürfen, als dem neuen Bekannten die Aquarienanlage zu zeigen. Seine Freude, hier im Park einen so engagierten und einen so versierten Aquarianer gefunden zu haben – einen Aquarianer par excellence – hat ihn einfach die selbstaufgelegte Zurückhaltung vergessen lassen. Und wie sollte er mit dem MinRat, der ja ebenfalls in der Ausübung seines Hobbys isoliert ist und nach Kontakt drängt, in Zu-

kunft verkehren, wenn er ihn jedesmal vor der Schwelle seines Hauses verabschieden müßte? Wie könnte er eine Bekanntschaft, ja eine Freundschaft – und er ist sich jetzt ganz sicher, daß dies der Beginn einer Freundschaft ist – mit einer Lüge beginnen? Der Gärtner hat nur noch einen Freund: den Physiker, einen alten Studienkollegen. Nur der kennt sein Geheimnis. Außer dem Physiker und einigen von weither geholten Handwerkern hat noch kein Fremder sein Haus im Park betreten.

Der Gärtner nimmt einen Schluck Manhattan zu sich, sieht seinem Gast ernst und durchdringend in die Augen, solange, daß der den Blick senkt, abwendet und nun, erneut etwas verlegen, ebenfalls zum Glas greift.

Da leert der Gärtner den Drink. "Ich war nicht immer Gärtner", sagt er. "Das Leben, das ich hier führe, ist völlig verschieden von dem, in das ich hineingeboren wurde und in dem ich bis vor einem Jahrzehnt zu Hause war. Ihre Frage ist berechtigt. Dennoch ist es schwer für mich, darauf zu antworten. Man soll aber eine Freundschaft nicht mit einer Unwahrheit beginnen. So bin ich bereit, Ihnen ein Geheimnis anzuvertrauen. Ich muß Sie aber bitten, mit niemandem, absolut niemandem, darüber zu sprechen."

Wieder sieht er seinem Gegenüber geradenwegs in die Augen, ernst, offen, fragend. Auch der MinRat ist sehr ernst geworden. Mit Nachdruck nickt er. Was der Gärtner in den Augen des anderen sieht, ermutigt ihn, fortzufahren, aber nicht ohne noch einmal nachzuhaken: "Mein Seelenfrieden hängt davon ab. Ich muß Ihr Ehrenwort haben."

"Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort."

Beide Männer erheben sich und reichen einander die Hand.

Versonnen fährt sich der Gärtner über das zerfurchte Gesicht. Schweigend nickt er vor sich hin. Dann sagt er: "Zunächst mixe ich uns noch einen Manhattan, wenn es Ihnen recht ist."

"Gern."

## 5 DREIGESTIRNE

*“Ich bewundere Ihre Bilder.  
Ihre besondere Art zu malen.”*

### Begegnung

Inge erstarrt. Auf dem Weg, der am Pastorenhaus vorbeiführt, kommt ihr ein Mann entgegen. Seit Jahren blickt er von einem Wandposter in ihr Zimmer. Seine Augen mit dem runden Schwarz und dem ovalen Weiß scheinen ständig auf sie gerichtet zu sein und jede ihrer Bewegungen zu verfolgen.

Inge ist fasziniert von diesem hartgesichtigen Mann. Sie bewundert seine großartigen und vielseitigen künstlerischen Fähigkeiten, sein monumentales Schaffen. Ja, sie ist buchstäblich gefesselt von der Gewalt seiner Werke und von der verborgenste Gefühle aufwühlenden Art seiner Schöpfungen.

Wie angewurzelt verharrt sie im Bannkreis der sich nähernden Gestalt, wenige Schritte vor dem hölzernen Eingangstor zum Garten des Pastorenhauses mit dem großen eingeschnitzten Kreuz. Weit und breit ist kein Mensch zu sehen. Inge und der Mann sind ganz allein auf diesem Weg.

Mit jedem Schritt, den der Mann näher kommt, wächst Inges Faszination.

Der Mann im hellen Frühlingsmantel, mit dem breitkrepfigen weißen Hut, dem weißen Spazierstock und den langen schwarzen Haaren: es ist der Maler!

Als der Maler vor ihr steht, überzieht ihre Wangen eine feine Röte: “Guten Tag.”

Der Maler ist überrascht. Ratlos grüßt er zurück: “Guten Tag.” Irgendwo hat er dieses Mädchen schon einmal gesehen, dieses wunderschöne Gesicht, diese bezaubernde Figur. Aber wo? Wo war das nur?? In seiner augenblicklichen Verfassung verbindet er die Erscheinung der jungen Frau nicht mit dem Engel. Den sieht er nur, wenn eine besondere Stimmung sich

einstellt, eine Stimmung, von der er noch immer nicht weiß, wovon sie eigentlich hervorbracht wird. Offenbar spielt das schlechte Gewissen dabei eine Rolle, das Streben nach Gutem und die Hoffnung, sich mit reiner Seele künstlerisch vollenden zu können – aber auch Angst vor dem Dunkel in ihm und um ihn, und unbefriedigte Sexualität. Vielleicht gibt es da noch anderes, etwas, das noch in der Nebelwelt seines Unterbewußtseins vor der Tür lauert. Im Maler wohnen viele Maler. Dunkle und helle. Mit dem Ausreifen seiner Schaffenskraft, mit dem Sichsteigern seiner Kreativität sind aber die dunklen schneller gewachsen als die hellen. – Noch immer steht das Mädchen vor ihm. Das wird jetzt peinlich. So fragt er: “Kennen wir uns?”

“Nicht wir uns. Aber ich Sie. Ich bewundere Ihre Bilder. Ihre besondere Art zu malen. Die elementare Kraft Ihrer Werke. Das alles fasziniert mich sehr.” Als der Maler nichts sagt, fügt Inge hinzu: “Ich bin meinem Schicksal sehr dankbar. Es ist ein großes Erlebnis für mich, daß ich Ihnen persönlich begegnen durfte.” Ein angedeuteter Knicks. Dann wendet sie sich ab und geht auf das Holztor zu.

Noch als das Tor sich hinter ihr geschlossen hat, steht der Maler dort, wo die junge Frau sich von ihm verabschiedet hat. Mit der Rechten schwer auf den Spazierstock gestützt, schaut er ihr nach. In seinem Inneren leuchtet noch immer ihr Bild, das sich jetzt auf geheimnisvolle Weise mit dem Kreuz auf der Tür zu verbinden scheint.

Inge wollte einkaufen. Heute abend kommt Peter! Heute werden sich die beiden Männer zum erstenmal begegnen, die ihr Leben ausmachen: ihr Vater und ihr Peter. Aber der Maler läßt sie sogleich ins Haus zurückkehren. Daß sie diesem Mann persönlich begegnen durfte, davon muß sie sogleich ihrem Vater berichten!

‘Diese zauberhafte junge Frau!’ Der Maler ist wie angefaßt. Irgendwo hat er dieses Gesicht, diesen Körper schon einmal



gesehen. Wo war das nur? Langsam spaziert er weiter. Bei jedem Schritt schwingt er den Spazierstock weit voraus und stößt dessen Ende dann, im Takt mit seinem linken Fuß, fest auf den Boden.

Er schickt seine Gedanken auf die Reise. Nach Paris zu seiner letzten Ausstellung, nach Hannover zu seinem Vortrag in der vorigen Woche, nach Berlin zur gestrigen Pressekonferenz ... Nichts. Er vermag das Gesicht der Frau, ihre Gestalt seiner Erinnerung nicht zu entlocken.

“Aber”, flüstert er vor sich hin, “aber ich bin mir gewiß, ich habe dieses Mädchen schon einmal gesehen.” Dann lächelt er: “Es war wohl in einer anderen Welt.”

Wie recht er doch hat!

## Predigt

“Und noch ein drittes laßt mich sagen”, fährt der Pastor fort. “Es handelt von Selbstlosigkeit. Von der Hinwendung zum anderen. Die christliche Aufforderung zur Selbstlosigkeit ist eine Herausforderung für uns alle. Damit haben wir wohl alle schon unsere Schwierigkeiten gehabt. Ein jeder auf seine Weise. Hier ringen ganz unterschiedliche Kräfte miteinander: Edelmut und Egoismus, Hilfsbereitschaft und Gleichgültigkeit. Dieses Ringen wird nie enden. Der Kampf gegen die vielen Formen und Gesichter der Selbstsucht, die ja oft aus mächtigen Quellen fließt, muß immer wieder aufs neue geführt, immer wieder neu bestanden werden.”

Von der alten, mit Schnitzereien reich verzierten Kanzel schweift der eindringliche, gütige Blick des Pastors langsam über seine Gemeinde. In seinem Wesen vereint er die Akzeptanz einer bedingungslosen Pflicht, seinem Herrn zu dienen, mit der allgegenwärtigen Bereitschaft, Gutes zu tun. Hinzu kommt, in schöner Verbindung, die Fähigkeit, sich des Lebens zu erfreuen und rundum glücklich zu sein. Aber sein bis-

heriges Dasein war leider so geartet, daß sich Freude am Leben nur ungenügend hatte entfalten können.

“Macht nicht so recht eigentlich erst das auf freiem Entschluß gründende Überwinden dunkler Süchte und egoistischen Strebens den Menschen zum Menschen? Das Sichselbstüberwinden? Die Hinwendung zum Nächsten? Eigene Wünsche aus freiem Willen zurückzunehmen? Wahrlich, das sind alte Anliegen christlicher Ethik und christlichen Glaubens. Erst dadurch, daß wir versuchen, selbstlos Gutes zu tun, erst dadurch werden wir wirklich zu Christen. Allein schon, den Willen zu fassen zum Verzicht, zur Begrenzung eigener Bedürfnisse, zur Nächstenliebe, zur Hilfe, das ist etwas Gutes. Und wenn dann der Wille zum Ziel führt, zur Vollendung der guten Tat, dann ist dies immer auch ein erhebendes Erlebnis für uns selbst.”

Der Pastor ist sehr beliebt. Er erfreut sich eines hohen Ansehens in seiner Gemeinde. In dieser kleinen, vor einem Jahrhundert erbauten Kirche predigt er nun schon seit fünf- und zwanzig Jahren. Im ebenfalls hundert Jahre alten Pastorenhaus, direkt neben der Kirche, haben seine Frau und er glückliche, erfüllte Stunden der Liebe und des gegenseitigen Verstehens erleben dürfen. Als seine über alles geliebte Frau starb, unmittelbar nach der Geburt ihrer Tochter, da hat ihm sein unerschütterlicher Glaube an Gottes Willen und Weisheit die Kraft gegeben, den Schmerz des Verlustes einzubringen in seine große neue Aufgabe: beides zu sein für seine Tochter, Mutter und Vater. Ohne Inge hätte er nicht überleben können, nicht überleben wollen. Heute ist Inge das Ebenbild ihrer Mutter, und sie ist der Sonnenschein seines Lebens.

“So fasse ich denn das Dreigestirn meiner Predigt noch einmal zusammen: Bedingungsloses Vertrauen in Gott den Allmächtigen. Ergebenheit in seinen unerforschlichen Willen. Und ständiges Sich-Bemühen um selbstloses Handeln. Diese drei sind das Herz christlicher Ethik. Auf dem Boden dieser drei kann das Ringen um ein Verinnerlichen, ja, um ein neues

Verständnis des Lebensentwurfs Gottes großen Gewinn bringen.

Gewiß, auch ein Tier kann selbstlos handeln. Aber niemals durch Einsicht oder Überwindung, sondern immer nur durch unverrückbar in seinem Erbgut festgelegtes Verhalten. Ein Vogel, der einen erbeuteten Regenwurm an seine Jungen weitergibt, obwohl er hungrig ist, er handelt selbstlos. Eine Biene, die in unermüdlichem Fleiß Honig herbeischafft für die Nachkommenschaft, sie handelt selbstlos. Eine Ameise, die in einer für sie aussichtslosen Situation ohne jedes Zögern ihr Leben gibt für die Verteidigung ihres Volkes, sie handelt selbstlos.

Vogel, Biene und Ameise *müssen* so handeln. Sie können nicht anders. Sie haben keinen freien Willen.

Und genau hier, liebe Schwestern und Brüder im Glauben, hier liegt ein wesentlicher Unterschied zwischen Mensch und Tier. Wir Menschen können wählen. Im Vergleich zu den Tieren sind unsere Wahl- und Reaktionsmöglichkeiten um ein Vielfaches größer. Wir verfügen über die Fähigkeit, einsichtig zu handeln. Wir sind Erleuchtete. Wir sind Auserwählte. Uns hat Gott Augen und Seele geöffnet, auf daß wir sehend werden, auf daß wir unterscheiden können zwischen Gut und Böse. Jesus hat uns gelehrt, selbstlos zu handeln. Wahrlich, Er hat uns selbstloses Handeln vorgelebt bis in den Tod.

Was kann ein Mensch nicht alles anrichten, wenn er die Grenzen der Ethik überschreitet! Es gibt kein Verbrechen, das nicht schon ein Mensch dem anderen zugefügt hätte. Selbst die fürchterlichsten Verbrechen, die menschliche Hirne sich überhaupt auszudenken vermögen – sie sind irgendwo, irgendwann von Menschen an Menschen begangen worden. Wir haben die Fähigkeit, unsere eigenen Interessen rücksichtslos vor alles andere zu stellen. Wir haben die Fähigkeit, andere Menschen ohne Hilfeleistung verhungern zu lassen. Wir haben die Fähigkeit, Gottes Natur zu schänden, ganze Tierarten, ganze Pflanzenarten auszurotten. Wahrlich, wir

haben viele, viele böse Fähigkeiten. Daß wir sie kontrollieren, daß wir das Böse, dessen wir fähig sind, nicht tun, darin liegt unsere Würde als Mensch, darin liegen Wesenszüge, die den Menschen vor allen anderen Geschöpfen Gottes auszeichnen: Edelmut und Selbstlosigkeit.

Durch unerschütterliches Gottvertrauen, durch bedingungslose Akzeptanz Seines unerforschlichen Willens und durch praktizierte Selbstlosigkeit werden wir zu Schwestern und Brüdern im Glauben.“

Die Arme ausbreitend ruft der Pastor in die Gemeinde: “Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte und meine Zuversicht setze auf Gott den Herrn, daß ich verkünde all Sein Tun!”

Während der Pastor sich anschickt, den Gottesdienst zu beenden, eilt Inge durch den gepflegten kleinen Vorgarten ins Haus.

“Vater, Vater!”, ruft sie. Doch der Pastor ist noch nicht zurück von seiner Predigt. So muß sie warten. Voller Ungeduld.

Dann, endlich, kommt der Pastor. Inge fliegt in weit geöffnete Arme.

“Vater!”, platzt es aus ihr heraus, “weißt du, wem ich begegnet bin? Hier, im Park? Gerade eben? Vor dem Tor zu unserem Garten?? Dem Maler!!”

“Bist du dir sicher?”

“Ganz sicher. Ich habe sogar mit ihm gesprochen.“

“Hier, bei uns”, wiederholt der Pastor kopfschüttelnd, als könne er das noch immer nicht fassen. “Erst gestern habe ich ein Interview mit ihm in der Zeitung gelesen. Er ist nicht nur ein genialer Maler, er ist auch ein beachtlicher Denker und ein großartiger Mensch.” Der Pastor sieht seine Tochter an. “Ein guter dazu.“

“Ja.“

“Schade”, sagt der Pastor und nickt, “schade, daß wir so einen Mann nicht dauernd um uns haben dürfen.“

Der Pastor legt den Talar ab, klappt den Deckel eines kleinen Kastens auf und greift nach einer Zigarre. Mit Sorgfalt packt er sie aus, kneift die Spitze ab, legt die in den Aschenbecher und befeuchtet das Zigarrenende mit dem Mund. Inge reicht ihm Feuer. Ermüdet vom langen Stehen während des Gottesdienstes, läßt sich der Pastor in seinen Sessel fallen.

“Was wäre das für ein Erlebnis”, sinniert er vor sich hin und pafft mit großem Behagen die ersten Rauchwolken in Richtung Zimmerdecke, “diesen Mann hier bei uns – in unserem Garten, in unserem Haus – haben zu dürfen. Seine Schaffenskraft und seine Weltsicht sind sehr eindrucksvoll. In vielen Punkten deckt sich die Art, in der er die Welt sieht, mit der meinen. Aber es gibt da auch ganz wesentliche Unterschiede. Darüber müßte man einmal in Ruhe und in aller Offenheit miteinander diskutieren können.”

## Vorbereitungen

Nach dem Einkaufen geht Inge in die große alte Küche und beginnt damit, das Abendessen vorzubereiten. Sie ist sehr aufgeregt. Heute abend kommt Peter!

Über diesen ersten Besuch ihres Freundes im Pastorenhaus hat sie schon oft nachgedacht, schon lange bevor eine Einladung überhaupt ernsthaft in Erwägung gezogen werden konnte. Neben Vorfreude haben bei ihren gedanklichen Vorbereitungen auf diesen Besuch auch immer wieder andere Gefühle ihr Herz erfüllt. Zum erstenmal wird ein Mann in diesem Hause sein, den sie liebt, der aber nicht ihr Vater ist. Das Verhältnis zwischen ihrem Vater und ihr ist so einmalig, so voller Liebe und gegenseitiger Achtung. Ist da genügend Platz für einen Dritten? Und wie werden sich die beiden Männer verstehen? Wird Peter in seinem Ungestüm genügend Geduld, genügend guten Willen aufbringen können? Wie gewaltig sind die Unterschiede zwischen diesen beiden

Menschen – in Erziehung, Ausbildung und Beruf, aber auch im Fühlen, Denken und Wissen! Vereint sind sie nur in der Liebe zu ihr.

Vielleicht ergeben sich Verständigungsmöglichkeiten zwischen ihrem Vater und ihrem Peter im Streben nach Erkenntnis, nach Wahrheit? Aber selbst hier gehen sie eigene, voneinander verschiedene Wege. So hofft Inge darauf, daß vor allem ihr Vater dazu beitragen möge, daß der heutige Abend nicht zu einem Desaster wird. Er kann auch andere, ganz andere Menschen verstehen. Und er kann, wie kaum ein anderer, Brücken schlagen.

Auf jeden Fall wird der heutige Abend für ihr Leben von entscheidender Bedeutung sein. Ein Leben mit Peter ohne ihren Vater ist für sie unvorstellbar. Aber seit sie sich so richtig in Peter verliebt hat, erscheint es ihr auch undenkbar, ohne Peter zu leben.

Inge hat jetzt einen Teil der Vorbereitungen erledigt. Sie kann sich eine kleine Pause gönnen. Ein Schwung – und schon sitzt sie auf dem hohen Küchenhocker. So kann sie die Beine baumeln und ausruhen lassen. Doch das währt nicht lange. Sie erinnert sich an den Manschettenknopf und an ihre Botschaft auf dem Papierbogen. Vielleicht hat der rechtmäßige Besitzer eine Zeile des Dankes hinterlassen? Mit umgebundener Küchenschürze läuft sie schnurstracks zur Bank auf dem Hügel, der Bank unter der großen Eiche. Die Bank ist leer. Links neben der Bank liegt der Stein. Aber ihr Papierbogen ist fort. Tief atmend vom Laufen sucht sie gebückt umher. Von ihrem Zettel findet sie keine Spur. "Schade", sagt sie vor sich hin. Und sie denkt: 'Jemand muß das Dankschreiben weggenommen haben.' Keinen Augenblick zweifelt sie daran, daß der Manschettenknopf wieder in die Hände seines Eigentümers gelangt ist. 'Schade!' Sie läuft zurück zum Pastorenhaus, über Kiesweg und Brücke, links ab, den Hauptweg entlang, dritter Weg links – und schon steht sie vor dem

Holztor mit dem großen Kreuz. Durch den kleinen Vorgarten eilt sie ins Haus und dann, ganz schnell, in die Küche, daß nur ja alles besonders schön wird heute abend!

Peter sitzt derweil in seinem Laboratorium. In der letzten Woche haben seine Experimente Ergebnisse erbracht, die er so nicht erwartet hatte. Das hat seine Planungen über den Haufen geworfen. Nun muß er seine Konzeption ändern, neue Versuche ausarbeiten und durchführen. Das kostet Zeit. Erhebliche Zeit, die in seinem Programm nicht vorgesehen war. Ärgerlich! Aber insgesamt ist er mit den Resultaten seiner Forschungsarbeit zufrieden. Seine Publikationen haben im In- und Ausland ein positives Echo gefunden. Er erfreut sich internationaler Anerkennung, und das ist für einen so jungen Wissenschaftler keineswegs eine Selbstverständlichkeit. Vor drei Monaten hatte er sich habilitiert, mit einer Arbeit über die Evolution und Ökologie einheimischer Gräser. Nun ist er der jüngste Privatdozent in der Fakultät.

Heute abend wird er Gast sein im Pastorenhaus. Wer in aller Welt hätte das gedacht, ausgerechnet er im Pastorenhaus! Und bis über beide Ohren verliebt in eine Pastorentochter! Er, dieser unverbesserliche Heide, dieser Ketzer. Peter schmunzelt.

Aber nun wird er ernst. Heute abend wird er zum ersten Mal Inges Vater gegenüberstehen. Seit Tagen hat er versucht, sich auf das Zusammentreffen mit dem Pastor vorzubereiten. Immer wieder hat er darüber nachgedacht. Ja, er hat sogar schon davon geträumt. Aber wie kann man sich denn wirklich, realistisch, auf so ein Treffen, auf so einen ersten Besuch vorbereiten? Jede Vorstellung über den Verlauf des Abends, über das Gespräch mit dem Pastor, ging anders aus. Dennoch: der heutige Abend wird für Inge und für ihn von größter Bedeutung sein. Er fühlt, er weiß: ein Konflikt zwischen dem Pastor und ihm ist unausweichlich. Zu unterschiedlich sind die Welten, in denen sie leben. Und er weiß um seine Schwä-

chen als Diskussionspartner. Schon oft haben ihn seine Kollegen darauf hingewiesen. Sein hartnäckiges kompromißloses Streben nach Logik und Wahrheit kann andere schnell verletzen.

## Beim Pastor

Als Peter drei Stunden später in dunklem Anzug, weißem Hemd und roter Krawatte mit weißen Punkten vor dem Gartentor mit dem großen Kreuz steht, da kommt ihm Inge schon entgegengesprungen. So stürmisch ist die Umarmung, daß er fast das Gleichgewicht verliert und zunächst völlig vergißt, ihr den Strauß roter Rosen zu überreichen. Mit klopfendem Herzen führt Inge ihren Peter an der Hand durch den Garten ins Haus. In der kleinen Vorhalle küssen sich die beiden. Dann nimmt Inge die Rosen in Empfang, bringt sie in die Küche und stellt sie in eine Vase.

Peter sieht sich um. Für ihn ist dies ein großes Haus. Alt, ja, aber eindrucksvoll. Durch die halboffene zweiflügelige Tür kann er einen Teil des Wohnzimmers sehen. Strenge Möbel. Schöne Teppiche. Eine große Vase mit bunten Gartenblumen. Und über allem schwebt der Duft guter Zigarren.

Inge hakt sich bei Peter ein und geht mit ihm ins Wohnzimmer. Da steht der Pastor. Groß ist er, mit schneeweiß gelocktem Haar und einem gütigen, von der Sonne leicht gebräunten Gesicht. Der Mund hat jenen unverwechselbaren Ausdruck, der nur Lebenserfahrenen und Schicksalsgeprüften eigen ist. Die sanften graublauen Augen nehmen gefangen durch einen eindringlichen Glanz. 'Ja', denkt Peter, 'das ist Inges Vater. Wie anders hätte er auch aussehen können!' Er macht eine artige Verbeugung und sagt: "Herzlichen Dank, Herr Pastor, für die freundliche Einladung." Auch der Pastor verneigt sich, ganz leicht nur, aber begleitet von einem warmen Willkommensblick. In seinen Augen leuchtet so etwas



wie Erleichterung. ‘Das ist ja ein netter junger Mann’, denkt er. “Herzlich willkommen, Herr Doktor! Meine Tochter hat mir schon viel von Ihnen erzählt. Ich freue mich, daß ich Sie kennenlernen darf.” Die Stimme des Pastors ist angenehm, tief und tragend, wie die eines Baritons. Sie strahlt innere Harmonie aus und gedämpfte Ruhe.

Der Pastor geleitet den jungen Wissenschaftler durchs Wohnzimmer zu einer Sitzgruppe. Sie besteht aus einem runden Eichentisch und drei darum gruppierten dunkelbraunen Ledersesseln. “Bitte nehmen Sie Platz.”

“Danke.” Peter sieht sich um. “Sie haben ein sehr schönes Haus”, sagt er. “Und ein großes dazu.”

“Das ist nicht mein Haus. Das ist sozusagen meine Dienstwohnung. Aber ich wohne und wirke hier nun schon seit fünf- undzwanzig Jahren, und da habe auch ich das Gefühl, daß dies mein Haus ist. Meine Tochter und ich, wir leben hier bescheiden, aber wir sind sehr glücklich miteinander.”

Der Pastor ergreift einen alten, mit Schnitzereien verzierten Holzkasten und öffnet den Deckel: “Zigarre?”

“Nein danke, ich bin Pfeifenraucher.”

“Na”, schmunzelt der Pastor, “da können wir ja gemeinsam die Luft hier verpesten – jeder auf seine Weise.” Während er seine Zigarre beschneidet, befeuchtet und anzündet, stopft sich Peter eine Pfeife, holt das Feuerzeug hervor und pafft den Tabak in Glut. Blau-graue Rauchwolken quellen, breiten sich aus, steigen, sich drehend und umeinanderwindend, sich trennend und wieder vereinigend, hinauf zur Zimmerdecke.

“Sie sind Wissenschaftler”, beginnt der Pastor das Gespräch und legt seine Zigarre mit einer ruhigen, nahezu zelebrierenden Bewegung in die von ihm bevorzugte der drei Dellen seines Aschenbechers.

“Ja, Botaniker.”

“Womit beschäftigen Sie sich zur Zeit?”

Peter berichtet dem Pastor in großen Zügen über seine For-

schungsarbeiten. Das geht ihm leicht von der Zunge. Und während er nun redet – vielleicht etwas mehr und etwas eifriger, als das bei einem ersten Besuch schicklich wäre – ist er froh, auf diese Weise die Spannung, die ihn erfüllt, etwas abbauen zu können. Dann reden die beiden über Inges Germanistikstudium, sie studiert im dritten Semester, und schließlich spricht Peter über den Park, wie groß er ist und wie schön. “Und wie herrlich muß es sein, im Park wohnen und arbeiten zu können.”

“Ja”, nickt der Pastor, “das ist es.”

Inge kommt herein von der Küche. Rasch wandern ihre Augen von dem einen zum anderen. ‘Gott sei Dank!’ denkt sie, ‘bisher scheint alles in Ordnung zu sein.’ “Was trinken die Herren, was darf ich bringen?”

“Nichts”, antwortet der Pastor und zwinkert Peter zu. “Das ist meine Sache. Herr Doktor, was darf’s sein? Ich ...”

“Oh, bitte, Vater”, unterbricht Inge, “bitte sag Peter zu ihm. Herr Doktor, das klingt so fremd, so distanziert.”

Der Pastor sieht Peter an. Als der, nachdrücklich nickend, Zustimmung signalisiert, wiederholt er seine Frage. “Also Peter, was trinken Sie? Sherry, Wein oder Orangensaft?”

“Sherry, wenn ich darf.”

“Und du, Inge?”

“Wein.”

Der Pastor erhebt sich und geht in ein Nebenzimmer.

“Wie ist es gegangen?” flüstert Inge aufgeregt.

“Bis jetzt gut.” Peter sieht ihr an, wie sehr sie sich sorgt.

“Gott sei Dank! Ich hoffe, ich wünsche mir so sehr, daß es so bleibt!”

“Ich werde mir große Mühe geben, mein Ketzertum für mich zu behalten”, grinst Peter.

“Ach, du ...”

Peter streichelt Inges Arm. Sie beugt sich zu ihm hinunter. Die beiden küssen einander.

Klirren von Glas dringt zu ihnen herüber. Der Pastor han-

tiert mit Gläsern und Flaschen. Jetzt kommt er, ein Tablett vor sich hertragend, zurück. Peter erhebt sich. Zuerst reicht der Pastor ihm den Sherry, dann Inge den Wein. Er selbst hat sich auch ein Glas Sherry eingeschenkt.

“Zum Wohl ihr beiden!”

“Zum Wohl.”

“Auf einen guten Abend”, sagt der Pastor.

“Auf einen guten Abend”, antwortet Peter.

Die drei stoßen miteinander an. Nachdem jeder einen Schluck zu sich genommen hat, blickt der Pastor zuerst Peter an und dann Inge, hebt noch einmal kurz das Glas, nickt, und dann fragt er seine Tochter: “Na, wie weit bist du?”

“Bitte hab Geduld. Ich möchte heute alles besonders schön richten.”

Die beiden Männer machen es sich in den Ledersesseln bequem. “Wie wär’s mit einem Feuerchen?”, fragt der Pastor und weist mit dem Kopf zum Kamin.

“Sehr gern. Das ist so schön gemütlich.”

Der Pastor öffnet die Abzugsklappe, schiebt Zeitungspapier unter die sorgfältig geschichteten Holzscheite und entzündet es. Flammen züngeln. Rasch fangen trockene Zweige Feuer. Im Kamin beginnt es zu knistern und zu knacken, und schon bald strahlen flackernder Feuerschein und wohlige Wärme ins Wohnzimmer.

Der Pastor hat erneut in seinem Sessel Platz genommen. “Zum Wohl”, sagt er und hebt sein Glas.

“Zum Wohl.”

Schweigen. Langes, tiefes Schweigen.

## Intelligenz

Peter sucht nach einem Thema für den Einstieg in ein Gespräch. ‘Religion scheidet aus’, sagt er sich abermals. Wie könnte man auch ernsthaft mit einem Pastor über Religion

diskutieren? Jeder, der einem Dogma, ob nun in der Religion oder in der Politik, verpflichtet ist, fällt als Gesprächspartner für dessen Erörterung aus. In einer Diskussion muß man die eigene Auffassung zur Disposition stellen können, die Argumente des anderen ernst nehmen und, wenn sie Logik und Beweiskraft enthalten, auch akzeptieren. Oder man muß sie, ebenfalls mit Logik und Beweiskraft, widerlegen. Nur so kann ein Gespräch fruchtbar sein. Ein fruchtbares Gespräch aber kann niemand führen, der von vornherein mit einer festgefügten Meinung antritt. Solche Leute wollen nur belehren, missionieren.

Da kommt ihm der Pastor zu Hilfe: "In der vorigen Woche habe ich ein interessantes Buch gelesen. Der Autor erörtert das Verhalten der Tiere, stellt hier und da Vergleiche an zwischen Mensch und Tier, und dann spricht er auch einem Tier, jedenfalls einem höher entwickelten, Intelligenz zu. Was meinen Sie dazu als Ökologe?"

"Um nicht aneinander vorbeizureden, müssen wir uns zunächst einmal darüber einigen, was wir unter Intelligenz verstehen wollen."

Jedes Wort bedenkend sagt der Pastor langsam: "Für mich ist Intelligenz nicht so sehr eine einzelne Eigenschaft. Eher die Summe verschiedener Fähigkeiten, die im Resultat eine Bewältigung neuer Aufgaben und neuer Situationen ermöglichen."

Peter nickt.

"Intelligenz ist die Schwester der Kreativität", fährt der Pastor fort. "Sie ist die Voraussetzung für eine kritische Würdigung, Interpretation und Lösung von Problemen – wissenschaftlichen, religiösen, literarischen, sozialen, politischen."

"Vor allem der erste Teil Ihrer Definition hat meiner Ansicht nach unmittelbare Beziehung zu Ihrer Frage. Und dem kann ich voll zustimmen." Peter pafft. "Gehen wir also einmal davon aus, daß Intelligenz das Vermögen beinhaltet, neue Aufgaben, Anforderungen und Situationen zu bewältigen." Er sieht den Pastor an.

Der nickt.

“In diesem Sinne müssen wir Tieren zweifellos Intelligenz zubilligen. Denken Sie nur einmal an eine Katze, die zum erstenmal einen für sie neuen Raum betritt. Sie betrachtet, bewittert und betastet jeden Gegenstand. Sie nimmt alles für sie Neue ganz konzentriert – man kann sie dabei kaum ablenken – in sich auf. Ähnlich verhält sich die Katze in einem für sie neuen Revier in der freien Natur. Sie kundschaftet es genau aus. Und sie merkt sich mit großer Sorgfalt eine Fülle von Einzelheiten. So bewältigt sie die neue Aufgabe, sich in diesem Revier zurechtzufinden. Und sie stellt sich auf neue Situationen ein: neue Jagdmöglichkeiten, neue Fluchtmöglichkeiten, neue Versteckmöglichkeiten. Dieses Verhalten entspricht Ihrer Definition von Intelligenz.”

“Einverstanden.”

“Tiere müssen oft neue Aufgaben und Anforderungen bewältigen und sich auf neue Situationen einstellen. Bei einer Taube, zum Beispiel, ist der normale Fluchtabstand zum Menschen in freier Wildbahn vierzig, fünfzig Meter oder mehr. In der Stadt aber kann eine Taube oft nur von Speiseresten überleben, die von den Tischen eines Straßenrestaurants fallen. Auf einer belebten Straße laufen Tauben zwischen den Beinen der Menschen umher. Sie haben sich auf eine neue Situation eingestellt. Sie haben das Problem bewältigt, sich neue Nahrungsquellen zu erschließen und sich in einer Stadt einzurichten.”

Der Pastor nickt.

“Das sind nur zwei Beispiele tierischer Intelligenz und sicher nicht die eindrucksvollsten.”

“Sehr interessant und durchaus plausibel.”

Dann aber sagt Peter etwas, das den Pastor überrascht: “Bisher haben wir nur über Intelligenz gesprochen, die an ein Individuum gebunden ist.”

“Gewiß. Gibt es eine andere?”

“Meiner Ansicht nach ja. In der Evolution geschehen Ent-

wicklungen, die so kompliziert sind und in sich so logisch, so offensichtlich darauf ausgerichtet, neue Aufgaben zu bewältigen und neue Situationen zu berücksichtigen, daß ich hier von Intelligenz sprechen möchte – von einer überindividuellen, einer evolutiven Intelligenz. Das gilt nicht nur für Tiere, sondern auch für Pflanzen und für Mikroorganismen. Für mich ist Intelligenz eine grundsätzliche Eigenschaft der Natur.”

“Das ist neu für mich. Das müssen Sie mir bitte erläutern. Was verstehen Sie unter überindividueller Intelligenz?”

“Ein Beispiel ist die Wechselbeziehung zwischen unserer Fledermaus und ihrer Beute, Insekten. Aus paläontologischen Funden und Verhaltensstudien ergibt sich ein faszinierendes Bild von den Möglichkeiten der Fledermaus, im Laufe vieler Generationen neue Aufgaben, Anforderungen und Situationen zu bewältigen. Ursprünglich ein bodenlebendes Tier, hat sie in Hunderttausenden von Jahren einen Flugapparat ausgebildet, fliegen gelernt, und sich so eine Nahrungsnische im Luftraum erobert. Als Säugetier konnte sie nun, wie ein Vogel, Insekten nachstellen, die schon vor ihr fliegen gelernt hatten. In der Luft jedoch gab es Vögel, die ihr die Nahrung streitig machten, und auch einige, die sie als Beute nutzten. So mußte die Fledermaus in den Schutz der Dunkelheit ausweichen. Wie aber sollte sie in der Dunkelheit Insekten aufspüren und fangen? Auch diese neue Anforderung hat sie bewältigt: Sie hat, wie Sie vermutlich wissen, das Prinzip der Echoorientierung, das Sonar, erfunden – also eine Art Radar, aber ein viel besseres und viel feineres Radar, als wir Menschen es mit unserer Individualintelligenz Hunderttausende von Jahren später entwickelt haben. Die Fledermaustechnik können wir auch heute noch nicht nachbauen.”

Der Pastor wiegt den Kopf.

“Wie Sie vermutlich ebenfalls wissen”, fährt Peter fort, “sendet die Fledermaus hochfrequente Schreitöne aus, oberhalb

der Grenze menschlicher Wahrnehmungsmöglichkeit. Aus dem von Gegenständen ihrer Umgebung zurückgeworfenen und von der Fledermaus empfangenen Echo der Schreitöne konstruiert sie blitzschnell ein gehörtes Raumbild. Selbst wenn Hunderte von Fledermäusen gleichzeitig jagen, ist es nicht möglich, sie durch das Abspielen von Tonbändern mit ihren eigenen Stimmen, die dem Geschreikonzert hinzugefügt werden, zu verwirren. Eine phantastische Leistung und eine hochintelligente dazu!”

“Ja, ein Wunder der Natur. Ein Wunder der göttlichen Schöpfung.”

“Man kann das auch so sagen. Aber all das existierte ja nicht am Ende des letzten Tages der Schöpfung, als der Christengott laut Bibel sein Werk vollendet hatte. Es hat sich nachweislich über sehr lange Zeitspannen hinweg ereignet, im Verlauf eines ständigen Agierens und Reagierens der beteiligten Geschöpfe und unter dem Einfluß ihrer Umwelt. Und so etwas passiert auch heute noch, jeden Tag und immer wieder.”

Der Pastor legt Holz nach. Über die Schulter sagt er:

“Darüber ist viel diskutiert worden, auch in meiner Gemeinde. Die christliche Kirche behauptet heute nicht mehr, daß mit dem Ende der biblischen Schöpfungsgeschichte alles abgeschlossen war. Heutzutage wird das ursprüngliche Verständnis der Schöpfung in weiten Teilen den Erkenntnissen der Naturwissenschaften angepaßt. Es ist Raum in der christlichen Religion, auch für eine sich entwickelnde Natur.”

“Die christliche Schöpfungslehre hat sich erst unter dem Druck nicht mehr zu widerlegender Tatsachen zu einer Korrektur bequemt. Weitere Korrekturen werden folgen. Vermutlich aber auch in Zukunft immer erst mit erheblicher Verspätung.”

Der Pastor unterdrückt eine Entgegnung.

## Lebensprozeß

“Wie dem auch sei”, fährt Peter unbekümmert fort, “für mich manifestiert sich in der Entwicklung des Fledermaussonars eine grundsätzliche Form der Intelligenz. Eine überindividuelle, evolutive Intelligenz des Lebensprozesses selbst.”

“Was ist das, der Lebensprozeß?”

“Das ist ein Begriff, der meinen Vorstellungen entwachsen ist. Für die Natur spielt das Individuum eine untergeordnete Rolle, im Gegensatz zu unseren menschlichen Erfahrungen und Vorstellungen, bei denen ja alles von Individuen empfunden wird, alles von Individuen ausgeht.”

“Individuen sind die Basis allen Lebens.”

“Individuen sind kurzlebige Raum-Zeitgestalten, in denen sich der augenblickliche Status des Lebensprozesses manifestiert. Bildhaft ausgedrückt: Individuen sind die rasch vorübergehend aufflammenden Fackeln im langen, Milliarden von Jahren dauernden Fackelzug des Lebensprozesses.”

“Sie glauben nicht an ein Weiterleben von Individuen nach dem Tod?”

“Nein.”

“Was sagen Sie zu neuen Forschungsergebnissen, nach denen einfaches Leben, Bakteriensporen, über Hunderttausende von Jahren lebensfähig geblieben sind? Das ist doch keine rasch vorübergehend aufflammende Fackel. Oder?”

“Diese Befunde bedürfen der Überprüfung. Es muß nachgewiesen werden, daß es sich wirklich um so alte Sporen handelt und nicht um später dazugekommene.”

“Und wenn sich bei der Überprüfung herausstellen sollte, daß dieses Leben tatsächlich Hunderttausende von Jahren überdauern konnte?”

“Im Zustand latenten Lebens kann die Lebensuhr sehr, sehr langsam ticken, zum Beispiel in der Spore eines Bakteriums. Aber wenn die Uhr abgelaufen ist, bleibt sie stehen. Keine



Macht der Welt kann sie dazu bringen, weiterzulaufen. Die Uhr wird aufgezogen, wenn ein neues Individuum entsteht, sie tickt während seines Lebens, und sie kommt zum unwiderflichen Stillstand, wenn ihre Antriebskraft aufgebraucht ist. Die Einmaligkeit und die begrenzte Lebensspanne eines Individuums sind Grundvoraussetzungen für die Entwicklung des vielartigen Lebens, das wir auf der Erde vorfinden.”

“Und der Lebensprozeß?”

“Der Lebensprozeß umfaßt alle lebenden Arten. Davon sind der Wissenschaft gegenwärtig rund zwei Millionen bekannt. Und er umfaßt alle Kräfte, die das Entstehen, Reifen und Vergehen dieser Arten steuern. Keine der zwei Millionen Arten, auch nicht der Mensch, ist für sich allein lebensfähig. Irdisches Leben hat sich in Systemen verschiedener, koexistierender Arten entwickelt. Nur in diesen Systemen kann es sich erhalten. In den Kräften, die die Dynamik dieser Systeme steuern, liegt das wirkliche Wesen des Lebens.”

“Einen Augenblick!”, ruft der Pastor und erhebt die Hand, “wo bleibt denn da der Herr Darwin mit seiner auf Individuen basierenden Variation und Selektion?”

“Im Individuum entwirft und testet der Lebensprozeß neue Strukturen und Funktionen. Hier würfelt er im Wirkungsfeld von Konkurrenz, Ressourcenknappheit, Anpassung und Auslese um die Entstehung und Weiterentwicklung neuer Arten, um Ausdruck und Richtung seiner Gestaltungsmöglichkeiten unter den jeweils gegebenen Bedingungen.”

Peter klopft seine Pfeife aus im Aschenbecher und legt sie auf einen kleinen Teller, der auf dem Eichentisch steht. “Darwin hat nachgewiesen, daß eine Evolution im Reich des Lebendigen stattfindet und daß Individuen, die besser angepaßt sind, eine größere Chance haben, sich zu vermehren. Seine sorgfältigen und umfangreichen Beobachtungen hat Darwin zu erklären versucht durch die Annahme zufallsbedingter Variationen und einer Begünstigung der vorteilhafteren Form im Existenzkampf. Seine Theorien haben das Denken der

Naturwissenschaftler in starkem Maße beeinflußt und nachhaltig befruchtet.“

“Und? Was kritisieren Sie?”

“Es gibt zu vieles, das Darwins Theorien nicht zu erklären vermögen. Ich bin zu der Ansicht gelangt, daß Darwins Vorstellungen nur Randaspekte der Entwicklung des Lebens beleuchten. Darwin hat dem Zufall und dem von uns unmittelbar Erlebbar zu viel Bedeutung beigemessen. Meiner Ansicht nach geht der Darwinismus an Wesentlichem vorbei.“

“Was ist denn Ihrer Ansicht nach das Wesentliche?”

“Für mich liegt das Wesentliche in den universumweiten Reifungs- und Ausfächerungsvorgängen. Im Verlauf von Milliarden von Jahren bestimmen sie die sich wandelnden Formen der Materie. Sie steuern alle Entwicklungen des Leblosen und des Lebenden. Individuen und Arten sind ein Teil der für uns sichtbar werdenden Wirkungen dieser Grundvorgänge. Machtvoll und unaufhaltsam drängen sie vorwärts, immer nur vorwärts, einem uns nicht bekannten Ziel entgegen. Immer wieder erzwingen sie neue, miteinander in vielfältiger Weise verflochtene, sich gegenseitig beeinflussende, nur vorübergehend ausbalancierte Fließgleichgewichte. Ein ewiger Strom von Aufbau, Umbau und Abbau, von Erhaltung und Veränderung, von Schöpfung und Vernichtung.“

“Und wohin soll das führen? Ich meine in bezug auf die Evolution des Lebendigen?”

“Zu einer sich fortschreibenden Differenzierung und Diversifikation. Die Entstehung neuer Arten ist ein Teilaspekt dieses umfassenden Ganzen.“

“Ich sehe da keine Ordnungsprinzipien.“

“Ein stärkeres Energiesystem entzieht einem schwächeren Energie. Aber ein und dasselbe System kann immer nur eine begrenzte Menge an Energie, Informationen und Strategien in sich aufnehmen. Das Anreichern von Energie, das Festschreiben von Bewährtem und das Ausprobieren und Anwenden von Neuem sind in ein und demselben System zeitlich

und räumlich nur begrenzt vereinbar. Sobald ein bestimmtes Ausmaß an Systembefruchtung überschritten wird, muß es zur Abspaltung, also zur Bildung eines neuen Systems kommen. Überfrachtung mit Strukturen, Funktionen und Programmen führt nicht zu weiterem Gewinn an Ausfächerungspotential, sondern zu Destabilisierung. Daraus erwächst die entscheidende Triebfeder für die Entstehung und Entfaltung neuer Energie-Materie-Konstellationen, also auch neuer Arten. Wenn Stabilität verlorengelht, kann die Entstehung eines neuen Systems, einer neuen Lebensform, sich schnell vollziehen. So können auch große Veränderungen in der Evolution sozusagen im Sprung stattfinden.“

“Eine für mich fremde, aber faszinierende Perspektive. Wie soll das im einzelnen funktionieren?“

“Eine Art besitzt einen gemeinsamen Eigenschaftspool. Der ist das Ergebnis evolutiver Kräfte. Im Laufe der Zeit können Veränderungen in den evolutiv wirksamen Faktoren zu einer Destabilisierung der Harmonie innerhalb des Pools führen und damit zu einer Tendenz zum Ausgliedern. Abgetrenntes strebt nach eigener Stabilität. So entsteht ein neues System. Das geht sofort auf Distanz, um seine Identität nicht wieder zu verlieren. Der Zwang zur ausfächernden Diversifikation, die Dynamik zwischen Einbindung und Abtrennung, zwischen Nähe und Distanz, zwischen Anziehung und Abstoßung, das sind die Grundkräfte der Natur.“

Nachdenklich zieht der Pastor an seiner Zigarre. “Wie sollen neue Eigenschaften festgeschrieben und wie weitergegeben werden? Das geht doch nach allem, was die Biologen bisher an Wissen zutage gefördert haben, nur durch an Individuen gebundene Chromosomen, von Eltern auf Kinder.“

“Die Beschaffung, Auswertung, Speicherung und Weitergabe von Informationen ist von zentraler Bedeutung für den Ausfächerungsplan lebender Materie. Ich vermute, daß die Natur dafür verschiedene, auch uns noch verborgen gebliebene Mechanismen ausgebildet hat.“

“Genetische Informationen wandern nicht nur von Eltern zu Kindern?”

“Dieser vertikale Wanderweg ist der effektivste und häufigste, aber nicht der einzige. Genetische Informationen wandern auch horizontal zwischen verwandten, ja selbst zwischen nicht verwandten Organismen.”

“Wie?”

“Die Wissenschaft ist zur Zeit dabei, diese Dinge zu erforschen. Ein Weg ist bereits erkennbar: Transfer vererbbarer Information durch extrachromosomale, dynamische und relativ autonome DNA Moleküle. Mit ihrer Hilfe können sich in einer Mikrobenpopulation medikamenten-resistente Eigenschaften rasch horizontal ausbreiten. Ich vermute, daß Querfeldein-Austausch genetischer Elemente in der Evolution von Bedeutung sein kann.”

“Wie soll sie funktionieren, die horizontale Weitergabe von Erbinformationen?”

“Es gibt wandernde Erbinformationen, die durch bestimmte Mikroorganismen in die Zellen artfremder Lebewesen eingeschleust und dort in das genetische Programm eingebaut werden können.”

“Das verstehe ich nicht.”

“Überall da, wo Trägereinheiten wandernden genetischen Materials direkten Kontakt herstellen mit Wirtszellen – durch Fusion, Plasmabrücken, verbindende Proteinfilamente – könnte dieses Material von der Zelle eines Organismus in die Zelle eines anderen Organismus hinüberwandern. Die zur Zeit viel diskutierte Gentechnik und den Gentransfer haben nicht die Menschen in die Welt gebracht. So etwas existiert seit langem in der Natur.”

“Das würde Herrn Darwin aber doch wohl sehr beunruhigen.”

“Möglich.” Peter nickt vergnügt. “Extrachromosomaler Erbinformationsfluß könnte eine Funktion haben in der langfristigen Gestaltung, Harmonisierung und Ausfächerung von

zwischenartlichen Beziehungen.”

“Für einen Laien ist es nicht ganz einfach, Ihnen zu folgen. Ist das Erforschen derartiger Dinge nicht sehr schwierig? Übersteigt das nicht die Grenzen menschlicher Möglichkeiten – das dem Menschen von Gott Gegebene?”

“Naturwissenschaft erforscht von Menschenhirnen erfahrbare, überprüfbare und reproduzierbare Zusammenhänge. Dabei späht sie immer nur durchs Schlüsselloch. Die Tür zu wirklich umfassender Erkenntnis bleibt ihr verschlossen.” Peter umfaßt sein bärtiges Kinn und sagt, vor sich hin nickend: “Und wenn wir denn die Tür öffnen könnten, so würden wir nichts sehen.”

“Warum nicht?”

“Weil all das wirklich Wesentliche, das unserere Welt gebiert und steuert, für uns Menschen unsichtbar ist und unerkennbar.”

Der Pastor signalisiert Zustimmung. Das sieht er genauso: “Bis hieher sollst du kommen, sagt der Herr zu Hiob und nicht weiter; hie sollen sich legen deine stolzen Wellen!”

Nachdenklich nickt Peter.

“Die Wissenschaft ist also kurzsichtig?”

“Ja.”

“Würden Sie dann auch zugeben, daß die Wissenschaft auf einem Auge blind ist?”

“Ja. Für mich sind die Ordnungsprinzipien, nach denen das Universum entsteht, reift und wieder vergeht, komplexer, wenn Sie so wollen geheimnisvoller, als es die Naturwissenschaft annimmt. Die Wissenschaft kann nicht ausschließen, daß Ordnungskräfte im Universum wirksam sind, von denen wir noch nicht die geringste Vorstellung haben. Wie gesagt: Im Bereich des Lebendigen fasse ich die entscheidenden hypothetischen Wirkungskräfte zusammen in dem Begriff ‘Lebensprozeß’.”

“Und da”, sagt der Pastor und schmunzelt, “sind wir wieder gelangt bei ihrem Wunderkind.”

“Ja. Ich vermute, daß der Lebensprozeß das Urprogramm enthält, das der Entstehung, Entfaltung, Reifung und Vernichtung des Lebens zugrundeliegt. Und daß in ihm auch die Basis ruht für die überindividuelle Intelligenz.”

“Was für eine Form von Intelligenz meinen Sie jetzt?”

“Ich meine Intelligenz wie wir sie vorhin definiert haben: die Fähigkeit, neue Aufgaben, Anforderungen und Situationen zu meistern.”

Peter fährt mit den Fingerspitzen tastend im Bart herum. “Soweit ich sehe, sind diese Vorstellungen von der Wissenschaft bisher so nicht geäußert worden. Das ist Neuland. Das alles beschäftigt mich erst seit kurzem. Bitte nehmen Sie diese Dinge daher als das, was sie sind: meine Hypothesen.”

Der Pastor nickt.

“Das im Lebensprozeß enthaltene Organisationskonzept ist meiner Ansicht nach Teil der Gesamtorganisation des Universums. Es ist so umfassend, daß es bereits alle grundsätzlichen Konstruktionen und Funktionen der sich in Milliarden von Jahren entfaltenden Natur in sich trägt. Etwa so, wie in einer befruchteten Eizelle bereits das gesamte Grundprogramm des sich aus ihr entwickelnden Organismus enthalten ist. Die Entstehung und Ausfächerung von Arten ist ein Teil dieses Ganzen.”

Der Pastor zieht an seiner Zigarre und legt sie dann nachdenklich in den Aschenbecher. Langsam spitzt er den Mund, schiebt die Unterlippe vor und senkt den Kopf. So verharrt er eine Weile. Dann macht er ein langgezogenes “Hmmm”, hebt den Kopf und sieht den jungen Wissenschaftler fragend an: “Ihr Lebensprozeß, ist das etwas Materielles, etwas gegenständlich Faßbares?”

“Nein.”

“Könnte man dann sagen, der Lebensprozeß sei eine Idee?”

“In gewisser Weise schon. Aber eine Idee im Sinne von elementarem Wesensinhalt, nicht im Sinne eines menschlichen

Denkvorganges.”

“Dann ist Ihr Lebensprozeß vielleicht eine Entsprechung göttlicher Schöpfung?”

Peter wiegt den Kopf und überlegt. Dann sagt er langsam: “Ja, das könnte man vielleicht so sagen.” Und er denkt: ‘Aber nicht mit Bezug auf Ihren menschenähnlichen Christengott, sondern mit Bezug auf ein allen Dingen und allen Vorgängen im Universum innewohnendes Organisationsprinzip, mit Bezug auf das, was für mich Gott ist.’

Der Pastor streckt mechanisch, wie im Traum, seinen Arm aus und holt sich langsam seine Zigarre zurück aus dem Aschenbecher. Seine Gedanken sind jetzt ganz absorbiert von dieser Diskussion, die ihn in zunehmendem Maße gefangen nimmt. Er zieht an seiner Zigarre.

## Ökosysteme

Der Pastor überlegt. “Diese Systeme koexistierender Arten, die Sie vorhin erwähnt haben, woraus bestehen die?”

“Diese Lebenssysteme, die Wissenschaft nennt sie Ökosysteme, bestehen aus lebloser Umwelt und verschiedenartigen Lebensformen. Die Teile eines Ökosystems sind vielschichtig miteinander vernetzt und verwoben. Sie beeinflussen sich gegenseitig. Die beteiligten Geschöpfe reagieren miteinander und gegeneinander, und sie nutzen einander als Quelle für Energie und Material. Durch Austausch-, Durchfluß- und Regulationsprozesse werden sie lebenserhaltend aneinander gekoppelt und mit ihrer Umwelt fest verknüpft – eine Schicksalsgemeinschaft.”

“Eine Schicksalsgemeinschaft?“, wundert sich der Pastor.

“Ja. Man könnte sogar sagen ein Überorganismus. Dessen Teile verbinden und koordinieren gemeinsame Entwicklungen und gemeinsame Muster rezirkulierender Materie und durchfließender Energie.”

“Wo gibt es denn solche Überorganismen?”

“Hier. Der Park ist so ein Überorganismus.”

“Das habe ich bisher nicht so gesehen.” Der Pastor ist überrascht. Aufkeimende Skepsis ringt mit dem festen Vorsatz, eine faire Diskussion zu führen.

“Die Grenzen zwischen Ökosystemen sind nicht scharf. Der wissenschaftliche Ökologe bestimmt sie anhand der Systemstrukturen und Systemfunktionen. Die Strukturen, das sind die beteiligten Arten und die Eigenschaften der Umwelt, also des Lebensraumes. Die Funktionen, das sind die Stoffwechselprozesse, also die Art und Intensität der Energieflüsse und des Austauschens und Verwandeln von Material. Die von der Wissenschaft auf diese Weise erkannten und untersuchten Systeme sind ihrerseits wiederum Komponenten größerer Systeme. Das ist nach oben hin offen. Man kann die ganze Erde als ein verwobenes System aus Lebendem und Leblosem ansehen.”

Peter überlegt. Dann sagt er: “Lebenssysteme sind sehr anpassungs- und widerstandsfähig.”

“Sooo? Gerade heute habe ich gelesen, daß die Nordsee stirbt. Nach Ihrer Definition doch auch ein Lebenssystem, oder?”

“Ja.”

“Es hieß in dem Bericht, daß bald alles Leben in der Nordsee erloschen sein wird, daß das Wasser der Nordsee bald keinerlei Leben mehr enthalten wird, jedenfalls dann nicht, wenn wir so weitermachen wie bisher.”

“Das ist Unsinn. Selbst wenn alles höhere Leben – Seehunde, Vögel, Fische – sterben sollte, das Leben in der Nordsee würde weitergehen. Anderes Leben, ja, und auch ein anderes, verarmtes Lebenssystem. Aber die Nordsee würde nicht sterben, nicht ohne Leben sein.”

“Wie können Sie da so sicher sein?”

“Wissen Sie, wie schwierig es ist, das Leben in auch nur einem einzigen Liter Nordseewasser zu vernichten?”



“Nein.”

“Dazu müßten Sie diesen einen Liter auf 120 Grad erhitzen und gleichzeitig erhöhten Drücken aussetzen, und das mehrere Male nacheinander. Aber selbst dann könnten Sie nicht völlig sicher sein, daß wirklich alles Leben in diesem einen Liter Nordseewasser ausgelöscht ist.”

“Das ist dann aber doch wohl ein sehr primitives Leben.”

Peter wiegt den Kopf. “Ich würde eher von einem weniger eigenschaftsreichen oder weniger komplexen Leben sprechen. Primitiv ist eine derartig fabelhafte Überlebensleistung nicht.”

Mit der Hand fächelt der Pastor Rauch beiseite.

“Auf jeden Fall sind die Menschen nicht dazu in der Lage, das Leben in der Nordsee auszulöschen, ebenso wenig wie das Leben in anderen Teilen der Erde – und schon gar nicht den Lebensprozeß selber.”

Der Pastor will etwas erwidern.

Aber da sagt Peter auch schon: “Selbst diese zweifellos größten Bösewichte auf Erden schaffen das nicht. Mit all ihrem egoistischen Unverstand nicht und nicht mit all ihren Giften und Bomben. Aber die Menschen können gewaltigen Schaden anrichten, einen großen Teil der Schöpfung unwiderbringlich zerstören. Und da sind sie ja auch schon kräftig dabei. Viel ausgereiftes Leben können sie vernichten, sich selber eingeschlossen. Doch nach dem Verschwinden der Menschen wird der Lebensprozeß damit beginnen, sich zu regenerieren und zu reorganisieren. Allmählich wird er auch wieder komplexe Lebensformen ausbilden. Das könnte Hunderte von Millionen von Jahren dauern. Vielleicht würde die insgesamt noch zur Verfügung stehende Zeit – die Erde wird vermutlich höchstens noch einige Milliarden Jahre Leben tragen können – nicht ausreichen, um Lebenssysteme von der Ausgefächertheit, Ausgewogenheit und Formenfülle zu entwickeln, wie wir sie heute erleben dürfen.”

Der Pastor sieht nach dem Feuer.

“In den Steuerungskräften der Lebenssysteme”, fährt Peter fort, nachdem der Pastor wieder in seinem Sessel Platz genommen hat, “liegt der Schlüssel für ein vertieftes Verständnis des Lebens auf der Erde. Die einzelne Art und das einzelne Individuum sind für die Natur unwichtig.”

“Wie kommen Sie zu dieser Ansicht?”

“Die Natur geht sehr verschwenderisch mit ihnen um. In jeder Woche entstehen und vergehen Arten und in jeder Sekunde Trillionen von Individuen. Bei einem einzigen Fortpflanzungsgeschehen produziert ein einziger Baum, oder ein Fisch, Hunderttausende von Individuen, andere Geschöpfe sogar viele Millionen. Statistisch gesehen überleben davon bis zur Geschlechtsreife maximal eins oder zwei. Alle anderen Individuen verheizt die Natur als Betriebsstoff für den Lebensprozeß oder benutzt sie als Versuchskaninchen für das Ausprobieren zukünftiger Entwicklungsmöglichkeiten.”

Der Pastor schüttelt den Kopf: “Wenn das wirklich so stimmen würde, wie Sie es darstellen, warum dann überhaupt Individuen? Warum könnten die Lebenssysteme dann nicht aus einer formlosen Masse lebenden Materials bestehen?”

“Die Lebenssysteme benötigen Individuen, also räumlich und zeitlich eng begrenzte Gestalten, weil sie in ihnen Energie und Materie aufnehmen und vorübergehend speichern, weil sie in ihnen Einzelheiten ihrer Informationen und Programme unterbringen und wirksam werden lassen können und weil Arten in ihnen zu evolvieren vermögen. Nur in eng begrenzten Raum-Zeit-Gestalten kann die für das Ausfächern organischen Lebens erforderliche Vielfalt entstehen. Geburt, Ernährung, Reifung, Fortpflanzung, Tod und Zerfall von Individuen, das sind die Zahnräder, mit denen die ständig durchs System fließende Energie den Motor des Lebensprozesses betreibt.”

“Und was bewirkt das alles?”

“Kanalisiertes Fließen von Energie und mustergebundenes

Rezirkulieren von Materie. So steuert die Natur die Reifung und Ausfächerung ihrer Erscheinungsformen.”

“Offenbar ist für Sie auch ein Bakterium ein Individuum. Oder eine Amoebe.”

“Einzeller sind die eigentlichen Individuen, sozusagen die Urindividuen. Vielzeller repräsentieren eine spätere Entwicklungsstufe, in der sich Zellindividuen zu einem Verband zusammengeschlossen haben. So wurde eine Arbeitsteilung unter den Zellindividuen möglich. Die Verbände von Zellindividuen waren ökologisch sehr erfolgreich. Heute dominieren sie unsere Vorstellungswelt in einem solchen Ausmaß, daß wir sie – fälschlicherweise – für die eigentlichen Individuen halten.”

Der Pastor schüttelt den Kopf. Das widerspricht all seinem Denken und Empfinden.

“Der Aufbau ausgewogener Wechselbeziehungen zwischen einzelligen und vielzelligen Lebensformen führte zu der Natur, die wir heute erleben.”

## Kartoffel

Peter überlegt. Dann sagt er: “Die Grenze zwischen Individuum und Lebenssystem ist nicht scharf. Weder bei einzelligen noch bei vielzelligen Lebensformen. Und auch zwischen Individuum und Umwelt gibt es keine scharfe Grenze.”

“Aber damit wollen Sie doch wohl nicht sagen, daß man nicht exakt unterscheiden kann, wo ich aufhöre und wo dieser Eichentisch anfängt!” Der Pastor schmunzelt. Das ist ihm denn doch ein bißchen zu sehr an den Haaren herbeigezogen.

“Selbst dabei gibt es Unschärfen.”

“Oho!”

“Bitte lassen Sie mich versuchen, das, was ich meine, an einem Beispiel zu erläutern. Wir werden bald zu Abend essen.”

“Ich hoffe.”

“Das Essen, das dann auf Ihrem Teller sein wird, sagen wir mal eine Kartoffel, ist ebenso exakt von Ihnen zu unterscheiden wie dieser Eichentisch.”

“Auch das hoffe ich”, lacht der Pastor, erhebt sich und legt zwei Holzscheite auf das müde gewordene Kaminfeuer.

“Wenn Sie nun die Kartoffel in den Mund nehmen, so ist das noch immer eine Kartoffel im Munde des Herrn Pastor. Jetzt zerkaugen Sie die Kartoffel und schlucken sie hinunter. Die Kartoffel ist in Ihrem Magen. Und schon wird die Unterscheidung schwierig. Kein Mensch würde sagen, da sitzt der Herr Pastor mit einer Kartoffel im Magen. Aber nun geht es weiter. Die Kartoffel wird verdaut. Schon bald tauchen Komponenten von ihr in äußerlich veränderter Form in Ihrem Blut auf und werden schließlich in Ihre Zellen eingebaut, sie werden Bestandteil Ihres Körpers. Die Kartoffel ist zum Pastor geworden!”

Beide lachen.

“Und irgendwann wird das, was einmal die Kartoffel war, Ihren Körper auch wieder verlassen. Wie jeder andere Organismus, so nimmt auch der Mensch ständig Umwelt in sich auf – Nahrung, Mineralien, Flüssigkeit, Luft – und gibt all das wieder an die Umwelt zurück. Die Umwelt, lebende und leblose, fließt immerfort durch Lebewesen hindurch. Auch im Holz dieses Eichentisches befindet sich Materie, die früher einmal Teil anderer lebender Strukturen gewesen ist, vermutlich auch menschlicher Körper. Und die Materie, die zur Zeit im Holz dieses Tisches gebunden ist, wird irgendwann einmal wieder frei werden und am Aufbau anderer Strukturen beteiligt sein. Wo ist da die exakte Grenze zwischen Leben und Umwelt? Zwischen Individuum und Lebenssystem?” Ganz in Gedanken eingetaucht schüttelt Peter langsam den Kopf. “Es gibt keine scharfe Grenze.”

Beide schweigen.

Nach einer Weile sagt Peter: “Auch in den Wirkungsbeziehungen zwischen Mensch und Umwelt gibt es keine klare

Grenze. Die Auswirkungen der Aktivitäten menschlicher Gesellschaften reichen weit in die Umwelt hinein, bis in die tiefsten Tiefen der Ozeane und bis in die höchsten Höhen der Stratosphäre, ja bis weit hinaus in den Weltraum. Und von überall dort wirkt Umwelt zurück auf den Menschen.”

“Interessant und in vieler Hinsicht neu für mich. Ich muß darüber nachdenken. Im Ganzen aber kann ich nur wiederholen, was ich vorhin bereits angedeutet habe: Wir begreifen eben erst sehr langsam und mit großem Forschungsaufwand, wie kompliziert die Welt wirklich ist und wie großartig ... die Welt, die Gott erschaffen hat.”

“Ja Gott, aber was ist das?”

## Abendessen

Ein rasselnd quietschendes Geräusch läßt Peter auffahren. Inge öffnet die Schiebetür zum Eßzimmer. Und nun steht sie vor dem mit Sorgfalt und Liebe hergerichteten Eßtisch, im langen weißen Abendkleid. Wie die Prinzessin aus einem Märchen. Ihre blonden Haare fließen weit herab auf ihre nackten Schultern. Links in den Haaren steckt, als wäre sie dort gewachsen, eine der roten Rosen, die Peter ihr überreicht hatte. Ein überirdisch schönes Bild. Die beiden Männer sind bewegt. Inge macht einen Knicks und sagt mit strahlendem Lächeln: “Darf ich bitten, meine Herren. Es ist angerichtet.”

Auf dem mit weißem Tuch bedeckten Tisch steht formschönes Geschirr, weiß mit dunkelrotem Rand, auf Sets, die im Farbton dazu passen. Daneben liegen weiße, kunstvoll gefaltete Servietten und mattleuchtendes Tafelsilber. Links und rechts auf dem Tisch stecken, in silbernen Haltern mit viereckigen geriffelten Füßen, je zwei große rote, brennende Kerzen, und in der Mitte des Tisches prangt, alles überstrahlend, eine weiße Vase mit Peters roten Rosen. Alles in allem: eine wahre Augenweide.

Als die drei am Tisch stehen, weist der Pastor einladend auf einen Stuhl und lächelt Peter an. Der macht eine Verbeugung und schickt sich an, Platz zu nehmen. Doch da streckt sich ihm, von links und von rechts, eine Hand entgegen. Er ergreift die Hände, und auch Vater und Tochter reichen einander die Hand. Nachdem auf diese Weise der Kreis geschlossen ist, sagen Vater und Tochter, die Arme leicht auf und ab schwingend:

*“Komm, Herr Jesu Christ, sei unser Gast  
und segne, was Du uns bescheret hast.”*

Dann nehmen sie Platz. Der Pastor läßt sich zuerst Peters, dann Inges Teller reichen und füllt Suppe ein. Eine Pilzsuppe. Während des Essens wird nicht gesprochen. Nach der Suppe gibt es Karpfen blau mit grünen Salaten aus dem eigenen Garten. Und zum Abschluß serviert die Hausfrau Schokoladenmousse mit Schlagsahne. Peter schmeckt das Essen vorzüglich. Er macht Inge ein Kompliment. Die lacht und freut sich darüber.

Nun reichen die drei sich abermals die Hände, und Vater und Tochter sprechen ein Dankgebet.

Eigentlich hatte Peter beabsichtigt, die Diskussion nach dem Essen fortzusetzen. Er wollte ein zweites Beispiel für überindividuelle Intelligenz anführen, aus dem Reich der sozialen Insekten. Und anhand eines dritten Beispiels wollte er erläutern, daß selbst Viren evolutive Intelligenz besitzen. Ja, Viren, diese Zwischengestalten zwischen toter und lebender Materie, diese Bündel nackter Moleküle ohne eigene Atmung, Nahrungsaufnahme und Energieproduktion. Wie, wenn nicht Intelligenz, sollte man es nennen, wenn Viren sich auf die geschickteste Art und Weise Zugang zu verschaffen wissen zu den riesigen Materie- und Energievorräten, die sich in lebenden Körpern befinden. Wie sonst

sollte man es nennen, wenn Viren nach dem Eindringen in den Körper komplizierte, vielschichtige Abwehrbarrieren unterlaufen, wenn sie ganze Armeen von Polizeizellen hinters Licht führen. Einige setzen sich chemische Tarnkappen auf, machen sich für die Abwehrzellen unsichtbar, andere signalisieren ihnen hinterhältig: 'keine Angst, ich bin nicht fremd, ich bin einer von euch', und beschwichtigen und lähmen so deren Verteidigungsreaktionen. Aber nicht genug damit. Sie dringen ein in die Fabrikhallen der Zellen, verfälschen hier die Produktionsanweisungen und zwingen die Zellmaschinerie, statt körpereigener Substanz Virensubstanz zu produzieren. Aber immer noch nicht genug damit: Wenn der so getäuschte Körper das merkt und Gegenmaßnahmen einleitet, oder wenn das Individual-Intelligenz-gesteuerte Gesundheitswesen seine grobschlächtigen Kanonen auffährt – was macht das Virus dann? Es 'nimmt dies zur Kenntnis' und beginnt damit, sich entsprechend zu verändern. Es fährt ganz einfach fort, die Körperabwehr und ganze Armadas von Forschungslaboratorien der selbsternannten Krone der Schöpfung an der Nase herum zu führen. Wenn das nicht genial ist!

Aber die Stimmung, in die sich dieser schöne Abend im Pastorenhaus hineinentwickelt, gebietet Peter zu schweigen.

## Nachtmusik

Nachdem Inge mit viel Gerassel und Gequietsche die Schiebetür zum Eßzimmer wieder geschlossen hat, bringt sie ein Notenpult herbei und einen Geigenkasten. Der Pastor packt seine Violine aus und reibt die Haare des Bogens mit Koloophonium ein. Seine Geige unter dem Arm, geht er hinüber zum Klavier, öffnet den Deckel, schlägt mit dem Zeigefinger

zweimal den Kammerton A an und stimmt mit Sorgfalt sein Instrument. Derweil plaziert Inge drei fünfarmige Kerzenständer aus blitzendem Messing so, wie sie dies offenbar schon seit Jahren tut. Sie entzündet die Kerzen. Dann schaltet sie das elektrische Licht aus.

Vater und Tochter wechseln, kaum hörbar, ein paar Worte. Daraufhin holt Inge Noten aus einem Schrank und verteilt sie auf Geigenpult und Klaviernotenhalter. Dann nimmt sie am Klavier Platz.

Der Pastor ordnet die Noten auf seinem Pult, legt ein weißes Tuch auf den Kinnhalter seiner Geige und hebt diese an ihren Platz. Dann blickt er hinüber zu seiner Tochter und gibt, energisch mit dem Kopf nickend, das Zeichen zum Musikbeginn.

Schon der erste, kräftige Ton von Mozarts 'Eine Kleine Nachtmusik' verwandelt das Wohnzimmer des Pastorenhauses in einen Konzertsaal.

Nahe am Klavier hängt ein großes Ölbild. Es wird von einem der drei Kerzenständer beleuchtet. Eine wunderschöne Frau. Sofort erkennt Peter: das ist Inges Mutter. Schon mehrfach hatte Inge ihm von ihr erzählt, auch daß sie kurz nach ihrer Geburt gestorben ist, und daß ihr Vater diesen furchtbaren Verlust bis heute nicht verwunden hat.

Die Kleine Nachtmusik, so hingebungsvoll musiziert, und die wunderbare Szene vor ihm nehmen Peter ganz und gar gefangen. Sanft flackernder Kerzenschein taucht die beiden Musizierenden und das Bild der Mutter in einen traumhaften Tanz von Licht und Schatten: eine auf zauberhafte Weise wiedervereinte Familie.

Nachdenklich betrachtet Peter den Pastor. Wie er unter der Wirkung der Musik Mozarts das weißgelockte Haupt hin und her bewegt, wie seine ganze Gestalt der Musik folgt, sie aufnimmt und reflektiert. Und Inge, seine geliebte Inge, sie musiziert so völlig den Tönen hingegen und dabei so graziös und anmutig, daß ihn das bewegt bis in sein Innerstes. 'Schade', denkt Peter, 'daß ich mein ohnehin reichlich spät begon-



nenes Geigenspiel wieder aufgegeben habe. Wir drei hätten ein wunderbares Trio abgeben können.'

Dem eher etwas steifen, zu sehr von der Wissenschaft erfüllten Botaniker dringt der Zauber dieses Abends tief ins Herz. Einen derartigen Ausbruch seiner Gefühle hat er noch niemals erlebt. Erschüttert erfährt er nie gekannte Emotionen. Langsam neigt er den Kopf. Zögernd zuerst und kaum wahrnehmbar, werden seine Augen feucht. Dann glitzert es. Eine Träne quillt. Langsam rollt sie über die Wange in den Bart. Ihr folgt eine zweite, eine dritte ...

'Mein Gott', denkt er, 'was für Menschen! Wie nahe müssen sie einander sein und wie nahe ihrem Schöpfer. Hier hat der gemeinsame Glaube wirklich ein Wunder vollbracht! Hier hat er Zuneigung und Liebe veredelt, vergoldet.' Und dann denkt er: 'Und wenn der Glaube nichts anderes vermöchte, er hätte bereits dadurch seine Berechtigung bewiesen.'

Und zum erstenmal in seinem Forscherleben kommen ihm Bedenken ... Bedenken, daß seine nur von wissenschaftlicher Erkenntnis, nur von Logik, nur von Wahrheitssuche bestimmte und geformte Welt so ganz allein für sich Bestand haben kann. Bedenken, ob seine Welt dem Menschen gerecht zu werden vermag.

Mitten in den zweiten Satz der Kleinen Nachtmusik hinein hört er sich plötzlich flüstern, ganz leise: "Nein. Wissenschaft allein, das ist nicht genug."



# IM SOMMER

## 1 EINMALEINS

*Sie haben einander erkannt*

### Einweisung

Es ist Nacht. Der Festmacher inspiziert sein Revier.

Schon eine geschlagene Stunde schleicht und schlängelt er umher. Erfolglos. Ärgerlich zerrt er die Schiffermütze in die Stirn: 'Wieder nix los.'

Scharf biegt er ab nach rechts. Verbissen beginnt er die nächste Runde. Er muß heut unbedingt was haben! Mit lautlosen Schritten überprüft er die Bänke an einem schmalen dunklen Pfad. Da kommt ihm aus der Finsternis ein kleiner Mann entgegen – mit einer sehr großen, schwarzen Schiffermütze.

“Du dickes Ei. Der Fiedler! Und mit'm zünftign Deckel!!”

Dem Maler ist das gar nicht recht. Obwohl heute noch nicht wieder Mittwoch ist, hat es ihn in den Park getrieben. Während einer Fahrt durch die Stadt war er einer plötzlichen Eingebung gefolgt und hatte die Richtung geändert. Noch bevor er es so recht wußte, war er am Park. Rasch hatte er seinen Wagen geparkt, mit der Linken die langen Haare hochgeschoben und mit der Rechten die neuerworbene, um drei Nummern zu große Schiffermütze darübergestülpt. Dann hatte er seine Jacke gegen eine andere aus dem Kofferraum ausgetauscht. Ängstlich glitten die Augen nach links und dann nach rechts. Die Straße war leer. Da war er mit rasendem Herzen eingetaucht ins Blättermeer. Gierig hat ihn der dunkle Park verschluckt.

Wie ein Nachtwandler, gesteuert vom Instinkt, fand der Bucklige zu einem alten Haus, direkt neben der Kirche. Durch

Gardinen hindurch konnte er im oberen Stockwerk ein Mädchen erkennen. Die Deckenlampe ließ ihre langen blonden Haare aufleuchten. Wie ein Magnet zog das Mädchen den Maler an. Augenblicklich brachte die vom Tüll der Gardinen geheimnisvoll verhüllte Erscheinung seine Sinne zum Sieden. Aufwallende Erregung zwang ihn über den Zaun. Im fremden Garten überkam ihn Angst. Aber die Erregung war stärker. Unerbittlich peitschte sie ihn vorwärts. Zu einem Pflaumenbaum. Zitternd erstieg er den untersten Ast. Zwar konnte er das Gesicht des Mädchens nicht erkennen, aber er sah, wie es sich im Spiegel betrachtete, wie es den Unterrock über den Kopf zog, wie die langen Strähnen der blonden Mähne herniedertaumelten auf weiße Schultern. Er sah, wie sich das Mädchen mit beiden Händen in den Rücken griff und, die Schultern nach vorne rollend, aus ihrem Büstenhalter schlüpfte. 'M...mein Gott!', erbebte der Maler, 'mein Gott! Was für ein Mädchen!'

Da öffnete sich die Haustür. Ein Lichtstrahl fiel auf ihn. Aus dem Haus trat ein großer Mann mit gelockten weißen Haaren.

Die beiden Männer starrten einander an. Einen endlosen Augenblick lang. Gefangen im Schock. Sprachlos.

Dann rief der Weißgelockte: "Sie unverschämter Lümmel Sie! Scheren Sie sich raus aus unserem Garten!" Er hob den Arm und drohte mit der Faust. "Und wagen Sie es ja nicht, noch einmal zu uns zu kommen!"

In Panik war der Maler vom Pflaumenbaum gesprungen und taumelnd davongerannt. Gepeitscht von Angst und Schrecken hastete er über den Zaun.

"Ich denk du komms nur mittwochs."

Noch immer verwirrt und verängstigt von seiner mißglückten Expedition in den fremden Garten, nickt der Maler und schüttelt zugleich den Kopf. Dann sucht er nach einer Ausrede. Schließlich bringt er nur die Worte hervor: "H ... heut ist eine Ausnahme."

“Macht nix.” Der Festmacher wundert sich über soviel Schüchternheit. “Denn zeig ich dir eben heut schon mein Revier und erklär dir, wie das alles so läuft hier.” Unter der nächsten Laterne sieht er sich seinen neuen Kumpel erstmal genauer an. “Mann, Mann, Mann! Das geht doch nich! Mit solch'n Klamott'n kannst du doch nich auf Tour. Fiedeln in dein'm Klub, ja. Fein'n Pinkel markiern, ja. Aber auf Tour? Nee. Ehrlich, das versteh ich nich!”

Ärgerlich rückt der Riese die Mütze zurecht. “Zieh dir Mittwoch vernünftige Klamott'n an! Wenn ich bloß deine weiß'n Schuhchen seh! Du brauchst kräftige schwarze Treter. So wie meine. Klar?”

“Ja.”

“Laß dein'n gottsverdammt'n Klubdreß, wo der Pfeffer wächst. Kriegst nur Ärger mit der Altn. Zieh dich zünftig an! 'Ne feste Hose und 'ne Windjacke. Nich zu dunkel, nich zu hell. So wie meine.” Er sieht an sich 'runter. “Die hab'n 'ne Farbe wie 'n Baumschatt'n.”

Jetzt kommt der Festmacher in Fahrt. Jetzt beginnt er mit der Einweisung. Jetzt zeigt er dem neuen Kumpel sein Revier. Und er erläutert ihm die Jagdregeln.

Er bringt ihm bei, wie man sich seiner Beute nähert. Wie man sich einen Weg durch dichtes Gestrüpp bahnt, ohne dabei Geräusche zu verursachen, die sich von den übrigen Lauten des nächtlichen Parks unterscheiden. Wie man vermeidet, auf knackende Äste zu treten. Wo und wie man versteckte Beobachtungsposten anlegt. Wo und wie man sich Fluchtmöglichkeiten schafft, für den Notfall. Er erklärt ihm, wie man eine Taschenlampe präpariert, so daß sie zur winzigen Lichtquelle wird, die den Beobachteten nicht stört, aber dem Beobachter aus nächster Nähe Einzelheiten enthüllt. Er sagt ihm, wo man ein geeignetes kleines Nachtglas erwerben kann, und daß man immer ein Taschenmesser und eine Leine bei sich haben muß.

“Wozu die Leine?”

“Wenn du mal was festbindn mußt. Wenn du dir zwischen Ästen ‘ne Sitzfläche zum Ausruhn knotn willst. Wenn du Äste ausm Sichtfeld biegn willst.”

Der Riese lehrt den Zwerg das Einmaleins der Zukuckerkunft. Er bleut ihm ein, daß man seine Interessen konsequent verteidigen muß: “Wir Spanner komm’n nur klar mit Härte und Disziplin!” Er erzählt ihm vom Buschkrieg mit dem Gärtner. Der eine pflanzt Rosen in den Trampelpfad, der andere reißt sie raus. Der eine repariert die Hecke zur Hauptstraße hin, der andere besteht auf einer Durchschlüpföffnung als Notausgang. Der eine setzt Büsche, wo er nicht soll, der andere sorgt dafür, daß sie nicht anwachsen. “Dieser irre Rudie! Der wird schon noch kapiert’n, dasses was gibt im Park, gegen dass er nich ankommt!”

“Wo bin ich hingeraten?”, denkt er Maler. “Was ist das für eine Welt?” Für einen Augenblick wandern seine Gedanken nach Paris. In der nächsten Woche wird er dort hinfliegen. In Paris soll ihm, einem russischen und einem amerikanischen Künstler eine hohe Auszeichnung verliehen werden. In Anwesenheit des Kultusministers wird ein namhafter Kunstmäzen die Laudatios halten.

“Mit zwei auf Tour is besser. Fällt nich so auf. Früher, da hatt ich mal ‘n Kumpel, der war ‘ne Wucht. Ging als Puppe. Wir habn auf Pärchen gemacht. Große Klasse. Ehrlich. Das war ‘n Hammer! Aber der Schmied, der will da nich ran.” Er wendet sich dem Fiedler zu. “Vielleicht reism wir beide mal auf die Masche?”

“—.”

“Immer gegen den Wind ranpirsch. Schattn ausnützn. Hinter dir muß immer was Dunkles sein. Nie ranpirsch, wenn du was Helles hinter dir hast – Mond, Laterne oder so. Klar?”

Der Maler nickt.

“Wenn du mal nix sehn kannst, hilft manchmal hinlegn. Aufm Bauch siehst du mehr. Die meistn Büsche habn ganz unt’n weniger Blätter. Kapiert?”

“Ja.”

“Und noch was: Luki, luki, aber nich störn! Wir wolln Spaß habn, aber wir wolln den Pärchen ihr'n Spaß nich versaun.” Er hebt den Zeigefinger: “Jedem Tierchn sein Pläsierchn!”

Schlag auf Schlag folgen weitere Verhaltensmaßregeln und Geländedetails: Schleichwege, Bänke, Liegeplätze. Der Festmacher kennt hier alles, jeden Weg, jeden Baum, jede Bank, den Bach und auch den Fluß.

Weiter geht's, durch Gestrüpp, auf dunklen Wegen, über Lichtungen, auf engsten Schleichpfaden. Schließlich bleibt der Festmacher stehen. Unter einer alten, riesigen Rotbuche. Mit der flachen Hand schlägt er mehrmals gegen den mächtigen Stamm – wie einer, der seinem Pferd gut zureden will. Dann lehnt er sich, Füße übereinander geschlagen, mit dem Rücken an den Baumriesen. Unbehindert durch Wolken beleuchtet der Mond eine weite, sanft abfallende und dann in der Ferne wieder ansteigende Rasenfläche.

Langsam läßt der Festmacher den Blick über die Wiese wandern. Auf dem Hügel am anderen Ende der Wiese ruhen die Augen aus. “Da! Da ganz hintn, da steht die beste Bank.” Mit erhobenem Arm, verlängert durch den ausgestreckten Zeigefinger, weist er die Richtung. Die Bank selbst ist von hier aus nicht zu erkennen. “Auf'm Hügel. Unter der großn Eiche. Rundrum Gebüsch.” Sich dem Fiedler zuwendend sagt er: “Du kennst die Bank vom letztmal.”

Der Maler nickt. Dann zuckt er zusammen. Das blonde Mädchen! Aus der Kulisse seiner Gedankenbühne schreitet es langsam ins volle Licht der Erinnerung. Golden leuchten blonde Haare. Alle Einzelheiten sieht er, so deutlich, als stünde das Mädchen vor ihm. Der Engel!! – So mancher Mensch hat seine Schwierigkeiten damit, bestimmte, ihm an sich wohlbekanntere Wörter aus dem Gedächtnis abzurufen. Oftmals muß er so ein Wort mit Tricks aus der Dunkelheit des Unterbewußtseins hervorlocken – mit ähnlich klingendem, mit Ereignissen, mit Bildern. So ein Wort war für den Maler bis-

her 'Engel'. Aber seit er mit dem Engel ringt, immer und immer wieder, braucht er dieses Wort nicht mehr hervorzulocken. Sobald er in einer bestimmten Stimmung ist, lauert es ihm auf, springt es ihn an.

Mit einem Schulterruck löst sich der Festmacher von der Rotbuche. Den Hügel fest im Blick, beginnt er, mit ausgreifenden Schritten die Wiese zu überqueren. Noch immer nach innen blickend, verharrt der Bucklige mit gesenktem Kopf auf der Stelle. Plötzlich schreckt er hoch aus seinen Gedanken. Und dann galoppiert er dem anderen hinterdrein.

Seite an Seite gehen Riese und Zwerg auf den Hügel zu.

Vor dem Fuß des Hügels kreuzt der breite Hauptweg. An seiner dem Hügel zugewandten Seite wird er von einem Bach begleitet. Über eine Holzbrücke gelangt man ans andere Ufer. Und von dort führt ein schmaler, etwa zehn Meter langer Kiesweg hügelaufwärts zur Bank. Sie stehen vor der Brücke. Die Bank auf dem Hügel ist leer. "Das's *die* Bank. Hier hab ich die meistn Nummern gehabt. Nummern wie 'ne dicke Eins. Nach sowas kannst du lange suchn. Ich sag dir: Fernsehn, Piesel – is doch Scheiße! Im Fernsehn bringn se sich um. Da klaun se und betrügn. Inne Piesel da saufn se. Da weht die Knete weg wie Herbstblätter. Aber hier, im Park, hier hast du was vom Lebn. Tust kein'm weh. Kost kein Geld. Immer spannend. Mann, was habn wir hier schon für Tampn gespleißt! Ich sag dir: das'n riesn Kinkn hier." Er spuckt. "Hier läuft nix an dir vorbei. Hier läuft alles voll in dich rein!" Die dünnen Lippen formen ein O. Daumen und Zeigefinger wischen über die Mundwinkel. "Du wirst das schon noch spitzkriegn."

Nach einer Weile sagt der Festmacher: "Brücke und Kiesweg machn Krach. Wenn wir die Bank von hier anpirschen, gehn wir da längs." Er führt den Fiedler am Bach entlang. Plötzlich bleibt er stehen. "Hier", er weist auf eine Steinplatte, "und da", sein Zeigefinger schnellt hoch, deutet auf eine zweite Platte am gegenüberliegenden Ufer. "Jetzt springn wir."



Obleich der Bach an dieser Stelle sehr schmal ist, erscheinen die beiden Steinplatten dem Zwerg gefährlich weit voneinander entfernt. Dem Riesen bleibt das nicht verborgen: "Reiß dich zusamm'n, Mann!"

Der Festmacher macht einen Schritt zurück und springt. Sicher und fast lautlos landet er am anderen Ufer.

"Nun du!"

Der Maler weiß, daß er jetzt springen muß. Mit großer Anstrengung drängt er die Angst beiseite. Er geht zurück, viele Schritte. Nimmt Anlauf. Springt. Plllatsch! Vor der Steinplatte steht er knietief in Sand und Wasser.

"Klumsig, Mann. Klumsig!"

Aber der mißlungene Sprung entmutigt den Maler nicht. In merkwürdiger Gedankenverbindung erinnert er sich an sein erstes, wichtiges Bild. Auch damals verfehlte er das Ziel, nicht in den Augen seiner Malerfreunde, wohl aber in denen seiner Professorin von der Kunsthochschule. Schon damals ließ er sich nicht beirren. Er dichtete:

*Ich erdacht's  
und vollbracht's  
Ihr betracht's  
und ihr acht's*

*Ich bracht's  
und vermacht's  
Sie verlacht's  
und veracht's*

*Was macht's!*

Auf engem Pfad bahnen Festmacher und Fiedler sich einen Weg hügelauwärts. Schritt für Schritt. Durch Cotoneaster, Liguster und stachelbewehrten Feuerdorn. Dann betreten sie den dunklen Pfad, auf dem der Maler am ersten Abend dem Festmacher in die Quere gekommen war. In weitem Bogen nähern sie sich aber jetzt von hinten her der Bank. Zwischen

Blättern schimmern schließlich Teile der Rückenlehne zu ihnen herüber. Die Bank ist noch immer leer.

Der Festmacher erinnert sich: "Einmal", rückt er seine Mütze zurecht, "einmal hat hier so'n Kirschkönig gefickt. 'Ne geschlagene Stunde. Tolle Puppe, lange Beine, stramme Tittn. Nich links, nich rechts habn die gekuckt. Keine Zeit. Fleißige Leute. Die war'n da zugange! Die hattn kein'n Kummer mit der Nummer. Vor Freude hat die Puppe laut gequitscht. Schön war das. Ehrlich. Lebn wie's richtig is. Gradeaus. Kein Theater!" Der Festmacher nickt vor sich hin. "Keine Mätzchen, kein Lametta. Sofort bis du voll dabei. Sofort schaltest du auf die gleiche Welle. – Ich und der Schmied, wir sind raus aus'm Busch und ran an den Kirschkönig und seine Puppe. Direkt nebn den beidn habn wir gehockt. Stark war das. Richtig stark!"

## Entspannung

Der Festmacher hebt den Kopf. Nimmt Witterung wie ein jagendes Raubtier. Lauscht mit Händen an den Ohren.

"Hier rein!!"

Die harte Faust packt den Zwerg an der Schulter, zerzt ihn hinter einen großen Busch. Dort lauern die beiden, dicht nebeneinander. Der Riese stellt sich auf die Zehenspitzen. Späht gespannt in die Nacht. Dreht und wendet sich, wiegt sich in den Hüften, reckt den Hals. Auf dem Hauptweg erkennt er ein eng umschlungen dahinschlenderndes Paar. "Da komm'n welche!"

Mit vorgestreckten Armen und gespreizten Fingern tastet er sich geduckt zu seinem Beobachtungsposten hinter einem Fliederbusch seitlich neben der Bank. Schon vor Jahren hatte er von weither Feldsteine dorthingeschleppt. Einen nach dem anderen, versteckt unter einer weiten Jacke. Eine langwierige, eine mühevoll Arbeit! Die Steine hatte er dann zu einer

Plattform angeordnet und diese mit Moospolstern umgeben. Zwar ist da mal ein Stein rausgerollt, aber insgesamt hat seine Konstruktion nun schon über Jahre hinweg gehalten. Und sie hat sich sehr bewährt. Jetzt besteigt er seine Plattform. Durch blühende, duftende Fliederzweige hindurch kann er das Paar beobachten. Ein Jäger im Anstand.

Des Malers Gedanken wandern. Trotz großer Erregung erreichen Trieb und Verstand vorübergehend eine Art Gleichgewichtszustand. Mit spitzen, dünnen Fingern befühlt er tropfende Hosenbeine und klitschnasse Schuhe. Verwundert darüber und über sich selbst, schüttelt er den brummenden Schädel. Und dann versucht er, das, was er heute nacht hier erlebt hat, zu ordnen. Er dreht den Kopf und blickt zu dem in die Dunkelheit starrenden Riesen. Welten liegen zwischen ihm und dem großen Mann dort. Aber ihn beherrscht die gleiche triebhafte Sucht nach sexuellen Jagderlebnissen im nächtlichen Park. Da gibt es gleiche Schwingungen, gleiche Wellenlängen.

Aus seinen Gedanken aufschreckend hört der Bucklige im Kies knirschende Schritte. Mit zitternden Lidern blickt er erneut zu seinem Kumpel. Der spitzt die Lippen, hebt die Brauen, flüstert: "Beute!"

Das Herz hüpf und hämmert. Hitze lodert in den Adern. Sinne verwirren und verirren sich, drängeln den Verstand brutal beiseite. Gliederverrenkend tanzt wilde Erwartung auf der leergefegten Bühne des Bewußtseins. Schauernd blickt der Maler in gähnende Schlunde seines teerscharfen Innersten.

Was ihn in den finsternen Park peitscht? Es sind dieselben Naturgewalten, die auch den anderen treiben. Zitternd erlebt er dieselbe Hilflosigkeit, dieselbe Wehrlosigkeit gegenüber unkontrollierbar starken inneren Mächten. Das gleiche dunkle Dröhnen des Blutes. Das gleiche schmerz-lustvolle Sich-Winden unter den Hieben archaischer Triebe. Tief unter dem Tagesdasein, das sie so vollkommen voneinander trennt, tief da unten in der dunklen Welt der Triebe, da sind sie Verwandte. Sie haben einander erkannt.

Die Schritte des Paares knirschen im Kies. Wie eine unirdische Uhr markieren sie die Sekunden der Nacht. Einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig, vierundzwanzig ... Unvermittelt bricht der Knirschrhythmus ab. Eine Eule ruft. Dann herrscht Stille. Tiefe, finstere Stille. Eine leichte Brise kommt auf. Blätter knistern, wispern und flüstern. Dann ist es wieder ganz still.

Aber jetzt! Jetzt knirscht es wieder. Fünfundzwanzig, sechsundzwanzig, siebenundzwanzig, achtundzwanzig ... Pause. Vibrierende, pochende Stille. Der Festmacher wendet das Gesicht dem Fiedler zu, legt den Zeigefinger auf den Mund.

Wieder knirscht es.

Die Spannung wächst. Wird zu aufgetauter Kraft, ungeduldiger Erwartung, zitternder Angst, aber auch zu pulsierender Vorlust.

Kommt das Paar über die Brücke zur Bank? Oder wandern die beiden auf dem Hauptweg weiter geradeaus? Das Knirschen kommt näher, immer näher. Jetzt entschwindet das Paar den Blicken des Riesen. Die Brücke kann er von seinem Beobachtungsposten aus nicht sehen. Mit geschlossenen Augen horchen die beiden Jäger angestrengt in die Nacht.

Jetzt!... Jaaa! Sie kommen!! Das Knirschen geht über in leises, dunkles Dröhnen. Die Brücke! Sie kommen!!! Der Maler erbebt. Ein Hornissenschwarm summt und brummt in seinem Leib.

Mit noch lauter knirschenden Schritten schreitet das Paar den schmalen Kiesweg hinauf. Bei der Bank angekommen, umarmen und küssen sich der Mann und die Frau. Dann setzen sie sich.

Der Festmacher bedeutet seinem Kumpel, zu bleiben, wo er ist, und sich ganz ruhig zu verhalten.

Mit witternden Sinnen versucht der Zwerg, das Geschehen auf der Bank zu ergründen. Beugend horcht er in die Finsternis. Mit zum Schlitz verengten Lidern, auseinandergezogenem Mund und gekrümmten Handflächen an den großen Ohr-

muscheln. Angst peitscht ihn und Geilheit. Gemeinsam formen sie eine enorme Explosionskraft in den Tiefen seiner zerklüfteten Sinneswelt. Ist da nicht ein leises Stöhnen? Ein Scharren im Kies? Ungeduldig wendet er den Kopf hin und her. Die Wulstlippen wölben nach außen. Die Nasenflügel blähen sich und werden an den Rändern ganz weiß. Der Atem weht leise, aber heftig, wie nach einem Dauerlauf. Gebückt, sich hin und her wendend – wie ein Beute beschleichendes Wiesel – späht der Buckelige durch Zweige und Blätter. Bewegt sich da nicht etwas auf der Bank? Die Nerven zappeln und zerfransen. Sie sind jetzt völlig überreizt, so sehr, daß die Ohren eigene Geräusche, die Augen eigene Bilder, das Hirn eigene Vorstellungen hervorbringen. Da! Wieder leises Stöhnen. Oder war das was anderes? Aber jetzt! Da bewegt sich doch wirklich etwas auf der Bank. Was ist da los? Sind die beiden etwa schon dabei?? Ganz plötzlich fällt alles in tiefe, absolute Stille. Aber jetzt, der Bucklige zuckt zusammen, jetzt wehen Geräusche an die Ohren, aufrüttelnde, merkwürdige, schwer zu deutende Geräusche. Die können doch nur von der Bank her kommen!

Den Maler hält es nicht mehr an dem Ort, den ihm der Festmacher zugewiesen hatte. Auf keinen Fall will er etwas versäumen! Mit Macht drängt es ihn vorwärts. Alle Vorsicht außer acht lassend, stürmt er gebückt voran. Einige hastige Schritte. Dann rammt er mit dem Kopf in den Hintern des Festmachers. Der schnellst herum, packt den Zwerg mit harter Faust am Kragen, zerrt ihn weg von der Bank, noch weiter weg.

Schließlich bleibt der Riese stehen. Lauscht. Stellt sich auf die Zehenspitzen. Reckt sich und wendet den Kopf. Faßt sich ans Kinn. Dann bückt er sich und legt den Arm um die Schulter des Zwerges, zieht ihn dicht zu sich heran, so dicht, daß seine dünnen Lippen dessen aus den hochgesteckten Haaren ragende Ohrmuschel berühren. Hinter kaum geöffneten Zähnen zischt er hervor: "Das wird nix. Das is der Quatscher und seine Puppe."

Frustriert treten die beiden Jäger den Rückzug an. Tage-lang hat der Festmacher nichts gehabt. Und der Maler? In seiner aufgepeitschten Phantasie hatten sich bereits Dinge abgespielt, die sich gar nicht abgespielt haben. Er war schon dem Höhepunkt nahe. Jetzt will auch er Entspannung. Koste es, was es wolle!

Ständig die Köpfe drehend und mit stechenden Augen die Dunkelheit aufspießend, nähern sich der schlanke Riese und der untersetzte Zwerg dem Spielplatz. Noch bevor sie den Eingangsweg erreichen, hören sie leise Stimmen. Durch Zweige schimmert Helles. Es bewegt sich zum Seiteneingang des Platzes hin. Da zerrt der Festmacher den Fiedler hinter einen Busch. Einander berührend starren die beiden auf die dunkle Öffnung des Weges. Plötzlich erscheint dort ein hellgekleidetes Paar. Sich im Gehen küssend, schlendern der Mann und die Frau, leicht schwankend, am Sandkasten vorbei und steuern nun auf die Bank zu, die direkt vor den im Gebüsch lauern den Spannern steht. Den Maler durchzuckt es wie ein Blitz: Ein großer, kräftiger, gutaussehender Schwarzer und eine attraktive, blonde Weiße, höchstens siebzehn oder achtzehn. Beide wirken leicht angetrunken, kommen offenbar vom Tanzen aus dem Waldschloß. Festmacher und Fiedler sehen sich bedeutungsvoll an. Der Riese kneift ein Auge zu. Als erfahrener Jäger weiß er: das wird was!

Die Nasen der beiden Männer im Gebüsch hinter der Bank saugen mit der würzigen Nachtluft den Geruch von Bier ein und von Schnaps. Und von betörend-süßlichem Parfüm.

Das wird was!!

Der Schwarze und die Weiße stehen vor der Bank. Sie küssen und lieblosen einander. Jetzt setzen sie sich. Im Sitzen fahren sie fort, einander zu streicheln, sich zu betasten. Der Mann öffnet die helle, dünne Bluse seiner Freundin. Seine Hand fährt langsam unter den seidigen Stoff, ertastet, befühl und streichelt den jugendlichen Busen. Das Mädchen stöhnt leise. Plötzlich erhebt es sich und steht nun, auf hochhackigen

Pumps, dicht vor dem sitzenden Freund. Dessen schwarze Hände wandern streichelnd empor an den langen weißen Schenkeln, verschwinden unter dem kurzen geblühten Röckchen.

Obwohl die milde, mit den schweren Düften blühender Nachtgewächse beladene Luft von der Ausstrahlung ihrer Lust erbebt, scheinen der Mann und die Frau es nicht eilig zu haben. Nichts wird überstürzt, nichts aber auch läßt auf sich warten. Ihre Bewegungen sind traumhaft-tänzerisch, nacht-wandlerisch-animalisch: Ausdruck ihrer innigen Verbundenheit, ihres Einander-Sicher-Seins und ihrer sinnverwirrenden zitternden Erwartung.

Auch der Mann steht jetzt auf. Immer heftiger umarmen, küssen und streicheln sich die beiden. Die junge Frau macht einen kleinen Schritt zurück. Grazil steigt sie aus ihrem Höschchen. Sich ein wenig in den Hüften drehend, knöpft sie den Rock an der linken Seite auf, wickelt sich aus ihm heraus, legt Höschchen und Rock auf die Bank.

Wieder steht die Blondine unmittelbar vor ihrem Freund. Der entblößt ihren Oberkörper. Mit Hingabe leckt die rötliche Zunge breit über steifende Nippel und über dunkle Warzen auf schneeweißen Brüsten. Die junge Frau atmet schwer. Stöhnt jetzt laut. Da entledigt sich der Mann seiner Hose und seines Slips. Eng umschlungen stehen die beiden nun da und küssen sich leidenschaftlich. Wie im Tanz wiegen sie sich in den Hüften. Begierde flammt auf. Tanzendes Drehen und Beugen. Immer leidenschaftlicher, immer lustvoller. Die Frau umschlingt mit beiden Armen den kräftigen Nacken des Mannes. Der hebt sie langsam empor wie eine Puppe. Seine Hände stützen die weit geöffneten Schenkel. Weiße, schlanke Beine umklammern die schwarze Hüfte. Und nun läßt der Mann die Frau, ganz langsam, an sich hinuntergleiten. Dabei dringt er in sie ein.

Beide stöhnen laut auf. Jetzt sind sie nur noch Trieb. Hemmungslos genießen sie ihre Lust. Ein wilder Reigen beginnt.

Der Festmacher weiß: jetzt darf man näher ran, hart an den Wind! Aber noch bevor er den ersten vorsichtigen Schritt tun kann, drängt sich ungestüm, ja wild, der Fiedler an ihm vorbei. Nur durch blitzschnelles Handeln gelingt es dem Riesen, seinen kleinen geilten Kumpel zurückzuhalten. Die Faust packt die Jacke über dem krummen Rücken und rüttelt den Zwerg.

Langsam beugt sich der Schwarze vornüber und legt die Weiße auf die Bank. Liegend, liebend und mit rasenden Herzen entschwebt das Paar dieser Welt. Lautes, unkontrolliertes Hecheln, Stöhnen, Stoßen.

Jetzt, endlich, gibt der Festmacher das Zeichen, die Erlaubnis, näher, ganz nahe an die Bank vorzudringen.

Mit weit aufgerissenen Augen und mit zum Bersten aufgepeitschten Sinnen verschlingen die beiden Spanner das Naturschauspiel, das sich jetzt ganz dicht vor ihnen abspielt. Jeder saugt das Geschehen tief in sich hinein. Archaische Lust. Entfesselte Triebe. Freigesetzte Naturgewalten!!

Die Hand findet zum Schritt. Jeder entblößt sich. Und jeder beginnt, sich zu massieren.

Wenig später gehen Festmacher und Fiedler nebeneinander den Hauptweg entlang. Entspannt, erlöst, schweigend.

Und dann hat jeder nur noch eins im Sinn: endlich nach Hause.

## 2 ANSICHTEN

*“Ein Wendepunkt in der  
Geschichte der Menschheit!”*

### Ausweg

Ein Orkan hat den Park gepeitscht. Der uralten Eiche auf dem Hügel hat er einen mächtigen Ast geraubt. Am See hat er



Erlen entwurzelt und eine riesige Kiefer quer über den Weg gestürzt. Überall zeugen abgebrochene Äste und Zweige von der Urgewalt bewegter Luft.

Die gesamte Gärtnermannschaft ist ausgeschwärmt. Mit Seilen, Beilen, Motorsägen, Treckern und Lastwagen sind die Männer dabei, Ordnung wiederherzustellen. Als Maler und Physiker an einem Arbeitstrupp vorbeikommen, weist ein Mann mit rotblondem Haar, Kinnbart und tiefgefurchtem Gesicht drei Mitarbeiter an, eine gefährlich schräggehende Weide zu fällen.

Der Physiker winkt ihm zu und ruft: "Da hat der Orkan deine Pläne ja ganz schön durcheinander gewirbelt!"

Der andere winkt nickend zurück.

"Na denn, viel Erfolg!"

"Danke!"

"Sie duzen den?"

"Ein alter Freund."

Verwundert geht der Maler weiter. Nach ein paar steifen Schritten sagt er: "Freilich, das war ein furchtbarer Orkan!"

"Gut, daß die Sonne wieder scheint. So können wir spazieren gehen und unsere Gespräche fortsetzen."

"Für mich", sagt der Maler, "hatte der Orkan auch eine innere Dimension." Ein Gewirr von Gefühlen und Gedanken durchtobt den Zwerg, irgendwie verknotet, aber hin- und hergezerrt von unkontrollierbaren Kräften. "Mich schmerzt die Tragödie menschlicher Existenz. Der Konflikt zwischen Gut-Sein-Wollen und Schlecht-Sein-Müssen. Der hockt mir auf der Seele. Wie ein schwarzes Ungeheuer... Ich ..."

Als er nicht weiterspricht, sieht ihm der Physiker fragend ins Gesicht. Da erschrickt er. Das gefurchte Antlitz ist aschfahl. Zitternde Lider versuchen vergeblich, die Augen verschlossen zu halten. Ein ganz merkwürdig entrückter, verbitterter Ausdruck beherrscht die harten Züge. Übergangslos ist der Maler versunken in Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung.

Der Wissenschaftler hatte die Gewalt der Mächte unterschätzt, die den Künstler beherrschen. Nicht im Entferntesten hatte er erkannt, in welchem Ausmaß der mit machtvollspontanen inneren Kräften ringt, mit Emotionsausbrüchen, die ihn oft in mehrere Richtungen zugleich zerren. Wie sehr der kämpft gegen Triebhaftes. Wie gebrechlich die Tektonik ist in den Tiefen dieser kleinen Person. Aus den Augenwinkeln blickt er hinüber zu seinem Gefährten. Der bleibt plötzlich stehen und stützt sich schwer auf den Spazierstock.

‘Wie wenig’, denkt der Physiker, ‘ist dieser Mann der selbstsichere, erfolgverwöhnte Künstler, mit dem ich glaubte, es zu tun zu haben.’

“I...ich weiß nicht weiter”, flüstert der Maler. Er senkt den Kopf, atmet stoßweise. “Wie soll ich ... wie sollen wir ... mit diesen Problemen fertig werden?” Bebende dünne Finger fahren über das harte Gesicht. “Das kann doch auf die Dauer nicht gut gehn!” Er holt tief Luft. “Sie haben nicht gerade dazu beigetragen, meinen inneren Orkan zu besänftigen.”

“Das tut mir leid. Ich will Sie nicht belasten. Ich suche die erkennbare Wahrheit. Nichts sonst.” Nach einer Pause fügt der Physiker hinzu: “Ich will niemandem ein Leid zufügen.”

Da zuckt der Zwerg zusammen. Wie ein geisterhaftes Echo hallt ihm der Satz durch die Sinne. Ein Echo, woher? Ein Echo, auf wessen Stimme? Der Maler wehrt sich gegen eine Gedankengestalt, die Zutritt begehrt zu seiner Bewußtseinsbühne, die antworten will auf diese Fragen. Er will sie nicht. ... Und es gelingt ihm, sie zu verbannen.

Seine Fassung plötzlich zurückgewinnend, geht er weiter. Ruhig sagt er nun: “Freilich! Ich weiß, daß Sie mir nicht weh tun wollen.” Er räuspert sich. “*Ich* habe Sie gebeten, mir einen Blick zu gewähren hinter Ihre Kulissen, in Ihre Wissenschaftlerseele. Sie haben mich gewarnt. Ich aber bin von meiner Bitte nicht abgerückt.” Er stößt den Spazierstock hart in den Boden. “Und das will ich auch jetzt nicht. Keinen Millimeter! Für mich ist es wichtig, zu wissen, wie Sie die Welt, die Men-

schen sehen." Er zerrt die breite Krempe seines Hutes tiefer in die Stirn. Tausend Gedanken durchstürmen den Kopf. Emotionen sprühen Funken wie ein Feuerwerk. Abermals verliert er das innere Gleichgewicht. Nur mit Mühe gelingt es ihm, sich wieder zu fangen. "Ich will die Wahrheit! Soweit sie uns denn erkennbar ist. Ich will die Wirklichkeit, auch wenn sie schmerzt."

Steifrückig wendet sich der Künstler dem Wissenschaftler zu: "Was können wir tun? Sehen Sie einen Ausweg? Einen Ausweg aus dem Widerstreit zwischen dem, was und wie der Mensch ist, und dem, was und wie er sein müsste, um erfolgreich sein Leben zu meistern und seine Zukunft zu gestalten?"

"Einen Ausweg können wir nur mit offenen Augen finden."

"Wie meinen Sie das?"

"Wir müssen klarer sehen, woher wir kommen, wer wir sind, wo wir stehen."

"Ich will harte Antworten auf harte Fragen. Hat der Mensch eine Chance, sich auf der Erde langfristig einzurichten?"

"Nicht ohne grundlegende Veränderungen im Verhalten. Nicht ohne neue Organisationsformen in Politik und Staat."

"Was für Organisationsformen?"

"Unsere großen Probleme sind globaler Natur."

"Und?"

"Daher sind sie auch nur global zu lösen."

"Nämlich?"

"Durch weltweit abgestimmtes Verhalten."

"Abgestimmt wodurch?"

"Durch eine Weltregierung, die demokratisch legitimiert ist, einen Weltgerichtshof, der mit ausreichenden Zuständigkeiten ausgestattet ist, eine Umweltschutzbehörde, die weltweit agieren kann."

"Bla, bla! Das sind doch alles leere Worte!"

"Leider."

"Chance oder nicht!?", ruft der Maler.

"Keine Chance! Das Denken und Handeln der meisten Men-

schen wird zu stark bestimmt von Aggressivität, Rücksichtslosigkeit, Besitzenwollen und Selbstüberschätzung. Mir kommt die Menschheit manchmal vor wie ein riesiges Knäuel von Leibern, die, bereits von der Klippe gerutscht, noch während des Sturzes in den Abgrund voll damit beschäftigt sind, sich gegenseitig in die Rippen zu boxen – ohne den Sturz überhaupt wahrzunehmen.“ Der Physiker macht eine resignierende Handbewegung. “Das ist wirklich unglaublich!” Er zuckt die Schultern. Dann sagt er: “Es ist meine feste Überzeugung, daß diese wildgewordene Variante irdischen Lebens die weitaus längste Zeit ihrer Existenz hinter sich hat.”

“Verdammt nochmal!”, schreit der Maler wie von Sinnen. Verzweifelt drohend stößt er den Spazierstock in die Höhe. “D... da muß man doch was tun können!!”

“Man kann!”, ruft der Physiker, nun ebenfalls seine Stimme erhebend. Und wer ihn kennt, der ahnt, daß provozierender Spott ihn jetzt reitet. “Es gibt eine ebenso einfache und schnelle wie undurchführbare Lösung.”

“Welche??”

“Wiedereingliederung des Menschen in das System, das ihn hervorgebracht hat und das ihn trägt.”

“Wie soll das funktionieren? Dazu noch schnell?”

“Man müßte das gesamte Gedächtnis der Menschheit auslöschen: alle Schriftwerke, alle gespeicherten Informationen. Was dann ...”

“Sie!!”

“Was dann übrig bleibt, das steckt im Hirn. Hier sind die Konflikte zu Hause. Hier wohnen die Probleme. Der Kopf macht den Menschen zum Menschen – und zum Ungeheuer. Im Kopf steckt seine Intelligenz, aber auch sein Vernichtungspotential. Wie bei einer Atomrakete.”

Der Physiker sieht den Maler an, schiebt langsam die Brille hoch und sagt: “Da das Problem also im Kopf liegt, müßte man alle diejenigen, die mehr als 11 und 15 im Kopf zusammenzählen können, um denselben kürzer machen.”

“S ... Sie!!!”, kreischt der Maler mit sich überschlagender Stimme. “Sie!!” Er ringt nach Luft.

Und dann spielt ihm plötzlich seine Phantasie einen bösen Streich. Sein inneres Auge sieht, wie er den Physiker anspringt und umwirft, wie er dem Liegenden nach der Kehle greift, wie er ihn würgt. Ungeheure Kräfte wachsen ihm zu. Mit beiden Händen umschließt und preßt er die verhaßte Kehle. Immer weiter. Bis die Glieder des Gewürgten erschlaffen. Will er vernichten, was ihn vernichtet? Oder treibt ihn die Vorstellung einer letzten, unwiderbringlichen Besitzergreifung? Triumphierend blickt er in das blaß werdende Gesicht. Aber dann, auf einmal, sprießen aus dem kahlen Schädel lange rote Haare!!! Da schreit der Maler auf in namenlosem Entsetzen. Er taumelt und droht zu stürzen.

Schnell springt der Physiker hinzu und greift ihm stützend unter den Arm. “Was ist Ihnen?!”, ruft er erschrocken.

“Nichts! Gar nichts!! ... Ich bin gestolpert.”

Der Maler reißt sich los von der stützenden Hand, schluckt, räuspert sich, zerrt den Hut in die Stirn. “Um denselben kürzer machen!”, krächzt er. “Mir ist überhaupt nicht zum Spaßen zumute!”

“Das ist Galgenhumor.”

Der Zwerg duckt sich. Lauernde, nach rechts oben rollende Augen funkeln hinauf zu dem Größeren. Er droht ihm mit der Faust. “Galgenhumor”, krächzt er. “Schöner Galgenhumor!!” Er schüttelt sich. So heftig, daß der Hut in den Sand fällt. Stöhnend hebt er ihn auf. Mit dem Ärmel wischt er Schmutz von der weißen Krempe. Dann steht er mit gerötetem Gesicht vor dem Physiker. Er starrt ihn an. Plötzlich reißt er den Spazierstock in die Höhe. Für einen Augenblick sieht es so aus, als wolle er den Wissenschaftler damit schlagen. Dann aber sinken Arm und Stock. Mit einer ausholenden Armbewegung saugt der Künstler röchelnd die Lungen voll Luft. Wie einer,

der Kerzen ausbläst, pustet er sie mit geblähten Wangen zischend wieder hinaus. Dann sackt er stumm in sich zusammen.

Es dauert eine Weile bis der Maler sich wieder gefaßt hat. Zornig wirft er das Ende des Schals über die Schulter. Dann schimpft er: "Sie sind ein Provokateur!!"

"Ja. Ich provoziere. Zu viele unserer Denker wandern auf ausgebauten Wegen. Gefahrlos, bequem, traditionsgefällig. Mich zwingt etwas, herumzusuchen zwischen und hinter den Wegen. So wecke ich den Widerspruch der Weg-Gebundenen. So bin ich vielen unbequem. So muß ich mich beschimpfen lassen."

Als der Maler nicht reagiert, sagt der Physiker: "Es tut mir leid, daß ich Sie verletzt habe. Meine Überzeugung ist diese: Die Lebenszeit der Menschheit wird kürzer sein, als die meisten von uns annehmen. Sie kann nur voll ausgeschöpft werden mit der Wissenschaft, mit der Natur, mit Einsicht. Ohne oder gegen diese drei werden wir alles verlieren, was heute ein menschenwürdiges Dasein ausmacht."

"Sie haben das Hirn entwürdigt!", ruft der Maler. "*Das Organ, das uns zum Menschen macht!*"

"Zu viel Respekt vor dem Hirn ist gefährlich."

"W...wieviel Zeit geben Sie uns noch?"

"Schwer zu sagen. Minimal noch einige Jahrzehnte, maximal noch einige Jahrhunderte. Das hängt davon ab, wie sich die Menschheit verhält. Ob es ihr gelingt, ihr gewaltiges Vermehrungspotential in den Griff zu bekommen. Ob sie die Natur wirksam schützen kann. Ob sie ihr globales Wirken und Wirtschaften zu organisieren vermag in Form eines der Natur nachempfundenen Kreislaufs von Produktion und Dekomposition, von Aufbau und Abbau."

"Da hat die moderne Landwirtschaft, die Grundlage unserer Nahrungsproduktion, doch schon viel erreicht."

"Die Produktion von Nahrung für sechs Milliarden Menschen schädigt die Natur. Mehr als viele andere menschliche Aktivitäten. Gesunde Nahrung aber braucht eine gesunde

Natur. Mehr als vieles andere.”

“Wo liegt der Kern des Problems?”

“Die Kernfrage lautet: Können die Menschen genügend Einsicht und Disziplin aufbringen, um die natürlichen Bewegungen von Materie und Energie als etwas für *alles* Leben auf der Erde Verbindliches zu begreifen und zu respektieren.”

“Was müssen wir tun?”

“Wir müssen die Fortpflanzungsrate der Menschen radikal reduzieren. Wir müssen den Einfluß der Menschen auf die Natur nachhaltig eindämmen. Wir müssen für den menschlichen Bedarf ein eigenes System rezirkulierender Materie und durchfließender Energie entwickeln – ein System, das die Umwelt so wenig wie möglich verformt, belastet oder schädigt.”

“Ist das der Ausweg?”

“Das sind die wichtigsten Möglichkeiten, die Lebensspanne der Menschheit zu verlängern.”

“Ist das zu schaffen?”

“Im Prinzip schon. So wie ich das sehe, werden die Menschen das aber nicht tun, jedenfalls nicht in ausreichendem Maße. Sie werden vielmehr weiteren Schaden anrichten, bevor sie endgültig von der Erde verschwinden.”

“Aber sehen Sie mal, in Amerika und Europa sind großartige neue Technologien entwickelt worden für Nahrungsproduktion, Energiegewinnung und Umweltschutz. Experten haben errechnet, daß damit die gesamte gegenwärtige Menschheit langfristig versorgt und erhalten werden könnte.”

“Diese Experten gehen vom gegenwärtigen Lebensstandard aus.”

“Und? Was ist falsch daran?”

“Daß sie gegenwärtige Mißverhältnisse in der Verteilung von Ressourcen festschreiben. Daß sie soziale Ungerechtigkeit auch für die Zukunft in Kauf nehmen.”

“Was genau wollen Sie damit sagen?”

“Was glauben Sie, würde geschehen, wenn die gesamte ge-

genwärtige Erdbevölkerung den gleichen Lebensstandard hätte, wie die Amerikaner und Europäer? Den gleichen Nahrungs-, Material- und Energieverbrauch?"

"Was?"

"Es käme zur Katastrophe!"

"Tabula rasa, wie?"

"Nicht ganz. Manches würde erhalten bleiben. Viele Spuren des Menschen würden verbleiben. Viele große Wunden, die diese Fehlentwicklung der Schöpfung geschlagen hat, würden vernarben. Bedenken Sie: Tausende von Jahren der Menschheitsgeschichte entsprechen einer Sekunde der Erdgeschichte."

"Sie haben Ihre Langzeitprognose gestellt. Wie ..."

"Das ist nicht meine Langzeit-, sondern meine Mittelzeitprognose. Langfristig wird nicht nur der Mensch sterben, sondern alle Arten, welche derzeit die Erde bevölkern. Schon in wenigen Milliarden Jahren wird die Erde kein Leben mehr tragen – so wenig wie der Mond heute. Und noch einige Milliarden Jahre später werden auch alle leblosen Strukturen, welche heute die Erde ausmachen, verschwinden. Sie werden, wie alles Materielle im Universum, wieder zu ihrem Ursprung zurückkehren: Sie werden wieder zu Energie."

"Wie groß ist die Chance, daß Ihre Langzeitprognose falsch ist?"

"Aus meiner Sicht null Prozent."

Wild gestikulierend schüttelt der Maler heftig den Kopf.

"Ich sage Ihnen, die Kurzfassung der Geschichte des Lebens auf der Erde wird einmal so lauten: Milliarden Jahre ohne Mensch, einige hundert Jahre mit dem modernen Menschen, Milliarden Jahre ohne Mensch. Der moderne Mensch ist ein sehr gefährlicher, aber eben auch nur ein sehr kurzlebiger Irrweg der Natur."

"Verdammt noch mal!", schreit der Maler. Abermals reißt er Arm und Stock in die Höhe. Aber, die Unterlippe hochwölbend und die Achseln hebend, läßt er beide wieder sinken. Er schluckt. Schließlich sagt er mit heiserer Stimme: "Und wie



geht's kurzfristig weiter? Auch da keine Chance? Kein Ausweg?"

"Das will ich so nicht sagen. Das hängt, wie gesagt, davon ab, ob die Menschen endlich die Einsicht, den Mut und die Kraft aufbringen können, um sich selbst und die Dinge um sie herum realistischer zu sehen. Fort mit dem alles verbrämenden und verzerrenden Aberglauben! Fort mit den Beruhigungs-Märchen! Fort mit den ungerechtfertigten Eitelkeiten! Fort mit dem Mensch-Über-Alles-Denken! Ein Ende dem ständigen Selbstbetrug! Nur aus mehr Wahrhaftigkeit kann den Menschen mehr Einsicht und Verantwortlichkeit erwachsen. Und nur mit mehr Einsicht und Verantwortlichkeit könnte der dringend erforderliche Kurswechsel eingeleitet werden."

## Paris

Stumm wandern Künstler und Wissenschaftler nebeneinander her. Lange spricht keiner ein Wort. Dann durchbricht der Physiker das Schweigen: "Wie war's in Paris?"

Der Maler hebt den Kopf, hält eingeatmete Luft in geblähten Wangen zurück und pustet sie dann hörbar hinaus. "Eindrucksvoll!" Selbstsicherheit kehrt zurück. Und nun leuchtet auch stilles Vergnügen in den harten Zügen. "Am ersten Tag habe ich an der Vormittags- und Nachmittagssitzung einer Jury teilgenommen."

"Worum ging's?"

"Wir sollten einen von elf Künstlern auswählen für die Neugestaltung eines großen Platzes."

"Woraus bestand die Jury?"

"Aus hochkarätigen Architekten und Künstlern. Alles würdige Gestalten. Bis auf einen. Der erschien zu beiden Sitzungen mit bloßem Oberkörper. Er wurde gebracht und abgeholt von einer Frau. Wir haben gedacht: das muß ein ganz

Großer sein, daß der sich so über Normen hinwegzusetzen vermag. So begegneten wir ihm mit viel Respekt. Die Entscheidung zog sich länger hin als erwartet. Daher mußte ich am Spätnachmittag eine Verabredung telephonisch absagen. Im Vorraum des Sitzungssaals saß die Frau. Ich grüßte sie höflich.

‘Hola Señor!’, rief sie und fragte auf Spanisch mit merkwürdigem Akzent: ‘Wie weit seid ihr da drinnen?’

‘Es wird noch etwas dauern.’

‘Ich warte auf meinen Mann.’

‘Ich weiß – warum kommt der mit bloßem Oberkörper?’

‘Weil ich das so will.’

‘Warum wollen Sie das?’

‘Weil ich ihn so besser sauber halten kann!’”

Als das Lachen der beiden verhallt ist, fragt der Physiker: “Wie ging’s mit der Preisverleihung?”

“Alles verlief in einem großartigen Rahmen. Viele Menschen haben mich angesprochen auf Cocktailpartys und Empfängen. Sie waren erstaunlich gut informiert über mein Schaffen. Auch der Minister hat mich auf zwei meiner neueren Werke hin angesprochen. Und er hat mich etwas gefragt, das mich an Sie erinnert hat.”

“An mich?”

“Er hat mich auf deutsch gefragt: ‘Wie machen Sie das?’” Der Maler grinst. “Da mußte ich sogleich an Ihren Kongreß denken und an Ihre Rumänin.”

“Das ist ja wirklich eine lustige Koinzidenz!”

“Freilich!”, schuckelt der Zwerg. “Aber ich habe ihm nicht gesagt, wie ich das wirklich mache.” Lauthals wiehert er.

Nach einer Weile sagt der Maler: “Die Gespräche mit den anderen beiden Preisträgern waren ein Erlebnis.”

“Was sind das für Menschen?”

“Einer von ihnen ist Schriftsteller. Er hat sich kritisch mit sozialen Fragen auseinandergesetzt. Seine unbestechlichen Analysen und vor allem seine mitunter eher aggressiv formu-

lierten Thesen haben ihm nicht nur Zustimmung eingebracht.

Der andere Preisträger ist Bildhauer. Ein unerhört temperamentvoller Zeitgenosse mit übersprudelndem Ideenreichtum und unerschöpflicher Kreativität. Mit ihm verbindet mich vieles. Wir konnten kaum voneinander lassen. Ende des Jahres will er mich besuchen. Sicher wird das auch für Sie interessant werden. Ich habe ihm von Ihnen erzählt, von Ihren Gedanken und Vorstellungen. Er möchte Sie unbedingt kennenlernen.“ Die Augen des Malers versinken fast in den tiefen Falten seines vor Vorfreude knisternden Gesichts.

“Nur zu!“, ruft der Physiker und lacht. “Das wird ein heißes Jahresende! Da werden wir drei zusammen mit unseren erhitzten Köpfen die Temperatur im Park meßbar in die Höhe treiben!”

Jetzt lachen sie wieder, die beiden, ausgelassen wie die Spitzbuben, und sie freuen sich auf das Ende des Jahres.

Nur gut, daß sie nicht wissen, was es ihnen bringen wird. Daß sie nicht ahnen, welch grausame Überraschungen ihnen bevorstehen.

## Männchen

Den Kopf geneigt, vor sich hinblickend und ganz in ihre Gedanken eintauchend, setzen Künstler und Wissenschaftler ihre Wanderung fort. Der Maler trägt seinen Spazierstock jetzt zwischen angewinkelten Armen auf dem Rücken. Und auch der Physiker hat seine Arme hinter sich verschränkt. Lange gehen sie so.

“Wo waren Sie gestern?“, fragt der Physiker schließlich. “Ich habe am See vergeblich nach Ihnen Ausschau gehalten.”

“Das tut mir leid. Waren wir verabredet?”

“Nein. Aber ich hatte mich auf Sie gefreut und auf die Fortsetzung unserer Gespräche.”

Noch immer treffen sich die beiden an der weißen Bank auf dem verwaisten Bootsanleger. Von dort wandern sie umher auf entlegenen Wegen. So sind sie völlig ungestört und können sich ganz auf ihre Diskussionen konzentrieren.

“Gestern”, sagt der Maler, “war ich in der Universität. Dort habe ich einen interessanten Vortrag besucht.”

“Wie lautete das Thema?”

“Unser derzeitiges Wissen über bemannte Ufos.”

“Bemannt mit wem?”

“Mit merkwürdigen, menschenähnlichen Geschöpfen.”

“Kleine grüne Männchen, wie?”, spottet der Physiker. “Wie können Sie sich nur einen solchen Unfug anhören!”

“Das Thema interessiert mich. Im übrigen sind Sie doch selber einer von denen, die intelligentes außerirdisches Leben für möglich halten.”

“Ich halte es nicht nur für möglich, sondern für sehr wahrscheinlich.”

“Na also! Dann können Sie doch auch nicht ausschließen, daß intelligentes, außerirdisches Leben zu uns kommt.”

“Aber keine menschenähnlichen Geschöpfe.”

“Ach, ja? Wie können Sie das einfach so behaupten?”

“Das sind Ausgeburten des Ich-Welt-Syndroms. Variationen der Vorstellung vom Menschen als dem Zentrum und Kulminationspunkt des Schöpfungsvorgangs: Wir sind die Größten, also muß alles Große menschenähnlich sein: Gott, Teufel, Außerirdische.”

“In welcher Form sonst?”

“Nicht in Form von organischen Wesen.”

“Warum nicht?”

“Weil die Bedingungen, unter denen sich organische Wesen entwickeln, das nicht zulassen.”

“Abermals: warum nicht?”

“Organisches Leben kann sich nur in Ökosystemen entwickeln. Das haben wir ja bereits erörtert. Das gilt so gut wie sicher auch für organisches Leben auf fremden Planeten,

wenn es denn dort so etwas geben sollte. Ein Ökosystem fesselt seine Mitglieder. Auch der Mensch kann nur vorübergehend und nur teilweise aus dem ‘Gravitationsfeld’ seines Systems flüchten. Früher oder später wird er wie eine Rakete mit unzureichender ‘escape velocity’ in das System zurückstürzen, wird er wieder von mächtigen Kräften des Systems absorbiert – oder gänzlich vernichtet.”

“Was sind das für Kräfte?”

“Die Natur verfügt über wirkungsstarke Ordnungskräfte.”

“Wie können Sie da so sicher sein?”

“Organische Lebensvielfalt benötigt berechenbare Rahmenbedingungen. Nur so kann sich über Milliarden von Jahren vielgestaltiges Leben ausbilden und erhalten. Die Tiere, Pflanzen und Mikroorganismen, die wir heute vorfinden, sind der Beweis dafür, daß mächtige Ordnungskräfte über unermeßliche Zeitspannen angemessene Bedingungen hergestellt haben.”

“Und daraus folgern Sie, daß es keine mit menschenähnlichen Geschöpfen bemannten Ufos geben kann?”

“Technologische Hochleistungen, wie sie für wirkliche bemannte Weltraumfahrten, also über Entfernungen von Hunderten, Tausenden oder Millionen von Lichtjahren, erforderlich sind, können während einer kurzen, partiellen Flucht aus den Fesseln eines Ökosystems nicht hervorgebracht und unterhalten werden. Jedes aus einem Ökosystem hervorgegangene Geschöpf ist zudem für seine spezifische Rolle *innerhalb* des Systems programmiert. Typisch Mensch: unfähig, sich auf Erden einzurichten, postuliert er, wenn schon nicht für sich selbst, so doch für ihm ähnliche Wesen die Fähigkeit, sich im Universum einzurichten.”

“Rrrmm”, knurrt der Maler und fährt mit dünnen Fingern über lange Haare. “So gern ich möchte, gegen diese in sich schlüssige Argumentation kann ich nicht überzeugend opponieren.” Er hebt den Arm und läßt ihn mit einem Achselzucken wieder sinken.

## Leben

Mit halb zugekniffenen Augen blinzelt der Maler über den See. Augenblendend glitzert dessen weite Wasserfläche im Licht der tiefstehenden Sonne. Der Zwerg überlegt. Mehrmals räuspert er sich. Dann formt er die Lippen zum Trichter. "Schauen Sie mal", sagt er schließlich, "ich habe da eine Frage. Über die habe ich schon oft nachgedacht, aber niemals eine befriedigende Antwort gefunden."

"Wie lautet die Frage?"

"Was eigentlich ist das, diese Erscheinung, die wir Leben nennen?"

"Leben ist Suchen. Finden und Lernen. Fehlermachen und Konfliktaustragen. Probieren und Korrigieren. Leben ist ..."

"Korrigieren? Dann bedeutet Leben Probleme lösen?"

"Nein. Leben gebiert mehr Probleme als es löst. Erst im Nachhinein versucht es, geborene Probleme zu bewältigen. Das Wechselspiel zwischen Gebären, Bewältigen und Neugebären von Problemen, das ist die Triebfeder evolutierenden Lebens."

"Ich hatte Sie unterbrochen."

"Leben ist Verändern, Wagen, Kämpfen, Anpassen. Leben ist Ausreifen über Milliarden von Jahren."

"Wie kommt da Stabilität rein?"

"Da ist nichts wirklich stabil. Da herrscht steter Wandel, ständiges Weiterwandern. Aber insgesamt fördert Ausreifung Ausgewogenheit."

"Wie?"

"Durch Schaffung von Verschiedenheit und Spezialisierung. Die Ausreifung des Lebendigen ist ein faszinierendes Schauspiel, in dem Einheitliches Unterschiedliches gebiert und in dem Unterschiedliches Ganzheitliches gestaltet."

"Was ist innen? Im Grundsätzlichen?"

"Da unterscheidet sich lebende Materie nur in ihrer Anordnung von lebloser Materie. Alle Bausteine eines lebenden

Wesens sind genauso tot wie die eines Steins.“

“Wodurch unterscheidet sich dann Lebendiges von Totem?”

“Durch ein gesteuertes Fließungleichgewicht von Energie und Materie. Durch einen in den Naturgesetzen vorgegebenen Balanceakt, einen Seiltanz, den Energie und Materie aufführen, sobald bestimmte Bedingungen sich einstellen. Ebenso, wie aus flüssigem Wasser Eis entsteht – entstehen muß – wenn die Temperatur einen bestimmten Wert erreicht; ebenso, wie Materie unter bestimmten Bedingungen Kristallstrukturen bilden muß, oftmals sehr komplizierte; ebenso zwangsläufig muß überall dort der Seiltanz des Lebens beginnen, wo sich entsprechende Konstellationen von Energie und Materie ausbilden.“

“Lebewesen und Kristalle sind sehr verschiedene Dinge!”

“Nicht so verschieden, wie das auf den ersten Blick erscheinen mag. In gewissem Sinne kann man lebende Materiestrukturen als komplexe, dynamische, irreguläre Kristalle auffassen.“

“Das ist mir neu. Aber es muß doch einen Uranfang für das Leben auf der Erde gegeben haben. Sehen Sie nirgends einen Schöpfungsakt?”

“Als an bestimmten Stellen der Erde alle essentiellen Ingredienzen beisammen waren, und als die Umweltbedingungen stimmten, da haben möglicherweise kosmische Strahlen als Initialzündung den Übergang von Totem in Lebendes bewirkt.“

“Strahlung aus dem Universum als Lebensstifter auf der Erde?”

“So ist es möglicherweise gewesen.“

“Wie konnte die Strahlung Leben schaffen?”

“Indem sie die Energie lieferte für die Zusammenfügung verschiedener Substanzen, den Anstoß für den Aufbau der ersten zur Selbstreduktion befähigten Moleküle. Aber die Energie könnte auch einen irdischen Ursprung gehabt haben: Vulkanische Kräfte, Blitze, Hitze, bewegtes Wasser. Als ich zum erstenmal im nordamerikanischen Yellowstone Park die bro-

delnden geothermischen Quellen und Sümpfe gesehen habe – diesen heißen, unablässig blubbernden Morast, Schlamm und Ton, dieses faszinierende Schauspiel tanzender Materie – da habe ich gedacht: so könnte es gewesen sein.”

“Wo kamen die Substanzen her, aus denen sich das erste Leben formte?”

“Alles kam aus einer Quelle: der Energieexplosion des Urknalls. Alles, was wir heute sehen, besteht aus erkalteten Funken dieses gewaltigen Urfeuers. Und aus Sternefeldern, die sich aus den Funken geformt haben, im Großen wie im Kleinen.”

“Sternfelder?”

“Kreise, Wirbel, Staub.”

“Staub?”

“Sternenstaub.”

“Leben aus Staub? Das sagt auch die Bibel.”

“Da steht so manche Weisheit drin.”

“Welchen Gesetzen unterliegt das Leben?”

“Den gleichen Gesetzen wie das Nichtlebende.”

“Für mich hat das Leben eine besondere Qualität. Das muß doch auch in den Gesetzen seine Entsprechung finden, denen das Leben unterliegt.”

“Die Qualität, die das Leben für einen Menschen hat, muß nicht aus den Gesetzen ableitbar sein, die das Leben steuern.”

“Warum nicht?”

“Weil die Qualität, die etwas für einen Menschen hat, und die Qualität, die etwas für die Natur hat, verschiedene Dinge sein könnten.”

Der Maler wiegt den Kopf.

“Materie,” nimmt der Physiker seinen Gedankengang wieder auf, “lebende und tote, ist unablässig in Bewegung, unablässig auf dem Wege: gefangen in ewigem Kreisen und Wogen des Welttheaters. Wie die Himmelskörper in der großen Welt sich umeinander und miteinander bewegen, so auch bewegen sich die Materieteilchen in der Welt im Kleinen.



Hier aber nehmen die Bewegungen – woimmer die Energie-situation das erlaubt – gewaltig zu, und sie werden erratic-her, unberechenbarer. Aber letztlich hängt all das zusammen. All das gebiert, vervollkommnet und erneuert sich in innerem Zusammenhang.”

“Was verstehen Sie unter Lebendigsein?”

“Lebendigsein ist Leben in *dem* Augenblick der Ewigkeit, der jetzt ist.”

“Weiter!”

“Irdisches Leben lebt von Leben – und von Totem. Immerfort muß es organische und anorganische Umwelt in sich aufnehmen, daraus körpereigenes Material aufbauen und die für die Erhaltung seiner Funktionen erforderliche Energie gewinnen. Und immerfort muß es Material und Energie wieder an die Umwelt abgeben.”

“Mich fasziniert am Leben die Vielheit in der Einheitlichkeit.”

Der Physiker nickt. “Leben kann in sehr unterschiedlichen Ausprägungen existieren. Aber allen Ausprägungen gemeinsam sind elektrodynamische Phänomene, gebändigte Elektron-Quark-Wirbel und gesteuertes Fließen und Schwingen von Energie.”

“Ich hatte an andere Aspekte der Vielheit und Einheitlichkeit gedacht. Ich ...”

“Auf der Erde hat derartiges Geschehen kohlenstoffhaltige Komplexe aufgebaut: Eiweißkörper, Kohlehydrate, Fette, Sterine, Phosphatide, Nukleinsäuren. Dieses organische Konzept des Lebens hat zu einer unbefriedigenden, man könnte auch sagen zu einer teuflischen Lösung geführt. Denn, wie gesagt, organisches Leben muß im Rahmen des Ausreifungsgeschehens Energie, Materie und Entwicklungsimpulse gewinnen aus gegenseitigem Behindern, Beschädigen und Töten. Ein fortwährendes, sich gegenseitig bedingendes Formen, Verdrängen und Vernichten.” Er schüttelt sich. “Eine scheußliche Art, Leben zu organisieren.”

‘Das ist mir zu fremd’, denkt der Maler, ‘und wohl auch zu einseitig gesehen.’ Irritiert fragt er: “Wo steht denn da der Mensch?”

“Seite an Seite mit anderen Lebensformen, die aus organischem Material biologisch verwertbare Energie gewinnen müssen. Wie jene begräbt er in seinem Innern während seines ganzen Lebens Legionen anderer Kreaturen.”

“Das ganze Leben ein Begräbnis, wie?” Der Maler schüttelt verständnislos den Kopf.

“Und ein ständiges ‘Wiederauferstehen’”, lächelt der Physiker. “Denn aus dem Begrabenen entsteht neues Leben.”

“Wodurch werden die Grundeigenschaften des Lebens hervorgebracht?”

“Durch universumweite Programme und Kräfte – Schwerkraft, Fliehkraft, chromodynamische Kraft, elektromagnetische Kraft. Diese Kräfte beeinflussen alles Geschehen, im Bereich des Toten und im Bereich des Lebenden. Auch die unterschiedliche Rolle, welche eine Lebensform im Schauspiel der Schöpfung spielt. Bitte bedenken Sie: Universumweites Geschehen formt letztlich auch den Boden, dem unsere Empfindungen und unser Bewußtsein entwachsen – unser Fühlen, Denken, Begreifen und Verhalten.”

Der Künstler hebt abwehrend die Hand. “Universum und Leben sind grundverschiedene Dinge!”

“In ihren Wurzeln sind sie Gleiches, in ihren Ausformungen Verwandtes. Überall die gleichen Gesetze, das gleiche Material, die gleiche Geschichte, die gleiche Zukunft. Überall ...”

“Aber ...”

“Überall verwandte Strukturen, verwandtes Geschehen.”

“Aber Lebewesen sind doch nun wirklich etwas anderes!”

“Nichts anderes. Wohl aber Differenzierteres. Leben ist ein Meilenstein am Wege der kosmischen Ausreifung, etwas, das unter bestimmten Gegebenheiten entstehen muß – mit der gleichen Notwendigkeit, mit der ein Stein entsteht. Lebewesen bilden spezifische, oft komplizierte Bauweisen und

Verhaltensweisen aus. Viele entwickeln Sozialstrukturen. Manche formen Rangordnungen. Andere etablieren Reviere. Und...

Hier versagt die Aufnahmefähigkeit des Zwerges. Das Wort 'Revier' löst eine innere Blockade aus. Ihm zittern die Lider. Immer wieder verunsichert ihn der Physiker! Dessen Art zu denken verläßt die Pfade des Gewohnten, die dem Menschen das Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit bescheren. Dessen Art, die Welt zu sehen, erfüllt nicht die Hoffnung des Künstlers auf innere Stabilisierung. Sie stürzt ihn in zusätzliche Konflikte.

## Angst

Und da schwebt sie wieder herbei, die Angst. Wie ein aufgescheuchter schwarzer Vogel flattert sie umher in der labilen Künstlerseele. In Abwehr hebt der Zwerg den Arm und beugt den Kopf. "Angst", flüstert er. Und dann noch einmal, noch leiser: "Wieder die Angst."

"Was meinen Sie?"

Der Maler schreckt aus seinen Vorstellungen. Ihm ist sein Flüstern peinlich. Hastig sucht er nach einer plausiblen Erklärung. "I...ich meine ... wie eigentlich passen Leben und Angst zusammen?"

Den Physiker überrascht dieser Gedankensprung und die Verwirrtheit seines Gefährten. Er überlegt. Nach einer Weile sagt er: "Leben muß sich schützen und verteidigen vor Lebensbedrohendem. Angst ist die fundamentale Antriebskraft für dieses Verhalten."

"Bei Menschen."

"In abgewandelter Form ist das, was wir als Angst empfinden, auch in anderen Lebensformen wirksam, auch in Pflanzen und Mikroorganismen. Angst mobilisiert lebenserhaltende Kräfte und beflügelt die Evolution."

“Was geschieht mit der Angst im Menschen?”

“Da vervielschichtet sich die Angst.”

“Wie?”

“Indem sie verschiedene Gewänder anlegt und in vielerlei Gestalt auftritt. Angst ist ein Meister im Kostümieren. So kann sie auch in Rollen schlüpfen, die mit ihrer ursprünglichen Funktion wenig zu tun haben.”

“Zum Beispiel?”

“Angst kann losgelöst von einer realen Gefahr auftreten.”

“Wo?”

“Auf der Bühne der Einbildung. Dort kann Angst dominierende Rollen spielen und große Macht entfalten. In extremen Fällen kann sie zu einem ernststen psychologischen Problem werden. Ja, sie kann sogar im Gewand einer Krankheit daherkommen.”

“Einer Krankheit?”

“Einer Krankheit der Psyche. Aber auch des Körpers.”

Der Maler spürt plötzlich auf ihn Bezogenes. Ihm dämmert die Bedeutung der Angst für sein eigenes kompliziertes Wesen. In ihm keimt Angst vor der Angst.

Da sagt der Physiker: “Beim Menschen gibt es von Naturgewolltem entfremdete Ängste, wie der Mensch sich ja in so mancher Hinsicht Naturgewolltem entfremdet hat. Da gibt es Phantomängste, wie es auch Phantomschmerzen gibt. Da kann Angst zu Verhalten führen, das nicht mehr lebenserhaltend ist, sondern lebensbedrohend oder gar lebensvernichtend.”

“W...wie?”

“Höhenangst kann lähmenden Schwindel auslösen und den Betroffenen in die Tiefe stürzen lassen. Berührungsangst kann zu völliger Isolation und schließlich zur Selbsttötung führen. Übermäßige Angst kann eine Kurzschlußreaktion auslösen, die jeder Vernunft entbehrt und sogar zu Mord führen kann.”

‘Mord!’, schreit eine Stimme im Maler. ‘MORD!!!’ Wie von einem Dolch fährt ihm ein Stich durchs Herz. Er taumelt.

“Wir sehen also: gewisse angstmotivierte Gefühlszustände können beim Menschen auch negative Wirkungen hervorbringen.”

“J ... ja”, stottert der Maler verstört. “Ja. So ist es wohl.”

“Angst in ihren ursprünglichen Formen ist für die Reifung des Menschen wichtig. Wer Angst verdrängt, der muß am Ende mit großen Spannungen fertig werden – Spannungen, die ihn zerreißen können. Erwachsenwerden hat viel zu tun mit Angstverarbeitung und Leidbewältigung.”

“Was löst Angst aus?”, fragt der Maler, eigentlich mehr um seine Betroffenheit zu überspielen.

“Die meisten Formen der Angst werden durch Verhalten und Erlebnisse konstelliert.”

“Die meisten – was ist mit den anderen?”

“Da gibt es vor allem die mit der Menschwerdung entstandene Urangst. Sie entwächst der Ungewißheit über unser Schicksal, über den Sinn unseres Seins. Aber mehr noch als alles andere ist die Urangst ein Kind der Gewißheit unseres Todes. Wir können versuchen, die Urangst wegzudiskutieren, wegzubeten oder wegzupredigen. Aber wie der Tod nicht weicht, wenn man nicht an ihn denkt, so auch nicht die Urangst.”

‘Tod!’, schreit etwas im Maler. ‘TOD!!!’ Er zittert. Und dann denkt er: ‘Er macht mir Angst, der Tod. Aber habe ich ihn nicht verdient? Und sollte er mir nicht willkommen sein? Nur er kann mich erlösen.’ Abrupt wendet er sich dem Physiker zu: “Was kann man tun gegen Angst?”

“Nicht viel.”

“Was?!!”

“Die Wahrheit suchen und ihr offen ins Gesicht sehen.”

Der Maler erbebt. ‘Das gilt mir!’, denkt er. ‘Hier stehe ich. Hier fließen die Ströme meiner Individualität zusammen: in der Schuld und in der Angst!’ – “Was noch kann ich ... was können wir tun?”

“Uns bewußt konfrontieren mit angstauslösenden Vorstellungen und Wirklichkeiten. Wer solche Konfrontationen aus-

halten kann, und mehr noch wer daraus Kraft zu gewinnen vermag, dem wächst Stärke zu, Selbstvertrauen und Selbstsicherheit. Der fördert seine Reifung. Der darf hoffen.”

“Hoffen? Worauf?”

“Auf Erkenntnis und Einsicht. Wer aber der Angst ausweicht, wer sie verkleidet oder verleugnet, der bleibt stehen, der verharret, der erstarrt.”

Nun nickt der Maler: “Sie und ich, wir erwandern uns immer wieder neue Ansichten, neue Einsichten, neue Erlebnisse und neue Wahrheiten. Nichts hat nur eine Seite. Nicht wer steht, nur wer geht, sieht die ganze Weite.”

## Urgesetz

Die beiden Wanderer setzen ihren Rundgang fort. Nach einer Weile fragt der Maler: “Sind Sie einer von den Physikern, die nach der Endgültigen Theorie suchen? Nach dem Urgesetz?”

“Nein.”

“Ich habe gelesen, daß manche Physiker nach der alle Erscheinungen umfassenden ‘Theory of Everything’ forschen. Sämtliche bisherigen Erkenntnisse verbindend, wollen sie bis in das alles Leblose und alles Lebende beherrschende Endgültige Gesetz vorstoßen.”

“Das ist intellektueller Hochmut.”

“Warum so harte Worte?”

“Bei all ihren Berechnungen und Überlegungen vergessen diese klugen Köpfe etwas wohl nicht völlig Unwichtiges: Sich selbst. Sie selbst sind ein Produkt des gesuchten Urgesetzes. Und sie selbst sind der Beweis dafür, daß sie das Urgesetz niemals finden können.”

“Sie selbst ... der Beweis? Was ist das für ein Beweis?”

“Alles, was sie mit größten geistigen Anstrengungen und finanziellen Aufwendungen finden könnten, das ist das ‘Ur-

gesetz', gesehen aus der beschränkten Sicht von Menschen – erarbeitet mit menschlichen Sinnen, menschlicher Logik und mit von Menschen konstruierten Apparaten. Das aber kann niemals das Urgesetz sein."

"Warum nicht?"

"Ich bin überzeugt davon, daß die Möglichkeiten *aller* Erdwesen, die Welt wahrzunehmen, ein Spiegel der artspezifischen Rolle sind, die ihnen das Drehbuch der Schöpfung vorschreibt."

"Mich interessiert jetzt nicht Ihre Überzeugung. Mich interessiert der Beweis. Wie stichhaltig ist er?"

"Er ist unwiderlegbar."

"Wie lautet der Beweis?"

"Das Leben, das wir auf der Erde vorfinden."

"Was beweist es?"

"Dieses bunte, vielartige Leben konnte sich nur mit einer unüberbrückbaren Beschränkung in der Weltwahrnehmung entwickeln und erhalten. Denn was wäre wohl geschehen im Milliarden von Jahren währenden irdischen Lebensvorgang, wenn auch nur eine einzige der Millionen in gnadenlosem Wettbewerb miteinander konkurrierenden Lebensformen sich über eine solche Beschränkung hätte hinwegsetzen können? Was wäre geschehen, wenn auch nur eine einzige Lebensform in der Lage gewesen wäre, die wirkliche Welt, das Gesetz nach dem sie funktioniert, das Urgesetz, zu erkennen? Das gesamte, vielfach vernetzte System der in sensiblen gegenseitigen Abhängigkeiten und Wechselbeziehungen koevolvierenden Lebensformen wäre zusammengebrochen!"

Der Maler kneift die Lippen aufeinander. "Rmmm", knurrt er und nickt. "Verdammt nochmal, das muß ich schlucken."

"Im Unvermögen irdischer Lebensformen, das Urgesetz zu erkennen, sehe ich so etwas wie ein Urgesetz. Das einzige, das wir zu begreifen imstande sind."

"Aber der Mensch hat sich ein Stück aus dem Naturgeschehen hinausentwickelt."

“Ja. Der moderne Mensch hat seine ursprüngliche Rolle im Schauspiel der Schöpfung erweitert. Aber alle seine vor Millionen von Jahren entstandenen Organe, Eigenschaften und Verhaltensmuster sind im wesentlichen unverändert geblieben. Nach wie vor nimmt der Mensch die Welt wahr mit den in seiner ursprünglichen Umwelt gewordenen Sinnesorganen und Interpretationsmöglichkeiten. Nach wie vor ist er fest im Griff der Natur. Schon das bißchen, das er dem Ursprünglichen hinzugefügt hat, bringt uns alle an den Rand des Abgrunds. Zu diesem bißchen gehört auch intellektueller Hochmut.”

“Wenn Ihre Vorstellungen aber falsch wären? Wenn der Mensch eben doch etwas Besonderes wäre?”

“Sie meinen, wenn ein unbeschränktes Erkennen der Naturgesetze innerhalb der Grenzen menschlicher Möglichkeiten läge?”

“Ja.”

“Dann würde eine erfolgreiche Ausschöpfung dieser Möglichkeiten dazu führen, daß die Theorie von Allem, das Ur-gesetz, in den Köpfen und Händen *des* Wesens läge, das ohne jeden Zweifel schon jetzt die größte Gefahr darstellt für das Leben auf unserem Planeten!”

Erschrocken nickt der Maler.

“Das Urgesetz in der Verfügungsgewalt dieses Gefährders der Schöpfung! Ein Horrorszenario ohne Gleichen, eine Katastrophe allergrößten Ausmaßes!” Der Physiker dreht den Oberkörper scharf ab. Er schüttelt sich, als wäre ihm plötzlich sehr kalt geworden. Energisch schiebt er die Brille hoch: “Da lassen Sie uns doch lieber zurückkehren zu meinen harmloseren Ideen und Gedankenspielen.”

## Augenpaare

“Sieh da, sieh da, der Freizeit-Jäger!” Der Physiker lächelt und deutet mit dem kahlen Kopf nach rechts.



“Was meinen Sie?“, fragt der Maler unangenehm berührt.

“Da hat sich ein Bekannter von mir in diesen entlegenen Teil des Parks verirrt.“

“Bitte mich nicht vorst...“, weiter kommt der Maler nicht; denn der MinRat naht mit raschen Schritten.

“Sie haben mir schlaflose Nächte bereitet!“, ruft er dem Physiker entgegen. Als er vor ihm steht fügt er hinzu: “Unser Gespräch am Fluß hat mich nicht mehr losgelassen. Es hat mich in zunehmendem Maße bewegt. Ich...“

Der Physiker stellt den MinRat vor. Zum Maler deutend sagt er: “Und das ist...“ Da boxt ihm sein kleiner Gefährte versteckt derart ins Kreuz, daß er zu husten beginnt. Natürlich weiß der Physiker inzwischen, daß der Maler im Park nicht gern erkannt werden möchte, aber irgendetwas muß er doch sagen. So beginnt er erneut: “Das ist ...“, wieder boxt der Maler. Da legt er dem beruhigend die Hand auf den Arm und sagt – zwischen Husten und unterdrücktem Lachen – “das ist ... auch ... ein ... Park ... anbeten.“

Der Maler grinst. Vergnügt zupft er herum am weißen Seidenschal.

Der MinRat macht eine knappe Verbeugung. Ihn bewegen ganz andere Dinge. Zum Physiker sagt er: “Sie haben mich in einen harten Gewissenskonflikt gestürzt.“

“Tut mir leid ... Ich ...“ Noch immer ringt der Physiker mit dem Husten.

“Wie meinen?“

“Ich ... hatte gute Absichten.“ Der Physiker ist jetzt ganz ernst geworden. “Haben Sie das Angeln und Schießen inzwischen aufgeben können?“

Die Lippen des MinRats spreizen und spitzen sich, signalisieren Anspannung und einen Anflug von Ärger. Er leidet unter Entzugserscheinungen und Entscheidungsqualen. Der Kampf seines Verstandes gegen uraltes, durch die Zeit geheiligtes Verhalten ist schwieriger, als er erwartet hatte. Der MinRat ist ein aufrechter Mann. Er will seinen Konflikt erhobenen

Hauptes austragen. Kerzengerade will er da durch. Stundenlang hatte er nach dem Physiker gesucht. Überall. Er wünscht eine Vertiefung des Gesprächsthemas. Als er den Physiker nirgends finden konnte, war er bis zum See gegangen, bis in dessen entlegenste Uferpartien. Eine erneute Begegnung ist ihm sehr wichtig. Aber nun stört ihn der Begleiter.

“Zunächst einmal unterbrochen”, antwortet er schließlich.

“Gut”, lächelt der Physiker, “sehr gut.”

Der MinRat findet keinen Gefallen am Gespräch zu dritt. Mißmutig wendet er sich dem modisch gekleideten kleinen Mann zu. Sekundenlang stehen sich die beiden gegenüber in einem stummen Gefecht funkelnder, einander taxierender Augenpaare. Dem MinRat gefällt der Begleiter des Physikers nicht – nicht dessen aufgedonnerte Erscheinung und nicht das, was er da sieht in den Augen unter der gefurchten Stirn. Seine Geradlinigkeit und seine Korrektheit verleihen ihm einen unbestechlichen Blick. In den Augen des anderen sieht er Dunkelheit, Zwielfichtigkeit und Triebhaftigkeit.

Noch immer sind die funkelnden Augenpaare fest ineinander verkeilt. Fenster vor zwei Welten.

Ohne sich große Mühe zu geben, seinen Unmut und seine Geringschätzung zu verbergen, sagt der MinRat plötzlich – noch immer ganz im Auge des anderen: “Wissen Sie eigentlich, daß Sie dem berühmten Maler sehr ähnlich sehen, der vor kurzem in unsere Stadt gezogen ist? *Sehr* ähnlich sogar.”

Da zuckt der Zwerg zusammen und wendet den Blick ab. Doch dann reitet ihn der Teufel. Erneut sucht er die Augen des anderen: “Was Sie nicht sagen. Da muß der ja *sehr* häßlich sein!”

Weit davon entfernt, das spaßig zu finden, knickt der MinRat ein zu einer knappen, steifen Verbeugung. “Ich hoffe”, sagt er zum Physiker, “daß wir uns recht bald wiedersehen!” Sich dessen Begleiter zuwendend, nickt er kühl: “Herr Anbeter!” Dann geht er seines Weges.

Über diese Anrede aufs höchste belustigt, eilt der Maler, mit

Mühe lautes Lachen unterdrückend, hinter einen Busch. Dort steht er nun, etwas nach vorn geneigt, mit verschmitzt blitzenden Augen und schulterhüpfend stummem Lachen.

## Ich-Weltbild

“Was sagen Sie zu dem Weltbild, das die Menschen sich gemalt haben?”

“Es ist morsch. Und es ist schief.”

“Das sehe ich anders. Ganz anders!” Ärgerlich wirft der Maler mit der Linken das baumelnde Ende seines Seidenschals über die Schulter.

“Unser Weltbild ist zurückgeblieben hinter dem heute von Menschen Erkennbaren, und zwar in gefahrbringendem Ausmaß. Ein neues Weltbild muß her! Ein neuer Mensch und ein neuer Gott!”

“Du liebe Güte!”, höhnt der Maler, “ist das nicht ein bißchen viel auf einmal? Was wollen Sie? Die Welt aus den Angeln heben?”

“Verständnis wecken für die Notwendigkeit einer globalen Neuorientierung. Dogmen und Normen entlarven, die nicht mehr in unsere Zeit passen. Die Ausformung eines neuen Wertesystems anregen.”

“Wir sind nicht schlecht gefahren mit unseren bisherigen Vorstellungen. Wir ...”

“Wir stehen vor dem Abgrund.”

“Wir haben unser Weltbild vervollkommnet!”

“Unser Weltbild steht auf einem Fundament, das uns heute nicht mehr trägt. Mit dem darauf Wachsenden marschieren wir schnurstracks in die Katastrophe.”

“Ach, ja? Das kann doch nicht Ihr Ernst sein!” Zornig knallt der Maler den Spazierstock neben sich auf die weiße Bank des alten Anlegers. Protestierend hebt er beide Hände.

“Es *ist* mein Ernst.”

“Ihre Forderungen gehen mir zu weit! Ungezählte Menschen, darunter unsere besten, haben über Jahrhunderte gearbeitet, um die Vorstellungen zu erarbeiten, die wir heute von uns und der Welt haben. Da kann doch nicht ein einzelner kommen, mag er noch so geschickt sein, und erklären, das sei alles morsch und schief!”

“Bitte geben Sie mir Gelegenheit, meine Ansicht zu begründen.”

“Wenn Sie darauf beharren.”

“Bei all seinen Bemühungen, das Weltgeschehen zu begreifen, sieht sich der Mensch im Mittelpunkt.”

“Freilich! Was ist so falsch daran?”

“Die Einseitigkeit. Unser Weltbild ist ein Ich-Weltbild. Dieses Ich-Weltbild müssen wir erweitern, jedenfalls soweit uns das möglich ist.”

“Halt!”, ruft der Maler und hebt erneut beide Hände. “Als Künstler muß ich schon hier aufs Heftigste protestieren. Alles, was ich male, alles was ich fühle, alles was ich denke, ist Ausdruck meines Ichs, meiner ganz persönlichen Art, die Welt zu erleben. Mag das, was ich male, gut sein oder schlecht, es ist *mein* Werk, das Werk eines Ichs. Und das ist nicht anders bei der schöpferischen Leistung, die andere Menschen erbringen. Im Ich und in den Verschiedenheiten zwischen den Ichs, da liegt der ganze Reichtum unserer Kultur. Ohne die Farbenpracht individueller Beiträge wären Kunst und Philosophie grau. Ja, sie wären gar nicht denkbar. Die Lebenserfahrung verschiedener Individuen, das Miteinander und Gegeneinander ihrer Empfindungen, ihres Denkens, Wissens und Wirkens, *das* macht unsere Welt aus. Es waren alles Ichs, wenige genug, die unsere Kultur geprägt haben. Geniale Einmaligkeiten! Und noch eins: der Begriff Weltbild bedeutet für viele Menschen ganz bewußt ihr persönliches Weltbild, ihre individuelle Art, die Welt zu sehen und zu erleben. Das hat Ihnen die Rumänin in Paris doch sehr überzeugend erläutert und vorgelebt.”

“Das ist alles völlig richtig. Ich muß mein Anliegen deutlicher machen. Es geht mir nicht darum, den Wert der Ich-Perspektive in Frage zu stellen. Wir empfinden und denken als Individuen.”

“Eben!”

“Aber diese Tatsache bildet für ein modernes Weltverständnis nur *einen* Pfeiler.”

“*Den* Pfeiler!”

“Den *wackeligsten* Pfeiler.”

“Das sagen *Sie!*” Im Maler wächst Ärger: ‘Dieser Physiker-Biologen-Philosoph! Alles stellt der auf den Kopf! Alles mißt der am eigenen Maß! Wo bleibt da die Stütze, die ich mir von den Einsichten dieses Mannes erhofft hatte? Ich suche einen Halt. Eine Bestätigung meines Glaubens. Eine Verklärung meiner Schuld! Da muß doch mehr drin sein im Hirn dieses Kahlkopfs! Mit bebender Hand wischt er Schweiß von der Stirn. “Was wollen Sie eigentlich?“, ruft er. “Worum geht es Ihnen?”

“Um erkenntnistheoretische Probleme.”

“Ach, ja?”

“Unser Weltbild basiert auf den gleichen Prinzipien der Welterfahrung, die auch anderen Lebensformen eigen sind. Diese Prinzipien zielen darauf ab, einer Lebensform, gleich welcher Art, immer nur solche Informationen zugänglich zu machen, die für deren Einordnung in ihre ökologische Nische erforderlich sind.”

“Die Evolution schafft Neues!”

“Was außerhalb der ökologischen Nische einer Art liegt, hat für deren Evolution keine unmittelbare Bedeutung.”

“Wie meinen Sie das?”

“Ein Maulwurf lebt im Erdreich. Nur hier kann er Informationen gewinnen und auswerten. Für ihn ist die Welt etwas anderes als für einen Vogel. Eine Kreuzspinne kann immer nur Informationen und Anregungen gewinnen, die für ihr Leben als Fallenstellerin Bedeutung haben. Entsprechendes

gilt für einen Bandwurm, eine Ameise, einen Fisch und natürlich auch für einen Menschen. Je nach der Rolle, die eine Lebensform nach dem Drehbuch der Schöpfung auf der Bühne des Lebens spielt, sind die Regieanweisungen verschieden. Und je nach deren Verschiedenheiten wird ein verschiedener Aspekt der Welt zugänglich. Das Resultat ist immer ein spezieller und ein beschränkter Einblick in die Welt – ein für die betroffene Lebensform maßgeschneiderter Ausschnitt, der von seiner Qualität und Quantität her nicht geeignet sein kann, an das heranzukommen, was die Welt wirklich ist.”

“Das kann ich in unserem Gesprächszusammenhang nicht als Argument akzeptieren.”

“Ich will versuchen, meine Sicht der Sache klarer herauszuarbeiten. Eine Vielfalt koexistierender Lebensformen kann sich nur dann herausbilden und erhalten, wenn jede einzelne Lebensform etwas Einmaliges ist. Daher spielt jedes Lebewesen im Theater des Lebendigen seine eigene, unverwechselbare Rolle. Und es muß diese Rolle einhalten. Nur so kann das Ganze funktionieren. Jede Lebensform ist ein Unikat mit speziellen Strukturen und Funktionen, und daher auch mit speziellen Fähigkeiten, ihr gemäßige Auschnitte aus der Welt wahrzunehmen und auszuwerten.”

“Was bedeutet das für den Menschen?”

“Daß wir an unsere Strukturen und Funktionen gebunden sind. Daß wir nur auf dem Hintern sitzen können, nicht auf der Brust. Daß wir eine Faust nur zur Handfläche hin machen können, nicht aber zum Handrücken hin. Daß wir den größten Teil des Lichtspektrums nicht sehen, einen großen Teil der Töne nicht hören können. Daß wir viele Gedanken nicht denken und viele Vorstellungen nicht haben können.”

Unwillig wiegt der Maler den Kopf.

“Wie ich bereits angedeutet habe, erkenne ich in den Verschiedenartigkeiten irdischer Gestalten und in den entsprechenden Beschränkungen ihrer Möglichkeiten, Informationen zu gewinnen und auszuwerten, ein Naturgesetz. Ich nenne es

das Restriktionsgesetz.”

“Und was bedeutet dieses Gesetz für unseren Gesprächszusammenhang?”

“Für unser Gespräch ist der entscheidende Punkt dieser: Die moderne Menschheit hat ihr naturgewolltes ökologisches Artpotential erweitert und damit das Restriktionsgesetz gefahrbringend strapaziert. Nun muß sie auch ihr Weltverständnis um ein entsprechendes Stück erweitern und so einen erneuten Ausgleich herstellen. Sonst kommt sie ins Schleudern. Sonst verstößt sie in kritischem Ausmaß gegen den Harmoniebedarf des Systems. Das würde für sie im Tod enden.”

“Tod”, ruft der Maler, “Tod! Was heißt das schon? Der Preis allen Lebens ist der Tod. Leben ist *immer* tödlich! Was lebt, das stirbt!”

“Längerfristig jedenfalls”, lächelt der Physiker, aber er läßt sich nicht abbringen von seinen Gedanken. “Das systemgefährdend gewachsene ökologische Potential der modernen Menschheit und ein stehengebliebenes Ich-Weltbild, das paßt nicht zusammen. Unser Weltverständnis muß mitwachsen und damit unsere Möglichkeiten zur Wiedereingliederung in das Theaterspiel der ausreifenden Schöpfung.”

“Weltverständnis ... was ist Ihrer Ansicht nach die wichtigste Voraussetzung für ein neues Weltverständnis?”

“Ein neues Selbstverständnis.”

“Rrrm!” knurrt der Maler. Aber schon ist er wieder ganz Neugier. ‘Ich will wissen, ganz genau wissen, was der weiß. Tief da drinnen in dessen Hirn muß es ein Geheimnis geben. Woher sonst gewinnt der seine Selbstsicherheit, seine Unbeirrbarkeit, seine Souveränität?’ Gespielt entspannt sagt er: “Ich beginne zu ahnen, wohin die Reise geht.”

“In den letzten Jahrzehnten haben sich unsere Einwirkungsmöglichkeiten auf die Natur vervielfacht. Gleichzeitig haben sich unsere Möglichkeiten, Informationen zu gewinnen und auszuwerten, erweitert. Wissenschaftler und Technologen haben neue, künstliche Sinnes- und Interpretationsorgane

entwickelt und auf diese Weise unsere Erkenntnismöglichkeiten vergrößert, deutlich über den uns ursprünglich von der Natur gesetzten Rahmen hinaus. Aus diesem Zugewinn an Einwirkungs- und Informationsmöglichkeiten ergibt sich die Notwendigkeit, ein diese Entwicklungen berücksichtigendes neues Weltverständnis zu erarbeiten.“

“Freilich!“, ruft der Maler, “jetzt kann ich Ihnen folgen. Hier liegt ein Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit!”

“So ist es.“

“Aber ich bin der Meinung, daß unser Denken und Planen das auch berücksichtigt.“

“Nicht in ausreichendem Maße. Auch heute noch sehen sich die meisten Menschen als Mittelpunkt der Welt: Ich-Welt, Ich-Leben, Ich-Kunst, Ich-Gott. Im Prinzip ist das wohl nicht anders als bei den Tieren. Auch ein Hund, ein Igel, ein Hecht erlebt sich wahrscheinlich als Mittelpunkt der Welt, als Zentrum des Geschehens. Tatsächlich aber ist kein Individuum und keine Art Mittelpunkt. Sie alle sind Teil, Teil der Welt, Teil der Schöpfung. Aber unsere Philosophie ...“

“Was ist Philosophie für Sie?“

“Suchen nach Erkenntnis von innen heraus, vom Kern des Suchenden her.“

“Wo liegt die Stärke, wo die Schwäche?“

“Die Stärke liegt im vom strengen Zwang wissenschaftlicher Methodik befreiten In-Sich-Hinein-Gehen, die Schwäche im unzureichenden Messen des innen Gefundenen an der äußeren Realität.“

“Dann liefert die Naturwissenschaft dauerhaftere Ergebnisse?“

“Sowohl in der Naturwissenschaft als auch in der Philosophie überdauern Fragen eher als Antworten.“

“Und was folgern Sie aus all dem?“

Der Physiker legt beide Handflächen zusammen und führt sie so vor den Mund, daß die Zeigefingerspitzen seine Nase berühren. Die Daumen stützen sein eckiges Kinn. So verharret



er eine Weile. Schließlich sagt er: "Daraus folgere ich, daß wir unsere Vorstellung von der Welt ändern müssen. Ebenso wie wir sie ändern mußten, als wir erkannten, daß die Erde keine Scheibe ist, sondern ein kugelförmiges Gebilde, daß die Erde um die Sonne kreist und nicht umgekehrt, daß die Erde nicht der Mittelpunkt der Welt ist, sondern ein kleiner Planet in einer aus Milliarden von Himmelskörpern bestehenden Spiralgalaxie. Und daß es von solchen Galaxien Millionen über Millionen gibt."

Der Maler saugt Luft tief in sich hinein, hält sie mit geblähten Wangen zurück. Erstaunlich lange. Und nun läßt er sie zischend wieder entweichen.

"Bitte denken Sie einen Augenblick darüber nach. Und dann werfen Sie mal einen Blick auf die Weltliteratur, auf das, was die Menschheit bisher über sich und die Welt zu Papier gebracht hat: Überall Ich-Welt-Denken! In westlichen Kulturkreisen dominiert nach wie vor die religiöse Überzeugung, daß das ganze Welttheater wegen der Menschen veranstaltet wird. Das Zentraldogma der christlichen Religion ist die Menschwerdung Gottes. Welch unfasßbare Selbstüberschätzung!"

"Ist Gott nicht in allem?"

Der Physiker nickt.

"Warum dann nicht im Menschen?"

"So ist das von den Religionsführern nicht gemeint."

"Ach ja?"

"Glauben Sie allen Ernstes, daß die jemals von der Hundwerdung Gottes sprechen würden? Oder von dessen Mauswerdung? Oder Graswerdung? Nein, nein! Hier manifestiert sich die Vorstellung von Gott als einem Übermenschen, der von seiner Höhe herniederschwebt und sich vorübergehend und ganz wörtlich in einen Menschen verwandelt. Hier stoßen wir auf den kindlichen Kern der Choreographie christlicher Gedankentänze."

"Rrrmm!"

"Die Menschen sagen 'Leben' und meinen ihr Leben. Sie sa-

gen 'Umwelt' und meinen ihre Umwelt. Sie sagen 'Leben nach dem Tod' und meinen ihr eigenes Weiterleben nach dem Tod. Sie sagen 'Gott' und meinen ein ihnen ähnliches Wesen, das zuständig ist für ihr ganz persönliches Wohlergehen – ein Wesen, mit dem sie ganz persönlich kommunizieren können." Ernergisch schüttelt der Physiker den kahlen Schädel. "Das ist wirklich unglaublich. Rings um uns herum anthropozentrisches und geozentrisches Gedankengut!"

"Was müßte sich denn Ihrer Ansicht nach ändern?"

"Wir müssen erkennen, daß derartiges Denken aus heutiger Sicht und aus heutigen Notwendigkeiten auf falsch verlegten Schienen daherkommt. Diese Schienen müssen wir verlassen, wenn wir weiter vordringen wollen in das, was die Welt wirklich ist. Wenn wir die Kräfte realistischer einschätzen wollen, welche die Welt hervorgebracht haben und steuern. Wenn wir unsere immer zahlreicher werdenden und immer schwererwiegenden Probleme lösen oder doch klarer erkennen wollen. Wenn wir versuchen wollen, unsere Zukunft zu planen und zu gestalten."

"Tiere können auch ohne solche Verrenkungen ihre Zukunft planen und gestalten. Denken Sie an ein Eichhörnchen, das sich einen Nahrungsvorrat für den Winter anlegt."

"Das ist ein Beispiel für eine naturgewollte und daher angeborne Eigenschaft. Zukunftsgestalten auf Grund individuell gewonnener und gewerteter Erfahrung ist in der Natur nicht vorgesehen. Die Gestaltung der Zukunft ist die ureigenste Domäne der Schöpfung selbst."

"Warum fokussiert die Schöpfung das Verhalten ihrer Kreaturen so stark auf die Gegenwart?"

"Ich vermute hier ein Programm."

"Programm? Das macht doch keinen Sinn."

"Für mich schon. Wer bei seinen Kreaturen das unmittelbare Wohlergehen in den Vordergrund stellt, behält die Fäden in der Hand."

"Was ergibt sich daraus für die Menschen?"

“Nur wenn wir diesen Zusammenhang erkennen, haben wir die Chance, unserer Kurzsichtigkeit eine Brille zu verpassen.”

‘Dieser Mann’, denkt der Maler, ‘der durchtränkt alles in einem Ausmaß mit Rationalität, das mir fremd ist. Aber der produziert auch Gedanken, die mich anregen, aufregen, erregen. Der fordert, fesselt und fasziniert mich. Und der reizt mich zum Widerspruch. Ein belebendes, ein stimulierendes Wechselbad!’ Gedeht sagt er: “Das habe ich bisher nicht so gesehen. Aber”, gibt er zu bedenken, “letztlich bewirkt die Evolution doch selber eine Entwicklung zum Besseren.”

“Nein. In der Evolution gibt es weder Gutes noch Besseres. Da gibt es einen Trend zur Ausschöpfung maximal möglicher Diversifikation von Formen und Funktionen, und da gibt es den alles beherrschenden Ausreifungszwang. – Also noch einmal”, beharrt der Physiker nach kurzem Schweigen: “Das Fundament unseres Weltbildes ist morsch, und es ist schief. Mit unserem alten Werkzeug können wir da nichts reparieren.”

## Ich

“Was eigentlich bedeuten die Begriffe ‘Ich’ und ‘Individuum’ für Sie?” fragt der Maler.

“Schwer durchschaubar.”

“Sie sehen wirklich überall Probleme.”

“Nun gut. So gebe ich die Frage an Sie zurück.”

Der Maler denkt nach. Dann sagt er: “Ich’, das ist etwas Einheitliches, etwas von anderem Separiertes, etwas in sich Beständiges. Es ist die Quelle des Denkens und Wollens, ein unteilbares Subjekt, das Zentrum des Bewußtseins.”

“Und Individuum?”

“Das Individuum ist eine in sich kontinuierliche, unteilbare, abgegrenzte Lebenseinheit.”

“Objektiv ist beides unzutreffend. ‘Ich’ und ‘Individuum’, so wie Sie diese Begriffe definiert haben, existieren nur in der

menschlichen Vorstellungswelt.”

“Reicht das nicht?”

“Nicht für den, der hinter die Kulissen kucken will. ‘Ich’ und ‘Individuum’ sind untrennbare Teile größerer Zusammenhänge. Beide stehen in vielfacher, ununterbrechbarer Wechselwirkung und in vielschichtigem Zwangsaustausch mit dem Außen. So wenig ein Fluß etwas Einheitliches, von seiner Umgebung Separierbares, in sich Beständiges ist, so wenig ist das ein Ich oder ein Individuum. Und wie ein Fluß an einer bestimmten Stelle das Resultat dessen ist, was sich flußaufwärts ereignet hat, so stehen auch Ich und Individuum im Strom der Geschichte.”

“Zum Teufel!! Sie bringen alles durcheinander!”

“Lassen Sie uns das mal durchdenken. Gibt es wirklich ein einheitliches, abgegrenztes Kontinuum von Eigenschaften eines Ichs oder eines Individuums? Was eigentlich bleibt über ein ganzes Menschenleben an Separiertem erhalten? Was ändert sich, was kommt hinzu, was geht verloren? Bin ich Ich als Baby?, als Vierzehnjähriger?, Fünzigjähriger?, Siebzjähriger? Was wußte ich denn als Neugeborener? Mein Hirn war fast so leer wie das eines Hirntoten. Holen wir etwas weiter aus. Denken Sie mal an eine Libelle. Deren Larve kriecht, schwimmt und jagt im Wasser, das erwachsene Individuum aber fliegt, jagt und paart sich im Luftraum. Hier lebt ein- und dasselbe Individuum nacheinander in zwei gänzlich verschiedenen Welten, mit gänzlich verschiedenen Verhaltens- und Perzeptionsprogrammen und mit gänzlich verschiedenen Organen.”

“Und was folgern Sie daraus?”

“Ich und Individuum sind changierende Größen – variabler und undurchsichtiger als gemeinhin angenommen.”

Der Maler wiegt den Kopf.

“Und haben Sie schon mal darüber nachgedacht, daß zu jedem menschlichen Individuum Millionen anderer Organismen gehören?”

“Ach, ja?” ruft der Maler amüsiert. “Was soll denn das nun wieder heißen!”

“Daß jeder Mensch eine Vielfalt fremder Lebensformen mit sich herumträgt: Viren, Bakterien, Pilze, Protothyten, Protozoen, Metazoen. Sie sind bei uns zu Hause. Sie leben in Mund, Magen, Darm, Geschlechtsorganen – praktisch überall. Viele von ihnen sind auf ein Leben in oder auf uns angewiesen. Für sie sind wir lebensnotwendige Umwelt. Und für uns sind manche von ihnen lebensnotwendige Partner. Ohne sie werden wir krank oder müssen sterben. Bedenken Sie: Jedes menschliche Individuum ist eine Komposition aus unzähligen verschiedenen Zellen, eigenen und fremden. Ein Mikro-Ökosystem!”

Der Physiker sieht den Maler an, Aug in Aug. “Und wieviele Ichs existieren denn in ein und demselben Individuum? Da gibt es Menschen mit drei, vier oder mehr Ichs. Je nach Stimmung, je nach physiologischer Verfassung, je nachdem, welcher Trieb gerade seinen Tanz aufführt, kann ein ganz anderes Ich das Individuum repräsentieren.”

Gequält blickt der Maler zu Boden. Es ist ihm, als wüßte der Physiker um seine Probleme – um seine schöpferische Krise, um das Bild des Engels, um seine Schuld. Irritiert fährt er sich über die Stirn, aus der jetzt wieder Schweiß quillt. Nach kurzem Schweigen sagt er leise: “W ... wie ... wie soll ich ... wie sollen wir denn da zurechtkommen? Wie sollen wir unser Leben gestalten? Ohne den Begriff ‘Ich’? ... Da kommen wir doch nicht zurecht.”

“Unser Leben gestalten ist eine Sache, die Dinge gedanklich zu durchdringen eine andere. Sie haben recht: Wir brauchen die Begriffe ‘Ich’ und ‘Individuum’ in unserem täglichen Leben, so wie wir sie immer gebraucht haben. Aber es muß doch erlaubt sein, darüber nachzudenken, was hinter diesen Begriffen steckt.”

Der Physiker scheint die inneren Qualen des Gefährten nicht wahrzunehmen. “Und wo residiert denn unser Ich? Nicht alle Teile unseres Körpers haben die gleiche Bedeutung für

das, was wir jeweils als Ich bezeichnen. Wenn ich mir beim Handwerken einen Finger absäge, so bin ich noch immer uneingeschränkt ich. Wenn mir dabei aber ein Stein auf den Kopf fällt und ich dadurch einen schweren Gehirnschaden erleide, durch den alle Erinnerungen ausgelöscht werden, meine Eigenarten entschwinden oder sich grundlegend ändern, bin ich dann noch ich?"

"Dann steckt das Ich im Kopf?"

Der Physiker nickt.

"Das ist mir zu wenig. Zu meinem Ich gehört doch auch mein Gesicht, meine Figur, mein Gang."

"Wenn Sie durch starke Verbrennungen Ihr Gesicht verlieren, durch Verletzungen die Eigenarten Ihrer Figur oder Ihre Art zu gehen, so bleibt die Essenz Ihrer Individualität dennoch erhalten. Niemand würde dann ernsthaft den Fortbestand Ihrer Identität in Zweifel ziehen."

"Aber ..."

"Machen wir mal ein Gedankenexperiment, ein grausames, aber eben nur mit der Absicht, uns mehr Klarheit zu verschaffen. Nehmen wir an, wir haben einen gemeinsamen Freund, Jürgen. Er wird schwer krank. Aber die großartige Kunst der Ärzte kann ihn immer wieder am Leben erhalten. Jürgen verliert Arme und Beine, Augen, Ohren und Nase. Durch Apparate wird das, was von ihm übrig geblieben ist, versorgt. Über Elektronik kann es sehen und hören und mit uns kommunizieren. Erinnerung, Denkfähigkeit und Mitteilungsvermögen sind unverändert vorhanden und funktionsfähig. Wir besuchen ihn in der Klinik, 'unterhalten' uns mit ihm. Schließlich bleibt nur sein nacktes Hirn übrig. Es steckt in einer Art Aquarium mit lebenserhaltenden Flüssigkeiten. Es wird versorgt durch Schläuche, Pumpen, Filter. Es kann kommunizieren durch elektronische Einrichtungen. Das Wesentliche seiner geistigen Individualität ist nach wie vor erhalten. Wir können Erinnerungen austauschen, über die neuesten Nachrichten diskutieren und auch darüber, was

jetzt mit seiner Individualität geschehen soll. Jürgen kann neue Eindrücke aufnehmen und verarbeiten. Er kann ...”

“Au...aufhören!” ruft der Maler. “H ... hören Sie sofort auf! Das ist ja entsetzlich!!”

“Schon gut. Diese Überlegungen – wie auch zahlreiche medizinische Erfahrungen mit Hirnverletzten – deuten darauf hin, daß die Essenz dessen, was wir jeweils als Ich empfinden, im Hirn sitzt. Dort wird Erlerntes gespeichert, Erfahrungen, Erinnerungen. Dort wohnen die Eigenarten im Denken, Empfinden und Fühlen.”

“Dann sind Gehirn und Ich identisch?”

“Was wir jeweils als Ich erleben, das ist die Summe dessen, was im Gehirn gespeichert ist und dort genutzt wird. Letztlich wird das gewachsene Ich vermutlich durch die Art der Vernetzung der Hirnzellen bestimmt. Mal abgesehen von praktischen Schwierigkeiten, könnte ich mir vorstellen, daß ein Gehirn oder ein Teil davon ebenso von einem Menschen zum anderen verpflanzbar ist wie ein Herz, eine Leber oder eine Niere.”

“Aber ein Teil der Gehirneigenschaften ist doch erblich festgelegt.”

“Das trifft auch für Herz, Leber und Niere zu. Ich wollte nahelegen, daß das, was wir gemeinhin als Ich bezeichnen, vor allem in der empfindlichen und rasch vergänglichen Software des Gehirns residiert.”

“Für mich ist das Ich mehr. Für mich strahlt das Ich auch nach außen.”

Der Physiker nickt. “Erst im Du kann das Ich reifen, erst im Teilnehmen am Nächsten, im Achten der Kreatur.”

## Mensch

Die Beine sind müde geworden. Maler und Physiker setzen sich auf eine ‘ihrer’ Bänke am See. Erst nach geraumer Zeit erwacht der Maler aus seinen Gedanken. Er räuspert sich.

Nimmt die Lippen nach innen. Dann sieht er seinen Gefährten an und fragt: "Wie eigentlich sehen Sie den Menschen ... ich meine, aus naturwissenschaftlich-historischer Sicht?"

"Naturwissenschaftlich-historisch gibt es *den* Menschen nicht. Die übliche Vorstellung von einer einzigen Menschenart ist falsch. Es hat nachweislich mehrere Menschenarten gegeben, fast so verschieden voneinander wie Schaf und Ziege. Übrig geblieben, jedenfalls bis auf den heutigen Tag, ist nur die Art, zu der wir gehören: *Homo sapiens*, der wissende Mensch – eine besonders neugierige und aggressive Art."

"Sie sehen uns zu negativ!"

"Eine Art, die im Hinblick auf ihre Verbreitung und Einflußentfaltung außerordentlich erfolgreich ist. Eine Art, die in ihrer Ausprägung sehr variabel und in ihren Lebensansprüchen erstaunlich anpassungsfähig ist. Eine Art aber auch, deren explodierende Veränderungs- und Vernichtungsmacht in den letzten Jahrzehnten wie eine Naturkatastrophe über die Erde gekommen ist."

"Wo kommen sie her, die Menschen?"

"Aus einem Teil der Erde, den wir heute Afrika nennen."

"Afrika? Gibt es Beweise?"

"Ja."

"Was sind das für Beweise?"

"Skelettfunde."

"Wann sind die ersten Menschen entstanden?"

"Vor zwei bis vier Millionen Jahren."

"Wie ging das vor sich?"

"Die Menschen entwickelten sich aus Vorfahren, die wir als Tiere bezeichnen. Innerhalb der Familie der Menschenartigen, der Hominiden, evolvierte die Gattung *Homo*, was zu deutsch Mensch bedeutet. Zu dieser Gattung gehören mehrere Arten."

"Wieviele?"

"Das ist noch immer Gegenstand der Forschung."

"Was ist wissenschaftlich gesichert?"



“Die ersten beiden Lebensformen, welche die Wissenschaft als Mensch eingestuft hat, sind *Homo rudolfensis* und *Homo habilis*, der zum Werkzeuggebrauch befähigte, der geschickte Mensch. Weitere Menschenarten sind *Homo erectus*, der aufrechtgehende Mensch, *Homo neandertalensis*, der neandertaler Mensch, und *Homo sapiens*, der wissende Mensch. Bis auf *Homo sapiens* sind alle Menschenarten längst ausgestorben. Die überlebende Art, zu der wir gehören, war daran vermutlich nicht ganz unbeteiligt.”

“Wie steht’s mit dem Schöpfungsakt?”

“Keine der Menschenarten verdankt ihre Entstehung einem besonderen Schöpfungsakt.”

“Keine klare Grenze zwischen Mensch und Tier?”

“Nein. Jeder menschliche Embryo durchläuft auch heute noch Stadien tierischer Entwicklung, in gewissem Sinne eine Kurzfassung der Entstehung des Menschen aus vor-menschlicher Kreatur.”

“Keine grundsätzlichen Besonderheiten?”

“Nein. Die Eigenschaften, die manche als Besonderheiten ansehen – die Fähigkeiten, in Worten zu denken und zu sprechen, zu abstrahieren und sich reflektiert zu erleben, sich sozusagen der Welt gegenüberzustellen – sind auf einem allgemeinen biologischen Substrat entstanden und gewachsen.”

“Nur Menschen lachen!”

“Nein. Auch Affen. Lachen hat eine uralte soziale Funktion. Es ist eine akustische Emotionsentladung, vergleichbar mit Überraschungs-, Schreck- oder Schmerzlauten.”

“Ich habe noch nie einen Schimpansen lachen hören.”

“Schimpansen lachen anders als wir. Unser Lachen ist eine Ton-Pause-Ton Folge während einer Ausatemungsperiode: ‘Ha-ha-ha’ oder ähnlich. Schimpansen sind kurzatmiger. Sie produzieren pro Aus- oder Einatemungsperiode nur einen Ton: ‘Ha — ah — ha’.”

“Woher wissen Sie, daß das unserem Lachen entspricht?”

“Wie wir, lachen Schimpansen in Situationen, in denen Wohl-

behalten oder Überraschung dominiert. Bei ihnen konzentriert sich das mehr auf Körperkontakte – Kitzeln, Balgen, Spielen – bei uns mehr auf Sprach- oder Sehkontakte. Entwicklungsgeschichtlich ist das Schimpansenlachen vermutlich die ursprünglichere Lautäußerungsform. In beiden Fällen enthalten die einsilbigen monotonen Lachlaute Information, aber keine wortspezifische Bedeutung.“

“Schimpansen können nicht sprechen!”

“Sie können. Nur anders als wir. Sie haben weder die Strukturen noch den Atemrhythmus, um den Luftstrom so zu modulieren wie wir. Daher können sie keine Tonfolgen hervorbringen, die unserem Sprechen gleichen. Wir sprechen wie wir lachen. Schimpansen sprechen wie sie lachen. Schimpansen haben weniger Worte als wir. Aber sie können hunderte von Zeichen lernen und sich damit sehr gut verständlich machen – ähnlich wie ein taubstummer Mensch.“

Ärgerlich schüttelt der Maler den Kopf. “Sie sind zu sehr bestrebt, die Unterschiede zu verwischen. Lesen Sie mal in den Büchern einiger unserer großen Philosophen. Diese Denker entwickeln ganz andere Vorstellungen. Sie sehen im menschlichen Geist etwas Einmaliges, etwas Großartiges, etwas Neuartiges, das die Evolution nach Milliarden von Jahren als Höhepunkt hervorgebracht hat.“

“Diese Denker wissen zu wenig über die Geschichte und Biologie des Menschen. Sie haben zudem einen Menschen im Visier, von dem es nur wenige Exemplare gibt.“

“Was wollen Sie damit sagen?”

“Diese Philosophen verschließen die Augen vor dem Tier in uns. Sie sind zu sehr absorbiert von theoretisierenden, veredelnden Überlegungen.“

“Sie verzerren die Realität.“

“Die Realität ist, daß es selbst innerhalb der bis heute überlebenden Menschenart *Homo sapiens* sehr große Unterschiede gibt in Struktur und Verhalten, in Geist und Moral. Das reicht vom Buschmann zum Nobelpreisträger, vom

Triebtäter zum Pastor.“

“Und wie sehen *Sie* den heutigen Menschen?“

“Schwer zu definieren.“

“Warum?“

“Gehen Sie mal durch einige unserer Kliniken. Da gibt es Geschöpfe, die haben weder in ihrer äußeren Erscheinung noch in ihrem inneren Wesen Ähnlichkeit mit dem, was wir gemeinhin als Mensch bezeichnen. Dennoch sind sie Kinder von Menschen. Und da gibt es Wesen, die äußerlich unserem Bild vom Menschen entsprechen, deren Gehirnfunktionen und Verhaltensweisen aber wenig oder gar nichts von dem aufweisen, was wir ‘menschlich’ nennen. Sind das Menschen?“

“Was macht den Menschen zum Menschen?“

“Im Kern sind das zwei Dinge: die planmäßige Herstellung von Gegenständen und das Wissen um den eigenen Tod. Anderes kommt hinzu: die Entwicklung komplexer Sozialgefüge, die Erschaffung einer komplizierten Eigenwelt, ...“

“Ist das alles?“

“... Kunst, Wissenschaft, Religion, Moral – und auch das Mitleid.“

“Ja, das sind hohe Werte. – Aber Mitleid? Ist das wirklich ein menschlicher Wert? Im Mitleid schwingt doch oft auch Genugtuung mit und ein Gefühl der Überlegenheit.“

“Genugtuung? Worüber?“

“Daß es einem selber besser geht.“

“Das wäre schlimm. Für mich ist die Fähigkeit zum Mitleiden etwas sehr Menschliches. Sie ist der Quell, aus dem Solidarität fließt – mit den Schwachen, Kranken, Armen und Alten. Solidarität auch mit der Mitkreatur und ihren Lebensgrundlagen.“

“Aber kaum etwas, das jedem Menschen eigen ist.“

“Jedenfalls keinem Unmenschen.“

Gereizt fragt der Maler: “Wo und wann entstand die Kunst?“

“Im *Homo sapiens*. Der tauchte erstmals vor etwa 200 000 Jahren auf. In ihm entzündete sich das kreative Feuer. Die

ersten Produkte, die als Kunst eingestuft werden, brachte er vor 40 000 bis 50 000 Jahren hervor. Das ging einher mit dem Wachstum des Gehirns.”

“Was bedingte dessen Wachstum?”

“Vermutlich der aufrechte Gang: Er veränderte die Kopfhaltung und machte die Hände frei zum Befingern, Greifen und Arbeiten. Und veränderter, verstärkter Konkurrenzdruck: Nahrung finden in einer neu erschlossenen Umwelt, auf neue Feinde reagieren.”

“Das sind ...”

“Nahrungssuche, Konkurrenz und Feindkonflikt sind starke Antriebskräfte. Es galt, immer schneller neue Überlebensstrategien zu entwickeln. Wer am schnellsten reagiert ist im Vorteil.”

## Urahnen

“Was ist der wichtigste Faktor für die Entstehung des Menschen?”

“Sauerstoff.”

“Soll das ein Witz sein?”

“Nein.”

“Dann müsen Sie mir das schon erklären.”

“Die essentielle Gabelung der Evolution ist vier Milliarden Jahre alt.”

“Essentiell? In welcher Weise?”

“Wie keine andere Erscheinung hat sie das Leben auf der Erde verändert.”

“Gabelung zwischen was?”

“Zwischen dem frühen Leben ohne Sauerstoff und dem späteren Leben mit Sauerstoff.”

“Ich denke, alles Leben braucht Sauerstoff.”

“Die ersten Lebewesen – unsere einzelligen Urahnen – lebten ohne Sauerstoff. Wir nennen sie Prokaryonten, weil sie noch

keinen Zellkern besaßen. Der bildete sich erst in ihren Nachfahren, den Eukaryonten, zu denen auch der Mensch gehört.”

“Warum lebten die ersten Wesen ohne Sauerstoff?”

“Weil die Atmosphäre vor vier Milliarden Jahren praktisch keinen Sauerstoff enthielt.”

“Wie kam der Sauerstoff in die Atmosphäre?”

“Nach etwa 500 Millionen Jahren Leben ohne Sauerstoff evolvierten Cyanobakterien. Sie entwickelten ein Verfahren, mit dem sie aus Sonnenlicht biologisch nutzbare Energie gewinnen konnten.”

“Diese Bakterien sind die Erfinder der Photosynthese?”

“Ja. Und sie sind die größten Umweltsünder aller Zeiten.”

“Warum?”

“Weil das Abfallprodukt der Photosynthese Sauerstoff ist.”

“Na und?”

“Freier Sauerstoff ist giftig.”

“Giftig? Sauerstoff?” Der Maler schüttelt verwundert den Kopf. “Dann mußte alles frühe Leben sterben?”

“Das meiste. Aber nicht alles. Einigen Urahn gelang es, sich in entlegene, sauerstofffreie Lebensräume zurückzuziehen. Dort existieren sie noch heute.”

“Und der Mensch?”

“Wie in anderen Eukaryonten, finden sich auch im Menschen Spuren der frühen Existenz des Lebens in sauerstofffreier Atmosphäre. Auch heute noch ist freier Sauerstoff für uns giftig. Eukaryonten müssen daher Sauerstoffradikale mit Hilfe von Enzymen entgiften. Diese Enzyme lassen sich im Menschen nachweisen. Unsere Urahn dagegen können diese Enzyme nicht bilden. Sie müssen daher bis zum heutigen Tag die Begegnung mit Sauerstoff meiden.”

“Ursprüngliches Leben ohne Sauerstoff ... Vielleicht konnte Leben überhaupt nur ohne Sauerstoff entstehen?”

“Möglicherweise.” Nach einer Weile sagt der Physiker: “Das erste Leben formte sich im Wasser und war daher geschützt vor lebensfeindlicher Strahlung.”

“Was geschah, als sich die Atmosphäre mit Sauerstoff anfüllte?”

“Der Ausreifungsprozeß erhielt einen gewaltigen Schub. Das ist offenbar typisch nach Katastrophen, die das Leben hart begrängen. Der Schub brachte neue Lebensformen hervor. Die konnten Sauerstoff nicht nur ertragen, sondern mit seiner Hilfe biologisch nutzbare Energie gewinnen. Die neue Art der Energienutzung erwies sich als außerordentlich effizient. Die Veratmung von Sauerstoff wurde entwicklungs-dynamisch ein Riesenerfolg. Eine überwältigende Fülle neuer, vielzelliger Lebensformen entstand. Das Zeitalter der Sauerstoffatmer begann. Heute dominieren deren Nachkommen alles Leben auf der Erde.”

“Eine spannende Geschichte! Wie ging’s weiter?”

“Die meisten Sauerstoffatmer verabschiedeten sich von der weitgehend friedlichen Koexistenz, die das Leben ohne Sauerstoff auszeichnete. Mit Hilfe des Sauerstoffs gewannen viele Energie und Materie aus dem Beschädigen und Töten ihrer Mitgeschöpfe. So begann der Krieg der Kreatur. Und auch sie selbst mußten versuchen, sich vor Schaden und Gefressenwerden zu schützen. So kam die Angst in die Welt.”

“So kam die Angst in die Welt”, wiederholt der Maler wie in Trance. Bewegt schüttelt er den Kopf. – “Was wäre die Erde heute ohne Sauerstoff?”

“Sie wäre vermutlich geblieben, was sie war: Ein Planet mit viel Leblosem und wenig – sehr einfachem aber auch sehr friedlichem – Leben.”

## Unterbrechung

“Wann genau begann der Mensch, Mensch zu sein? Ich meine, Mensch im heutigen Sinne?”

“Der genaue Zeitpunkt ist umstritten – geschichtlich, aber auch gegenwärtig.”

“Gegenwärtig? Wie soll ich das verstehen?”

“Nun, ist schon die befruchtete Eizelle ein Mensch, oder erst ein Embryo? Ein Embryo im ersten Monat nach der Befruchtung? Im zweiten, dritten, oder siebten? Denken Sie an den Konflikt zwischen Befürwortern und Gegnern der Abtreibung.”

“Freilich! Das ist ein hochaktuelles Thema. Daran habe ich jetzt gar nicht gedacht. Ein Teilaspekt unserer Diskussion! Wo sehen Sie die Grenze?”

“Mutter, Vater, Ei, Samen, Embryo, Tochter oder Sohn – das ist ein Kontinuum, ein kohärenter Prozeß des Lebensstromes, der nicht beliebig unterteilbar ist. In einem befruchteten Ei sind alle Entwicklungsmöglichkeiten, alle grundsätzlichen Eigenarten des sich entwickelnden Menschen enthalten. Schon hier beginnt Individualität.”

“Mediziner sprechen von ‘Abbruch’ oder ‘Unterbrechung’. Was sagen Sie dazu?”

“Diese Begriffe passen hier nicht. ‘Unterbrechung’ beinhaltet das zeitlich begrenzte Aussetzen eines Phänomens. Das Wort deutet an, daß das Ausgesetzte irgendwann weitergeht, etwa so, wie ein Programm im Fernsehen nach einer Unterbrechung fortgesetzt wird. Die Anwendung dieser Begriffe in der Abtreibungsdiskussion ist ein Dokument menschlicher Verlogenheit. Hier wird ja nichts unterbrochen. Hier wird ein individueller Lebensvorgang unwiderruflich beendet. Die Begriffe ‘Abtreibung’, ‘Abbruch’ und ‘Unterbrechung’ bezeichnen das gleiche: Töten.”

Der Maler ist nicht einverstanden. Er hebt die Hand. “Ich denke mir mal, ...”

“Abtreibung”, unterbricht ihn sein Gefährte, “ist immer ein Tötungsakt. Abtreibung aus unethischen Motiven grenzt an Mord.”

“Na, na, na! Da muß man doch differenzieren! Die Entwicklungsstufe des Keimlings, die aus medizinischer Sicht die eigentliche Menschwerdung einleitet, beginnt doch erst, wenn

das Hirn selbständig Atmung, Herzschlag und Kreislauf steuern kann. Bis dahin aber ist der Keim nichts anderes als ein Organ der Mutter. Und wenn von diesem Organ Schaden ausgeht, körperlicher oder seelischer, so hat die Mutter das Recht, dieses – wie jedes andere ihrer Organe – entfernen zu lassen. Kein Gesetz hindert sie daran.”

“Der Keimling ist kein Organ der Mutter.”

“Wieso nicht?”

“Ein Organ erbringt eine bestimmte, dauerhafte und meist lebensnotwendige Leistung für die Existenz eines Organismus. Es gehört zur Grundausstattung des betroffenen Lebewesens. Das trifft für den Keimling nicht zu.”

Der Physiker denkt nach. Dann stimmt er nickend einem in ihm entstehenden Gedanken zu: “Auch das Noch-Nicht-Vorhandensein oder das Noch-Nicht-Funktionieren des Großhirns darf nicht als Freibrief zum Töten gewertet werden. Es gibt ja auch bereits geborene Menschen, deren Großhirn – der Sitz des sich bewußtwerdenden Geistes – nicht voll ausgebildet oder nicht voll funktionsfähig ist. Deswegen sind diese Menschen nicht vogelfrei!” Er macht eine protestierende Gebärde. “Das ist doch schon wieder ein Beispiel von Unaufrichtigkeit, wenn man beim frühen Keimling von der Abwesenheit eines funktionierenden Hirns spricht, aber ganz genau weiß, daß alles, was dieses Hirn entstehen lassen wird, bereits in vollem Umfang vorhanden ist, bereits mit größter Intensität und Zielstrebigkeit seine aufbauenden Kräfte entfaltet. Wenn wir also dem Keim das Recht auf Leben absprechen, weil er noch nicht die Zeit gehabt hat, weit genug voranzukommen mit seiner Aufbauarbeit. Können wir unsere Welt nach Belieben zerstören, nur weil unsere Kinder, die einmal in dieser Welt leben müssen, noch nicht da sind? Noch nicht die Zeit gehabt haben, da zu sein? Überlegen Sie mal, welche Auswirkungen es haben würde, wenn wir Ereignisse ignorierten, die mit Sicherheit eintreten werden, nur weil sie noch nicht eingetreten sind! Das ist



doch alles scheinheilige Augenschwermerei. Nichts als Zwecklügen!”

“Aber sehen Sie sich um”, wendet der Maler ein, “in vielen Kulturen ist Abtreibung erlaubt, legalisiert.”

“Ja. Aber wieviel Töten hat der Mensch nicht schon legalisiert! Wenn Leben den Interessen der Menschen entgegensteht, wurde und wird getötet: Menschen, Tiere, Pflanzen, ganze Lebensgemeinschaften mit allem Drum und Dran. Bei Kämpfen zwischen verschiedenen Menschengruppen ist Töten nicht nur erlaubt, es wird befohlen, ja belohnt. Macht-ausübende, weltliche und geistliche, haben sich stets das Recht genommen töten zu lassen, wann immer sie das für richtig hielten, wann immer Töten nützlich für sie war. Hunderte von Millionen sind den Interessen von Politik und Religion geopfert worden. Ganz legal getötet, im Einklang mit den jeweils herrschenden Gesetzen. Und das geht weiter so, immer weiter!”

“Soldaten sind Mörder.”

“Das ist eine unhaltbare Kollektivbeschuldigung.”

“So?”

“Mord ist Tötung aus niederen Beweggründen. Das trifft für Soldaten normalerweise nicht zu. Die generelle Beschuldigung verstößt gegen den Grundsatz ‘im Zweifel für den Angeschuldigten’, und sie verstößt gegen das Ehrengesetz.”

“Soldaten sind potentielle Töter.”

“Ja. Aber sind wir das nicht alle?”

Der Maler senkt den Kopf. Sagt nichts mehr.

Da hebt der Physiker den Zeigefinger: “Wenn also Töten Alltag ist in unserer Welt, wenn das ganze Ordnungsprinzip, nach dem Leben auf unserem Planeten sich entfaltet und erhält, auf Töten beruht, so laßt uns doch wenigstens ehrlich sein miteinander. Laßt uns die Wahrheit sagen! Und laßt uns in den Spiegel kucken, damit wir uns erkennen. In all unserer potentiellen Fürchterlichkeit.”

Der Physiker öffnet den obersten Knopf seines Hemdes.

Dann sagt er, ruhiger jetzt: "Die Anzahl der Menschen muß verringert werden, auf höchstens zwei oder drei Milliarden. Mittel dazu sind Wissen, Einsicht und Geburtenkontrolle. Abtreibung aber kann damit nicht begründet, nicht entschuldigt werden."

"Zuviele Menschen", nickt der Maler. "Zuviel Produktivität. Zuviel Konsum."

"Und so lastet die Schuld auf den Schultern derjenigen, die sich einer Verringerung dieses Zuviel entgegenstellen, die keine Geburtenplanung wollen, keine Modernisierung der Gesellschaft, keine Neuordnung der Wirtschaft."

Nachdenklich schiebt der Physiker die Brille hoch. Dann sagt er: "Abtreibung ist eine Konsequenz persönlicher Interessen oder Nöte. Sie ist aber auch ein Ausdruck des Rechtes des Stärkeren, der überlegenen Macht von Eltern gegenüber ihren Kindern. In unserem Land stehen den Eltern Informationen und Mittel zur Empfängnisverhütung zur Verfügung. Wenn es zur unerwünschten Befruchtung einer Eizelle kommt, dann haben die Eltern etwas falsch gemacht. Dafür müssen die ungeborenen Kinder büßen. So einfach ist das."

Der Maler hebt die Hand. Er ist nicht einverstanden. Aber ihm fehlen überzeugende Gegenargumente. Das ärgert ihn.

"Ich befürworte nicht die Bestrafung der Abtreibung", fährt der Physiker fort. "Wer abtreibt, der muß das mit seinem Gewissen ausmachen, der muß das vor sich selbst verantworten. Für mich ist die Macht des Gewissens stärker als die Macht des Gesetzes. Man ..."

"Das diskutieren Sie mal mit einem Juristen!"

"... man kann nicht mit gutem Gewissen tagsüber gegen das Töten von Bäumen oder Delphinen demonstrieren und abends dann eine 'Pille danach' schlucken, als wäre das ein Mittel gegen Kopfschmerzen."

Der Maler zuckt die Achseln: "Haben Sie nie gegen das verstoßen, was Sie anderen vorwerfen?"

"Doch, das habe ich."

“Ach, ja!? Vielleicht haben Sie sogar selbst schon einer Frau empfohlen, eine Abtreibung vornehmen zu lassen?”

“Ja, das habe ich.”

“Sie!! Wie können Sie dann so reden? Wie können Sie es wagen, die Abtreibung so zu diskreditieren??”

“Ich diskreditiere die Abtreibung nicht. Ich versuche nur, möglichst aufrichtig, auch vor mir selbst, mit diesem Problem umzugehen. Ich versuche, mir möglichst unvoreingenommen ein eigenes Urteil zu bilden. Wenn dieses Urteil dann so ausfällt, daß ich mich selber schuldig gemacht habe, so muß ich damit leben, so muß ich mich damit auseinandersetzen. So muß ich das verantworten. Das aber ändert in keiner Weise etwas an meinem Urteil.”

Nachdenklich sagt der Physiker: “Schwangerschaftsabbruch tötet und ist daher ein Rechtsbruch. Wer aber richtet, der muß abwägen zwischen dem Recht des ungeborenen Kindes auf Leben und dem Recht der Mutter auf Unversehrtheit von Körper und Geist, und auf eine möglichst freie Entfaltung des Gewissens. Frauen, die abtreiben, sind meist in schwerer Bedrängnis, oft in großer Not, nicht selten in einer tragischen, ausweglosen Situation. Das darf nicht unberücksichtigt bleiben. Abtreibung hat meist zwei Opfer: Das Kind, das sein Leben verliert, und die Mutter, die psychischen, nicht selten auch körperlichen Schaden erleidet.”

## Auferstehung

Der Maler lenkt das Gespräch auf eines seiner unmittelbaren Anliegen: “Seit kurzem beschäftigt mich der Problemkreis des Weiterlebens der Menschen nach dem Tod. Wie sehen Sie das?”

“Das Wiederauferstehen, wie das die Führer mancher Religionen nennen, und dabei den Eindruck zu erwecken suchen, der Tod eines Individuums sei so etwas wie ein Schlaf, aus

dem man nach einer gewissen Zeit wieder erwacht, das ist Humbug. Eine Auferstehung des Ichs mit all seinen einmaligen Eigenarten, Erfahrungen, Erinnerungen, seinem Wissen, Wollen und Denken, das ist eine typische Ausgeburt des Ich-Welt-Syndroms.“

“Das sehe ich anders!!“

“Ohne Durchblutung sterben Gehirnzellen innerhalb von Minuten. Bitte bedenken Sie: im Kopf des Menschen gibt es Milliarden von Nervenzellen und um ein Vielfaches mehr an Verbindungen zwischen ihnen. Das ist ein unglaublich kompliziertes Netz von Leitungen und Schaltungen, ein vielfach verwobener, vielschichtig kommunizierender Zellenstaat. Ich schätze, daß daran eine Milliarde Trillionen Materieteilchen beteiligt sind. Das entspricht einer 10 mit 27 Nullen! Anordnung und Zusammenwirken der Teilchen machen das Einmalige eines Menschen aus. Das alles ist sehr verletzbar. Ein Gehirnschaden kann Teile unserer Persönlichkeit für immer auslöschen. Ein Unfall, eine kurze ‘Stromunterbrechung’, und ‘klick’, ist die komplizierte Software dahin. Wie sollen da Hirnsubstanz und Hirnfunktion eine Verwesung überdauern?“

“Man kann das auch anders sehen.“

“Wie?“

Der Maler findet keine Antwort.

Da sagt der Physiker: “Bedenken Sie doch, die Energie-Materie-Konstellationen, die unser Hirn, unser Ich, unsere Individualität ausmachen, fallen nach unserem Tod auseinander, werden Teil anderer Lebensformen, auch anderer Menschen – oder der Erde oder der Luft oder des Wassers. Verteilt, verweht in alle Winde. Dieses Rezirkulieren von Materie und dieses Weiterfließen von Energie, das sind Grundeigenschaften der Natur. Das sind die Voraussetzungen und Notwendigkeiten für die Entstehung, Entwicklung und Ausreifung vielartigen organischen Lebens.“

“Ein mir befreundeter Theologe hat behauptet, daß es der

göttlichen Allmacht möglich sei, all das wieder rückgängig zu machen – alles, was einen Menschen vor Dutzenden, Hunderten oder Tausenden von Jahren ausgemacht hat, wieder zusammenzufügen.“

“Ja, ja”, lächelt der Physiker, “die Theologen. Die haben mit betulicher Pedanterie sogar allen Ernstes die Frage erörtert, wem das Fleisch gehört, wenn ein Mensch einen anderen aufgefressen hat.”

Empört ruft der Maler: “Ich mag keine pauschalen Diskriminierungen!”

“Nun gut”, abermals lächelt der Physiker, “ich werde differenzieren: Augustin kam dabei zu dem Ergebnis, daß das Fleisch des Gefressenen ihm, nicht aber dem Fresser zuzuteilen sei.”

Mißmutig nimmt der Maler seine Wulstlippen nach innen.

“Und haben Sie schon einmal überlegt, was es bedeuten würde, wenn alle Menschen, die jemals gelebt haben, wieder auferstehen würden?”

“Nicht alle. Nur die von Gott Erwählten.”

“Und wo wollen Sie bei denen die zeitliche Grenze ziehen? Bei Menschen, die bis vor zweitausend Jahren gelebt haben?, bis vor zehntausend?, bis vor hunderttausend, bis vor Millionen von Jahren? Soll nur der wissende Mensch, *Homo sapiens*, Berücksichtigung finden? Oder auch die anderen Menschenarten? Der geschickte Mensch? Der aufrechtgehende Mensch? Der neandertaler Mensch? Wie weit reicht die Gerechtigkeit Ihres Christengottes? – wie weit sein Wohlwollen gegenüber der von ihm geschaffenen Kreatur?”

“Sie schweifen ab!” ruft der Maler erregt. “Und Sie vernachlässigen die vielen beachtlichen Leistungen religiöser Führer. In den theologischen Fakultäten vieler Universitäten wurden und werden ganz wesentliche Erkenntnisse gewonnen und wichtige Pfeiler unserer Kultur erarbeitet. Ich kenne religiös orientierte Universitäten, an denen die Freiheit von Forschung und Lehre etwas Selbstverständliches ist. Die meisten

Universitäten vermitteln Wissen und schulen rationales Denken. An theologischen Lehrstühlen wird auch über Inhalt und Ziel rationalen Denkens nachgedacht. Da wird nicht nur geforscht, da werden auch Sinn und Folgen des Forschens diskutiert und die Grenzen des Erforschbaren. Wie kaum sonstwo in der Welt, liegt hier der Wert der Wissenschaft, dieses Hortes der Sachlichkeit, auf dem Seziertisch. Und der Sinn unseres Lebens.“

“Diese Leistungen verkenne ich nicht.“

“Dann sollten Sie das auch in Ihre Überlegungen einbeziehen.“

“Das versuche ich.“

“Was also paßt Ihnen nicht?“

“Die theologisch-verschlungenen Pfade zur Realität. Der verkrampfte Umgang mit der Geschlechtlichkeit. Die undemokratische Struktur der Kirche. Die ungerechtfertigten Privilegien. Die ...“

“Was für Privilegien?“

“Staatlich eingetriebene Religionssteuern, Beamtenstatus der Amtsträger, Kirche als Körperschaft des öffentlichen Rechts ... Religionen müssen aus eigener Kraft leben können – oder sie müssen sterben.“

“Noch was?“

“So manch ein Theologe übt sich nicht nur in philosophischen Überlegungen, er durchtränkt diese auch mit Elementen seiner eigenen Weltsicht und seiner eigenen Religion.“

“Das scheint mir eher typisch menschlich zu sein, als spezifisch theologisch. Tun wir das nicht mehr oder minder alle?“

“Jedenfalls sollten wir uns bemühen, das mit Zurückhaltung zu tun“, sagt der Physiker. “Und wir sollten, anders als viele Kirchenführer, das wohlüberlegte Argument des anderen ernst nehmen.“

“Jeder Theologe steht in seiner Zeit. Sie können seine Aussagen nicht aus dem historischen Zusammenhang reißen.“

“Gewiß. Aber ich kann nur dann versuchen, den Gang der

Dinge zu bewerten, wenn ich aus meiner heutigen Sicht zurückblicke.”

Nach einer Weile fügt der Physiker hinzu: “Da sind noch andere Eigenschaften, die bei Religionsführern oftmals überdurchschnittlich entwickelt sind: Intellektuelle Aggressivität, ausufernde Polemik, abartige sittliche Forderungen. Und so manch einer von denen entfaltet eine außergewöhnliche Phantasie. Mit deren Hilfe löst er die schwierigsten, ja die irrsinnigsten Probleme – in seinem Kopf!”

“Beispiele!”

“Christliche Religionsführer haben behauptet, daß Menschen, die mit Krankheiten und Entstellungen behaftet starben, bei ihrer Auferstehung all ihrer Krankheiten und Entstellungen ledig sein werden. Daß sie sich bei vollster Gesundheit im blühenden ‘Mannesalter’ – was ist mit den Frauen? – befinden werden. Daß Kinder bis zu diesem Alter weiterentwickelt und Greise entsprechend verjüngt werden. Für diese Leute ist das alles kein Problem!” Wieder lächelt der Physiker. “Das wirkliche Problem mit diesen Religionsführern ist, daß sie nur nach innen denken, daß sie ganz und gar in der von ihnen erdachten Phantasiewelt zuhause sind, daß sie nur in ihren Köpfen und in ihrem ‘Jenseits’ Probleme zu lösen vermögen, im ‘Diesseits’, in der Realität unserer Welt, jedoch so gut wie keines. Ich sage Ihnen, für so manchen Religionsführer wird es eine schlimme Überraschung geben, wenn seine Phantasiewelt zusammenbricht.”

“Denken nicht auch Sie des öfteren nach innen? Lösen nicht auch Sie so manches Problem nur in Ihrem Kopf?” Der Maler erhebt den dünnen Zeigefinger: “Und hat nicht so manches Nach-Innen-Denken auch einen Wert an sich?”

“Gewiß. Aber es gibt da einen Unterschied. Die eine Seite orientiert ihr Nach-Innen-Denken am Glauben, die andere an der erkennbaren Wirklichkeit. Die eine Seite erhebt ihr Nach-Innen-Denken zum Dogma, die andere stellt es zur Diskussion. Bitte bedenken Sie: Die Theologen sehen in ihren

Vorstellungen ohne den leisesten Zweifel die unanfechtbare Wahrheit!”

“Stimmt so nicht ganz. Theologen sagen auch: Zweifel ist die Schwester des Glaubens!”

“Sagen ... aber sie zweifeln nicht.”

“Das sagen *Sie* !”

“Frei von jedem Zweifel inthronisieren diese Leute einen menschenähnlichen Gott. Frei von jedem Zweifel rankt sich ihr Denken um ein Menschenopfer. Unbeirrt gründen sie ihre Lehren auf eine Henkersmentalität. Ist das nicht alles ein fatales Fundament für eine Religion? Ist das nicht eine Ausgeburt merkwürdiger Hirne?”

“Sie!! Gott hat seinen Sohn geopfert aus Liebe zu den Menschen, zu ihrer Läuterung! Gott ist barmherzig und gnädig, und er ist von großer Güte.”

“Um so weniger kann das Herz der christlichen Religion das Todesopfer sein.”

“Sondern?”

“Gewaltarme Gerechtigkeit, Bescheidenheit, Verständnis, Vergebung.”

“Das sagen auch die Kirchenmänner.”

“Für mich ist wichtiger, was sie tun. Viele von ihnen praktizieren keine gewaltarme Gerechtigkeit. Viele agieren nicht bescheiden. Viele üben sich nicht im Verständnis anderer. Die meisten vergeben nur innerhalb der Schranken ihrer eigenen religiösen Vorstellungen. Und alle erheben ihre eigenen Vorstellungen mit der größten Selbstverständlichkeit zu allgemeinverbindlichen Wirklichkeiten. Gleichzeitig aber bestreiten sie mit derselben Selbstverständlichkeit anderen Menschen das Recht auf ihre eigene subjektive Weltansicht, auf ihre eigene Glaubenswelt. *Die* ist für sie nichts als Verblendung.”

Plötzlich schmunzelt der Maler. Hier entdeckt er gemeinsamen Grund. Das sieht er ganz ähnlich. “Dem kann ich freilich zustimmen. Als Student habe ich das mal so gesagt:



*Jeder glaubt von seinem Glauben,  
er sei der rechte und der beste.*

*So laßt ihn nur in diesem Glauben.*

*Doch wehret jedem Glauber feste,  
will er rauben andrer Glauben.*

“Vortrefflich!” ruft der Physiker, “da haben Sie eine wichtige Botschaft in die kürzest mögliche Form gebracht.”

“Aber was ist mit der Seele?”

“Was verstehen Sie darunter?”

“Jetzt bringen Sie mich in Verlegenheit.” Der Maler bleibt stehen. “Das ist nicht leicht zu definieren.” Er senkt den Kopf. Zögernd beginnt er: “Die Seele ... das ist die Kraft ... oder besser die Summe der Kräfte, die Ganzheit herstellen, die Harmonie stiften und Sinn ... Die Seele ist etwas Immaterielles. Sie ist metaphysischer Natur, keine unmittelbar erlebbare Realität. Am ehesten noch ist sie eine Idee.”

“Eine solche Seele ist allem Leben eigen, ja, aller Natur. Eine solche Seele sehe ich auch in Sternen, im Universum. Eine solche Seele ist der Kern der Schöpfung.”

“Die katholische Kirche lehrt, daß nur ein Mensch eine Seele hat. Daß jede menschliche Seele eigens von Gott erschaffen wird. Zusammen mit dem Körper bildet die Seele einen Menschen. Die Seele repräsentiert die Essenz einer menschlichen Persönlichkeit, der individuellen Art des Empfindens, Fühlens, Erfahrens, Denkens und Wollens des Seelenträgers.”

“Hinter der Idee einer solchen Seele wirkt der Selbsterhaltungstrieb des Menschen. Da bricht die Hoffnung zutage, der Unsterblichkeit des Individuums irgendwie eine Lanze brechen zu können, und wenn auch auf verschlungenen Pfaden.”

“Und die Hoffnungen auf Gerechtigkeit, auf Erlösung, auf Aufhebung irdischer Maßstäbe und Mißstände! – Was ist die

individualisierte Seele für Sie?"

"Die Individualseele? Ein Märchen. Oder ein Loch, das manche Menschen mit den positiven Seiten ihrer Persönlichkeit auszufüllen suchen." Im Physiker formt sich ein weiterführender Gedanke. Er zieht den Mund in die Breite, und dann spitzt er die Lippen: "Eines aber", sagt er und nickt dabei, "eines aber möchte ich doch zu diesem Thema noch fragen dürfen: Mit welcher Berechtigung und auf Grund welcher Argumente postulieren Religionsfunktionäre die Wiedergeburt einer menschlichen Individualität als Seele, Körper oder beides? Und warum Wiedergeburt nur für den Menschen? Warum nicht für den Hund, die Amsel, den Goldfisch, den Fliegenpilz? Ausgerechnet der Mensch soll nach ihren Vorstellungen wiedergeboren werden, ausgerechnet dieses Wesen, das Lebloses und Lebendes auf der Erde in so vielfältiger Weise schädigt und schändet."

"Jetzt reden Sie fast so daher wie eine Grüne, die mit mir über die Rolle des Menschen in der Natur diskutiert hat. Die behauptete, der Mensch sei das Krebsgeschwür der Schöpfung!"

Der Physiker wiegt den Kopf.

"Sie verdammen die Grüne nicht?"

"Im Kern hat sie nicht unrecht."

"Sie! Das Krebsgeschwür kennt keine Moral. Es macht sich keine Gedanken darüber, was es dem Körper antut."

"Dennoch gibt es erschreckende Parallelen zwischen Krebs und Mensch."

"Welche?"

"Krebszellen entziehen sich der Kontrolle, den harmonisierenden Kräften des Körpers. Sie wachsen und breiten sich aus ohne Rücksicht auf das Ganze. Sie schädigen lebenswichtige Organe, stören Ordnung, zehren aus. So vernichten sie am Ende den sie tragenden Organismus – und damit auch sich selbst."

Der Maler atmet resignierend aus, sackt in sich zusammen.

Lange schweigt er. Dann sagt er: "Freilich, so gesehen haben Sie nicht unrecht. Auch wir wachsen und zerstören ohne Rücksicht auf das Ganze."

"So ist es. Wir leben nicht mehr vom Einkommen, sondern vom Kapital. Und dabei zerstören wir auch noch dessen Möglichkeiten, Einkommen zu produzieren: Wir schlachten die Kuh, deren Milch uns ernähren soll."

Der Physiker wendet sich dem Gefährten zu. "Warum also sollte ausgerechnet der Mensch für sich in Anspruch nehmen dürfen, seine Untaten auch noch nach dem Tod wieder aufzunehmen?"

"Im Himmel widerfahren dem Menschen Läuterung und Wandlung."

"Wenn dem Menschen im Himmel Läuterung und Wandlung widerfahren würden, so müßte das doch bedeuten, daß er befreit würde von den Eigenschaften, die seine vielfältigen Probleme verursachen und die ihn zur Gefahr für die Natur auf Erden machen."

"Freilich!"

"Wenn der Mensch von diesen Eigenschaften befreit würde, so wäre er nicht länger ein Mensch! Und warum ihm diese Eigenschaften dann überhaupt erst verleihen, oder genauer, aufzwingen?"

"Aufzwingen? Das sehen Sie völlig falsch. Sie ..."

"Und der Gott der Christen? Warum dürfen wir von ihm erwarten, daß er einen Menschen in seinen Himmel aufnehmen will?" Der Physiker bewegt den Zeigefinger achtungsgebietend in der Luft herum: "Ich sage Ihnen, wenn es einen Gott gäbe, welcher den Vorstellungen Christi auch nur ähnlich ist, er wäre längst aus der Kirche ausgetreten. Und wenn es einen Gott gäbe, welcher im Sinne der meisten Religionen Herr der Erde wäre – er müßte geschlafen haben. Sehenden Auges könnte er das, was die Menschen hier auf Erden seinen Werken antun doch nicht so lange geduldet haben. Wenn er also aufwacht dieser Gott, was, glauben Sie, würde geschehen?"

Wenn dieser Gott sieht, wie die Menschen mit dem von ihm Geschaffenen umgehen, wenn er sieht, was sie auf Erden anrichten, was die Religionsfürsten aus dem Vermächtnis der Propheten gemacht haben, was sie sich anmaßen! Er könnte doch nur eins tun, dieser Gott: dieses so völlig mißratene Geschöpf, dieses Geschwür an seiner Schöpfung, das sich Mensch nennt, herausbrennen aus seiner Natur, zerstampfen und auf ewig vernichten!”

## Erkenntnisgewinnung

Die harten Worte des Wissenschaftlers bohren sich tief in das Herz des Künstlers. Sie schmerzen. ‘Auf ewig vernichten!’, denkt er. ‘Das Christentum ist eine auf Offenbarungen basierende Erlösungsreligion! Ohne die Botschaft von der Erlösung gäbe es gar keinen Christengott, jedenfalls nicht in den *Herzen* der Menschen!’ Was der Physiker da alles gesagt hat, das beginnt am Selbstverständnis des Malers zu nagen. Das erschüttert seinen Glauben. ‘Warum’, denkt er, ‘mißlang Gott sein Werk? Warum mißriet ihm die Schöpfung so sehr?’ Und dann denkt er auch: ‘Der Physiker stützt mich nicht. Der nimmt mir Halt. Die Weisheiten dieses Mannes, wo sind sie? Das, was der da von sich gibt, klingt oft eher extrem als weise. Dieser Mann ist ...’ Die Gedanken des Malers enden abrupt. Er versinkt in innerer Wortlosigkeit – wie ein Stein in rasch auflaufender, wellenloser Flut.

Stumm wandern die beiden nebeneinander her bis zum alten Bootsanleger am See. Dort angekommen, setzen sie sich auf die weiße Bank.

Nach langem Schweigen beginnt der Physiker aufs neue. “Unsere tierische Vergangenheit – sie verursacht große Probleme in einer Welt, die so ganz anders ist als die, in der sich unsere Organe, unser Verhalten, unsere Instinkte und Triebe entwickelt haben.”

“Sie können tierische Triebe doch nicht so ohne weiteres gleichsetzen mit den Gefühlsregungen der Menschen!”

“Unsere Strukturen – Arme, Beine, Herz, Magen – entsprechen denen höherer Tiere ebenso wie unsere Funktionen – Stoffwechsel, Gefühle, Triebe. Wo sonst sollten unsere Verhaltensweisen, Gefühlsregungen, unsere Süchte und Triebe herkommen, aber auch unser Bewußtsein und das, was wir als Vernunft, Verstand oder Geist bezeichnen, wenn nicht aus der Vergangenheit, wenn nicht aus unserer tierischen Vergangenheit? Daß viele Menschen sich ihrer Vergangenheit schämen, ist ein Ausdruck unbegründeter Überheblichkeit. Der Mensch muß seine Vergangenheit erkennen. Und er muß sich zu ihr bekennen. Instinkte und Triebe sind nützliche und wichtige Steuerungsmechanismen der Natur, sowohl bei Tieren als auch bei Menschen. Nicht diese Steuerungsmechanismen sollten wir beklagen, sondern das, was bei uns daraus geworden ist. In so manchem Menschen pervertieren ursprünglich sinnvolle Triebe.”

Diese Worte schleudern den Maler aus der Rolle des Verletzten in die Rolle des Ertappten. Er duckt sich und preßt die dicken Lippen aufeinander.

Seinen Gedanken nachhängend fährt der Physiker fort: “Auch das eingleisige Ursache-Wirkungsdenken ist ein Erbe unserer tierischen Vergangenheit. Da hatte die Fähigkeit, Wirkungen mit Ursachen direkt in Beziehung zu setzen, eine unmittelbar lebenserhaltende Funktion. Da hatte ...”

“Heute etwa nicht?”

“Auch heute noch ist diese Fähigkeit wichtig. Wenn ich in meinem Wohnzimmer sitze, und mir tropft Wasser auf den Kopf, so frage ich: “Wo kommt das her? Was ist die Ursache?”

“Und? Was beanstanden Sie?”

“Daß unsere Philosophie, unsere Religion und unsere Wissenschaft noch immer auf diesem simplen Reaktionsschema aufbauen. Lineares Ursache-Wirkungsdenken ist für das Verständnis komplexer Zusammenhänge ungeeignet.”

“Komplexe Zusammenhänge”, ruft der Maler. “Was bedeutet das? Das ist doch eine Funktion der Eigenart des Betrachters. Der Leistungsfähigkeit seines Hirns!”

“Gewiß.”

“Schon Kant hat gesagt: ‘Alles Geschehen setzt Ursachen voraus.’”

“Ich füge dem hinzu: und alle Ursachen setzen Geschehen voraus.”

“Wie das?”

“Bleiben wir bei dem Beispiel: mir tropft Wasser auf den Kopf. Was ist die Ursache? Ein undichtes Wasserrohr. Diese Ursache aber setzt ein Geschehen voraus: die Wasserleitung ist im Laufe der Zeit durchgerostet.”

“Wo ist der Unterschied zwischen Geschehen und Ursache?”

“Das ist eine Frage der Definition, der Perspektive, der Reihenfolge. In letzter Konsequenz ist *alles* Geschehen.” Mit steifem Zeigefinger schiebt der Physiker die Brille hoch. “Geschehen gebiert Geschehen.”

“Und was ist ein Geschehen?”

“Eine Bewegung von Energie.”

“Zu stark vereinfacht!”

“Nur wo Energie fließt, kann es ein Geschehen geben. Und nur wo es ein Geschehen gibt, kann es eine Ursache geben.”

“Ist das ein geradliniger Prozeß?”

“Es gibt nichts Geradliniges. Letztlich ist alles ein Kreis. Das ist den meisten Philosophen offenbar entgangen.”

“Wie formt sich der Kreis?”

“Indem Ursachen auf Geschehen zurückgehen und dieses auf Ursachen. Das ergibt einen Kreis, viele Kreise, auch sich selbst steuernde.”

“Kreis!”, ruft der Maler, “immer wieder Kreis! Ich mag keinen Kreis!!”

“Alles unterliegt der Herrschaft des Kreises. Kreise wirken überall: in einem Organismus, in der Natur, im Universum. Alles kreist. Und alle Kreise sind auf vielschichtige Weise

miteinander verknüpft, verknotet und verwoben. Da kommt man mit eingleisigem Ursache-Wirkungs-Denken nicht weiter. Da geht es nicht um eindimensionale Kausalketten, sondern um mehrdimensionale Kausalgewebe.”

“Wie ist so ein Kausalgewebe konstruiert?”

“Kompliziert. Wir rechnen heute mit bis zu 26 Dimensionen. Nur 4 davon sind für uns erlebbar.”

“Und die anderen?”

“Sie sind für Menschen unsichtbar.”

“Wo sind sie?”

“Fest eingebunden in Geschehen. Als lägen sie im Zentrum eines erschrockenen, eingerollten Igels. Nur durch ihr Zittern können wir sie entdecken.”

“Laßt sie zittern, verdammt nochmal! Wen kümmert das?”

“Sie sehen also: das Studium komplexer Objekte bedarf neuer Methoden des Denkens und der Erkenntnisgewinnung.”

“Erkenntnisgewinnung!”, ruft der Maler wütend. “Immer wieder sprechen Sie davon. Aber die Welt um uns und die Bilder von ihr in uns, das ist nicht dasselbe!”

“So ist es.”

“Die Bilder, die wir von der Welt malen und die wir in unseren Köpfen aufhängen, sie sind weder Originale noch Kopien. Unsere Sinnesorgane, unser Hirn, unsere Psyche lassen aus den Informationen, die uns aus der realen Welt erreichen, Eindrücke entstehen, die eine Welt formen, die anders ist als die tatsächlich existierende. Das haben Sie selber so erläutert!”

Der Physiker nickt.

“Was wir in unseren Köpfen haben, das ist eine Welt, die wir für unsere eigenen Belange zurechtgeschustert haben. Eine Welt, die unseren Bedürfnissen und Eigenarten als biologische Kreatur entspricht, nicht aber eine Wiedergabe dessen, was wirklich ist. Das habe ich von *Ihnen* gelernt!”

Der Physiker nickt.

“Die grüne Farbe der Büsche und Bäume hier”, zürnt der Maler, “ja die Büsche und Bäume selber, sie existieren so nicht

in der Realität. Auch der Park existiert nicht so, wie wir ihn erleben. Unser Bild vom Park formt sich erst nach aufwendiger Übersetzungsarbeit in den Interpretationszentren unseres Hirns, letztlich in unserer Psyche." Er zerrt den Hut in die Stirn. "Zwischen der Quelle der Information und der von ihr ausgelösten Empfindung in uns besteht keine unmittelbare Wesensparallelität! Wie, frage ich Sie, können Sie denn da von Erkenntnisgewinnung sprechen?"

Der Physiker will antworten. Aber der Maler gibt ihm keine Gelegenheit dazu. "Auch unsere Art zu denken ist nicht dazu geeignet, ein objektives Bild von der Welt zu entwerfen. Wie der Bau und die Funktion unseres Körpers, so ist auch unser Denkapparat und dessen Arbeitsweise das Ergebnis einer Entwicklung, die zugeschnitten ist auf die Rolle, die der Mensch in seinem Ökosystem über Hunderttausende von Jahren gespielt hat, und die er eigentlich auch heute noch spielen sollte. Haben Sie nicht auch das so gesagt?"

"Ja."

"Man muß sich das mal vorstellen", braust der Maler auf: "Wir haben Augen, Ohren und Hirnwindungen, die sich aus der ursprünglichen ökologischen Nische des Menschen heraus entwickelt haben. Und die Natur fesselt uns noch immer an das mit diesen Strukturen Erkennbare, an das mit ihnen mögliche Empfinden, Denken und Wissen. Sie zwingt uns, Archaisches noch immer anzuwenden, und das auch noch auf vorgegebenen Erlebnisbahnen! Wir sehen, hören, fühlen und denken auf Schienen! Kein Wunder, daß wir der linearen Ursache-Wirkungs-Philosophie verhaftet sind, daß wir in einer drei- oder vierdimensionalen Welt zu Hause sind. Wie können wir überhaupt erwarten, daß die von uns entwickelte Logik ihre Entsprechung hat in der Welt um uns? Unser Logikverständnis ist abhängig von unseren menschengespezifischen Strukturen und Funktionen, von unserer menschengespezifischen Weltansicht, von unseren menschengespezifischen Systemen der Worte, Werte, Begriffe und Denkkategorien.



Auch *das* haben Sie so gesagt!”

Der Maler macht eine wegwerfende Handbewegung. “Da ist doch jeder Versuch, Erkenntnis zu gewinnen, Mumpitz. Nichts als Mumpitz!” Schrill schreit eine Stimme in ihm: ‘Auch der gottsverdammte Engel – nichts als Mumpitz!’ ‘Engel!!’ Wie von Sinnen stößt er den Spazierstock in die Luft, so hoch, daß ihn der Buckel schmerzt.

Der Künstler starrt den Wissenschaftler an, als wollte er ihn durchbohren. Einen knisternden Augenblick lang schweigt er. Dann rammt er den Spazierstock ins morsche Holz zu seinen Füßen. Seine Augen sprühen Funken. Mit sich überschlagender Stimme tobt er: “W...wir sind Angekettete, wir sind Eingezäunte, wir sind Gefangene!!” Wie ein Wilder fuchtelt er mit beiden Armen herum, zerhackt die Luft mit dem Spazierstock. “D...die Ketten, das sind unsere festgezurrten Denkmuster, unsere programmierten Verhaltensweisen. Die Zäune, das sind unsere restriktiv konstruierten Sinnesorgane. Unser Gefängnis, das ist die Natur! Unser Gefängnisdirektor, das ist Gott!!!”

Die Gefühlswelt des Malers ist explodiert. Sein Gesicht droht auseinanderzufallen. Er keucht. Es dauert lange, bis er wieder sprechen kann. “Die Ketten zu sprengen, den Zaun zu durchbrechen, das ist uns auf ewig verwehrt. Es bedurfte eines Jahrhundert-Genies, Albert Einstein, um mit Hilfe mathematischer Denkmuster die Tür zur Realität wenigstens einen winzigen Spalt breit aufzuzwingen. Aber natürlich war auch Einstein an die Schienen und Grenzen menschlichen Erkennens gefesselt. Auch er konnte sich das, was er da errechnet hatte, nicht wirklich vorstellen. Er hat nur mit Hilfe seiner Formeln durch den Türspalt geblinzelt.”

Wild mit den Armen herumfuchtelnd, brüllt der Künstler den Wissenschaftler an: “Ein Narrentanz, das Ganze! Ein Theaterstück von und mit Beschränkten!! Wie können Sie denn da von Erkenntnisgewinnung sprechen!?”

Zitternd sitzt er da, vornübergebeugt, ein Gebrochener. Mit

hängender Unterlippe flüstert er: "Warum gab uns die Natur den starken Drang nach Wissen, den hungrigen Blick nach vorn? Warum schlägt sie uns zugleich mit Blindheit? Warum tut Gott uns das an?" In Abwehr hebt er die Hand. "Und warum fordern Sie ein neues Weltverständnis? Warum wollen Sie eine neue Philosophie, einen neuen Menschen, eine neue Religion, einen neuen Gott?" Wieder rammt er den Stock ins morsche Holz. "Wenn es darum geht, tief in die Dinge einzudringen, etwas Handfestes über real Existierendes, über das, was wirklich ist, über die Welt, über uns, über Gott in Erfahrung zu bringen, dann muß das doch in die Hose gehn!"

Der Physiker bleibt unbeeindruckt. Ruhig sagt er: "Ich stimme Ihnen zu, wenn Sie sagen, daß die reale Welt und das Bild, das wir von ihr in uns tragen, nicht dasselbe sind. Unsere Vernunft und Logik, unser Denken und Empfinden spiegeln nicht die Realität. Sie sind Mittel und Ausdruck unserer besonderen Eigenart, die Realität wahrzunehmen. Sie sind Teil des Rollenplans, den die Natur unserer Spezies zuweist. Mit jedem Versuch, über das Drehbuch der Natur hinauszuwachsen, kommen wir ins Schleudern, beginnen Begriffe wie Vernunft, Logik und Wirklichkeit zu verblassen, sich zu entleeren."

"Eben!"

"Aber die reale Welt und das Bild, das wir von ihr in uns tragen, sind nicht grundsätzlich verschieden. Was die reale Welt, uns, und unsere Vorstellung von der realen Welt verbindet, das ist die gemeinsame Geschichte, das sind die prinzipiell gleichen Energie-Materie-Konstellationen, das sind die universumweit wirksamen Ordnungs- und Organisationskräfte. Als Teil dieser Geschichte, Konstellationen und Kräfte funktionieren wir nach deren Vorgaben. Und als Teil der lebenden Natur steuern uns die Gesetze der Entwicklung und Ausreifung irdischen Lebens. Wir erleben die reale Welt mit Sinnesorganen, die ein Teil dieser realen Welt sind. Hier erkenne ich Verbindendes. Hier ist die Brücke!"

"Und? Was wollen Sie damit sagen? Wo bleibt Ihre Extra-

polation ins Grundsätzliche, mit der Sie doch sonst so gerne aufwarten?”

“Für mich sind die grundsätzlichen Fakten diese: Alles ist Geschehen. Und alles Geschehen geschieht nach einem Plan. Weder Wesen noch Ziel des Plans sind für Menschen erkennbar. Irdisches Leben existiert und evolviert in Ökosystemen. Die Programme, nach denen Ökosystemmitglieder sich entwickeln und funktionieren, sind anders, als das für ein Erkennen der realen Welt erforderlich wäre. Für eine Welterkenntnis liefert die Natur keiner irdischen Lebensform die Voraussetzungen – kein Programm, keine Perzeptionsmechanismen, keine Interpretationsmöglichkeiten. Nur mit derartigen rollenspezifischen Restriktionen, nur mit der konsequenten Anwendung des Restriktionsgesetzes, ist vielartiges organisches Leben möglich, nur so kann es sich über Milliarden von Jahren in geordneten Bahnen entfalten.”

“Dann können wir also nur sehr wenig wissen?”

“Wissen können wir nur innerhalb des Rahmens, den unsere Sinne uns setzen. Und selbst da gibt es oftmals nicht erkannte Rückkopplungen.”

“Wie meinen Sie das?”

“Unsere Sinnesausstattung regelt das Erkennen und das Lösen eines jeden Problems. Unser Hirn formuliert seine eigenen Fragen. Es gibt seine eigenen Antworten. Und es gebiert seine eigenen Fehler.”

“Also können wir gar nichts wissen?”

“Wissen können wir nur innerhalb der Grenzen der Menschenwelt.”

“Warum dann unser Suchen?”

“Wer nicht nach dem Wesen der Welt sucht, der kann über sein eigenes Wesen nichts finden. Wer von der Welt nichts weiß, und nichts von sich, der kann nicht einmal von seinem eigenen Unwissen wissen. Fehlendes Wissen über das eigene Unwissen aber ist für uns lebensgefährlich.”

“Was ist an den Grenzen der Menschenwelt?”

“An den Grenzen beginnt Vermutung. Darüber hinaus herrscht eine unserem Geist alles verhüllende Finsterniß.”

“Wie weit sind die Grenzen gesteckt?”

“Ich vermute, eher eng als weit.”

“Was ist außerhalb der Grenzen?”

“Ich weiß es nicht. Aber ich könnte mir vorstellen, daß es dort draußen Dinge und Vorgänge gibt, die gänzlich jenseits unseres Denk- und Vorstellungsvermögens liegen, die soweit weg sind von unserer Art zu erleben und zu empfinden, daß wir sie nicht einmal erahnen können – ein Geschehen, das uns auf ewig verschlossen bleiben wird. Die Frage ist nun, ob das wirklich Wesentliche, das die Welt ausmacht, eher innerhalb oder eher außerhalb der Grenzen liegt.”

“Wo liegt es?”

“Ich vermute, eher außerhalb.”

Der Maler ist plötzlich tief ergriffen. “Ja”, sagt er, “ja, die Grenzen. Da beginnt das Andere, das Unbegreifliche. Das Unbenennbare, das uns mit Staunen erfüllt und mit Ehrfurcht. Da beginnt das Reich des Rätselhaften, des Fremden. Das Reich, für das wir keine Worte haben, keine Begriffe und keine Vorstellungen.”

Der Physiker nickt. “Eine riesige Welt, die sich für uns der Anschaulichkeit und Begreifbarkeit entzieht.”

“Warum dann also weitersuchen?”, fragt der Maler, “warum all dieser Aufwand, all dieses Forschen, wenn wir die Wirklichkeit doch nicht erkennen können, und wenn uns das Ergebnis dessen, was wir erforschen, obendrein oftmals noch Schwierigkeiten bereitet? Das ist doch widersinnig!”

“Für den Menschen bedeutet Suchen: Reifen, Erkenntnis gewinnen, Bewußtsein erweitern. Hier ...”

“Für den Menschen? Erkenntnis gewinnen gibt es nur beim Menschen.”

“Nein. Erkenntnisgewinnung ist ein Teil des Ausreifens *aller* Arten, ein Ausdruck des sich vollendenden Lebensvorgangs.”

“Der Mensch kann mehr!”

“Im Menschen hat Erkenntnisgewinnung eine verstärkte Ausprägung erfahren. Das hat unsere Eigenwelt neu gestaltet, zusätzliche Spielregeln geschaffen und zusätzliche, intern wirksame Selektionsbedingungen.”

“Wie Sie die Dinge sehen! Wie Sie sie sezieren! Wie Sie sie simplifizieren! Ihre Sicht ist mir zu analytisch und zu rational. Es gibt auch Gottvertrauen, Glauben, Geheiligt. Müssen wir es nicht vor dem Alles-Wissen-Wollen schützen?”

“Auf Dauer können wir nichts schützen vor dem Wissenwollen. Auch nicht Dinge, die uns heilig sind.”

“Warum nicht?”

“Weil der Kern ausreifenden Menschseins die Suche nach der Wahrheit ist.”

“Menschsein! Dazu gehört auch anderes!”

“Ja. Fürsorge und Rücksichtslosigkeit, Hingabe und Selbstverwirklichung, Liebe und Haß, Gelehrtheit und Verbohrtheit, Moral und Verderbtheit. Und wie beim Tiersein gibt es da auch Macht und Ohnmacht, Hunger und Essen, Durst und Trinken, Trieb und Befriedigung.”

“Sie werfen alles in einen Topf. Da verwischen sich natürlich die Unterschiede. Die Basis menschlicher Existenz sehe ich als etwas Separates, als etwas von der übrigen Natur Unterscheidbares. Als etwas ...”

“Die Basis menschlicher Existenz ist nichts Separates. Sie ist die gleiche wie bei jeder anderen Kreatur. Alles entwächst dem gleichen Boden. Alles besteht aus dem gleichen Material. Alles gehorcht den gleichen Gesetzen. Überall herrschen die gleichen Urantriebe: Selbsterhalt, Vermehrung und Verbreitung; Aneignung von Energie und Materie; Umwandlung von Fremdem in Eigenes; Entwicklung und Ausbreitung des Eigenen zu Lasten des Umgebenden.”

“Ihre Art, zu vereinheitlichen, geht mir zu weit!”

“Im ausreifenden Menschsein werden die Urantriebe zunehmend individualisiert, intensiviert und kanalisiert – und

zwar mit durchschlagender Wirkung. So verzerrt der moderne Mensch nicht nur das ausbalancierte Zusammenleben verschiedener Lebensformen, sondern er stört auch die zwischenartige Harmonie in der Informationsgewinnung.“

“Sie beschreiben, was Ihrer Ansicht nach geschehen ist und geschieht. Gründe für die Fortschreibung unserer besonderen Art der Erkenntnisgewinnung, für unsere Forschungstätigkeit, liefern Sie nicht!”

“Die Gründe fußen auf unserem Wesen. Wir tun, was wir nicht lassen können.“

“Wie meinen Sie das?”

“Unser wachsender Hunger nach Wissen ist Teil unserer Evolution. Im tiefsten Grunde ist er nichts anderes als eine die hypertrophierende Ausbildung unseres Hirns begleitende Verstärkung des Neugiertriebes. Ja“, nickt der Physiker vor sich hin, “ob wir das nun wahrhaben wollen oder nicht: In letzter Konsequenz ist Erkenntnisgewinnung ein Trieb. Und somit ist das Streben nach Erkenntnis auch ein Ausdruck unserer Unfreiheit. Wir können nicht anders.“

Irgendetwas im Maler grinst: ‘Die hehre Wissenschaft – die Ausgeburt eines Triebes!’

“Im Umfeld unseres Suchens nach Lebensinhalt, Sinn und Erkenntnis verselbständigen sich, bis zu einem gewissen Grad jedenfalls, vielschichtige Antriebskräfte. Sie gestalten ihre eigene Welt von Kultur, Kunst, Religion und Wissenschaft – eine Welt sublimierter Bedürfnisbefriedigung. Dabei bewirkt der vielen Menschen eigene Antriebsüberschuß einen ständigen Leistungsdruck, ja einen Leistungszwang.“

“Zur Hölle mit dem ganzen Zauber! Was nützt Erkenntnisdrang uns wirklich? Führt neues Wissen zu neuer Weisheit?”

“Ich hoffe es.“

“Ist das genug?”

“Ohne gezielte, organisierte Erkenntnisgewinnung kann die moderne Menschheit nicht überleben. Wer nicht erkennen

will, wer die Wirklichkeit nicht erforschen will, wer die Wahrheit nicht wahrhaben will, dem wird das zum Verhängnis werden. Nur wenn wir offenen Sinnes von der Natur lernen, und wenn wir das Erlernte nutzen, um unsere eigene Welt wieder besser einzugliedern in die Ordnung der Schöpfung, nur dann haben wir eine Chance, Natur und Mensch wieder miteinander zu versöhnen.“

“Was nützt das *mir*? Wie bringt *mich* das weiter, *mich* als Künstler, *mich* als Sucher nach mir selbst?”

“Nur wer in ständigem Bemühen danach strebt, das Wesen der Schöpfung zu verstehen, nur der darf hoffen, den Schlüssel zu finden zum Verständnis seines eigenen Wesens. Und nur wer sich selbst zu erkennen vermag, der kann seine Rolle im Drehbuch der Natur interpretieren und neu gestalten.“

“Was also sollen wir tun?”

“Die Forderungen lauten: Erkennen, was erkennbar ist, und darauf aufbauend unser Leben in Harmonie mit der Schöpfung neu gestalten. Definieren, was für uns lebensnotwendig ist, und was getan werden kann, um die Natur vor uns zu schützen. Revision unseres Weltbildes und Neuordnung unserer Beziehungen zu Gott.“

“Das also ist des Pudels Kern?”

“Der Kern ist dieser: Unsere Strukturen und Funktionen sind Teile von Ökosystemen und werden von entsprechenden Programmen gesteuert. Das Erkennen der realen Welt gehört nicht zu diesen Programmen. Im Gegenteil, so wie ich das sehe, will die Natur sich nicht in die Karten kucken lassen.“

“Aber ...”

“Die Natur schützt sich vor dem Erkenntwerden, indem sie ihre Geschöpfe auf dem entsprechenden Auge mit Blindheit schlägt. Dennoch hat sie zugelassen, jedenfalls bis auf den heutigen Tag, daß eines ihrer Geschöpfe, der Mensch, damit begonnen hat, ihr über die Schulter zu sehen. Hier ist ein Konflikt entbrannt zwischen der Kontrollfunktion der Natur,

die bestrebt ist, ihr System intakt zu halten, und der Ausbrecherfunktion des Menschen, der bestrebt ist, sich von den Fesseln seiner Ökosystembindungen zu befreien.“

“Wie geht der Konflikt aus? Können wir ihn gewinnen?”

“Nicht gewinnen. Nur mit ihm leben.“

“Also zurück zur Steinzeit?”

“Ein Zurück gibt es nicht. Wir müssen fortfahren, der Natur über die Schulter zu sehen. Wir müssen von ihr lernen. Nur mit der Natur, nicht gegen sie, können wir leben, können wir überleben. Nur wenn wir das, was wir mit äußerstem Bemühen von der Natur lernen können, im Einklang mit ihren Gesetzen und in Achtung vor ihnen umsetzen in ein neues Weltverständnis, und wenn wir dieses neue Weltverständnis als Verhaltensanleitung für den neuen Menschen nutzen, nur dann hätten wir eine Chance, den Konflikt zu bestehen. Jedenfalls eine Zeit lang.“

### 3 ERFÜLLUNG

*“Solange ich denken kann,  
hat die Glocke meinen Weg  
durchs Leben begleitet.”*

#### Kirchturmglöcke

Lange hatte sie nicht geschlagen, die Kirchturmglöcke. Es fehlte das Geld für eine Reparatur des Uhrwerks und der Glockenmechanik. Schließlich entschloß sich der Pastor zu einem für ihn ungewöhnlichen Schritt. Während einer Predigt fügte er einem Gebet eine persönliche Bitte an. Er bat um Spenden für die Instandsetzung der Glöcke.

Schon nach dem nächsten Gottesdienst fand sich ein großer weißer Umschlag in der Kollekte. In ihm steckten zehn Tausendmarkscheine. Mehr als genug für die Reparatur. Der



hochherzige Spender hatte von der Bitte des Pastors gehört und einen Vertrauten mit dem Umschlag zur Kirche gesandt. Vater und Tochter dankten ihm in einem Gebet und erbateten für ihn Gottes Segen. Beim darauffolgenden Gottesdienst gedachte der Pastor des Spenders mit bewegten Worten.

Schon vielen Menschen hatte der hochherzige Spender geholfen. Immer anonym. Der Maler mag es nicht, wenn man ihm dankt.

Nun zeigt das weithin sichtbare Zifferblatt der Kirchturmuhr wieder die Zeit. Nun zählt ihre weithin hörbare Glöcke wieder die Stunden.

Gerade jetzt wieder trifft der große Klöppel den dicken Rand der alten Glöcke. Das verursacht ein kräftiges, mahnendes Dröhnen. Wie ein Stein, der von einer Klippe in ruhiges Wasser stürzt, so erzeugt das Dröhnen der Glöcke Wellenkreise, die nach allen Richtungen den Ort ihres Entstehens fliehen, weit hinein in alle Teile des Parks.

Bbuommm, Bbuommm, Bbuommm, .... achtmal dröhnt die Glöcke.

Die Tanzmusik im Waldschloß, leise herübergeweht vom Auf und Ab lauer Abendbrisen in wechselvollem, zarten Crescendo und Decrescendo, verstummt. Tanzpause. Zwei Enten, die irgendwas irgendwo am See aufgescheucht hat, und die jetzt in Panik über den Baumwipfeln ihre Kreise ziehen, quaken in heller Aufregung. Dann drehen sie ab und fliegen zurück zum See.

Und nun ist es wieder ganz still im Park.

Mitten aus der Andacht dieser Stille springt die helle Stimme einer Frau. Laut ruft sie etwas hinaus in die Abendstimmung. Und jetzt lacht sie. Ein perlendes Champagnerlachen. Vage zuerst, dann deutlicher und lauter, knirschen Schritte im Kies des Hauptwegs. Hand in Hand wandern Inge und Peter ihrer Bank entgegen, der Bank auf dem Hügel unter der großen uralten Eiche. Plötzlich rasches Rennen und Hüpfen.

Den überraschten Peter hinter sich lassend, läuft Inge so schnell sie nur kann den Hauptweg entlang, über die Brücke, den Kiesweg hinauf zur Bank. "Erster!", ruft sie außer Atem und läßt sich auf die Bank fallen.

"Du bist ja eine tolle Sprinterin!", pustet der ihr hinterdrein stürmende Peter. "Da komm ich ja kaum mit!"

"Kein Wunder, nicht mehr der Jüngste und dann auch noch Raucher!"

Beide lachen. Sie sind ausgelassen und glücklich. Sie umarmen und küssen einander.

"Vater mag dich", sprudelt es aus Inge hervor, "er mag dich sogar sehr! Er hat gesagt: 'Ich mag deinen Freund. Er ist aufrichtig und intelligent – und sicher meint er es ehrlich mit dir'."

"Weiß Gott, das meint er!"

"Ich bin ja so glücklich! Du ahnst gar nicht, was das für mich bedeutet." Sie drückt Peter ganz fest den Arm. "Und ich hoffe von ganzem Herzen, daß auch du Vater magst."

"Ja, ich mag ihn."

Mit beiden Armen umschlingt Inge Peters Hals und küßt ihn auf die Wange. Immer wieder.

Stumm genießen die beiden ihr Glück. Sich umfassend, streicheln sie einander mit zärtlichen, tastenden Fingern.

Schließlich sagt Peter: "Ich will nicht verschweigen, daß ich Bedenken hatte. Ein Pastor! Das paßt so gar nicht in die Welt, in der ich bisher zuhause war. Als Doktorand habe ich mit Freunden öfters über Wissenschaft und Religion diskutiert. Dabei sind Pastoren nicht immer gut weggekommen. Aber ich habe dazugelernt. Das war ein wunderschöner, ein mich tief bewegender Abend in eurem Haus. Und ein Augenöffner dazu. So viel Harmonie und Wärme – das hatte ich vorher noch niemals erlebt. Dein Vater ist voller Güte und Wohlwollen. Kein Wunder, daß du ihn so sehr liebst."

Inge umarmt Peter so ungestüm, daß der nach Luft ringt. 'Mein Gott', denkt er, 'mein Gott, was muß die Inge an Ängsten ausgestanden haben!'

Ganz fest umschlungen sitzen die beiden da auf ihrer Bank, so als wollten sie einander nie wieder loslassen. Mit weit geöffneten Herzen erwarten sie die heranschwebende Nacht. Inges Augen sind voller Tränen. Diesmal sind es Tränen des Glücks. Lange, sehr lange sitzen sie so. Schweigend. Einander festhaltend.

Nur langsam, mit kaum wahrnehmbaren Bewegungen, löst sich Inge aus der Umarmung. Wieder küßt sie Peter auf die Wange. Dann sagt sie: "Vater und ich, wir würden uns sehr freuen, wenn du Samstagabend zu uns kommen könntest." Als Peter nicht sogleich antwortet, fügt sie ängstlich hinzu: "Ich hoffe sehr, daß dir der Termin paßt, daß du kommen kannst."

"Ich werde gerne kommen. Wieder um die gleiche Zeit?"

"Ja. Ich freue mich! Weißt du, es ist wichtig für uns alle drei, daß Vater und du euch näher kennenlernt." Inge hakt sich bei Peter ein, schmiegt sich an ihn. "Ich möchte so gern, daß du seine Art zu denken und zu fühlen besser verstehen lernst. Die Welt, aus der wir kommen, sie ist sehr verschieden von der Welt, aus der du kommst. Manchmal, wenn wir diskutiert haben, hatte ich das Gefühl, daß wir zwei verschiedene Sprachen sprechen. Da können Mißverständnisse viel Schaden anrichten. Vater kann da helfen. Er versteht es besser als ich, auch schwierige Dinge so zu formulieren, daß sie ohne Mißverständnisse vom Gesprächspartner aufgenommen und oft auch angenommen werden. Auch von jemandem, dem manches von dem, was uns bewegt, eher fremd ist."

Inge blickt auf zu Peter. Als der nichts sagt, fährt sie fort: "Bei unseren Gesprächen fühle ich manchmal, wie das, was ich sagen will, nicht so richtig 'rüberkommt. Ich kann das, was mir am Herzen liegt, nicht immer so auszudrücken, wie es gemeint ist. Manchmal komme ich mir dann vor, als stünde ich mit dem Rücken gegen die Wand. Und dann trifft mich die ganze Wucht deiner Argumente, besser formuliert und schwer zu widerlegen, obwohl ich manchmal fühle, daß das, was du sagst, so auch nicht immer ganz richtig ist – nicht ganz richtig

sein kann. Da bin ich dann eher hilflos.“

“Das klingt ja fast so, als ob ich dir Angst mache. Bin ich denn wirklich so einer, der seinen Gesprächspartner unerbittlich in die Enge drängt, der immer recht haben will?”

Inge schüttelt langsam den Kopf. “So scharf würde ich das nicht formulieren. Aber wenn du so richtig ins Argumentieren kommst, dann kniest du dich förmlich in die Dinge hinein. Dann merkt man dir an, wie deine Gedanken dich mit sich fortreißen. Dann bist du oft am weitesten von mir entfernt – obwohl wir doch in unseren Gesprächen gerade darum bemüht sind, einander näher zu kommen.“

Nachdenklich streicht sich Peter mit den Fingerspitzen über das vorgestreckte Kinn. “Ich versuche, die Wahrheit zu finden. Nichts sonst. Beides ist oft schmerzlich: die Suche nach der Wahrheit und die Wahrheit, die ich finde. Auch ich fühle mich oft an die Wand gedrängt von meinen eigenen Gedanken, meinen eigenen Erkenntnissen. Oft bin ich überrascht und nicht selten unglücklich über das, was ich auf meiner Suche entdecke.“ Er wendet den Kopf und blickt Inge an: “Aber darf ich deshalb aufgeben?”

Da Inge nicht antwortet, sagt er: “Nein, das darf ich nicht. Ohne Wahrhaftigkeit, ohne Aufrichtigkeit, anderen und mir selbst gegenüber, würde mein Leben dunkel werden. Ich muß leben können ohne Scham. Ich will in die Welt hinausschauen können, ohne die Augen niederschlagen zu müssen und ohne das, was ich sehe, zu beschönigen, zu verdrehen oder zu verdrängen.”

Peter streichelt Inges Hand. Die liegt jetzt flach ausgebreitet neben ihr auf der Bank. “Vielleicht hast du das noch gar nicht so bemerkt, aber du selbst stellst die schwierigsten Fragen. Ganz offensichtlich möchtest auch du dir Klarheit verschaffen, reinen Tisch machen. Wir haben sehr verschiedene Lebenserfahrungen. Es geht nicht darum, sie zu verwischen oder zu leugnen. Es geht darum, sie zu erkennen und anzuerkennen. In gegenseitiger Achtung, im Umeinander-

Wissen und im Einander-Verstehen können wir dann getrost ein gemeinsames Leben aufbauen.”

“Ja, Peter, das ist wahr.”

Bbuommm, Bbuommm, Bbuommm, ... Es ist neun Uhr.

“Schön, daß sie wieder heil ist, die Kirchturmglöcke! Vater hat sie reparieren lassen. Oben im Turm hängt sie. Von meinem Zimmer aus kann ich sie sehen. Durch's Turmgitter. Solange ich denken kann, hat die Glöcke meinen Weg durchs Leben begleitet. Ich mag sie nicht missen. Schön, daß sie wieder heil ist, daß sie mir wieder meine Stunden zählt.”

Lange sitzen die beiden auf ihrer Bank. Stumm. Glöcklich.

## Brückenvollendung

Zärtlich schmiegt Inge sich an ihren Peter. Immer wieder haucht sie Küsse über sein Gesicht, streichelt seine Wange, seinen Arm und seine Hände. Alles in ihr ist ganz und gar Peter zugewandt. Ein unbeschreibliches Glücksgefühl durchströmt sie. Ihre große Liebe zu Peter überstrahlt jetzt alles. Niemals zuvor in ihrem Leben war sie so sehr Frau, so sehr verlangendes Föhlen.

Peter umarmt und küßt Inge. Wieder und wieder. Ihre Herzen hämmern in rascher und wilder werdendem Takt. Trieb erwacht und pulst herauf aus dunklen Tiefen. Atem weht heftiger, schneller und tiefer.

‘Endlich – endlich!’, denkt Peter, als Inge ihm weich und warm entgegenschmilzt, als ihr Körper sich ihm verlangend entgegendrängt. Zwei Liebende finden die Erfüllung ihrer Sehnsucht, finden endlich ganz zueinander: Herzen, Hände, Lippen, Körper. Lange lieben sie sich auf ihrer Bank.

All ihre Probleme, all ihre Verschiedenartigkeiten – sie sind ganz leicht geworden. Alles Trennende entschwebt, löst sich auf wie Morgennebel in sonnetrinkender Luft. Ihr Glück sorgt sich nicht. Es fragt nicht. Nicht nach Anfang, nicht nach

Ende. Es genießt sich selbst.

Solche Vereinigung geschieht in Gott. Sie erhöht das Ich zum Wir. Sie fügt zwei Teile zum Ganzen.

Die Brücke ist vollendet.

Sie werden wiederkommen, die Probleme. Aber sie werden keine Gefahr mehr sein für ihre Liebe.

Bbuommm, bbuommm, ... Inge lächelt mit geschlossenen Augen und in tiefem, tiefem Glück. 'Die Glocke', denkt sie, 'zum erstenmal in meinem Leben stört sie mich, zum erstenmal hätte ich – für ein einziges Mal nur – auf sie verzichten können. Wieder lächelt sie.

Immer noch eng umschlungen liegen die beiden da. Wie aus einem wunderschönen Traum erwachend, richten sie sich langsam auf. Mit großen blanken Augen blicken sie wortlos in den Park, in einen Park, der plötzlich ganz anders aussieht, der auf geheimnisvolle Weise teilgenommen hat an ihrem Glück. Einen Park, dessen Sträucher und Bäume den stillen Glanz der Erfüllung zu reflektieren scheinen.

Inge ordnet ihre Kleidung. Streicht über ihr Haar und zieht die schwarze Samtbandschleife fest. Sie küßt Peter. Dann faltet sie die Hände und hebt sie vor die Brust. Sie betet.

## Tanzen

Sehr lange schweigen Inge und Peter. Ein tiefes, glückliches, und erlösendes Schweigen. Dann sucht Inge nach einer Brücke über das Schweigen. Zögernd fragt sie, fast flüsternd: "Was macht deine Arbeit?"

Peter antwortet nicht. Er muß sich noch zurücktasten aus seiner Entrücktheit. Schließlich räuspert er sich, wischt Haar aus der Stirn, setzt die Brille wieder auf und zieht die Jacke wieder an. Umständlich kramt er Tabakbeutel und Pfeife hervor.

“Bist du zufrieden? Kommst du voran?”

Als Peter noch immer nichts sagt, wendet Inge sich ihm zu, sieht ihn Antwort erbittend an. Aber Peter nimmt das gar nicht wahr. Gebannt starrt er auf den dunklen Boden zu seinen Füßen. Aus dem Boden scheint etwas zu raunen. Das Raunen klingt wie die Stimme seines unglücklichen Vaters. ‘Vergänglich,’ füstert die Stimme, ‘Glück ist so vergänglich.’

Sacht berührt ihn Inges Hand. “Träumst du?”

Da schreckt er hoch. Blickt in strahlende blaue Augen. Schließt Inge aufatmend in die Arme. Drückt sie an sich, ganz, fest.

“Mein geliebter Träumer”. Inge streichelt sein Haar. “So kenne ich dich noch gar nicht.”

Nach einer Weile sagt sie: “Na, was ist mit deiner Arbeit?”

“Es ... es läuft ganz gut. Recht gut sogar. Ich habe allen Grund, zufrieden zu sein.”

Inge hatte Einzelheiten erwartet, aber Peter ist sehr einsilbig.

Vom Waldschloß her erklingt wieder leise Tanzmusik. Stumm, einander umarmend, sitzen sie auf ihrer Bank und lauschen. Die Rhythmen eines Tangos wehen herüber und die hohen Vibratotöne einer mit Leidenschaft gespielten Geige. Lauter als sonst können Inge und Peter die Musik hören. Der Wind hat gedreht. Er kommt jetzt von Süden. Den Tangorhythmus in sich aufnehmend, wiegt Inge ihren Kopf. Dann auch den Oberkörper. Der Zopf beginnt sich zu bewegen. Und nun pendelt er vergnügt hin und her. Sie wiegt sich in den Hüften.

Peter lächelt: “Wir sollten mal wieder Tanzen gehen.”

“Oh ja!” Inge springt auf, stellt sich in Positur, neigt den Kopf, preßt die Linke auf die schmale Taille und hebt den rechten Arm drehend und windend in die Höhe. Wie eine heißblütige Spanierin tänzelt sie mit anmutigen Bewegungen auf und ab vor der Bank.

“Eine Primadonna!”, lacht Peter. “Eine ganz besonders schöne. Und eine sehr temperamentvolle dazu!”

Er steht auf. Steckt Tabakbeutel und Pfeife in die Jacken-

tasche. Sieht sich um nach Inge. Die tanzt noch immer, mit erhobenem Arm und windender Hand. Jetzt kommt sie hüftschwingend auf ihn zu. Die beiden stehen dicht voreinander. Peter blickt in überglücklich blitzende blaue Augen. Langsam breitet er die Arme aus. Als Inge ihm entgegengleitet, küßt er sie lang und innig.

Inge voran, schlendern die beiden den schmalen Kiesweg hinunter zur Brücke. Einander umfassend beugen sie sich über das Geländer und blicken in das unter ihnen dahinfließende Wasser.

“Sieh nur”, ruft Inge, “dort unten. Der große Fisch!”

Peter nickt.

“Was ist das für ein Fisch?”

“Eine Forelle.”

Im Licht des Mondes hebt sich der schmale dunkle Rücken deutlich ab gegen den hellen Sand des Bachbodens.

Die beiden gehen den Hauptweg entlang in Richtung Waldschloß. Ganz eng schmiegt Inge sich an ihren Geliebten.

Als Inge und Peter durch einen hohen Torbogen den Restaurantgarten betreten, empfängt sie pulsierendes Leben. An Kabeln hängend, rahmen bunte Lampions eine große Tanzfläche ein und bilden einen Halbkreis um die Terrasse, die als Bühne für die Musiker dient. In weißem Sommeranzug tänzelt ein schlanker Geiger temperamentvoll auf und ab vor der funkelnden Schwärze eines Flügels. So sehr dominiert er die Bühne, daß man den Bassisten, den Pianisten und den Saxophonisten zunächst gar nicht wahrnimmt.

Auf jedem der zahlreichen Tische brennt eine Kerze in bauchigem Glas von rötlich-gelber Farbe. “Wie schön das alles ist!”, sagt Inge. Nach einem Platz Ausschau haltend, stehen die beiden in der Nähe der Bühne. Der Geiger nickt ihnen zu, mit hochgezogenen Brauen und umhertaumelnder schwarzer Stirnlocke.

Inge und Peter wählen einen freien Tisch an einem kleinen Teich. Dort angekommen, setzen sie sich und studieren die



Speisekarte. Dann wandern ihre Augen über das Kerzenmeer.

“Was darf’s sein?”

Ein Kellner ist an ihren Tisch getreten, und nun bestellen die beiden eine große Käseplatte, einen Apfelsaft und ein Bier.

“Sobald die Getränke da sind, tanzen wir, ja?”

Peter nickt.

Die Musiker haben einen Foxtrott angestimmt. Mit verzückten, ruckartigen Bewegungen stelzt die helle Lichtgestalt des Geigers vor dem schwarzen Flügel auf und ab. Den Oberkörper drehend und wendend, wirft er Kopf und Geige hin und her, als wollte er beide unbedingt loswerden. Seine schwarze Stirnlocke schleudert von einer Seite zur anderen, und fast immer verdeckt sie eines seiner Augen.

“Der neue Geiger”, sagt Inge, “ist viel besser als der alte. Gut, daß hier mal eine neue Kapelle Schwung rein bringt.”

Der Kellner serviert den Apfelsaft und das Bier. “Die Käseplatte kommt gleich.”

“Vielen Dank”, sagt Peter. Die beiden prostern einander zu. “Auf einen schönen Abend!”

“Ja”, antwortet Inge, “auf einen schönen Abend.”

Kaum haben sie die Gläser abgesetzt, da bittet Peter zum Tanz. Leicht wie eine Feder folgt Inge jeder seiner Bewegungen. Wortlos, glücklich, sich ganz einander und der Musik überlassend, tanzen sie wie im Traum. Warm und weich spürt jeder den Körper des anderen. So tanzen sie lange. Dem Foxtrott folgt ein slow dance. Noch inniger und vollkommen in der gegenseitigen Berührung aufgehend, wiegen sie sich im Rhythmus der zarten Musik.

Als die Musiker schließlich eine Pause einlegen, umarmt Peter Inge und küßt sie auf die Wange. Händehaltend gehen sie zurück an ihren Tisch. Dort machen sie sich mit großem Appetit über die Käseplatte her.

Inge sieht auf ihre Armbanduhr und erschrickt. “Zeit zum Aufbruch!” Peter zahlt. Arm in Arm gehen sie zum Hauptweg.

“Was meinst du”, fragt Peter, “wollen wir noch ein bißchen

spazieren gehen?”

“Ich habe morgen in der Uni eine Diskussionsrunde. Darauf muß ich mich noch etwas vorbereiten.”

“Worum geht’s denn da?”

“Um Hebbels Tagebücher.”

“Wer ist Hebbel?”

“Friedrich Hebbel, das ist mein Lieblingsautor.”

“Was hat dieser Mann so Herausragendes geleistet, daß man ihm eine besondere Diskussionsrunde widmet?”

“Hebbel hat bedeutende Dramen geschrieben. Eine seiner herausragenden Leistungen ist die Art, in der er seine Tragödien gestaltet hat. Er ist Bewahrer des strengen Stils der Tragödie, aber auch Pionier sozialer Themen.”

Inge hebt die Arme, streicht ihre Haare zurück und zieht die Schleife fest. Nachdenklich sagt sie: “Dieser Mann fasziniert mich.”

“Was fasziniert dich an ihm?”

“Daß er den Tod seines Helden zur Bedingung und Voraussetzung macht für die Überwindung eines als veraltet erkannten Weltbildes.” Sie schweigt einen Augenblick. Dann sagt sie: “Hebbel hat versucht, der unausweichlichen Tragik seines Helden eine überindividuelle Bedeutung zu verleihen.”

“Hat Hebbel sich auch über Gott geäußert?”

“Ja. Hebbel hielt es für erforderlich, daß der Mensch die im weltlichen Widerspruch gefangene Gottheit erlösen müsse. Hier aber vermag ich ihm nicht zu folgen.”

Als Peter nichts sagt, fragt Inge: “Rede ich dir zuviel germanistisches Zeug?”

“Nein, ganz und gar nicht! Ich weiß so wenig über deine fachlichen Interessen. Ich möchte mehr darüber wissen, mehr davon lernen. Bitte sprich weiter.”

“Hebbel war nicht nur ein bedeutender Tragiker, er war auch ein Lyriker, der stilistische Anmut und Gedankenschwere spannungsreich miteinander zu verbinden wußte. Und er war ein den Widersprüchen menschlichen Verhaltens mit boh-

rendem Intellekt und beißendem Humor nachspürender Erzähler. In seinen Tagebüchern hat er einen Spiegel der Weltliteratur seiner Zeit geschaffen.“

“Und über diese Tagebücher werdet ihr morgen diskutieren?”

“Ja. Im germanistischen Seminar.“

“Schon wieder unbekanntes Terrain. Was eigentlich will, was macht Germanistik?”

“Das kann ich dir jetzt nicht erläutern, wenn ich mich noch für morgen vorbereiten will. Dazu würde ich die halbe Nacht benötigen.“

“Vielleicht tut’s auch eine Mini-Kurzfassung?”

“Ich versuch’s mal. Germanistik im weiteren Sinne ist die Wissenschaft von der Lebensart, Religion, Kunst, und Sprache der Germanen und auch von ihrer Rechtsauffassung. Im engeren Sinne behandelt sie die deutsche Sprache und die deutschsprachige Literatur, so wird sie zur Wissenschaft vom Wesen und geistigen Leben der Deutschen.“

“Dann wird Germanistik nur in Deutschland gelehrt?”

“Nein, auch in anderen Ländern.“ Inge knöpft die Bluse zu. Es ist kühl geworden.

“Macht dir dein Studium Freude?”

“Ja, sehr! Germanistik ist ein hochinteressantes Fach.“

#### 4 GERECHTIGKEIT

*‘Nie wieder!! Niemals!!!’*

#### Gleichnis

Auf der Bank am Fluß sitzen Festmacher, Schmied und Fiedler. Es ist mal wieder nichts los im Park.

“Klar“, sagt der Festmacher und rückt die Mütze zurecht, “klar hab ich den Spannerfilm gesehn. Ich kümmer mich wenig um Kino. Aber so was muß ‘n Fachmann reinsaugn.“ Er

nickt. "Nich schlecht. Super Szen'n. Heiße Handlung. Klasse Kamera. Der Regisseur, der kennt unser Geschäft. Was uns anmacht? Der weiß das." Er tickt an den Mützenschirm. Dann sagt er: "Trotzdem." Mit Nachdruck schüttelt er den Kopf. "Trotzdem! Da fehlt was. Das is nur die halbe Sache. Spannern kommt aus'm Bauch. Da muß Gefahr sein, Jagdstimmung, Prickeln. Erst diese Mischung gibt den großn Kick." Er nickt. "Erst das gibt die Melodie, die den Spanner tanzn läßt."

"Mensch Festmacher, du redest ja auf einman wie so'n Psychonoge!"

"Was dagegen? Wenn ich will, kann ich eben auch sowas." Der Festmacher richtet sich hoch auf. Wie ein Aal, der sich durch dichtstehende Schilfstengel zwängt, windet er sich hin und her und sagt dabei gespielt geziert: "Ich kann eben, wenn ich das für richtig halte, meine Ausdrucksweise und meinen Sprachstil den Gegebenheiten anpassen."

Der Schmied brüllt vor Lachen. Er rammt den Ellenbogen in die Rippen des Fiedlers, daß der zusammenfährt: "Das'n Typ, wa!?" Immer wieder schlägt er sich mit den mächtigen Pranken klatschend auf die Schenkel. "Wahnsinn!"

Völlig unbeeindruckt sagt der Festmacher: "Das is genauso wie mit den Mackern, die mit 'ner Knarre rumlatschn und Rehe schießn. Hasn schießn. Entn schießn. Den'n kannst du noch so'n tolln Film zeign übers Jagn. Deswegn stelln die ihre Knarre nich auf'n Sperrmüll. Die wolln selber jagn. Selber schießn."

"Und senber totmachn!", ruft der Schmied. "Ohne totmachn näuft da nix."

"Ja, Mann. Totmacher sind das. Die habn einfach Spaß am totmachn."

"Aber die tun auch was fürs Wind."

"Tun? Nich viel. Aber redn und schreibn, jede Menge. Von Wildpflege und Wildhege. Die blasen das auf wie 'n Luftballon. Aber nimm den'n mal ihr Spielzeug weg. Denn kannst du was erlebn!" Der Festmacher spuckt. "Klar tun die auch was

fürs Wild. Sonst hätt'n se ja nix zum Ballern. Den'n geht doch nur einer ab, wenn se ballern könn'n. Da sind wir Engel geg'n! Wir mach'n kein'n tot. Wir tun niemand was. Kein'm Reh, kein'm Hasn, keiner Ente. Niemand!" Er nickt. "Die reinst'n Engel sind wir dagegn!"

"Jäger kümmern sich auch um die Natur!"

"Gut so. Mehr davon!"

"Das's doch wirk'nich 'n Typ, wa? Festmacher for ..." Das Wort bleibt dem Schmied im Halse stecken. Im gedämpften Licht einer Parklaterne erscheint ein Paar in der Einmündung des Weges. Die Frau läßt die drei mit ausgestreckten Beinen auf der Bank sitzenden Männer erstarren und den Atem anhalten. Eine aufregende Sanduhrfigur schwingt auf sie zu. Männer verwirrende Brüste tanzen verhalten frei unter dünnem Tüll. Das hübsche Gesicht umrahmt eine lange, im Laternenlicht leuchtende, blonde Mähne. Inge hat ihre Haare von der bündelnden Samtbandschleife befreit. Goldgelb fließen sie herab, weit über ihre Schultern. Der kurze, beim Gehen pendelnde Glockenrock verhüllt nur die obersten Teile ihrer weißen Schenkel. Lange, schlanke Beine stelzen anmutig über den Boden. Zum erstenmal in ihrem Leben trägt Inge Schuhe mit hohen Absätzen. Das gibt ihrem Gang etwas faszinierend Erotisches, Verzauberndes.

Mit aufgerissenen Augen und hämmernden Herzen saugen die drei versteinert dasitzenden Spanner die Frau in sich hinein. Der schlanke Begleiter der jungen Frau blickt abschätzend auf die drei nachtschwarz gekleideten Gestalten, zwei mit Schiffermützen, tief in die Stirn gezogen, und einer mit dunklem Haarschopf. Peter legt den Arm um Inge, so als wolle er sie beschützen. Der enge Weg am Fluß zwingt das Paar, dicht an der Bank vorbeizugehen. Inge, der Bank am nächsten, muß sich sogar in acht nehmen, daß sie den Männern nicht auf die derben, schwarzen Schuhe tritt. Keiner von den dreien vermag sich zu bewegen. Fast körperlich spürt Inge ihr Starren. Das ist ihr sehr unangenehm. Scheu, ver-

legen, sagt sie leise: "Guten Abend", und nickt den Männern schüchtern zu.

Als die ihre Fassung wieder gewonnen haben – und in der Lage gewesen wären, den Gruß zu erwidern – ist das Paar schon hinter der nächsten Wegbiegung verschwunden.

Der Maler hat feuchte Augen. Er beißt sich auf die Unterlippe, so fest, daß sie zu bluten beginnt.

"Die Königskinder", sagt der Festmacher.

"Die von Engnand?"

"Nee. Die aus'm Märchn."

"Was für'n Märchn?"

Als der Festmacher nicht antwortet sagt der Maler: "Da gibt es ein Märchen von zwei Königskindern. Die konnten zusammen nicht kommen ... das Wasser war zu tief ..."

"Seh kein tiefes Wasser."

"Das ist ein Gleichnis. Die beiden trennen schwer überbrückbare Unterschiede in ihrer Herkunft, ihren Erfahrungen und ihrem Denken. Das Leben hat sie ganz unterschiedlich geprägt."

"Nu hau doch einer die Naus auf'n Kopp! Jetzt fängt der Fiedner auch noch an zu spinn'n! Da kriegt man ja Kompnexe!" Der Schmied schüttelt sich. "Komm mir vor wie 'ne Kröte zwischen zwei Genies."

Der Festmacher rülpst. "Der Quatscher und seine Puppe."

Erst jetzt entfaltet die Aura des blonden Mädchens ihre volle Wirksamkeit im Maler. Im Leib zuckt es. Er zittert. Und dann überwältigt ihn wieder diese merkwürdige, diese besondere Stimmung. Jetzt, erst jetzt, begreift er, was ihm da widerfuhr. Wer da an ihm vorbeigeschritten war. Das war der Engel!! Seit er dieses Mädchen zum erstenmal gesehen hatte, auf der Bank unter der großen Eiche, in der ersten Nacht mit dem Festmacher, seitdem hatte er nach ihm gesucht. Überall. Nirgends hatte er das Mädchen finden können. Wie von Sinnen springt er auf, will dem Engel hinterdreinstürmen.

Da packt ihn die Faust an der Jacke und zerrt ihn zurück auf die Bank. "Du Arsch, du! Reiß dich zusamm'n, Mann! Ich mag das nich, wenn einer so'ne Rieseneier hat. Du läufst an meiner Leine oder du gehst über Bord. Is das klar!?"

"J...ja", stottert der Maler. Ausatmend sackt er in sich zusammen.

"Merk dir das! Du gottsverdammter Zappelfritze!"

"Nu mach den doch nich so pnatt!" Dem Schmied tut der Fiedler leid.

"Los!", ruft der Festmacher, "wir wolln mal wieder was zu sehn kriegn!"

Die drei gehen in die Richtung, die der Festmacher mit einem kurzen Ruck des Kopfes andeutet. Plötzlich bleibt der Schmied stehen.

"Was's los?"

"Komm gneich nach."

Der Schmied strebt in die Büsche. Heut hat er Papier dabei. Letztes mal war es schlimm gewesen. Wie ein Wiesel hatte er herumgesucht. Kein Papier zu finden! Buchstäblich in den letzten Sekunden hatte es dann doch noch geklappt. Links neben der Bank auf dem Hügel lag ein Papierbogen, sorgfältig zusammengefaltet unter einem großen Stein. Rasch hatte er den Stein beiseite gerollt und das Papier an sich gerissen. Dann war er damit in die Büsche gerannt. Weit genug weg von der Bank. Festmacher-Gesetz!

Heute läuft alles planmäßig. Schon bald eilt er, erleichtert, seinen beiden Kumpels hinterher.

## Unschuldig

Der Schmied ist ein durch und durch rechtschaffener Mann. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß er drei Jahre im Zuchthaus gesessen hat.

In einer Schrebergartenanlage hatte der Schmied einen

Hilfeschrei gehört. Sofort war er losgerannt. Als er um die Ecke eines Weges bog, sah er, wie ein Mann eine Frau auf den Boden drückte. Wie ein Besessener riß er ihre Bluse in Fetzen. Dann zerrte er in wilder Entschlossenheit an ihrem Rock. Wieder stöhnte, weinte und schrie die Frau. Da ergriff der Mann einen großen Stein und schmetterte ihn auf den Kopf der Frau. Sofort war alles still.

Ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, rannte der Schmied auf die beiden zu und warf sich mit einem Riesensatz auf den Mann. Mit all ihrer Kraft kämpften die beiden miteinander. Schließlich biß der Mann den Schmied so heftig in die Hand, daß sie vor Schmerz zurückzuckte. Da gewann der andere die Oberhand. Der Schmied mußte schwere Schläge einstecken. Dennoch kämpfte er entschlossen weiter. Dann, plötzlich, raubte ihm ein gewaltiger Faustschlag das Bewußtsein. Wie eine gefällte Eiche stürzte der Schmied auf die Frau.

Aufgeregte Stimmen näherten sich. Alarmierte Schrebergärtner rannten herbei. Sie fanden den Schmied auf der Frau liegend. Für sie war der Fall klar. Wütend schlugen sie auf ihn ein und verletzten ihn schwer. Sie hätten ihn erschlagen, wäre nicht die Polizei dazugekommen. "Da ist das Schwein!", keuchte einer der Männer. "Schlagt ihn tot!"

Erst vor drei Wochen war hier eine Frau vergewaltigt und so schwer verletzt worden, daß sie wenig später im Krankenhaus starb. Die Wut der Schrebergärtner war daher verständlich.

Handschellen klickten. Als schwer verletzter Gefangener taumelte der Schmied zwischen zwei Polizeibeamten denselben Weg zurück, auf dem er eben noch als mutiger Helfer herbeigestürzt war.

Der Schmied hörte nicht auf, seine Unschuld zu beteuern. "Ich hab der Frau helfen wollen!", stammelte er immer wieder. "Ich bin unschuldig! Der Täter hat mich niedergeschlagen!" Niemand glaubte ihm. Staatsanwalt und Richter sahen seine Schuld als erwiesen an. Und dem Verteidiger fiel nicht viel ein, das er zugunsten seines Mandanten hätte vorbringen



können. Nach zwei Wochen starb die Frau. Ohne viel Federlesen wurde der Schmied zu dreißig Jahren Zuchthaus verurteilt. Eine Berufung, die sein Verteidiger erst auf seine flehentlichen Bitten hin halbherzig eingereicht hatte, wurde abgeschmettert.

An diesem Fehlurteil ist der Schmied fast zerbrochen. Immer wieder hat er gerufen: "Ich bin unschuldig! Ich bin unschuldig!! Ich wollte der Frau doch nur helfen!" Auch des Nachts, während seine Mitgefangenen in ihren Zellen schliefen, fing er plötzlich an zu schreien: "Ich will raus hier! Ich bin unschuldig!" Aber das brachte ihm nur versteckte Tritte während des Hofgangs ein. Seine Zellennachbarn waren es leid, dauernd in ihrer Nachtruhe gestört zu werden.

Der Schmied kann nicht mehr an Gerechtigkeit glauben. Hoch und heilig hat er sich geschworen, immer und immer wieder: "Wenn ich hier rauskomm, und wenn so was nochmal passiert: Nie, nie wieder werd ich helfen! Ich werd mir die Ohrn zuhalten und die Augn. Aber helfen? Nie wieder!! Niemals!!!"

Nur ein einziger Mensch hatte in dieser schweren Zeit zu ihm gehalten: Seine Verlobte. Ohne jedes Wenn und Aber war sie von seiner Unschuld überzeugt. Eine Amerikanerin. Er liebte sie über alles. Zweimal war er schon mit ihr in Amerika bei ihren Eltern gewesen. Einmal neun Wochen und einmal sechs Monate. Schon bald hätte die Hochzeit stattfinden sollen. Seine zukünftigen Schwiegereltern waren reich. Vom Wesen her Leute seines Schlages: arbeitsam, bescheiden und aufrichtig. Von ihrem zukünftigen Schwiegersohn waren sie sehr angetan.

Seine Verlobte hatte den Schmied im Zuchthaus besucht, so oft das die Regeln zuließen. Um möglichst nah bei ihm sein zu können, hatte sie ihren Job gewechselt und ein neues Zimmer gemietet, nur eine Busstation vom Zuchthaus entfernt. Immer wieder hatte sie zu ihm gesagt: "I shall wait for you, even if you have to stay there all those thirty years."

Als der Schmied Geburtstag hatte, durfte er außer der Reihe

Besuch empfangen. Seine Verlobte hatte ihm eine wunderschöne Armbanduhr gekauft, vergoldet und mit einem kunstvoll gefertigten Armband.

Voller Vorfreude war sie mit dem Geburtstagsgeschenk in der Hand aus dem Bus gesprungen und über die Straße zum Zuchthaus gestürmt. Da hatte sie ein viel zu schnell fahrendes Auto erfaßt. Sie starb auf dem Weg ins Krankenhaus.

Diesen Schicksalsschlag hat der Schmied nie verwunden. Nie wieder konnte er eine andere Frau lieben. Die Armbanduhr trägt er noch heute. Sie ist das Kostbarste, das er besitzt.

Schon bald nach dem Tod seiner Verlobten wurde der Schmied aus dem Zuchthaus entlassen. Und das kam so: Nach einer langen Pause hatten zwei Morde in der Schrebergartenanlage wieder für Schlagzeilen gesorgt. Die gleiche Methode, die gleiche Brutalität. Endlich wurde der Täter gefaßt. Unter einer erdrückenden Last erschütternder Beweise gestand er. Und schließlich gab er auch zu, daß ihn vor drei Jahren ein Mann daran hindern wollte, eine Frau zu vergewaltigen. Da sei es zu einer wilden Schlägerei gekommen. Er habe den Mann k.o. geboxt und ihn bewußtlos über der Frau liegen lassen.

Die fürchterlichen Geschehnisse von damals, das entsetzliche Bild des mit einem Stein zuschlagenden Mannes, seine Verurteilung, der Tod seiner Verlobten – das alles hat für immer das Leben des Schmieds verändert.

## Neun Mark

Jetzt hat der Schmied seine beiden Kumpels eingeholt.  
“Was nos?”

“Nee.”

Zu dritt gehen sie weiter. Da fällt dem Schmied etwas Wichtiges ein. Er stößt den Festmacher in die Seite.

“Was is?”

“Mein Virus!”

“Hast du ihm Zahnpasta zu fressn gegeben?”

“Knar hab ich das! Der wonnte mich grad man wieder ärgern. Da hab ich gesagt: ‘Du Aas, du! Jetzt krieg ich dich. Jetzt kommt Festmachers Rezept!’ Da isser schon zusamm’n gezuckt. Erste Portion Zahnpasta. Föhn. Da zieht der schon den Schwanz ein. Zweite Portion, da isser schon schwach. Dritte Portion, da isser hin. Ehrnich, das war echt coon!”

“Was ist das, coon?” fragt der Maler und wundert sich darüber, daß er das fragt.

“Er meint cool.”

“Sag ich doch, coon.”

“Und was ist cool?”

“Cool is cool.”

“Right!” ruft der Schmied.

Da hält der Festmacher die Hand auf: “Neun Mark.”

“Wwass?”

“Du glaubst doch nich, daß’n Doktor was umsonst macht. Oder?”

Sich einander zuwendend, heben die beiden den rechten Arm, sehen sich in die aufblitzenden Augen, lassen die offenen Handflächen kräftig gegeneinander klatschen und boxen sich mit der linken Faust in die Rippen. Wieder sehen sie sich an. Dann prustn sie los. Und nun brüllen sie berstende Lachsalven in den dunklen Park. Und auch der Maler lacht ein wenig mit.

“Wir wolln mal ausfächern”, sagt der Festmacher. “Schmied, du gehst so rum, Fiedler du gehst so rum.” Mit knappen Handzeichen gibt er die Richtungen an. Wir treffen uns wieder am Spielplatz. In ‘ner halben Stunde. Vielleicht hat dann ja einer was gesehn.”

“Annes knar.”

Nach zwanzig Minuten trifft der Festmacher auf den Schmied.

“Was machst du hier?”

“Hatte was anne Angen. Auf’e Bank anne Weide. Is aber nix gewordn. Da wonnte ich ‘n Abkürzer machn.”

“Okay.”

Beide gehen weiter, in Richtung Spielplatz. Auf dem Weg dorthin sehen sie ein Paar auf der Wiese liegen. Rein in die Büsche! Vorsichtig pirschen sie sich an ihr Wild. ‘Nich schlecht’, denkt der Festmacher. Gespannt beobachten sie das Geschehen. ‘Gar nich schlecht.’ Aber dann, auf einmal, schreit eine schrille Stimme: “Laß das! Ich hab dir schon mal gesagt, du sollst mich da nicht anfassen!” Wie von der Tarantel gebissen springt das Mädchen auf und rennt weg. Der Mann läuft ihr nach.

“So ‘ne Zicke”, zischt der Festmacher.

Durch ein Beet frisch gewässerter junger Ligusterbüsche stapfen die beiden zurück zum Weg.

“Wie kommst du mit dem neuen Fiedner knar?”

Der Festmacher wiegt den Kopf. “Bescheidn. Gibt sich Mühe. Muß noch ‘ne Menge lern’. Aber spitz! Ich sag dir, der is spitz. Wie so’n Karnickelbock. Und scharf is der, wie so’ne Rasierklinge!”

“Trotzdem. So nangsam mag ich den, jedenfanns ‘n bischn.” Der Schmied fährt sich mit dem Handrücken über den Mund. “Aber gestern, hab ich da so’n großes Bind gesehn.”

“Wo?”

“Anne Nitfaßsäune.”

“Und?”

“Da war so’n Macker drauf. Ganz in weiß. Ganz enegant. Aber ‘n Gesicht wie unser Fiedner. Da hab ich so bei mir gedacht ...”

“Quatsch!”, sagt der Festmacher. “Das Bild hab ich auch gesehn. Aber der is ‘n berühmter Maler und unsrer is ‘n unberühmter Fiedler. Der is stinkreich und unsrer is ‘n armer Sack. Der is ganz vornehm und unsrer is ‘n ordinärer geiler Bock. Und”, der Festmacher grinst, “der hat kein’ Höcker, aber an unserm kannst du dein’ Hut aufhängn.”

Der Schmied pendelt mit dem Oberkörper hin und her. "Ich weiß nich. Ich weiß wirknich nich. Manchman hab ich da so'n komisches Gefühn. Ich ..."

"Quatsch!", ruft der Festmacher. "Reiner Quatsch!!" Dann grinnt er wieder: "Da war noch so'n großes Bild."

"Wo?"

"Aufe andre Seite vonne Litfaßsäule."

"Was für'n Bind?"

"Werbung von Golden-Sarg-Johnny."

"Wofür wirbt der?"

Der Festmacher feixt.

"Na, was schreibt der?"

"Warum leben Sie noch, wenn wir Sie sooo schön begraben können!"

"Quatsch", rümpft der Schmied die runde Nase. "Jetzt sag *ich* Quatsch!"

"Werbung is stark, Mann. Die dreht dir alles an. Auch Sachn, die dir schadn."

"Und Johnny?"

"Der is der Stärkste! Der will dir beibringn, daß du dich umbringst."

"Warum?"

"Mann, Mann, Mann!! Damit du schneller in sein'm golden'n Sarg liegn kannst!"

Als sie einige Zeit später am Spielplatz eintreffen, hockt da ein einsamer kleiner Mann. Gedankenverloren starrt er auf seine verdreckten schwarzen Schuhe. Er denkt an St. Petersburg. Dort wird er in der nächsten Woche, als Höhepunkt einer großen Veranstaltung der Akademie der Künste, einen Lichtbildervortrag halten mit dem Thema: 'Die ethischen Komponenten meines Schaffens'.

"Nu seh sich einer den an!", sagt der Festmacher.

Der Maler zuckt zusammen.

"Sitzt da rum und vertreibt unsere Kundschaft!"

“Was’s nos, Fiedner?”

“Ich ... ich hatte grad ‘ne kurze Nummer”, lügt der Maler. “Die sind grade weggegangen ... Wollte mir nur mal die Schnürsenkel nachziehen.”

“Was? Noch ‘ne Nummer auf’n Spienpnatz?”, staunt der Schmied. “Geschäft bnüht, wa?”

Benommen sagt der Maler, mehr zu sich selbst, “nächste Woche kann ich nicht.”

“Mußt die ganze Nacht durchfiedenn, wa?”

Der Maler nickt.

“Nich schlecht”, sagt der Festmacher.

“Du bist auf’e Matte!”, bekräftigt der Schmied. “Mittn drauf!” Er legt dem Kumpel die Hand auf die Schulter. “Die begreifn endnich, was se habn an der Vertretung!”

“— ?”

“Du bist bestimmt vien besser ans der ante Fiedner vom Wandschnoß.”

“Der Neue fiedelt ‘ne Ecke bunter”, sagt der Festmacher. “Richtig Putz hat der da reingebracht. Wenn die so weiter-machn, geh ich da auch noch mal hin und schwing das Tanz-bein.”

“Paß auf bei Damenwahn!”

“Warum?”

“Daß dich die Puppn nich kaputtquetschn.”

“Wieso?”

“Wenn die an dein’n Tisch stürm’n. So’n Mann ham die doch noch nie gesehn, wa!”

Beide schuckeln.

Der Maler ist zurückgekehrt aus der anderen Welt. Er ist jetzt wieder hier. Im Park. Er grinst.

Die drei gehen weiter.

“Was is mit deiner Werft?”

“Was sonn schon sein damit?”

“Gestern hab ich da was gehört. Die Werft hat finanzielle Probleme.”

“Stimmt nich. Mein Chef ist schwer reich. Der hat zwanzig Minnionen auf’e Kante.”

“Da bin ich reicher.”

“Wass? Du hast doch gar nix!”

“Stimmt. Aber dein Chef hat fünfundzwanzig Million’n Schuldn. Also bin fünf Million’n reicher.”

Der Schmied lehnt den Kopf in den Nacken. Aber diesmal lacht er nicht. Er sagt nur: “Du bist wirknich ‘n Typ!”

Der Festmacher macht eine Bewegung mit dem Kopf: “Los, laßt uns noch ‘ne Runde dreh’n!” Und so gehen sie in die von ihm angegebene Richtung, steuern auf das Pastorenhaus zu.

Zwölfmal dröhnt die Kirchturmglocke. Ganz nah. Ganz laut.

Als der zwölfte Schlag verhallt ist, sagt der Festmacher: “Macht ‘n bösn Krach, der Apparat da obn. Ohne Bommel war mir das lieber.”

Sie stehen vor dem Garten des Pastorenhauses. “Neunich”, erinnert sich der Schmied, “da war was nos bei Pastors. Kerzennicht, Musik ...”

“Vielleicht hattn die ‘ne Party da drin.”

“You never know”, quakt der Schmied. “Vienneicht könn’n Pastors auch ganz schön ein’n drauf machn. You never know!”

Vor dem Gartenzaun stehend, muß der Maler an seine verunglückte Expedition denken. Das ist ihm sehr unangenehm. Er lüftet die Schiffermütze, kratzt mit dünnem Mittelfinger zwischen Haarnadeln herum, drückt die Mütze wieder ins Haar und tastet über das Holzschnittgesicht. Dann zerrt er den Mützenschirm tief vor die Augen. Energisch versucht er, die Erinnerung wegzuwischen. Da haben es andere Gedanken leicht, seine Aufmerksamkeit zu gewinnen. Gedanken, die von weither kommen, die Erinnerungen wieder aufleben lassen, die auch nach vielen Jahren nichts eingebüßt haben von ihrer bunten Farbkraft: Erinnerungen an eine Party in einem früheren Pastorenhaus. Eine Teufelsparty. Und Erinnerungen an ein Gedicht, das er aus Anlaß dieser Party verfaßt hatte.

“Da gibt es ein Gedicht”, sagt er halblaut vor sich hin, ohne daß er das eigentlich hätte sagen wollen.

“Was für’n Gedicht?”

“... Über ein Pastorenhaus.”

“Naß hörn, Fiedner!”

“Ich glaube nicht, daß ich das noch zusammenkriege.”

“Keine Ausredn! Los, das Gedicht!!”

Der Maler rückt die Schiffermütze zurecht. Das macht er nun schon fast so gekonnt wie der Festmacher. Er rekapituliert. Dann hebt er den Kopf und sagt: “Also. Das ging so.

*Die Ratte rast, es motzt die Maus.  
Geschlürf schleicht zum Pastorenhaus.*

*Verloren ist’s! Seit Zetiers Zeit  
kommt Teufelspack, zum Tanz bereit.*

*Kichernd kriecht’s aus finstern Spalt.  
Lüstern flüstern Jung und Alt.*

*Hexen hocken auf den Besen.  
Zauberer zocken mit Gekrösen.*

*Auf Teufeln, trimmgezurt mit Gurten,  
sieht man nackte Nymphlein spurten.  
Und beim wilden Walz der Wächte  
bubbern Böcken die Gemächte.*

*Weine wogen aus den Kannen.  
Steifes Fleisch läßt Linnen spannen.  
Ausgequetscht wie Kirschenkerne  
kegeln Knöpfe kreuz und querne.*

*Fluchen, Keuchen, Rammeln, Stöhnen.  
Leiber pumpen, klatschen, dröhnen.*

*Hähne krähn mit kruder Macht.  
Zuende geht die geile Nacht.*



*Und schon der Sonne erste Strahlen  
wandeln Lust in lauter Qualen.*

*Die Ratte ranzt, es mampft die Maus.  
Rasch raus aus dem Pastorenhaus!"*

Der Festmacher schuckelt. "Nicht schlecht!"

"Bravo!", ruft der Schmied und klatscht begeistert in die Hände. "Absonderlicher Wahnsinn!" Dröhnend bricht sein Beifall stille Finsternis. Glucksend ruft er: "Nun reifer Vers!" Dann rammt er dem Festmacher den Ellenbogen in die Rippen, kneift ein Auge zu und quakt: "Frei nach Goethe, wa?"

## 5 BEKENNTNISSE

*"Im Unerfüllbaren hockt der Teufel"*

### Machttrieb

Ein Tablett vor sich hertragend tritt der Gärtner an den Mahagonitisch. Er serviert die zweite Runde Manhattan, einen für den MinRat, einen für sich. Dann nimmt er Platz. Seine Augen suchen und finden die des Gastes. Ein kurzes Nicken. Der andere hält dem Blick stand, erwidert das Nicken. Beide führen ihre Gläser zum Mund. Trinken. Abermals finden sich die Augen. Ein kurzes erneutes Anheben der Gläser, dann stellen sie ihre Drinks ab. Die Außenseiten der Gläser beschlagen. Dahinter funkelt der kalte rote Vermouth im Widerschein der Deckenstrahler.

Der Gärtner lehnt sich zurück in seinen Sessel. Schließt die Augen. Streicht mit vorgestrecktem Kinn gedankenverloren über den Bart. Blickt tief in sich hinein. Und dann beginnt er.

"Mein früheres Leben – das ist die Geschichte eines Erfolgsbesessenen, eines Meisters der Selbstverwirklichung und des

Selbstbetrugs. Eines Mannes, der dem Machttrieb erlegen war. Ich will es kurz machen." Er nickt. "So kurz wie möglich."

"Großvater und Vater waren tüchtige Geschäftsmänner. Sie haben den ursprünglichen Familienbetrieb zu einem großen Unternehmen ausgebaut. So war mein Lebensweg vorbestimmt. Nach dem Studium der Wirtschaftswissenschaften habe ich promoviert."

"Sie sind ein Herr Doktor!" ruft der MinRat außer sich.

"War."

"Wie meinen? Wer in aller Welt kann Ihnen den Dokortitel wieder aberkennen?"

"Ich habe darauf verzichtet. Noch ganz genau erinnere ich mich an die komplizierte Problematik meiner Doktorarbeit: 'Die Ermittlung des Firmenwertes konzerneigener Tochterunternehmen in Übersee.' Das war ein Schlüsselereignis. Plötzlich erschienen mir die Wirtschaftswissenschaften in einem anderen Licht. Plötzlich machte mir die Sache Spaß."

"Aber was, in aller Welt, hat Sie dazu veranlaßt, auf Ihren akademischen Titel zu verzichten?"

Der Gärtner holt eine Schale mit Salzstangen und Nüssen herbei. "Ein Lernprozeß. Ich war erfolgreich als Wirtschaftswissenschaftler und später auch als Firmenchef. *Zu* erfolgreich. Mein Beruf hat mich aufgefressen. Ich wollte immer mehr: Größere Erfolge, mehr Einfluß, mehr Macht. Das steigerte sich zu einer Art Sucht. Wenn ich abends todmüde ins Bett sank, mußte ich mir vor dem Einschlafen immer erst aufzählen können, was ich wieder alles vollbracht hatte. Wenn ich da nicht eine Latte zusammenbringen konnte, war ich unzufrieden, konnte schlecht schlafen.

Das blieb nicht ohne Folgen. Ich wurde anderen gegenüber schnell ungeduldig, ihren Sorgen und Nöten gegenüber gleichgültig, ja kaltherzig. Ausflüge, gemütliche Abende im Kreise meiner Familie am Kamin, solche Ereignisse wurden immer seltener, wurden immer mehr zu Dingen, die ich als Störung

empfang, als Zeitverschwendung, als Hindernisse auf dem Weg zu noch größeren Erfolgen, zu noch mehr Macht.”

Der Gärtner nickt vor sich hin. “Es gibt viele Arten von Sucht und viele Arten von Trieb, aber die Sucht nach Erfolg und der Trieb nach Macht – wenn sie denn erst einmal eine solche Dimension erreicht haben, wie das bei mir der Fall war – das sind besonders gefährliche Varianten menschlicher Irrwege.”

“Warum besonders gefährlich?”

“Weil es für den Machttrieb keine erlösende Befriedigung gibt. Er setzt sich immer wieder neue Ziele. So steigert er sich ins Unerfüllbare. Und im Unerfüllbaren hockt der Teufel. Verlangen gebiert Verlangen.”

“Aber man kann den Machttrieb doch bekämpfen.”

“Der Machttrieb ist sehr schwer zu bekämpfen. Er ist sehr alt. Er wurzelt sehr tief. Viele Menschen bewundern die Mächtigen, werfen sich ihnen zu Füßen. Ihre Autoritätsgläubigkeit und ihr Wille zur Unterwerfung machen den Machtungrigen nicht selten zum Ungeheuer.”

“Wie ging es weiter?”

“Ich verlor meine Frau. Sie hatte es satt, tagaus, tagein bis in die Nacht auf mich zu warten, um dann schließlich ihrem schon beim Essen einschlafenden Mann ins Bett zu helfen. Immer wieder hatte sie mich gebeten, ja angefleht: ‘Bitte tritt kürzer. Du bist erfolgreicher als dein Großvater und erfolgreicher als dein Vater, und du bist erfolgreicher als viele deiner Konkurrenten. Wann endlich wirst du vernünftig? Wann endlich wirst du wieder der, den ich geheiratet habe, den ich geliebt habe?’”

Der Gärtner nickt. “Sie hat gesagt ‘geliebt habe’ ... Aber das habe ich überhört, genauer gesagt, verdrängt. Ich war zu stark vom Vater geprägt.” Er nippt an seinem Manhattan. “Erfolg und Macht: das war mein Leben. Das waren meine Drogen. Ich kam von ihnen nicht mehr los. Selbst dann nicht, als meine Frau mich schließlich verließ. Sie hatte einen Lie-

benswerteren gefunden – nicht so reich wie ich, aber ein Mensch. Wie habe ich den später beneidet! Aber da war es schon zu spät. Viel zu spät.”

Langsam fährt sich der Gärtner mit rauher Hand über Gesicht und Bart. “Es gibt viele Drogen in unserem Leben. Nicht nur Alkohol, Nikotin, Rauschgift, Ideologie und religiöse Hingabe – auch Macht kann süchtig machen, den Blick für Realität trüben, Entzugserscheinungen auslösen.”

“Ja”, sagt der MinRat. “Viele Menschen sind süchtig. Ohne es zu wissen. Nach Selbstüberhöhung, nach dem Ungewöhnlichen, nach Geheimnisvollem, nach Stars ...”

“Meine Frau und ich wurden geschieden. Als unsere Tochter und unser Sohn wieder einmal bei mir zu Besuch waren, nahm ich mir viel Zeit für sie. Ich versuchte, den beiden zu erklären, warum ich so war wie ich war. Und ich hatte den Eindruck, daß sie mich – wenigstens ein bißchen – verstehen konnten. Wir sind zusammen in einen Zoo gegangen und in einen Zirkus. Wir haben eine lange Kahnfahrt gemacht und uns an einer lustigen Theatervorstellung erfreut. Als die Besuchstage zu Ende waren, sind wir in guter Stimmung zum Flugplatz gefahren. Wir haben uns umarmt und geküßt. Und wir haben einander lange zugewinkt. – Ich habe meine Kinder nie wieder gesehen. Auf dem Rückflug zur Mutter ist das Flugzeug abgestürzt. Beide waren sofort tot.”

Der Gärtner schweigt. Lange. Seine Augen werden feucht. Er ringt um Fassung. Das Leben hat ihn auf weißglühendem Feuer geschmiedet. Er ist ein harter Mann geworden. Hart vor allem gegen sich selbst. Aber er ist ein Mann geblieben, der weinen kann. Niemals aus Verzweiflung oder Furcht, wohl aber aus Trauer.

Schließlich sagt er, Tränen wegwischend: “Sie werden es nicht für möglich halten – und auch ich kann das heute überhaupt nicht mehr begreifen – der Verlust meiner Frau und der Tod meiner Kinder waren noch immer nicht genug, um die Kraft zu gewinnen, die erforderlich war, um meinem

Leben einen neuen Sinn und einen neuen Inhalt zu geben. Der Schmerz über den Tod meiner Kinder, die tiefe Trauer: nur wenige Wochen hielten sie mich ab von meiner Arbeit. Dann kehrte der Alltag zurück. Ich nahm die Zügel wieder in die Hand. Zögernd zuerst und geschwächt von durchwachten Nächten voller Tränen und Vorwürfe. Aber dann wurde die Arbeit auch noch zum Narkotikum.”

Der Gärtner schüttelt den Kopf. “Meine Firma wuchs. Die Produktion verdoppelte sich. Und damit wuchs, zunächst unbemerkt, auch die Vergiftung der Umwelt. In einem Randbezirk meiner Heimatstadt klagten immer mehr Menschen über Gebrechen. Aber es dauerte lange, bis ein wissenschaftlich fundierter Zusammenhang nachgewiesen werden konnte zwischen unseren Abgasen und den Erkrankungen. Da habe ich erhebliche Mittel bereitgestellt für die Verringerung der Umweltbelastung. Natürlich mußte das im finanziell vertretbaren Rahmen bleiben. Ich war ja nicht nur für die Vergiftung der Umwelt verantwortlich, sondern auch für die Erhaltung von Arbeitsplätzen. Und – ich wollte meine geschäftlichen Erfolge nicht schmälern, meine Erfolge, die mich ja nicht nur unerhört viel Arbeit, sondern auch meine ganze Familie gekostet hatten.

Wieder gelang es mir, vieles von dem, was mich inzwischen immer stärker bewegte, zu verdrängen. So liefen die Dinge weiter, immer weiter. Bis ... bis ich an einem Sonntag-nachmittag bei einem kurzen Spaziergang in der Nähe meiner Firma zwei Kindern begegnete. Einem Mädchen und einem Jungen. In dem Alter, in dem meine beiden Kinder waren, als sie starben. Erschrocken blieb ich stehen. Die Kinder sahen sehr krank aus. Ich bin mit ihnen zu ihren Eltern gegangen. Da hörte ich, daß sie an Leukämie erkrankt waren. Nächtlang habe ich am Krankenbett der Kinder gesessen. Ich habe die besten Ärzte engagiert. Ich habe die Kinder leiden sehen. Tag um Tag. Nacht um Nacht. Diese Opfer meiner Selbstverwirklichung! Ich habe gesehen, wie sie immer weniger

wurden, wie sie sich ans Leben klammerten, wie sie sich selbst immer wieder Mut machten. Ein Kind starb nach drei, das andere nach vier Wochen. Da endlich *sah* ich die andere Seite meines Lebens!”

Langsam senkt der Gärtner den Kopf. “Jetzt, erst jetzt, war der Kelch des Leidens voll. Erst jetzt war mir die Kraft erwachsen, um mein Leben zu ändern. Überdeutlich wurde mir klar, daß dem Vorwärtsstürmen Grenzen gesetzt sind. Auf einem Planeten mit begrenzten Dimensionen, begrenzten Ressourcen und begrenzter Belastbarkeit kann die Menschheit nicht unbegrenzt wachsen.”

Der MinRat nickt.

“Ich begriff, daß vieles von dem, was ich an der Universität und später als Wirtschaftswissenschaftler und Firmenchef gelernt hatte, falsch ist. Daß die primär auf Wachstum ausgerichtete Wirtschaft und die von ihr lebende, ständig in Zahl und Anspruch wachsende Menschheit falsch programmiert sind. Daß wir eine andere Art von Wirtschaft und eine andere Art von Gesellschaft entwickeln müssen. Daß offene, stoffentwertende und Energie verschwendende Wirtschaftssysteme durch geschlossene, stoffrezirkulierende Systeme abgelöst werden müssen. Daß wir Sonne, Wind und Wasser viel mehr als bisher als Energiequelle nutzen müssen. Daß wir nach alternativen Möglichkeiten suchen müssen, um Menschen in Arbeit und Brot zu halten. Und derer gibt es viele.”

“Ja”, sagt der MinRat, “unsere Politiker und Wirtschaftsführer machen, wenn ich das mal so sagen darf, Rechenfehler. Sie fördern das Wachstum der Menschheit. Sie feiern jeden Anstieg im Bruttosozialprodukt. Aber sie vernachlässigen die Neben- und Folgekosten.”

Der Gärtner nickt. “Sie starren auf betriebswirtschaftliche Erfolge, aber sie verschließen die Augen vor den volkswirtschaftlichen Konsequenzen. Die Wahrheit ist doch, daß die gegenwärtige Industriegesellschaft Leben zerstört, Umwelt deformiert, Ressourcen vergeudet und Arbeitsplätze vernich-

tet. Früher oder später muß das in einer Katastrophe enden. Vielleicht werden die Überlebenden dann die Achtung und Erhaltung der Natur zum herausragenden Verfassungsziel erklären. Vielleicht werden sie aus großem Leid die Kraft gewinnen für eine neue Moral. Vielleicht ... wenn es dann nicht schon viel zu spät ist."

"Was müßte geschehen?"

"Viel: Anzahl der Menschen verringern. Verkrustetes Denken und Handeln entschlacken. Ansprüche einschränken. Sehkraft schärfen. Kompaßrichtung ändern."

"Radikaler Kurswechsel?"

"Nicht radikal. Grundlegend, aber wohlüberlegt. Gegenwärtig werden Wenige immer reicher und Viele immer ärmer. Das muß nicht so sein."

"Wie würden Sie das ändern?"

"Neue Berufs- und Arbeitsmöglichkeiten schaffen, vor allem in den Bereichen Klima- und Umweltschutz, Forschung und Technologie, Dienstleistung, Haushaltshilfen und Betreuung, Kultur, Unterhaltung und Freizeitgestaltung. Neue Produkte entwickeln, Innovation fördern. Leistungswillen und Kreativität belohnen und angemessene Gewinne ermöglichen. Nur Unternehmen, die Gewinne machen, können sichere Arbeitsplätze schaffen, nur sie können investieren. Und nur so können soziale Aufgaben finanziert werden."

"Es mag aus dem Munde eines Verwaltungsbeamten merkwürdig klingen", sagt der MinRat, "aber wir müssen auch den Staatsapparat verkleinern, die Bürokratie verschlanken und die Gesetzesfülle durchforsten."

"Richtig. Die Wirtschaft muß schneller und dynamischer reagieren können. Die Freiräume der Unternehmen müssen größer, die Belastungen kleiner und die Organisation von Arbeit flexibler werden. Subventionen und Steuern runter!"

"Wer soll das alles umsetzen?"

"Fachleute, Forschungsinstitutionen und Politiker, die Sachfragen in den Vordergrund stellen, und für die soziale

Ausgewogenheit und Pluralismus gewachsener Kulturwerte keine Fremdwörter sind.”

Der Gärtner geht zum Fenster und kuckt in den dunklen Park. “Ich verkaufte meine Firma und machte die Auflage, Umweltschutzmaßnahmen durchzuführen. Die Mittel dafür stellte ich aus meinem Verkaufserlös zur Verfügung. Ich errichtete eine Stiftung für die ärztliche Versorgung der durch meine Firma krank gewordenen Menschen und eine zweite für die Altersversorgung meiner langjährigen Mitarbeiter.” Er dreht sich um und macht eine ausladende Handbewegung: “Was Sie hier sehen, das sind einige mir besonders ans Herz gewachsene Überreste aus dem Haushalt meiner Familie.”

“Haben Sie Ihre Entscheidung niemals bereut?”

Der Gärtner setzt sich wieder. “Nein. Ich habe endlich begriffen, daß ich ein Teil der Schöpfung bin. So fühle ich mich aufgerufen, Natur und Leben zu achten und zu schützen.”

‘Das’, denkt der MinRat, ‘ist auch die Lösung für meine eigenen Probleme!’

“Sehen Sie sich die sogenannten Spitzen der Gesellschaft an. Da gibt es nicht nur Tüchtige, Kluge und Liebenswerte, sondern auch Erfolgs- und Machthungrige. Und da gibt es Eitle, in sich selbst Verliebte. Ständig starren sie in den Spiegel. Einige helfen auch schon mal ein bißchen nach, wenn es darum geht, ihre Verdienste ins rechte Licht zu rücken oder rücken zu lassen. Manch einer versucht gar, mit allen Mitteln, auch unlauteren, ins Buch der Geschichte aufgenommen zu werden. Sehen Sie sich die zahlreichen Autobiographien an. Viele davon sind zu Papier gebrachte Eitelkeiten, Sammlungen von Ich-bezogenen und Ich-belobigenden Halbwahrheiten, Verdrehungen, nicht selten Lügen. Ich mag sie nicht, diese Leute, die ständig ihr buntes Gefieder spreizen. Und ich ...”

“Aber ist das nicht etwas sehr Menschliches?”

“Ja. Mir geht es um Übertreibungen. Und ich mag sie nicht, diese professionellen Nichtstuer, diese Leute, deren einzige ‘Leistung’ darin besteht, ein hübsches Sümmchen geerbt zu



haben. Viele von denen geben ihrem Leben weder Sinn noch Inhalt – ein Lamettaklub von Zeittotschlagern, Langweilern, Hohlköpfen und Partylöwen.”

Der MinRat lacht: “Ich mag Löwen. Aber bei solchen Löwen würde auch ich mich nicht wohlfühlen.”

“Und dann gibt es noch eine andere Gruppe von Leitfiguren, eine Gruppe, der ich selber angehörte: Menschen, die überfordert sind oder sich selber überfordern, die ihre körperlichen, seelischen und sozialen Probleme immer wieder selbst produzieren – Magengeschwüre, Herzinfarkte, Seelenwunden. Menschen, die die Zeit in kleine Stücke hacken: Termine, Pflichten, Pläne. Menschen auch, die zufälliges Talent zum Verdienst hochjubeln und daraus emsig Privilegien stricken.”

Der MinRat nickt vor sich hin. ‘Leid hat diesen Mann geläutert’, denkt er. ‘Es hat ihm Kraft gegeben. So konnte er sich von seinen Fesseln befreien. So gebar Leid Kostbares.’

## Selbstbescheidung

“Und heute fordern Sie nichts mehr von sich?”

“Da ist ein Rest geblieben: der Park, die Aquarien, das Haus. Da will ich noch immer alles so gut wie möglich richten. Noch immer bin ich bemüht, keinen Tag zu vergeuden. Noch immer ist da die Furcht, auch nur einen einzigen Tag nicht wirklich gelebt zu haben. Stumpfe Selbstzufriedenheit ist mir zuwider.”

“Ist das nicht auch ein Ausdruck von Existenzangst? Eine Konsequenz der Furcht vor dem Altern, vor Verfall und Tod? Vor dem unwiderbringlichen Verschwinden von der Erde, bevor wir uns ausreichend an ihr erfreuen konnten?”

“Ja. Solche Ängste können zu einer mächtigen Kraft werden. Wir müssen lernen, besser mit dem Wandel umzugehen. Altern ist nicht nur naturgewollte Rückbildung. Nicht nur Verfall. Altern ist auch Reifung und Gewinn. Alter kann ern-

ten: Einsicht, Freude, Gelassenheit. Alter kann befreien: von der magnetischen Anziehungskraft triebgefärbter Bilder. Alter kann die Sicht und den Weg freimachen für den Genuß höherer Schönheit. Es schenkt mehr Abstand zu den Dingen und zu uns selbst. Es dämpft und mildert die Süchte und Triebe, die das Junge oft zu bizarren Tänzen treibt. Jugend segelt ja nicht nur in der Sonne, badet nicht nur in Lebensfreude. Jugend zittert auch unter den Peitschenhieben innerer Zwänge, unter der Wucht ungestümer Antriebe. Da wird der Lebenstanz leicht zu Verrenkungen, zu Zuckungen und zum kopflosen Flattern. Triebe bringen nicht nur Lust. Triebe tyrannisieren auch. Manche Menschen drängeln sie ins Lächerliche, andere in ethische Abgründe, einige in die Kriminalität.”

“Haben Sie”, fragt der MinRat, “niemals Angst gehabt, als Chef einer großen Firma Ziel terroristischer Attentate zu werden?”

“Doch, das habe ich. Aber die Schutzmöglichkeiten sind begrenzt, und sie engen den eigenen Freiraum ein. Da muß man Kompromisse schließen, und man muß akzeptieren, daß ein Restrisiko nicht zu vermeiden ist.”

“Bei all Ihrer damaligen beruflichen Beanspruchung muß das doch eine große zusätzliche Belastung gewesen sein.”

“War es.”

“Was halten Sie von der Kritik mancher junger Leute am Machtmonopol des Staates? Darin sehe ich den Funken im Pulverfaß, wenn ich das mal so sagen darf, der manch einen zum Terroristen werden läßt.”

“Damals habe ich intensiv darüber nachgedacht. Heute ist da nur noch ein Erinnerungsrest.” Der Gärtner massiert sein bärtiges Kinn. “Nichts in unserer Welt kann existieren ohne Ordnung und Gesetz. Und diese beiden nicht ohne kontrollierende Macht. Ordnung, Gesetz und Macht ermöglichen Zusammenhalt und Zusammenwirken naturgemäß unterschiedlicher, auseinanderstrebender oder gegeneinander wirkender

Teile eines Systems. Bei meinen damaligen Überlegungen habe ich drei prinzipielle Arten von Macht unterschieden: Grundmacht, Integrationsmacht und Ideenmacht.

Die Grundmacht repräsentiert die Naturgesetze. Sie sind unerbittlich. Früher oder später wird jeder Verstoß gegen sie geahndet. Die Grundmacht liegt außerhalb menschlicher Beeinflussungsmöglichkeiten.

Die Integrationsmacht harmonisiert Strukturen und Funktionen innerhalb von Systemen. Sie besteht aus Beharrungsmacht und Veränderungsmacht. Das System benötigt beide für eine langfristige Existenz. Beharrungsmacht strebt nach Erhalt des Bewährten, Veränderungsmacht nach Neuem. Um ihre Ziele zu erreichen, muß sie sich gegen die Beharrungsmacht durchsetzen. Der daraus entstehende Konflikt zwischen Beharren und Verändern ist naturgewollt, in seinem Kern ist er ein Teil der Grundmacht. Bei Einhaltung der Spielregeln führt der Konflikt zwischen Beharren und Verändern zu einer dem System förderlichen Weiterentwicklung.

Die Ideenmacht produziert Perspektiven. Sie kann die Notwendigkeit von Beharren oder Verändern bewußt machen. Sie kann kreative Kräfte und ethische Energien freisetzen – aber auch gefährliche Auswüchse verborhter Köpfe. Ihre Felder liegen in Politik, Wissenschaft, Kunst, Philosophie, Religion und in den Medien. Ideenmacht kann den Menschen Freiheiten geben und nehmen.”

“Wo steht die Wiege des Terrorismus?”

“Dort, wo der Konflikt zwischen Erhalten und Verändern entartet. Und wo starke Emotionen oder ideologische Verbhrtheit die Köpfe verdrehen.”

“Und das Gewaltmonopol des Staates?”

“Das ist eine Grundvoraussetzung für geregeltes und sozial ausgewogenes Zusammenleben. Insofern ist diese Art der Machtausübung legitim und dementsprechend ja auch auf breiter Basis institutionalisiert. Aber, und das ist ein wesentlicher Punkt, das Kräftespiel von Beharren und Verändern

kann sich nur dann normal entfalten, wenn das Gewaltmonopol des Staates genügend Spielraum läßt für die Veränderung anstrebenden Kräfte. Ihnen müssen Möglichkeiten eröffnet werden, sich zu artikulieren, ihre Vorstellungen bekannt zu machen und in eine faire, kritische Diskussion mit den Beharrungskräften einzutreten. Eine Gesellschaft, die das nicht zuläßt, die dieses Überdruckventil verschließt, darf sich nicht wundern, wenn es zu einer Explosion kommt.”

“Verändern und Entwickeln sind doch eigentlich sehr positive Dinge.”

“Ja. Aus Drängeln, Ungeduld, Kritik und Ideen der Veränderer können wichtige Antriebskräfte für den Entwicklungsprozeß hervorgehen. Unkontrollierte Macht oder Macht, die sich selbst kontrolliert, rutscht rasch ab in Ineffizienz und Korruption.”

Der MinRat nickt.

“In dem Konflikt zwischen Beharren und Verändern sind die Beharrungskräfte meist im Vorteil. Sie kontrollieren die für die Machtausübung wichtigen Institutionen und Produktionsmittel. Aus diesem Grunde sollten sich diese Kräfte, mehr als das bisher der Fall war, im kritischen Zuhören üben und in der Selbstbescheidung.”

“Und sie sollten die Veränderer stärker an ihren Überlegungen für die Gestaltung der Zukunft beteiligen.”

“Richtig”, stimmt der Gärtner zu.

“Wo aber die Veränderer keine überzeugenden Argumente vorweisen können, wo sie mit ideologisch verbrämter Spinnerei aufwarten, wo sie mit Gewalt gegen Sachen und Menschen agieren, da muß die Macht des Staates wirksam werden, da muß der Schutz der Gesellschaft im Vordergrund stehen.”

“Das sehe ich genauso”, sagt der Gärtner. “Ideologie ist ein schlechter Ratgeber. Weg mit den Leithammeln, die mit ideologischem Schienendenken verheiratet sind! Das gilt gleichermaßen für soziale, politische und religiöse Führungskräfte. Weg mit der für Sachentscheidungen wenig nützlichen Rechts-

Links-Polarisierung! Wir brauchen problemorientierte, sachkundige Köpfe mit Ideen und Sinn für ein menschenwürdiges Leben in gesunder Natur – Köpfe, die vom frischen Wind der Realität getragen sind, Köpfe, die einen gangbaren Weg in die Zukunft suchen.”

“Zukunft ist keine geradlinig weiterwachsende Vergangenheit.”

“Aber nur aus der Vergangenheit und in der Gegenwart können wir Erfahrungen sammeln. Der Blick zurück hilft, den Weg voraus zu finden.”

Der MinRat bewundert den Gärtner: Dessen weise Selbstbescheidung, dieses gelassene Willkommenheißen des Lebensherbstes. Fast andächtig blickt er zu ihm hinüber.

## Testament

Der Gärtner steht auf, geht durchs Wohnzimmer und öffnet den Lüftungsschlitz über dem Panoramafenster. Wieder in seinem Sessel sitzend, nippt er am Manhattan und löffelt sich ein paar Nüsse auf den Teller. Dann vollendet er seine Lebensbekenntnisse. “Das Leben, in dem ich früher zu Hause war – es ist heute weit entfernt von mir. Es war ein Leben voller Rennen, Hetzen und Jagen, ein Leben immerfort nur auf der Überholspur. In meinem unruhigen, der Erfüllung hinterherhetzenden Herzen brannte ein wildes Feuer. Geld war mir unwichtig, Besitz langweilig. Was zählte waren Erfolg und Macht, vor allem das prickelnde Erlebnis eines schwer errungenen Erfolges. Danach war ich süchtig. Der Genuß war um so größer, der Triumph um so beglückender, je schwieriger es war, mein jeweiliges Ziel zu erreichen. Mich faszinierte die Gratwanderung zwischen Gewinnen und Verlieren.”

Der Gärtner betrachtet die Schwielen und Risse an seinen Händen. “Ich beantragte und erhielt einen neuen Namen, verlegte meinen Wohnsitz und ließ mir einen Bart und lange

Haare wachsen. Dann begann ich ein neues Leben. Von der Pike auf erlernte ich das Handwerk des Gärtners.”

“Das war doch sicher nicht einfach.”

“Nein. Ich war kein Sechzehnjähriger mehr. In den besonderen Schwierigkeiten und Entbehrungen, die das neue Leben anfangs mit sich brachte, habe ich so etwas wie eine selbstauferlegte Buße gesehen.”

“Und wie ging es weiter?”

“Noch vor meinen Kollegen, die mit mir zusammen die Gärtnerlehre angefangen hatten, wurde ich Geselle, und schon bald danach machte ich außer der Reihe meinen Meister. Dann habe ich mich erfolgreich um die Stelle des leitenden Gärtners hier im Park beworben.”

“Und dann begann ein neuer Abschnitt, auch in der Geschichte des Parks.”

“Ja. Der Park wurde mein Leben.”

“Sie haben vieles verändert, verbessert.”

“Das Rathaus ließ mir zunächst weitgehend freie Hand. Erst in jüngster Zeit gibt es hier und da Probleme mit dem Gartenbauamt. Aber auch als Firmenchef hatte ich meine Probleme mit dem Amtsschimmel – damals mit einigen Beamten des Wirtschaftsministeriums. So ist mir an den entsprechenden Stellen Hornhaut gewachsen.”

“Merkwürdig”, sagt der MinRat, “ich kann das gut verstehen, obwohl ich ja selber aus der Verwaltung komme. Offenbar haben Sie mit Amtsstuben nicht immer gute Erfahrungen gemacht.”

“Nein.”

“Das muß doch sehr schwierig sein, wenn so ein Verwaltungsmensch aus dem Rathaus dazwischenfunkelt.”

“Ist es.”

Der MinRat sieht sich erneut um im Wohnzimmer. “Wenn ich das alles hier so sehe, ein so erlesenes Heim – was machen Sie, wenn es mal einen handfesten Krach gibt mit dem Gartenbauamt oder den leitenden Herren im Rathaus?”

Der Gärtner zuckt die Schultern, zieht die Mundwinkel nach unten. Schweigt.

“Ich meine”, der MinRat zögert – “ich meine, wenn die Ihnen kündigen?”

Der Gärtner trinkt ungerührt einen Schluck Manhattan.

“Dann müssen Sie raus aus Ihrem schönen Haus.”

“Muß ich nicht.”

“Wie meinen? Wieso nicht?”

“Das Haus gehört mir.”

“Was?? Wie ist so etwas möglich? Ein Privathaus im Park!”

“Früher lag dieses Grundstück außerhalb des Parks. Dennoch, als ich über meinen Freund, den Physiker, das Haus kaufen wollte – ich hatte durch den Verkauf meines Privatbesitzes noch genügend Mittel zur Verfügung – stellte sich das Rathaus quer. Aber dieses alte Haus war abbruchreif, und die Stadt hatte kein Geld, es wieder instand zu setzen. Als wir dann den doppelten Preis dessen boten, was Haus und Grundstück wert waren, lenkten die Herren ein. Die Stadtverwaltung benötigte das Geld dringend für die Vollendung einer Schwimmhalle, deren Baukosten sich auf unerklärliche Weise dauernd erhöht hatten. Diese Angelegenheit war inzwischen zu einem Politikum geworden, und die nächste Wahl stand vor der Tür. So ging plötzlich alles, was vorher nicht gegangen war.”

“Und dann?”

“Im letzten Augenblick funkte ein hoher Beamter aus der Landesregierung dazwischen.” Der Gärtner schmunzelt, “ein Ministerialrat.”

“Sowas!”

“Der Herr Ministerialrat hatte bereits eine Erweiterung des Parks in Aussicht genommen und wollte partout keinen Privatmann dazwischen haben. Durchaus verständlich.”

“Das ist ja eine spannende Geschichte!”

“Die Eigentumsverhältnisse des Grundstücks, das für die Parkerweiterung vorgesehen war, erwiesen sich als ungeklärt.

Die Grundbuchauszüge waren bei Kriegsende verloren gegangen.“

“Und dann?”

“Plötzlich fanden sich beglaubigte Kopien, an deren Echtheit nicht zu zweifeln war. Und wem gehörte das Grundstück? Meiner Familie.“

“Das gibt’s ja nicht! Das gibt’s ja wirklich nicht! Das ist ja ...“

“Es gab keinen Zweifel: ich war Eigentümer des Grundstücks. Nun mußte der Herr Ministerialrat den früheren Firmenchef anschreiben und versuchen, mit ihm ins Geschäft zu kommen, wenn er denn seine Pläne verwirklichen wollte. Das tat er auch, mit einem Schreiben voller verdrehter Unterwürfigkeits- und Höflichkeitsfloskeln. Das hat mir Spaß gemacht. Über den Physiker ließ ich ihn wissen, daß das Grundstück dem Gärtner übereignet worden ist. Sie können sich das nicht vorstellen!“ Der Gärtner lacht. Noch heute bereitet ihm das großes Vergnügen. “Der Ministerialrat war wie ausgewechselt! Postwendend hat er mir geschrieben. Er wollte gern sofort zu einem Gespräch ‘unter vier Augen’ in die Gärtnerei kommen. Natürlich hatte ich keinerlei Interesse daran.

Um abermals eine lange Geschichte kurz zu machen: Auch dieses Haus gehörte bereits mir. Die Summe, die ich der Stadt als Kaufpreis überwiesen hatte, war von den Herren sofort in die Schwimmhalle gesteckt worden. Eine Katastrophe! Und das so kurz vor der Wahl! Die haben gezittert. Ein Skandal schien unabwendbar.“

“Ja und dann?” Der MinRat ist auf die äußerste Kante seines Sessels gerückt. Da hockt er nun. Steif aufgerichtet. Mit hüpfendem Adamsapfel.

“Unter strikter Vertraulichkeit habe ich einen Vertrag ausgehandelt, der eine Enteignung von Haus und Grundstück zu meinen Lebzeiten ausschließt. Die leitenden Herren der Bezirksregierung haben gern unterschrieben, und auch der Herr Ministerialrat hat mitgezeichnet. Dann habe ich denen das Geld geschenkt.“



“Und was ist mit dem anderen Grundstück geworden?”

“Dieser Teil des Parks gehört mir.”

“Das ist ja unglaublich!”

“Aber ich habe ein Testament gemacht, in dem festgelegt ist, daß mein gesamter Besitz nach meinem Tode der Stadt gehören und dem Park zugute kommen soll. Davon weiß offiziell nur ein Jurist der Landesregierung. Und der, beziehungsweise dessen Nachfolger, ist verpflichtet, darüber zu schweigen.”

Der Gärtner senkt den Kopf und nickt vor sich hin. Dann sagt er: “So, lieber Aquarienfreund, nun kennen sie mein Geheimnis. Ich weiß, daß es bei Ihnen gut aufgehoben ist.”

“Das ist es!”

“Und Sie wissen nun auch, daß ich mir keine Sorgen zu machen brauche wegen einer Kündigung.”

## 6 EINSICHTEN

*“Hat nicht die Wissenschaft die ganze Menschheit entwurzelt? Stürzt sie nicht uns alle in einen Strudel von Zerstörung und Verderben?”*

### Fünf-Sterne-Kaffee

Schon mehrfach ist Peter nun Gast gewesen im Pastorenhaus. Heute wird er über Nacht bleiben. Das erste Mal. Darauf freut er sich. Seit seine Eltern gestorben sind – der Vater unmittelbar nach der Mutter – hat ihm ein Zuhause gefehlt. Das ist ihm erst jetzt so richtig bewußt geworden, jetzt, da er diese wunderbare Atmosphäre im Pastorenhaus kennenlernen durfte.

Vor drei Tagen hat Peter einen wichtigen Entschluß gefaßt. Er will Inge bitten, seine Frau zu werden. Peter hofft, daß es

möglich sein wird, sich mit Inge's Vater zu arrangieren. Er achtet, ja er verehrt den Pastor. Vater und Tochter – beide sind sie ungewöhnlich gut und liebenswert. Vieles erleben und empfinden sie zwar anders als er, aber das kann die Einseitigkeit mildern helfen, mit der er bisher die Welt gesehen hat.

Auch der heutige Abend im Pastorenhaus wird für Peter ein Erlebnis. Wieder umfängt ihn nie zuvor gekannte menschliche Wärme. Wieder genießt er Inges Kochkunst und erfreut sich ihrer sorgfältigen Aufmerksamkeit als Hausfrau. Und wieder wird bei Kerzenlicht musiziert. Diesmal Schubert.

‘Wie wunderbar wäre es’, denkt Peter, ‘wenn wir drei eine Grundlage finden könnten für ein gemeinsames Leben.’

Auch der Pastor hat über ein Leben zu dritt nachgedacht. Er mag den Peter. Er sucht nach einem Weg zu ihm.

Doch jetzt fordert erst einmal die Müdigkeit ihr Recht. Der Pastor hat einen anstrengenden Tag hinter sich. Zudem beginnt der schwere Rotwein, der allen Dreien so vortrefflich gemundet hat, seine Wirkung zu entfalten. Mit einer kleinen Verbeugung und einem freundlichen “Gute Nacht, ihr beiden”, verabschiedet er sich.” Inge führt Peter ins Gästezimmer, erläutert einige Einzelheiten, umarmt und küßt ihn und zieht sich zurück in ihr Zimmer.

In nahezu jeder Nacht ihres Lebens hat dieses Zimmer ihren Schlaf behütet, war es eine Schutzburg für ihre Gedanken, Gefühle und Träume. In diesem Augenblick dröhnt auch wieder, ganz nah und ganz laut, die alte Kirchturm-glocke, die vertraute, verlässliche Begleiterin ihres Lebens. Bbuomm, bbuommm, bbuommm, ... Elfmal.

Peter macht es sich bequem in dem großen Bett des Gästezimmers. Er sucht Schreibmaterial hervor aus seiner Gepäcktasche, richtet die Nachttischlampe und bringt noch ein paar Gedanken zu Papier, die ihm am Herzen liegen. Dann löscht er das Licht. Und schon sinkt er in einen tiefen Schlaf.

Am nächsten Morgen klopft Inge an die Tür des Gästezimmers. "Aufsteh'n, Frühstück ist fertig!" Erschrocken fährt Peter hoch: "Guten Morgen! Ich komme so schnell wie möglich runter." Er reibt sich die Augen, reckt die Arme in die Höhe und gähnt. Schlaftrunken wankt er zum Waschbecken, blickt in den Spiegel, lacht vergnügt sein Spiegelbild an und kneift ein Auge zu. Er freut sich auf Inge und auf ihren Vater. Und er freut sich auf's Frühstück.

Mit strahlendem Gesicht betritt er bald darauf das Wohnzimmer. "Guten Morgen!", ruft der Pastor. "Wie haben Sie geschlafen?"

"Ich weiß es nicht. Ich habe das Licht gelöscht, und dann hat Inge gerufen: 'Aufstehn, Frühstück ist fertig'. An mehr kann ich mich nicht erinnern."

"Das läßt auf einen Tiefschlaf schließen", lacht der Pastor.

"Offenbar. Es kommt bei mir sehr selten vor, daß ich so fest schlafen kann. Meistens schlafe ich mit wissenschaftlichen Problemen ein und wache mit meinen für den Tag geplanten Experimenten wieder auf."

"Das hört sich ja schlimm an", sagt Inge, "nur gut, daß dein Kopf mal eine Pause einlegen konnte."

Um den Frühstückstisch im Wintergarten stehen drei alte Korbsessel. Eine rote Decke verbirgt die zerschrammte Tischoberfläche. Das Rot kontrastiert mit weißen Servietten, hellblauem Geschirr und drei gelben Vasen, in denen blaue und weiße Sommerastern leuchten. Der Tisch steht zwischen einer Palme und einem großen Gummibaum, der sich anschickt, das Glasdach in die Höhe zu stemmen. Duftender Kaffee, Brötchen, Butter, Honig, Eier.

"Ganz toll hast du das wieder gemacht", sagt Peter und legt den Arm um Inges Taille.

"Findest du?"

"Ja. Für mich ist das alles wie ein wunderschöner Taum."

Dieses besondere Frühstück, das erste zu dritt, hatte den Pastor veranlaßt, auf den untersten Ast des Pflaumenbaums

zu klettern und die ersten reifen Früchte einzusammeln. Samten-dunkelblau schimmern sie nun auf weißem Teller.

Vater und Tochter beten. Dann schenkt Inge Kaffee ein und reicht die warmen, knusprigen Brötchen herum. Neben jedes Gedeck hat sie ein Glas mit frisch ausgepreßtem Apfelsinensaft gestellt. Jetzt erhebt sie ihr Glas und sagt mit strahlenden Augen: "Zum Wohl die Herren!"

"Zum Wohl", antworten Pastor und Peter.

"Im Radio wurde eben herrliches Wetter prophezeit", sagt der Pastor. "Wie wär's mit einer Bootsfahrt? Vielleicht heut nachmittag?" Er sieht Peter fragend an. Der gibt die Frage weiter an Inge: "Was meinst du?"

"Dich hat Vater gefragt, also mußt du auch antworten."

"Ich finde die Idee ganz prima! Tretboot oder Ruderboot?"

"Ruderboot!", ruft Inge. "Und du ruderst!"

"Wenn ihr euch meiner Navigationskunst anvertrauen wollt."

"Wir können ja Schwimmwesten mitnehmen. Wer weiß, was so ein Botaniker alles anstellt." Inge knufft Peter in die Seite und lacht übermütig.

"Der Kaffee schmeckt prima", sagt Peter. "Wie machst du den?"

"Das sag ich nicht!"

Inge rutscht hin und her auf ihrem Korbessel. Dann wiegt sie geheimnistuerisch den Kopf. Sie ist unglaublich glücklich. Und da erwacht dann auch wieder das lustige Mädchen in ihr, das sie früher einmal war. Früher, da war sie voller lebenswerter Späße, ein richtiger kleiner Schelm.

Als Peter sie noch immer fragend ansieht, ruft Inge: "Soweit kommt das noch, daß ich dir mein Geheimnis verrate! Dann machst du dir selber so einen Fünf-Sterne-Kaffee und kommst nicht wieder."

"Mich wirst du hier so schnell nicht wieder los. Und schon gar nicht so einfach."

Inge wiegt den Kopf, daß der Zopf pendelt. "Was meinen Sie,

Herr Pastor, können wir dem Botaniker ein so wichtiges Geheimnis anvertrauen?"

"Ich denke schon, vorausgesetzt natürlich, daß er vernünftig rudern kann."

"Das kann er", sagt Peter. "Allerdings vermag ich nicht so ohne weiteres Entwarnung zu geben für das Mitnehmen von Schwimmwesten."

"Sehen Sie, Herr Pastor, da haben wir's. Geheimnisse aus mir rausquetschen, aber nicht mal sicher rudern können."

Peter droht mit dem Zeigefinger. Lacht. "Ich rudre sicher. Aber vielleicht schaffst du es ja trotzdem, über Bord zu fallen."

"Ich weiß nicht!", ruft Inge. "Ich weiß wirklich nicht, ob wir dem da mit Bart und Brille trauen können."

Peter holt tief Luft. Dann läßt er mit gespielter Traurigkeit den Kopf hängen.

"Na ja", mimt Inge die Großzügige, "mit einem gewissen Risiko müssen wir wohl leben. Also, das Geheimnis ist ..." Sie macht eine spannungserhöhende Pause. Dann ruft sie: "Sehen Sie nur, Herr Pastor, wie neugierig der Botaniker ist! Das ganze Gesicht ist ein Fragezeichen."

"Nun spann den armen Jungen nicht noch länger auf die Folter. Versprochen ist versprochen."

"Gar nichts hab ich ihm versprochen. Aber ich sehe ein, daß das Leiden ein Ende haben muß. Also: ich füge ein bißchen Kakao dazu und eine Prise Salz."

"Das ist alles?"

"Das ist alles."

"Ab sofort gibt's jetzt auch bei mir zu Hause Fünf-Sterne Kaffee."

Inge steht auf und schaltet das Radio ein. Sie möchte gern wissen, mit welcher Temperatur sie heute nachmittag rechnen kann. Auf dem See ist es immer etwas kühler. Da muß man sich entsprechend anziehen. Aber so sehr sie auch herumsucht, nacheinander alle möglichen Sender einstellt, es kommt einfach keine Nachricht über das Wetter. Statt dessen

werden aus Afrika neue Kämpfe gemeldet zwischen Schwarzen und Weißen.

Der Pastor schüttelt den Kopf: "Schwarze, Weiße, Gelbe, Rote – sie sind doch alle Gottes Kinder. Warum nur dieser Haß gegen das Fremde, diese Intoleranz gegenüber Andersartigem? Es scheint wirklich sehr schwer zu sein, Lehren aus Vergangenen zu ziehen. Haß auf Fremdes, ob im Aussehen, Verhalten oder in der Gedankenwelt – das ist eine verhängnisvolle Eigenart der Menschen. Sie hat schon viel Leid hervorgebracht."

Als weder Inge noch Peter daraufhin etwas sagen, fragt der Pastor: "Was sagt der Ökologe dazu?"

Peter wollte sich eigentlich an diesem schönen Morgen auf keine Diskussion einlassen. Nun aber sagt er: "Abweichungen von der Norm abzulehnen, das ist eine uralte Reaktion. Bei den meisten Tieren wird Fremdes, zumal wenn es nicht kooperiert, unnachgiebig bekämpft. Diese Reaktion, das Abstandhalten von Anderem, dient der Arterhaltung."

"Das", entgegnet der Pastor, "sollte aber doch kein Grund sein dafür, daß wir Menschen dieses Verhalten unkorrigiert in uns fortwirken lassen."

"Der Ansicht bin ich auch. Aber Korrekturen sind nicht leicht. Hier stehen alte Triebe gegen neue Einsichten. Über viele Hunderttausende von Jahre haben die Menschen in kleinen Gruppen gelebt, in denen jeder jeden kannte. Aus dieser Zeit stammt die Ablehnung des Fremden. Wir müssen endlich begreifen, daß dieses Urverhalten nicht mehr in unsere heutige Zeit paßt." Peter nimmt einen Schluck Kaffee zu sich. "Hmm", macht er, sieht Inge an und kneift ein Auge zu. Dann fährt er fort: "Problematisch wird das allerdings, wenn Fremdes in Zahl und Einfluß eigene Traditionen zu verdrängen droht. Dann muß man nach Abhilfe suchen."

"Das sehe ich genauso", sagt der Pastor. "Eigene Traditionen, eigene Wertvorstellungen und eigene Sitten verleihen einem Volk seine Identität. Im Ausgleich, im Neben- und

Miteinander verschiedener Traditionen und im gemeinsamen Teilhaben an neuen Entwicklungen, da liegt die Chance zur Bewältigung der Zukunft.“

“Leider gibt es viele Menschen, die vom Verstand her wenig auszurichten vermögen.“

Der Pastor nickt.

“Bei so manchem wird das Verhalten von Stimmungen oder Trieben beherrscht, denen nicht in ausreichendem Maße kontrollierende Willenskräfte gegenüberstehen.“

“Solche Menschen tun mir leid“, sagt Inge.

“Mir auch“, nickt Peter. “Sie sind Sklaven ihrer Stimmungen und Triebe. Sie verdienen unser Mitgefühl. Sie sind nie gefragt worden: ‘Wie willst du sein?’ Sie sind, wie wir alle, das Ergebnis eines Zeugungsaktes, bei dem Erbgut in einer Weise verteilt wurde, auf die kein Mensch Einfluß nehmen konnte.“

Inge ist in die Küche gegangen. Dort bereitet sie eine neue Portion Kaffee zu.

“Verstehe ich das richtig“, fragt der Pastor, “daß es Ihrer Ansicht nach bei diesen Menschen so etwas wie Schuld gar nicht geben kann?“

“Schuldig kann doch nur jemand werden, der eine Wahl hatte, anders zu werden, als er geworden ist. Aus einem Zeugungsakt eines Katzenpaares kann nur eine Katze hervorgehen. Wer darf die gezeugte Katze schuldig sprechen, weil sie kein Hund geworden ist? Oder weil sie sich nicht wie ein Hund verhält?“

“Die Bibel sagt: Ein jeglicher hat seine Gabe von Gott, einer so, der andere so. Aber sie lehrt auch, daß man seine Gaben entwickeln kann.“

“Auch das Entwickeln von Gaben ist eine Gabe.“

Durch die halboffene Küchentür hat Inge die letzten, etwas lauter gesprochenen Sätze mitgehört. ‘Oh Gott’, denkt sie, ‘hoffentlich beginnt der Peter keinen Streit!’

Und der Pastor denkt: ‘wo bleiben da Sünde und Sühne, wo Böses und Buße, wo Schuld und Strafe? Der Peter sieht man-

ches zu einseitig. Sind Strafe und Belohnung nicht die wirkungsvollsten Mittel zur Einpassung des Einzelnen in die Gemeinschaft? Strafe soll helfen. Strafe soll vor weiterer Schuld schützen! Strafe kann Schuld tilgen. Sie ist die Voraussetzung für die Wiederaufnahme eines Übeltäters in die Gesellschaft. Inges Freund gefällt sich offenbar darin, vieles umzukrempeln.' Er sieht den jungen Wissenschaftler prüfend an. Aber er sagt nichts.

So wird ein Streit vermieden. Doch der Streit wird nur hinausgeschoben. Noch heute wird sich das Gewitter entladen. Es geht nicht anders.

Aus der Küche zurückkehrend, sagt Inge: "Nur wer den anderen zu achten vermag, kann Toleranz üben." Zu Peter gewandt fügt sie hinzu: "Du bist doch auch für Toleranz." So hofft sie, das Gespräch wieder in ruhigere Bahnen lenken zu können.

"Ja, das bin ich. Wir sollten einen Menschen nicht beurteilen nach seiner Hautfarbe, Herkunft, Rasse oder Religion, sondern danach, was er tut oder nicht tut. Ich freue mich über Vielfalt. Auch sie ist ein Naturgesetz. Und ich übe mich in aktiver Toleranz nach dem Motto: Schön, daß es Weiße gibt, Schwarze, Gelbe und Rote, schade, daß es keine Blauen gibt und Grüne. Vielfalt bringt Farbe ins Bild. Mangel an Toleranz ist Mangel an Kultur. Intoleranz ist die Schwester der Dummheit."

"Wahrlich, so ist es", stimmt der Pastor zu.

Und nun kehrt wieder Ruhe ein in der Frühstücksrunde und Vorfreude auf die Bootsfahrt.

An der Haustür klopf es. Inge öffnet. Ein Mann steht vor der Tür. Er möchte den Pastor sprechen. Der Pastor begrüßt ihn herzlich und geht mit ihm in einen Nebenraum.

In den Wintergarten zurückkehrend sagt Inge: "Ein Gemeindeglied. Er sucht Vater's Rat und Trost. Er ist ein Pechvogel. Vater muß ihn wieder aufrichten."

Peter nickt.



Nachdem die beiden ihren Kaffee ausgetrunken haben, fragt Inge: "Hast du Lust, mit mir in den Garten zu gehen bis Vater zurückkommt?"

"Gern."

Inge zeigt Peter den Garten und erklärt ihm einige Einzelheiten. Schließlich öffnet sie eine enge Tür. Die führt auf einen kleinen Friedhof. Ehrfurchtsvoll gehen sie an einer Reihe von Gräbern vorbei. Dann stehen sie vor einem besonders schön hergerichteten Grab. "Hier ruht meine Mutter." Inge faltet die Hände, hebt sie vor die Brust und betet.

Nach einer Weile geht sie zwei Schritte weiter: "Hier wird einmal mein Vater liegen. Und daneben ich."

"Hallo, ihr beiden!", ruft der Pastor. "Ich habe euch gesucht." Er geht auf Inge und Peter zu. Bleibt vor dem Grab seiner Frau stehen, senkt den Kopf und betet. Wie zuvor Inge, faltet er dabei die Hände und hebt sie vor die Brust. Nach einem Augenblick des Schweigens hakt er sich bei Inge ein und führt sie zurück in's Haus. Auf dem Wege dorthin fragt er: "Hast du gesehen, wie sehr der Pflaumenbaum gewachsen ist? Er hängt voller Früchte. Unser kleiner Garten", wendet er sich Peter zu, "das ist mein Hobby. Es ist ein wunderschönes Erlebnis, zu säen, zu pflanzen, zu pflegen und zu ernten. Und es ist eine große Freude, miterleben zu dürfen, wie alles wächst und blüht, gedeiht und reift."

"Das kann ich gut nachempfinden. Daran hätte auch ich großen Spaß."

"Na sehen Sie, da haben wir ja etwas Wichtiges gemeinsam. Sicher kann ich da von Ihnen noch so manches lernen. Ein Botaniker weiß bestimmt mehr über den Garten als ein Pastor."

"Meine Kenntnisse zielen in eine andere Richtung. Und mir fehlt es an praktischer Erfahrung. Ich glaube daher, daß ich eher von Ihnen lernen kann."

"Na, vielleicht werden wir das ja bald einmal herausfinden."

## Lebensfreude

Kaum sind die drei wieder im Wintergarten angelangt, da läßt sie ein Paukenschlag zusammenfahren. Weitere Paukenschläge folgen, dann rasselnde Trommelwirbel und lautes Pfeifen.

“Das ist unsere Feuerwehrkapelle!”, schreit Inge gegen den Lärm an. “Sie gibt ein Konzert.” Dröhnende Marschmusik setzt ein mit Trompeten und Posaunen und mit klingendem Schellenbaum. Dicht am Pastorenhaus vorbei marschieren die Feuerwehrleute. Sie pauken, trommeln und blasen, was das Zeug hält. Als die Kapelle sich entfernt und die Lautstärke nachläßt, sagt Inge: “Unsere Feuerwehr ist Spitze.” Sie tanzt im Rhythmus der Musik. “Los, ihr beiden! Auf zum Spielplatz!” Sie wirft eine weiße Jacke über ihre Schultern. “Los, los, ihr müden Geister! Auf zum Morgenkonzert!” Die Männer lachen. Der Pastor holt seinen schwarzen Hut mit der breiten Krempe und drückt ihn in die weißen Locken. Peter greift nach seinem leichten Sommerpullover. Und auf geht’s!

Auf dem Spielplatz erwartet sie ein farbenfrohes Bild. Beleuchtet von schräg einfallender Morgensonne formen die Musiker einen Halbkreis vor dem dunklen Grün der hohen Eiben. Auf dem Blau und Rot ihrer Uniformen blitzen goldene Knöpfe. Weiße Mützen zieren goldgerahmte blaue Schirme. Rote Wimpel winken. Gelbe Fahnen flattern. Und über all dem schweben bunte Luftballons an langen Leinen.

Mitreißende Marschmusik erfüllt den Park. Im blankgeputzten Messing der Blasinstrumente funkelt und zerfließt Sonne.

Die Feuerwehrmänner dirigiert ein kräftiger, hochgewachsener Kapellmeister. Von dessen kordeligen Schulterepauletten baumeln Bögen silberner Schnüre. So energisch fährt sein Taktstock in der Luft herum, daß bei jedem Abwärtsstoß der ganze Körper bebzt.

Viele Menschen sind gekommen. Einige schunkeln und

wippen im Takt der Musik. Ein hübsches junges Paar tanzt auf einer Bank in der Nähe des Sandkastens.

Im hinteren Teil des Spielplatzes und auf dem ersten Abschnitt des Weges zum Waldschloß stehen Würstchenbuden und geschmückte Wagen, einige mit Bierausschank, andere mit Fruchtsäften, Milchshakes, Eis und Gebäck. Kinder drängeln schreiend und hüpfend vor Tischen mit Schokolade, Zuckerstangen und Lakritzen. Einige kreischen vor Vergnügen. Inge tänzelt hüfteschwingend zwischen Vater und Peter. Ihr Zopf wippt und wedelt – auf und ab und hin und her. Und jetzt stimmt sie aus vollem Halse ein in das Lied, das die Kapelle gerade anstimmt, das Herrmann Löns Lied von der Lüneburger Heide.

“Wie schön das alles ist!”, ruft Peter. Und er denkt: ‘Ich habe mich zu sehr mit meiner Wissenschaft verheiratet. Inge und ihr Vater zeigen mir die andere Seite des Lebens. Ich muß noch viel von ihnen lernen.’

Noch eine Zeitlang schunkeln Inge, Pastor und Peter. Dann schlendern sie Arm in Arm scherzend und lachend zurück zum Pastorenhaus. Dort packen sie den Picknickkorb. Die drei wollen ihre Mittagsmahlzeit im Ruderboot auf dem See einnehmen. Inge stellt Speisen und Getränke zusammen, Pastor und Peter packen ein. Dabei haben sie eine Menge Spaß.

“Wie bringen wir den Korb zum See?“, fragt Peter.

“Mit dem Rad, vorausgesetzt natürlich, du kannst radfahren.”

“Ich kann.”

“Nun seh’n Sie mal, Herr Pastor! Ist das nicht ein toller Hecht? Rudern kann der und Pfeife rauchen. Und nun auch noch radfahren!”

Peter droht mit dem Zeigefinger, und dann nimmt er Inge in den Arm. “Habt ihr denn drei Fahrräder?”

“Haben wir”, antwortet der Pastor schmunzelnd.

Inge versucht abermals, im Radio etwas über das Wetter in Erfahrung zu bringen. Diesmal hat sie Glück. Das Meteorolo-

logische Institut prophezeit Sonnenschein und Temperaturen bis zu sechsundzwanzig Grad. "Prima!" da kann ich ja mein schickes neues Sommerkleid anziehen." Immer zwei Stufen auf einmal nehmend, stürmt sie die Treppe hinauf und verschwindet in ihrem Zimmer. Auch Pastor und Peter gehen in ihre Zimmer. Der Pastor wählt ein buntes Hemd und eine helle Mütze. Peter rollt seine dünne Windjacke zusammen. Er wird sie im Picknickkorb verstauen. Man weiß ja nie, ob man den Meteorologen trauen kann!

Der Radweg ist gepflegt und eben. So macht das Radeln richtig Spaß. Vögel zwitschern, Schmetterlinge taumeln durch die Luft. Es duftet nach frisch geschnittenem Gras. Links und rechts des Weges eröffnen sich bezaubernde Blicke über Wiesen, Buschgruppen und Bäume. Am See angekommen, stellen sie ihre Räder ab in einem überdachten Fahrradstand. Dann gehen sie zurück zum Weg. Peter trägt den Picknickkorb.

Jenseits einer kleinen Rasenfläche bleibt ein sorgfältig gekleideter Herr stehen. Er zieht den Hut, schwenkt ihn durch die Luft. "Ich hab's geschafft!", ruft er dem Pastor zu. "Ich hab's gemacht!"

Der Pastor winkt zurück. "Herzlichen Glückwunsch!"

Nach einigen Schritten fragt Inge leise. "Darf man fragen, was der Herr gemacht hat?"

"Er hat seine Sportausrüstung zerschlagen."

"Was? Ist das nicht eher ungewöhnlich?"

"Leider."

"Was war denn das für eine Sportausrüstung?", fragt Peter. "Angelruten und ein Jagdgewehr."

Vom Anleger her winkt der Chef der Bootsvermietung. Freudig-überrascht eilt er herbei und begrüßt die drei. Er verehrt den Pastor. Dessen Tochter kennt er, seit sie laufen kann. Oft ist sie mit ihren Freundinnen hier am See gewesen. Aber jetzt ist der Chef doch sprachlos über soviel Schönheit and Anmut. Einen Augenblick lang ist er ganz verwirrt und

übersieht die Hand, die Peter ihm entgegenstreckt. Dann aber ergreift er die Hand und schüttelt sie mit Kraft und Herzlichkeit. Völlig außer sich ist der Chef über diesen unerwarteten Besuch. Wie ein Wiesel läuft er umher, wählt ein besonders schönes Boot aus, zieht es an der Leine an einen Platz, von dem aus das Einsteigen leicht bewerkstelligt werden kann, bringt Kissen herbei und schafft den Picknickkorb ins Boot. Schließlich fragt er, ob alles so in Ordnung sei. Als der Pastor bejaht und sich bedankt, hockt sich der Chef nieder und hält mit beiden Händen das Boot, bis alle drei eingestiegen sind und Platz genommen haben, Inge auf der Bank im Bug, der Pastor im Heck und Peter auf der Bank in der Mitte.

“Ablegen!”, kommandiert Inge.

Ein Schubs. Ein Wurf der Bootsleine. “Gute Fahrt!”, ruft der Chef und winkt. Und nun beginnt die Ruderpartie.

Peter legt sich in die Riemen.

“Nun seh’n Sie mal, Herr Pastor, der Botaniker kann tatsächlich rudern. Nicht berauschend, aber für den Anfang mag’s reichen. Ein bißchen mehr nach links, Herr Doktor!”, ruft Inge übermütig. “Noch mehr! So ist’s recht. Sie machen Fortschritte!”

Natürlich weiß Peter, worauf sie da anspielt. “Paß du ja auf!”, sagt er und gibt sich Mühe, damit das wie eine Drohung klingt. “Paß nur auf, bis wir wieder an Land sind!” So kennt er Inge überhaupt nicht. ‘Sie muß sehr glücklich sein’, denkt er und freut sich darüber.

Am Ufer, hinter einem Busch, hockt ein kleiner, untersetzter Mann. Den lauernd vorgestreckten Kopf aufgeregt hin- und herwendend, starrt er durch Äste und Blätter. Voller Ungeduld zerzt er ein kleines Fernglas aus der Jackentasche und hebt es mit zitternden Händen vor die Augen. Eine riesige braune Sportmütze mit mächtigem Schirm umschließt wie ein Ballon den Kopf. Die weite Windjacke vermag den Höcker hinter den

Schultern nicht völlig zu verbergen. Dünne Beine stecken in engen, dunkelblauen Jeans, große Füße in derben schwarzen Schuhen. Mit hämmerndem Herzen hatte der Maler die drei verfolgt. Geduckt war er von Busch zu Busch getrippelt. Sein Engel ist im Boot!!

“Vorsicht Inge!”, ruft der Pastor, “lehn dich nicht zu weit über Bord!”

“Ich kann schwimmen! Allerdings weiß ich nicht, ob der Botaniker schwimmen kann.”

Peter läßt ein Ruder los und droht mit dem Finger. Hoppla! Um ein Haar wäre ihm das Ruder entglitten.

“Also so was! Haben Sie das gesehen Herr Pastor? So eine Leichtsinnigkeit! Ich weiß nicht”, Inge schüttelt den Kopf, daß der Zopf von Schulter zu Schulter pendelt, “früher war das Bootspersonal hier zuverlässiger.”

Peter schluckt. Ihm fehlen die Worte.

“Dieses Boot ist glücklicherweise stabil”, wendet sich der Pastor an Peter. “Eine Zeitlang gab es keinen funktionstüchtigen Anleger am See. Der verlassene alte Anleger da hinten”, er zeigt auf eine ferne Uferpartie mit einer Holzkonstruktion, auf der eine in flimmernder Luft zitternde weiße Bank zu erkennen ist, “entsprach nicht mehr in vollem Umfang den Vorschriften für einen Schiffsbetrieb. Und für die Bootsvermietung stand er wohl auch in zu tiefem Wasser. Entscheidend aber war, daß dieser Teil des Parks zum naturgeschützten Bereich erklärt wurde.”

“Zur Wildnis”, sagt Inge.

“Neue Anleger gab es noch nicht. In dieser Zeit lieb sich der Chef der Bootsvermietung ganz leichte Boote. Halb im Wasser und halb auf dem Ufer liegend, wurden sie trockenen Fußes von den Benutzern betreten und verlassen. Gestiefelt bis zu den Hüften, haben die Helfer des Chefs die Boote mitsamt der Benutzer ins Wasser geschoben und später wieder herausgezogen. Aber diese Boote kenterten leicht. Damit habe ich

schon schlechte Erfahrungen machen müssen.“

“Das kann man wohl sagen,“ erinnert sich Inge. “Ich wollte Vater abholen. Schon von weitem erkannte ich, daß ein Boot gekentert war. Dann sah ich, daß Vater und die beiden Pastoren der Nachbargemeinden uferwärts schwammen. Voller Angst rannte ich an Bäumen und Büschen vorbei zu der Stelle, an der sie das Ufer erreichen mußten. Als ich dort ankam krochen die drei gerade an Land. Das war ein Bild! Ihre Haare hingen ins Gesicht und die dünnen schwarzen Sommeranzüge klebten am Körper. Drei schwarze Hüte dümpelten verlassen auf dem See. Viele Menschen hatten sich versammelt. Einige lachten schadenfroh. Aber die meisten klatschten den tüchtigen Schwimmern Beifall.“

Die Sonne strahlt. Die Luft ist mild und klar, und sie riecht wunderbar frisch. Die weite Wasserfläche ist ganz glatt. Wie ein riesiger Spiegel liegt sie unter dem Boot. Kein Laut ist zu hören außer dem leisen Platschen und Knarren der Ruder, das jetzt verstummt. Mit der noch von den letzten Ruderschlägen in ihm wirksamen Energie treibt das Boot auf dem Wasser dahin. In sich gekehrt, mit entspannten Sinnen, erfreuen sich Inge, Pastor und Peter des herrlichen Sees.

“Da!“, durchbricht Inges Flüstern träumendes Schweigen. Mit der ausgestreckten Rechten weist sie nach vorn und zur Seite. “Da!! Riesige Fische. Direkt unter der Wasseroberfläche.“

Langsam treibt das Boot auf den linken Teil der Fischversammlung zu.

Platschen, Spritzen, Gurgeln! Als wäre ein Ungeheuer in den See gesprungen: Wasserkaskaden, erpeitscht und in die Höhe geschleudert von den kräftigen Schwanzflossen der in ihrer Ruhe gestörten und in Panik wegtauchenden Seebewohner. Inge erstarrt. Und auch die Männer sind erschrocken. Allen dreien rinnt Wasser über Gesicht und Kleidung. Noch immer wirbelt, wallt und schäumt es. Wellen breiten sich aus, verwandeln die Seeoberfläche in eine bewegte Wasserland-

schaft, in der reflektierende Sonnenstrahlen zu funkelnden Lichtblitzen werden.

“Mein Gott!”, ruft Inge, als sie sich vom ersten Schreck erholt hat. “Sowas hab ich hier noch nie erlebt.”

“Wissen Sie, was das für Fische sind?” fragt der Pastor den Ökologen.

“Das sind Graskarpfen.”

“Kann man die essen?”

“Ja.”

“Also eine Bereicherung unserer Speisekarte.”

“Auch. Aber sie sind vor allem nützliche Vertilger von Unterwasserpflanzen und Schilf.”

“Ich hatte mich schon darüber gewundert, daß die Gärtner nicht mehr wie früher das Schilf mähen.”

“Die Arbeit erledigen jetzt diese Fische.”

“Warum heißen sie Graskarpfen?”, fragt Inge.

Peter greift zu Pfeife und Tabakbeutel. “Nachts, wenn alles schläft, kriechen sie auf die Wiese und fressen Gras.”

“Waass??”

“Wenn du nicht aufpaßt, werden sie sich auch noch an deine Erdbeeren ‘ranmachen.” Peter zwinkert dem Pastor zu. Der schmunzelt vor sich hin.

“Diese Botaniker!”, ruft Inge, “die kohlten sich ganz schön was zusammen!”

Peter schiebt das Mundstück seiner Pfeife zwischen die Zähne, ergreift die Ruder und treibt das Boot voran. Nach einer Weile entzündet er paffend den Tabak. Dann rudert er wieder weiter.

“Wenn die Graskarpfen sich vermehren”, überlegt der Pastor, “besteht da nicht die Gefahr, daß sie allmählich alles kahl fressen im See?”

“Die können sich bei uns nicht vermehren.”

“Warum nicht?”

“Weil ihr Fortpflanzungstrieb durch Umweltbedingungen angeregt wird, die es bei uns nicht gibt.”



“Dann muß jeder Graskarpfen zu uns eingeflogen werden?”

“Nein. Man kann erwachsene Fische künstlich in Fortpflanzungsstimmung versetzen.”

“Künstlich?” Der Pastor schüttelt den Kopf. “Wie soll das funktionieren?”

“Man spritzt ihnen Hormone.”

“Das ist mir aber ein komisches Liebesleben!”

“Im Prinzip nicht anders als bei Menschen. Auch bei uns wird Fortpflanzung durch Hormone geregelt.”

Wieder schüttelt der Pastor den Kopf.

“Und warum heißen sie Graskarpfen?” beharrt Inge auf der Beantwortung ihrer Frage. Sie sieht Peter in die Augen. Als dort abermals Schalk aufblitzt, sagt sie: “Keine Märchen! Ich hab dir auch mein Geheimnis anvertraut.”

“Was für ein Geheimnis?”

“Nun hör sich das einer an! Hast du das schon vergessen? Das mit dem Fünf-Sterne-Kaffee?”

“Wie könnte ich das vergessen!” Peter lacht. “Also, diese Fische nennt man Graskarpfen, weil sie tatsächlich Gras fressen. Wo sie am Ufer Gras erreichen können, wird es abgeweidet. Manchmal schieben sie sich dabei sogar mit dem Vorderkörper ein Stück aus dem Wasser.”

“Ich hab Hunger”, sagt Inge.

Der Pastor schmunzelt. “Auch ich würde mich nicht ungebührlich gegen ein Picknick sträuben. Was meinen Sie, Peter?”

“Gern.”

Inge setzt sich zu ihrem Vater auf die Bank im Heck, Peter wechselt zum Bug. Die mittlere Bank dient als Tisch, den Inge jetzt mit einem Papiertuch bedeckt. Darauf plaziert der Pastor Pappteller und Pappbecher. Inge packt belegte Brote aus, Äpfel, gekochte Eier und für jeden eine reife Pflaume.

Der bucklige Zwerg ist seinem Engel gefolgt. Verbissen hat er sich durch Büsche gedrängelt, immer am Ufer entlang, als

sei er durch eine unsichtbare Leine mit dem Boot verbunden. Nun klettert er auf eine Erle. Getarnt von dichtstehenden Blättern hockt er auf einem Ast wie ein riesengroßer böser Vogel. Unablässig starrt er zum Boot, mit zitterndem Herzen und zuckendem Gesicht.

Aus der Thermosflasche füllt der Pastor die Becher mit Apfelsaft.

“Hier ist Pfeffer und Salz.” Mit der Hand wirft Inge ihren Zopf in den Nacken. “Der Nachtschisch ist noch im Korb. Den gibst’s aber nur für ganz artige Jungen.”

“Oho!”, protestiert der Pastor, “wir sind immer artig!”

“Na ich weiß nicht”, Inge wiegt den Kopf, “der da mit Bart und Brille ...”

“Das ist denn doch die Höhe! Jetzt hab ich die ganze Zeit gerudert wie ein Galeerenknecht und dann so was!” Peter mimt den Gekränkten, macht ein trauriges Gesicht.

Als Inge das sieht, lacht sie aus vollem Halse. Ihr Herz springt vor Vergnügen, und ihr helles Lachen perlt weit über den See. “Armer Junge”, sagt sie, “sei nicht traurig, du kriegst auch was ab.”

Schmunzelnd erhebt der Pastor seinen Pappbecher: “Prost ihr beiden!”

“Prost!”

Enten fliegen vorbei, kommen zurück, kreisen und sausen auf das Boot zu. Mit starren Flügeln die Balance haltend, nähern sie sich der Wasseroberfläche. Beine nach vorn, Schwimmfüße gespreizt, zischen sie ins Wasser. Rasch sinken sie in Schwimmposition, schütteln das Gefieder, wackeln mit den Schwanzdecken, nicken nach Entenart, quaken und schnattern. Schnabel senkend nehmen sie Wasser auf, heben den Kopf und lassen das Wasser den langen Hals hinunterrinnen. Ein paar abwägende Blicke mit schräg gestelltem Kopf, und schon kommen sie herangepaddelt, schwimmen um das Boot herum und betteln um ihren Anteil am Mittagessen.

“Kommt nur näher”, ruft Inge und wirft den Enten ein Stückchen Brot zu. Auf dieses Signal haben die gewartet. Flügelschlagend und Beine tretend stürzen sie herbei. Auch Pastor und Peter beteiligen sich an der Fütterung. Gierig versuchen die Enten, sich gegenseitig an Geschwindigkeit und Geschicklichkeit zu übertreffen. Sie haben alle Scheu verloren.

“Du hast schon am meisten gekriegt”, ermahnt Inge einen besonders aggressiven Enterich, “nun laß auch mal die anderen ran!” Dann sagt sie zu ihrem Vater, “füttere du den Lümmel mal. Lenk ihn ab, dann kann ich den dreien dort hinten auch mal was zukommen lassen.”

“Wie wär’s mit einer Tasse Kaffee?”, fragt der Pastor.

“Oh, ja”, juchzt Inge “und einen leckeren Kuchen!”

“Klingt gut”, sagt Peter. “Im See-Café?”

“Ja.”

Peter wendet das Boot und nimmt Kurs. “Bitte gib mir Richtungsanweisungen. Ich habe hinten leider keine Augen.”

“Mit dem größten Vergnügen. Dir wollte ich schon immer gerne mal Richtungsanweisungen geben!”

Während der Rückfahrt herrscht Schweigen. Inge gibt ihre Anweisungen per Hand. Alle drei genießen den Frieden und die Stille. Vor dem Boot schwimmt ein Tauchvogel. Plötzlich schwuppt er nach vorn und verschwindet unter der Wasseroberfläche. In der Ferne winken Segel, weiße, schwarze, gelbe, rote. Nur das rhythmische Klatschen und Knarren der Ruder ist zu hören.

Erst als sie dem Anleger schon recht nahe sind, kommen andere Geräusche hinzu. Aus der Geräuschkulissee löst sich Gesang. Händehaltend tanzen Kinder im Kreis, wie sich später herausstellt, um einen Topf mit frisch geernteten Möhren.

Jetzt kann man auch die Worte verstehen, die die hellen Stimmen hinausschmettern:

*... Eure Fehler, Euer Borgen,  
die drücken uns noch morgen.*

*Ihr meckert an uns rum  
und haltet uns für dumm.  
Doch macht Ihr uns nicht bang.  
Was Ihr könnt, könn'n wir lang."*

*Kinder sind wir heut,  
doch bald schon sind wir Leut.  
Eure Fehler, Euer Borgen,  
die drücken uns noch morgen.*

*Was wollt Ihr uns denn lehren?  
Zwar könn' wir uns nicht wehren,  
doch was wir von Euch sehen,  
läßt uns die Lust vergehen,  
auf Euch noch lang zu hören.  
Wir sind's, die sich empören!*

Und dann ruft ein großes Mädchen noch: "Wir sind die neuen Gören, wir haben's satt auf euch zu hören, – da ess'n wir lieber Möhren!" Alles lacht und schreit durcheinander. Dann löst sich der Kreis auf.

"Wahrlich", sagt der Pastor leise, "die Kinder haben recht."  
"Was meinst du?"

"Ich meine das, was die Kinder da gesungen haben. Ihre Vorwürfe sind berechtigt. Wir zerstören ihre Lebensgrundlagen. Wir machen Schulden, für die sie ihr ganzes Leben werden zahlen müssen. Eines Tages werden die Macht und das Recht in ihren Händen liegen. Eines Tages werden sie über uns richten."

Da kommt der Chef herbeigelaufen. Er winkt mit beiden Armen und dirigiert Peter in eine Parkbucht. Noch bevor das Boot die Holzbalken des Anlegers erreicht, packt er den Bug, zieht ihn zu sich heran, übernimmt die Leine und befestigt sie an einem Anlegerpfahl. Dann hockt er sich nieder wie vorhin, hält das Boot fest und sichert so das Aussteigen. Er sammelt Picknickkorb, Kissen und die Reste der Mahlzeit ein. "Wie

war's, Herr Pastor? Hatten Sie eine gute Ruderpartie? War alles in Ordnung?"

"Es war alles perfekt. Herzlichen Dank!" Der Pastor zückt seinen Geldbeutel. Doch der Chef wehrt heftig ab. "Nein, Herr Pastor, auf keinen Fall. Sie und Ihre Familie sind meine Gäste."

Aber der Pastor nimmt das nicht an. Er bedankt sich nochmals, legt dem Chef eine Hand auf die Schulter, schmunzelt, und dann steckt er ihm mit der anderen Hand einen Geldschein in die Jackentasche.

Der Chef macht eine tiefe Verbeugung. Er ist ein eher ekiger und ausdrucksarmer Mann, aber den Pastor verehrt er wie keinen anderen Menschen auf der Welt.

Das nahe See-Café liegt auf einer winzigen Insel. An deren Zuwegung angekommen, parken Inge, Pastor und Peter ihre Räder. Die Insel selbst ist nur über eine schmale Fußgängerbrücke zu erreichen. Dabei muß man zwei vom Pächter konstruierte Türschleusen passieren. Sie verhindern ein Entkommen seiner frei umherlaufenden Tiere: Perlhühner, Meerschweinchen und Affen. Das Gebäude ist ein Schmuckstück aus weißem Klinker, dunkelbraunen Sprossenfenstern vor weißen Tüllgardinen und einem weit hinunterreichenden Reetdach. Im Gänsemarsch, Inge voran, steigen sie Stufen empor und betreten nun eine Terrasse, auf der in riesigen Holzkübeln große Bäume wachsen.

Der Pastor wählt einen Tisch direkt am Wasser. Lächelnd einander zunickend, rücken sie ihre Stühle zurecht und nehmen Platz. Der weite See, über dem die Sonne jetzt schon tief steht, wirkt beruhigend und erfrischend zugleich. In Sonnenstrahlen aufleuchtend, winkt aus der Ferne die weiße Bank auf dem verwaisten Anleger zu ihnen herüber. Und rechts, noch weiter weg, verschwimmen die riesigen Baumveteranen der Wildnis in Dunst und Weite. Eine entspannte, zufriedene Nachdenklichkeit breitet sich aus.

Auf Inges Zopf, dessen Ende jetzt vorn über ihrer linken

Schulter liegt, landet ein großer schwarzer Käfer. Vielleicht will er sich dort nach langem Flug über das Wasser ausruhen. Als Inge ihn mit angezogenem Kinn fixiert, verhakt er sich in ihren Haaren. Er verliert den Halt und beginnt zu strampeln. Inge greift nach ihm mit langen, zarten Fingern. "Hab keine Angst, du", sagt sie leise. "Ich will dir helfen. Bei mir findest du ohnehin nichts zu fressen." Jetzt hat sie den Käfer befreit und läßt ihn an ihrem senkrecht emporgestreckten Zeigefinger hochkriechen. "Flieg, Käfer, flieg!", singt sie. "Glück für Dich! Und bring auch du mir Glück!" Da pumpt der Käfer ein paarmal, entfaltet seine Flügel und surrt davon.

Inge blickt ihm nach. In seichtem Auf und Ab und sachtem Hin und Her zieht er seine Bahn. "Ein schöner Käfer", sagt sie. "Sicher wird er mir Glück bringen."

'Wenn er es könnte', denkt Peter, 'ich bin gewiß, er würde es tun.' Die beiden sehen einander an, Aug in Aug: "Ja, ich hoffe er bringt dir Glück!"

Der Pächter kommt. "Dreimal Kaffee und dreimal Apfelkuchen mit Sahne", sagt der Pastor.

Peter hängt seinen Gedanken nach. "Glück", sagt er versonnen. Abermals treffen sich zwei Augenpaare. "Was ist das für dich?"

"Das, was ich im Augenblick empfinde. Ich bin sehr glücklich."

Wer wollte ihr widersprechen? Dieser schönen jungen Frau mit den strahlenden blauen Augen, dem zauberhaften Lächeln, den schneeweißen, von vollen roten Lippen umrahmten Zähnen, den in der Sonne leuchtenden, langen blonden Haaren? Ein Maler, der das Glück in einem Bild festhalten wollte – wie könnte er ein eindrucksvolleres Motiv, wie ein geeigneteres Modell finden?

Als die beiden Männer nichts sagen, ruft Inge: "Meint ihr nicht, daß ich glücklich bin?" Mit einer kecken Bewegung ihres Kopfes schwingt sie den Zopf auf die andere Schulter. Dann sieht sie mit blitzenden Augen die beiden Männer an,

einen nach dem anderen – die beiden Männer, die ihr alles bedeuten, die ihr ganzes Leben ausmachen, und die jetzt so friedlich vereint neben ihr sitzen.

“Ja doch”, sagt der Pastor, “ja. Wir alle drei haben viel Grund, glücklich zu sein – und dankbar.”

“Ich hoffe, ich wünsche mir so sehr, daß dieses Glück ewig währt.”

Peters Blick wandert über den See, dann über die Büsche und Bäume am Ufer. “Das kann es leider nicht”, sagt er. “Glück ist vergänglich, wie alles auf der Welt. Ein Glück, das dauert, hört auf, ein Glück zu sein.” Er sieht Inge in die Augen: “Wer sich zu sehr nach dem Glück sehnt, dem wird nicht selten Unglück aus dem Glück.”

Inge legt die Hand auf den Arm ihres Vaters: “Herr Pastor, bitte sagen Sie dem jungen Mann da, daß er unrecht hat.”

“Der Peter hat nicht unrecht.” Mit der freien Hand zieht der Pastor die Sportmütze tiefer ins Gesicht. “Es kommt aber immer darauf an, was man unter Glück versteht und wie man damit umgeht.”

Peter holt seinen Tabakbeutel hervor und seine Pfeife. Beides legt er vor sich auf den Tisch. Dann beginnt er damit, sich ein Pfeifchen zu stopfen. “Glück”, sagt er dabei, “das ist ein vorübergehender Zustand. Du kannst hier nicht einen ganzen Tag lang sitzen und erwarten, daß das Glücksgefühl, das du in diesem Augenblick empfindest, die ganze Zeit über anhält.”

“Mußt du denn immer alles zerreden? Ich bin ganz einfach glücklich. Sehr glücklich sogar. Und ich habe gerade jetzt das Gefühl, daß das auch so bleibt.”

Irgendetwas irritiert sie plötzlich. Langsam hebt sie den Kopf. Auf der gegenüberliegenden Seite der Terrasse sitzt ein kleiner, merkwürdiger Mann. Er trägt eine sehr große Sportmütze und eine Sonnenbrille, deren riesige schwarze Gläser sein Gesicht bis auf den Wulstlippenmund nahezu vollständig verdecken. Die schwarzen Gläser sind auf sie gerichtet. Als

ihr Blick die Gläser trifft, zuckt der Mann zusammen und wendet den Kopf zur Seite. – Es war schwierig für den Maler, den dreien zu folgen. Außer sich war er vor Wut, als sie plötzlich vom Bootsanleger wegradelten. Aber er hatte ihr Ziel erahnt. Im See-Cafe hat er das Ebenbild des Engels tief in sich hineingesogen. Minutenlang. Diese Vollkommenheit, dieses Meisterwerk der Natur, vor dem selbst seine besten Bilder nicht bestehen können. Diese Unschuld. Dieser Wissener um seine Schuld. Verflucht sei diese Kreatur! Wieder zuckt er zusammen. Angst flammt auf. Und dann, ganz plötzlich, glaubt er, im Engel seinen Richter zu erkennen. Er preßt die Lippen aufeinander, so fest, daß alles Blut aus ihnen weicht. 'Ich muß den Engel loswerden!'

“Der Peter hat recht”, sagt der Pastor. “Leider. Aber in dem, was er sagt, liegt doch auch Trost. So haben auch die weniger glücklichen Zeiten, ja, sogar die traurigen, eine wichtige Funktion. Trauer bereitet den Weg zu neuem Glück.” Er schweigt. Dann sagt er: “Dafür gibt es ein eindrucksvolles Beispiel aus meinem Leben.”

Inge weiß, wovon er redet. Sie schmiegt sich an ihren Vater und streichelt dessen Hände. Die liegen gefaltet vor ihm auf rot-weiß kariertem Tuch. Ihr Blick wandert noch einmal hinüber zu dem Tisch, an dem der seltsame Mann gesessen hatte. Der Tisch ist leer. Sie sieht sich um. Der Mann ist spurlos verschwunden.

Ganz gegen seine Gewohnheit ist es nun der Pastor, der noch einmal zurückfindet in das Thema, das eigentlich schon ausdiskutiert war. “Wie relativ Glück sein kann”, sagt er, “das geht auch aus einer Geschichte hervor, die mir ein Freund erzählt hat.

Der Zweite Weltkrieg ging zuende. Während eines Lehrgangs teilte der Freund ein Kasernenzimmer mit einem Offizierskameraden. Seit Wochen hatte es nur sehr wenig und gar nichts Vernünftiges zu essen gegeben. Die beiden waren total



ausgehungert. Als sie eines Tages in ihr Zimmer kamen, lag da ein Paket auf einem kleinen Tisch. Das abgegriffene braune Packpapier war verschnürt mit altem, auffaserndem Bindfaden. 'Das Paket kam von meiner Mutter', erzählte mir der Freund, 'zu meinem Geburtstag. Den hatte ich vollkommen vergessen. Mein Kamerad machte sofort kehrt und war bereits dabei, das Zimmer wieder zu verlassen. Er ahnte wohl, daß etwas Eßbares in dem Paket war. Ich lief ihm nach und hielt ihn am Arm zurück. Dann verschloß ich die Tür. Wie zwei Verschwörer hockten wir einander gegenüber an dem Tisch. Ich öffnete das Paket. Darin war ein Kuchen. Unansehnlich und ganz trocken. Den teilen wir uns, sagte ich. Mein Kamerad, ein harter Soldat, der schon viel Schlimmes im Krieg erlebt hatte, schluchzte: Das werde ich dir nie vergessen! Über den Tisch hinweg ergriff er meine Hand und schüttelte sie lange. Gemeinsam verschlangen wir den Kuchen. Er war sehr glücklich. Und ich war es auch.'

So einen Kuchen", fährt der Pastor fort, "den würden wir heute mit Empörung zurückweisen." Er nickt. "Ein und derselbe Kuchen kann großes Glück bedeuten, aber auch ein großes Ärgernis. Das hängt ganz davon ab, was man vorher erlebt hat."

"Siehst du", sagt Peter, "Glück ist ..." Er schweigt. Dann sagt er: "Wir Menschen sind merkwürdige Wesen. Wir denken und empfinden in Gegensätzen: Schwarz-Weiß, Kalt-Heiß, Gut-Böse, Glück-Unglück. Und wir merken nicht einmal, daß diese Begriffspaare nichts anderes sind als jeweils entgegengesetzte Enden ein und derselben Meßlatte."

"Wichtiger als die Suche nach dem eigenen Glück", sagt der Pastor, "sind der Wille und die Fähigkeit, das Leid anderer zu lindern."

Mit weißem Spitzenhäubchen auf schwarzem Haar tänzelt, erhobenen Armes ein Tablett balancierend, eine Kellnerin herbei. Auf dem Tablett dampfen drei Tassen duftenden Kaffees. Und unter üppigen Sahnehauben locken frischgebak-

kene Apfelkuchen.

“Ohh!”, ruft Inge, “das sieht ja lecker aus!”

Die Kellnerin serviert. Sie lächelt den Pastor an. Der nickt ihr zu. “Prost Kaffee!”, ruft er. Strahlend erheben Inge und Peter ihre Tassen.

“Hmm”, macht Peter, “schmeckt prima.” Er legt seinen Arm um Inges Taille. “Aber bei weitem nicht so gut wie dein Fünf-Sterne-Kaffee.”

Inge und Peter sehen einander in die Augen. Ein Blick voller Liebe. Zärtlich zieht Peter seine Freundin an sich. Dann streichelt er über ihren Scheitel.

Mit großem Vergnügen machen die drei sich über die Apfelkuchen her. Kaum hat Inge den ersten Bissen hinuntergeschluckt, da sagt sie: “Aber sieh mal, Vater, du und ich, wir beide leben doch schon seit vielen Jahren im Glück miteinander. Oder etwa nicht?”

“Ja, Inge, und dem Herrn sei Dank dafür.”

“Warum muß sich das ändern?”

“Es muß sich nicht ändern. Unser Glück beruht auf einer besonderen Konstellation. Wir beide geben uns unablässig Mühe im Umgang miteinander. Wir stellen keine großen Ansprüche. Unsere Welt wird nicht von Fordern und Habenwollen beherrscht, sondern von Geben und Dankbarsein. Hinzu kommt, daß wir beide durch den Verlust deiner Mutter so unendlich viel Leid erfahren haben, daß uns dadurch ein Fundament gewachsen ist, das auch unendlich viel Glück zu tragen vermag. Und du und ich, wir leben in Gott.”

“Ja”, sagt Inge und legt ihrem Vater beide Hände auf den Arm.

Peter ist wiederum bewegt von dieser besonderen Beziehung zwischen Vater und Tochter. Verstohlen blickt er von seinem Apfelkuchen auf und zu den beiden hinüber.

Noch immer ruhen Inges Hände auf dem Arm des Pastors. Dessen freie Hand legt sich jetzt langsam, wie schützend, über die zarten Finger. Inges Augen suchen und finden die

ihrer Vaters: "Und was ist mit dem himmlischen Glück? Verheißt nicht die Bibel guten Menschen ewiges Glück im Himmel?"

Peter will antworten. Aber er schweigt. Und er denkt: 'Wo ist der Himmel? Wo sind sie, die guten Menschen? Ist der Mensch nicht beides, gut und böse? Und wurde die Bibel nicht von Menschen geschrieben? Und ist sie nicht voll von unglaubwürdigen Verheißungen, die Bibel?' Mit gesenktem Kopf blickt er stumm vor sich hin.

Und der Pastor? Ganz unerwartet wird er der Notwendigkeit enthoben, auf eine so schwierige Frage zu antworten. Und das kommt so: Einer der Affen des Café-Pächters saß im Baum. Direkt über dem Tisch der drei. Lungernd hatte er auf seinen Lieblingskuchen gestarrt. Immer näher hatte es ihn gedrängt an diese Köstlichkeit. Gierig hatte er den Arm weit vorgestreckt und mit Fingern und Zehen einen daumen-dicken, morschen Ast umklammert. Immer weiter hatte er sich vorgewagt. Plötzlich war der Ast gebrochen – mit lautem, berstenden Knacken!! Wild mit Armen und Beinen in der Luft herumrudern stürzt er auf den mit Sahne bedeckten Apfelkuchen vor dem Pastor. Der Affe kreischt, stößt Inges Kaffeetasse um und rennt, noch immer kreischend, davon.

Da sitzt er nun, der Herr Pastor. Gesicht, Hemd und Hose sind über und über mit Sahnespritzern und Kuchenstückchen bekleckert. Aber nach dem ersten Schreck schmunzelt das sonnengebräunte Gesicht. Und nun lacht es gar. Und Inge und Peter und auch die Gäste am Nachbartisch, sie alle lachen mit.

Der Pächter stürzt herbei und auch die Kellnerin. Sie hat ein Tuch in der Hand. Beide entschuldigen sich. Eifrig beginnt die Kellnerin damit, den Pastor zu säubern. Der nickt ihr freundlich zu, nimmt ihr das Tuch aus der Hand, steht auf und vollendet das Säuberungswerk. "So ein Kerl", sagt er dabei, "so ein Kerl! Aber ich glaube, der hat sich noch mehr erschrocken als ich."

Die Kellnerin bringt einen neuen Apfelkuchen mit einem riesigen Sahneberg darauf. Und Inge bekommt eine frische Tasse Kaffee.

Als die drei auf dem Weg zu ihren Rädern die schmale Brücke hinter sich lassen, sieht Inge, wie sich die Äste eines Busches bewegen. Und dann erkennt sie, für eine Sekunde nur, den kleinen Mann mit der großen Sonnenbrille. Hastig drängelt er durch Blätterwerk.

Tagelang hatte der Maler keine Ruhe finden können. Das Bild des Engels hatte ihn verfolgt, pausenlos, erbarmungslos. Selbst nachts, wenn er sich eingeschlossen hatte in seinem großen Schlafzimmer, konnte er dem Engel nicht entkommen. Er war einem Nervenzusammenbruch nahe. Da war er zum Park gefahren und hatte sich im Wagen verkleidet. 'Ich muß den Engel suchen. Ich muß ihn finden. Im Park. In seinem Haus, seinem Zimmer, seinem Bett! Dieser verfluchte Engel! Ich muß ihn loswerden!!'

## Streitgespräch

Die letzten goldroten Strahlen der Abendsonne sind hinter den Baumkronen versunken. Der Himmel wird fahl. Dämmerung kriecht in den Park. In der Küche des Pastorenhauses flammt Licht auf. Im Wohnzimmer kniet Peter vor dem Kamin. Er schiebt Zeitungspapier unter Zweige. Dann entzündet er es. Flammen züngeln. Es knistert und knackt. Flackernder Feuerschein belebt das dunkle Zimmer.

Weinflaschen in den Armen, kommt der Pastor zurück aus dem Keller. Mit dem Ellenbogen schließt er die Tür. Er setzt die Flaschen ab auf dem Eichentisch, schaltet das Licht ein und sucht eine Flasche aus. Schmunzelnd wendet er sich der Schublade zu und entnimmt ihr einen Korkenzieher. Sorgfältig dreht er ihn ein und klemmt die Flasche zwischen die

Schenkel. Dann beginnt er damit, den Korken zu ziehen. Der sitzt erstaunlich fest. Mit hochrotem Gesicht kämpft der Pastor mit dem störrischen Korken. Als Peter das sieht, springt er hinzu. Doch jetzt kommt der Korken in Bewegung. Mit einem empörten 'Propp' verläßt er widerwillig, aber mit großem Schwung den Ort, an dem er so lange geruht hatte. Der Pastor prüft Korken und Wein. Dann schenkt er ein, zuerst Peter, dann sich.

Inge bereitet in der Küche das Abendessen zu.

"Zum Wohl!", nickt der Pastor, mit noch immer gerötetem Gesicht.

"Zum Wohl."

Voller Behagen genießt der Hausherr den ersten Schluck seines Lieblingsweines. Dann läßt er sich mit einem fröhlichen Seufzer in den Sessel fallen. "Das war ein herrlicher Ausflug in Gottes Natur", sagt er und nimmt sich seinen Zigarrenkasten vor.

"Mir hat das auch große Freude bereitet." Peter holt Tabakbeutel und Pfeifchen hervor.

"Das Feuer tut gut", sagt der Pastor. "Der Herbst kündigt sich an." Er beschneidet, befeuchtet und entzündet seine Zigarre. Ihm ist so richtig wohl zumute. Und er ist seinem Herrn unendlich dankbar dafür, daß Inges Freund ein so guter Kerl ist. Immer wieder hatte ihn die Furcht geplagt, daß seine Tochter eines Tages einen Mann ins Haus bringen könnte, der so gar nicht zu ihnen paßt, der diese einmalige Beziehung, die ihn mit seiner Tochter verbindet, nachhaltig stören könnte. Als er dann hörte, daß Inge einen Wissenschaftler kennengelernt hatte, und als sie ihm von ihren ersten Gesprächen berichtete, da schienen sich seine schlimmsten Befürchtungen zu bewahrheiten. Niemals hätte er sich Inge in den Weg gestellt. Niemals aber auch hätte er nach dem Tod seiner Frau einen Bruch mit seiner Tochter ertragen können. Eine Trennung von Inge hätte er nicht überlebt.

Hausherr und Gast paffen vergnügt vor sich hin. Da klingelt

das Telephon. Als der Pastor gerade dabei ist, sich zu erheben, kommt Inge aus der Küche gelaufen. Sie winkt ihrem Vater, wieder Platz zu nehmen, und nimmt den Hörer ab.

Eine Weile horcht sie mit zunehmend besorgtem Gesicht. Dann schüttelt sie energisch den Kopf und ruft in den Hörer: "Nein ... Nein! Tu das bitte nicht ... auf gar keinen Fall! Bitte warte auf mich ... Ja ... Ich komme sofort!" Sie wendet sich den beiden Männern zu: "Meine Freundin ist in großen Schwierigkeiten. Ich muß sofort zu ihr. Bitte habt Verständnis. Sie braucht dringend Hilfe und Beistand."

"Ich komme mit", ruft der Pastor und springt aus seinem Sessel.

"Nein! Das ist eine reine Frauenangelegenheit. Ich komme so schnell wie möglich zurück." Und schon ist Inge in der Küche verschwunden. Kurz darauf rennt sie aus dem Haus. Die beiden Männer sehen sich ratlos an.

Der Pastor zieht an seiner Zigarre und nickt vor sich hin. 'Frauenangelegenheiten', denkt er. 'Ja, die Frauen. Sie erleben manches anders als wir Männer. Sie haben ihre eigenen Angelegenheiten. Und sie haben ihre eigenen Erlebnisformen. Zum Feinen wie zum Groben, zum Milden wie zum Wilden, zum Lieben wie zum Hassen.'

"Kennen Sie die Freundin?"

"Inge hat mehrere Freundinnen. Ich habe keine Ahnung, wer da angerufen hat oder um was es sich handeln könnte." Der Pastor zuckt die Schultern. "Aber ich bin mir sicher, Inge wird das Richtige tun."

Als Inge den kleinen Wagen eilig durch die Straßen lenkt, schon mitten auf dem Wege ist zu ihrer Freundin, da wird ihr erst so richtig klar: Vater und Peter sind zum erstenmal allein im Haus! Diese beiden so verschiedenen Männer, mit so verschiedenen Lebenserfahrungen, mit einer so verschiedenen Art zu denken, zu fühlen, die Welt zu sehen. Es muß, es wird ein Gewitter geben! Aber, denkt sie weiter, das kann ich auf

die Dauer ohnehin nicht verhindern. Ich kann nur hoffen und beten, daß es nach dem Gewitter weitergeht, daß das Gewitter die Luft reinigt, Klarheit schafft, aber nichts unwiederbringlich zerstört. Es muß sich zeigen, wie das ausgeht.

Was aber, wenn es schief geht? Mit Peter könnte ich ohne Vater nicht leben. Aber auch ohne Peter möchte ich jetzt nicht mehr sein. Sie schüttelt den Kopf. Auch ohne Peter könnte ich nicht leben. Sie hält Zwiesprache mit ihrem Gott. Bittet ihn, fleht ihn an, ihr beizustehen, ihr zu helfen. Ihrem Vater und ihrem Peter zu helfen.

Der Pastor hat nachgeschenkt. Die Männer prosteten einander zu. Jeder denkt dabei an Inge, aber keiner sagt es. Beide lieben Inge, jeder auf seine Weise. Beide wissen, daß sie ohne diesen Engel nicht leben können. Und sie wissen auch, daß Inge sie beide braucht. Was für eine Situation! Bei der Verschiedenheit dieser beiden Männer!!

Aber Hoffnung ist gekeimt und gewachsen. Hoffnung auf ein Arrangement, auf einen Kompromiß. Beide suchen danach. In zunehmendem Maße haben sie einander schätzen und die Aufrichtigkeit des anderen respektieren gelernt. Hier kann der Schlüssel liegen für die Vermeidung einer Katastrophe, für die Gestaltung der Zukunft: Wahrhaftigkeit und gegenseitige Achtung in Kenntnis und Anerkenntnis unüberbrückbarer Unterschiede.

So tasten sich Pastor und Peter mit großer Vorsicht an die Diskussion heran, die nun unvermeidbar geworden ist, an die geistige Auseinandersetzung, die sie führen müssen, ganz gleich, ob jetzt oder später, an das Streitgespräch, das über das Schicksal von drei Menschen entscheiden wird. So wie sie beschaffen sind, müssen sie diese Auseinandersetzung mit offenem Visier austragen.

‘So sei es denn’, denkt der Pastor und zieht an seiner Zigarre. Er bläst den Rauch zur Decke, etwas kräftiger und energischer als sonst. Dann beginnt er mit einem Thema, zu dem sich

Peter bereits in einer Weise geäußert hatte, die darauf schließen läßt, daß hier noch am ehesten gemeinsamer Grund gefunden werden kann. "Sie haben sich", sagt er mit ruhiger Stimme, "zum Thema Toleranz geäußert. Ich würde gern mehr darüber wissen, wie Sie im Einzelnen dazu stehen."

"Toleranz ist Duldsamkeit gegenüber anderen – ihren Überzeugungen, Anschauungen und Verhaltensweisen. Nur auf ihrem Acker können Güte und Weisheit gedeihen."

Als Peter nicht weiterspricht, sagt der Pastor: "Das sehe ich genauso. Für mich gehört zur Toleranz darüber hinaus Verstehenkönnen und Helfenwollen. Und auch Wissen um die eigene Verlorenheit ohne die anderen."

"Toleranz", fährt Peter fort, "ist Voraussetzung für Fairneß und Einsicht. Und nur wo diese beiden zu Hause sind, kann es Wahrhaftigkeit geben." Er wiegt den Kopf. "Bei so manchem allerdings ist Toleranz nichts anderes als eine Form von Gleichgültigkeit." Er pafft. "Für mich hat neben der passiven Toleranz, dem wohlwollenden Erdulden von Andersartigem, die aktive Toleranz, die Freude an der Vielfalt, am Anderssein, einen hohen Stellenwert."

"Ist die Wissenschaft tolerant?"

"Die Wissenschaft ist intoleranter als sie gemeinhin zugibt und als es ihrer Sache dienlich wäre. Das mag verständlich sein, entschuldbar ist es nicht. Verständlich wird es, wenn man bedenkt, wie schwierig es oft ist, neue Erkenntnisse zu gewinnen, und zwar mit Methoden, die den strengen Maßstäben der Naturwissenschaft gerecht werden. Oft ist es mühsam, neu gewonnene Erkenntnisse in ein Gedankengebäude einzubauen, das in sich widerspruchsfrei ist. Erst wenn das gelungen ist, sprechen wir von 'Wahrheit'. Eine solche Wahrheit kann einem lieb werden, und sie kann den eigenen Konzeptionen in einem so starken Maße zugrundeliegen, daß es schmerzlich wird, sie aufzugeben. So hängen manche Wissenschaftler mehr an einer solchen 'Wahrheit', als sie es nach dem neuesten Stand der



Erkenntnis tun sollten. Und dann werden sie den Verkündern neuer Ideen gegenüber schnell intolerant.“

Peter pafft und schüttelt dabei den Kopf. “Diese Leute vergessen ganz einfach oder wollen nicht wahrhaben, daß so manche große Idee oder Entdeckung zunächst als falsch angesehen, später aber als richtig erkannt wurde. Und sie vergessen, daß sich viele ‘Wahrheiten’ im Laufe der Zeit als revisionsbedürftig oder gar als falsch erwiesen haben. Wissenschaftlich erarbeitete Wahrheiten sind immer vorläufige Wahrheiten. Sie stehen ständig unter dem Vorbehalt der Bewährung.“

“Sie sind also nicht nur anderen geistigen Bereichen gegenüber sehr kritisch, sondern auch gegenüber der eigenen Domäne.“

“Ja. Ich übe überall Kritik, wo ich erkenne, daß die Wahrheitsfindung beeinträchtigt wird. Da nehme ich mir nahestehende Bereiche keineswegs aus, ebensowenig wie mich selber.“

“Das ist lobenswert.“ Die Zigarre zwischen Zeige- und Mittelfinger haltend, macht der Pastor mit dem Arm einen Bogen durch die Luft. “Aber laufen Sie dabei nicht Gefahr, bei der Wahrheitssuche in der Methodenwahl einseitig zu werden?“

“Wie darf ich das verstehen?“

“Ich meine, daß es verschiedene Wahrheiten gibt, und daß nicht alle Wahrheiten mit den Methoden der Wissenschaft erkennbar und überprüfbar sind.“

“Gewiß. Aber für mich müssen die Methoden der Wahrheitsfindung schlüssig sein, in sich logisch und überprüfbar.“

“Damit schränken Sie aber die Möglichkeiten der Wahrheitsfindung erheblich, um nicht zu sagen unzulässig, ein.“ Der Pastor steht auf, legt Holz nach im Kamin und füllt die Gläser.

“Auch dem kann ich zustimmen. Aber solange ich keine anderen, keine besseren Methoden zu Gebote habe, muß ich

mit denen arbeiten, die mir zur Verfügung stehen.”

“Selbst auf die Gefahr hin, daß das Bild, das Sie auf diese Weise von uns und von der Welt konstruieren, schief ist?”

“Ja. Mir ist da ein schiefes Bild, das in seiner Schiefheit überprüfbar ist, lieber als ein gerades Bild, das nur scheinbar gerade ist, bei dem der Wunsch nach Geradheit zum Maßstab gemacht wurde.” Peter pafft. Mit zusammengezogenen Brauen und gerunzelter Stirn sieht er den Rauchwolken nach. “Das ist mir eher ein – verzeihen Sie – verlogenes Bild. Damit könnte ich nicht einverstanden sein. Aber ich gebe gerne zu, daß zu einem besser ausgewogenen Bild, als es die Wissenschaft zu erstellen vermag, auch andere Bereiche menschlichen Erlebens gehören. Die Malerei etwa und die Musik. Sie glauben gar nicht, Herr Pastor, was für wunderbare Gefühle in mir entstanden sind dadurch, daß Sie und Inge hier musiziert haben! Die Stimmung, die wundervolle Harmonie, die in Ihrem Hause herrscht – so etwas hatte ich noch niemals zuvor erlebt. Das hat mich tief bewegt. Das hat mir ganz neue Erlebnisqualitäten erschlossen. Dafür bin ich Ihnen und Ihrer Tochter sehr dankbar.”

“Darauf lassen Sie uns anstoßen.”

“Gern.”

Die beiden Männer erheben ihr Glas, schauen einander in die Augen. Lang, ernst.

“Zum Wohl.”

“Zum Wohl.”

“Die Harmonie, die Sie in diesem Hause empfinden”, sagt der Pastor, nachdem er sein Glas abgesetzt hat, “sie hat auch etwas zu tun mit dem Geist, der dieses Haus erfüllt. Inge und ich sind gläubige Christen.” Langsam führt er die Zigarre zum Mund, zieht mehrmals und entläßt aus gespitzten Lippen einen feinen Rauchstrahl. In ernster Nachdenklichkeit fährt er mit gewölbter Hand über weiße Locken. “Ich meine, daß das Christentum für die Menschheit viel getan hat, tun kann und tun wird.”

Peter schweigt. In Gedanken ermahnt er sich zur Zurückhaltung. Erst als der Pastor nicht weiter spricht, sagt er: "Ich glaube Ihnen, daß das Christentum für Sie und für Inge viel getan hat, tut und tun wird." Er überlegt. "Ich glaube auch, daß das Wort des Christengottes eine Stütze für Sie ist und eine Richtschnur – daß Sie daran Halt und Zuversicht finden."

"Gottes Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege."

"Und weil dem so ist, und weil ich Sie und ihre Welt achte, möchte ich lieber nicht weiter über das Christentum sprechen."

"Warum nicht?"

"Weil mein Wesen und meine Erfahrung mich dazu zwingen, diese Dinge anders zu sehen als Sie."

"Ich würde Ihre Art, die Dinge zu sehen, gerne kennenlernen."

"Ich sehe die Dinge sehr viel anders."

"Ich respektiere das." Der Pastor nippt am Wein. "Ich kann sachliche Kritik ertragen." Er bläst Rauch zur Zimmerdecke. "Ich will versuchen, Ihnen geduldig zuzuhören – auch wenn das schwierig sein sollte – solange ihre Kritik an meiner Religion der ernsthaften Suche nach der Wahrheit entspringt, die ich an Ihnen kennengelernt habe, und die ich zu würdigen weiß."

'Jetzt passiert es doch noch', denkt Peter. 'Wie aber sollte, wie könnte ich das verhindern. Ich kann mich einfach nicht verstellen'. Nervös fahren seine Finger herum im Bart. Ganz fest nimmt er sich vor, einer harten Konfrontation aus dem Wege zu gehen: "Sehen Sie, Herr Pastor, "ich liebe Ihre Tochter über alles, und ich empfinde große Achtung vor Ihnen, ja, respektvolle Freundschaft – wenn ich das als der Jüngere so offen sagen darf."

Der Pastor nickt. Mehrmals. In seinem Gesicht leuchten Zustimmung und Herzlichkeit.

"Sie und Ihre Tochter verbindet eine ganz einzigartige, eine ganz wunderbare Beziehung. Ich will diese Beziehung auf kei-

nen Fall belasten, sie nicht stören, nicht zerstören.“

“Das werden Sie nicht, solange Sie wahrhaftig sind.“ Der Pastor blickt zur Zimmerdecke. Er atmet tief. Und jetzt sieht er Peter in die Augen: “Sie und ich, wir haben keine andere Wahl. Wir sind sehr verschieden. Wir können und wollen uns nicht verleugnen. Was wir aber tun können, ja, was wir tun müssen, wenn unsere Beziehung Bestand haben soll, das ist, diese Verschiedenartigkeit offen darzulegen, sie genauer kennenzulernen. Und sie dann, soweit das irgend möglich ist, zu akzeptieren.“

“Sie haben recht. So ist es.“

“Inge hat mir gesagt, daß Sie aus der Kirche ausgetreten sind.“

“Ja.“

“Warum?“

“Nicht, um die Kirchensteuer zu sparen.“ Peter ist innerlich sehr erregt. Aber er bringt es fertig, zu schmunzeln.

“Das glaube ich Ihnen gern.“ Auch der Pastor schmunzelt.

“Ich muß Ihnen weh tun, Herr Pastor, wie ich auch schon Inge weh getan habe. Ich wünschte, ich könnte das vermeiden, aber bei einer ehrlichen Antwort auf Ihre Frage kann ich das nicht.“

“Nur zu!“

“Das Christentum“, sagt Peter, sich vorsichtig vorantastend, “fußt auf Überlieferungen über Leben, Lehren und Tod des Jeschua aus Galiläa, später Jesus Christus genannt. Das Überlieferte ist erst 50 bis 150 Jahre nach seinem Tod niedergeschrieben worden. Nachforschungen haben ergeben, daß die Schreiber nicht mit historischer Objektivität berichteten, sondern in der Absicht, den christlichen Glauben zu begründen. So haben sie ausgewählt, gewichtet, ausgeschmückt und wohl auch verdreht. Bis auf den heutigen Tag haben die Kirchenoberen das Auswählen und Umaswählen, das Übersetzen und Umübersetzen, das Ausdeuten und Umasdeuten weitergeführt. Es gibt daher viele Auslegungen, viele Kirchen

und viele Bibeln. Ich glaube, daß Jesus sich außerordentlich wundern würde, wenn er erleben könnte, was die Kirchenoberen aus seinen Lehren gemacht haben.”

“Das Alte Testament”, antwortet der Pastor mit fester, tiefer Stimme, “ist für Juden und Christen eine Offenbarungsurkunde. Das, was Gott durch Menschen sprach, hat später seinen Niederschlag in verschiedenen Büchern gefunden. Durch Auswahl, Neuordnung und Neufassung der Texte dieser Bücher blieb die Bibel lebendig. Die verschiedenen Bibelausgaben sind ein zeitgesegnetes Dokument des ernsthaften Bemühens vieler Generationen von Gottesmännern. Wahrlich, sie sind ein lebendiges Zeugnis der Worte und Weisheit Gottes. Und des Suchens der Menschen nach sich selbst und nach dem Herrn.”

Peter schweigt.

“Die Bücher des Alten Testaments”, fährt der Pastor fort, “sind in einem Überlieferungsprozeß entstanden. Gott hat zu den Gottesmännern in Gleichnissen gesprochen. Im Verlaufe des Zeitgeschehens bedürfen Gleichnisse der Aktualisierung.”

Als Peter weiterhin schweigt, sagt der Pastor: “Nur zu mit ihrer Kritik!”

Peter räuspert sich. Dann sagt er: “Jesus beschränkte seine Lehren auf die Juden. Es ging ihm nicht darum, eine neue Religion zu stiften. Er wollte den jüdischen Glauben reformieren und auf diese Weise sein Volk vorbereiten auf das Reich Gottes. Andere Völker waren ihm Feindbilder oder gleichgültig. Jesus sah sich als Retter und Heilbringer des jüdischen Volkes, als den Messias, den Gott im Alten Testament verheißen hatte. Mit jeder Faser seines Herzens wurzelte er im jüdischen Glauben. Jesus war immer ein Jude, nie ein Christ.” Peter pafft. “Das ist der Boden, auf dem das Christentum gewachsen ist.”

“Sie haben sich mit Jesus und dem Christentum offenbar sehr intensiv beschäftigt.”

“Ja. Ich habe viel gelesen und viel mit einem befreundeten

jungen Doktor der Theologie diskutiert. Mir liegt sehr daran, Ihre und Inges Welt besser zu verstehen.”

“Darüber freue ich mich.”

“Ich versuche immer”, setzt Peter ermutigt seinen Gedankengang fort, “zu unterscheiden zwischen dem, was Jesus offenbar gewollt hat und dem, was die Chronisten und Kirchenoberen daraus gemacht haben.”

“Und was haben die Ihrer Ansicht nach daraus gemacht?”

“Etwas, das unerhört viel Unglück über die Erde gebracht hat und auch heute noch viel Unglück verursacht.” Peter schweigt. Dann pafft er wieder. “Aus meiner Sicht hindert das Christentum die Menschen daran, zu sich selber zu finden. Unter dem Einfluß des Christentums können die Menschen nicht die Augen öffnen, nicht die Verantwortung auf sich nehmen für das, was sie auf der Erde anrichten. Das Christentum läßt die Menschheit verblendet und geblendet in den Abgrund stürzen.”

Der Pastor bleibt ruhig. Ernst sagt er: “Das müssen Sie mir bitte begründen.”

“Das fängt schon an mit der Art, in der das Christentum Toleranz praktiziert. Die kirchlichen Amtsträger sind unduldsam gegen jeden ‘Irrtum’, der – wie sie das sehen – Gott die Ehre und den Menschen das Heil entzieht. Die Bibel gebietet: ‘du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst’. Um aber der geschichtlichen Wahrheit gerecht zu werden, müßte dieser Satz fortgeführt werden: Und wenn du das nicht glaubst, dann schlag ich dir den Schädel ein! Siehe die Inquisition. Siehe die Religionskriege. Siehe die furchtbaren Wunden, die die Missionare zusammen mit Siedlern und Politikern zum Beispiel in Afrika und in Amerika den dort lebenden Menschen und der Natur geschlagen haben. Überall in der Welt hat das Christentum Menschen entwurzelt, sie rücksichtslos ihrer eigenen Religion beraubt, ihre Kultur zerstört. Viele dieser Menschen sind bis heute entwurzelt. Sie haben ihre Identität nicht wieder finden können. Ganze Kulturkreise

sind durch das Christentum unwiderbringlich vernichtet worden. Keine andere Religionsgemeinschaft hat so viele Glaubenskriege geführt, soviel unterdrückt, gefoltert und getötet wie das Christentum.”

Peter sieht den Pastor an. Als der nichts sagt, fährt er fort: “Und was hatten die Missionare den Missionierten denn anzubieten? Ist nicht unsere eigene Welt kaputt? Zeigt es sich nicht heute, daß die Indianer, um nur ein Beispiel zu nennen, eine normalere, eine natürlichere Beziehung zu ihren Göttern und deren Schöpfung hatten als die Christen zu ihrem Gott und dessen Schöpfung? Welch unglaubliches Leid hat die christliche Botschaft ‘Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und macht sie euch untertan’ verursacht! Denken Sie an die geschändete Umwelt, an die Ausbeutung von Boden, Tier und Pflanze! Die Verbindung von europäischem Tatendrang und Besitzhunger mit christlicher Arroganz und Besessenheit hat auf allen Kontinenten eine blühende Buntheit andersartiger Kulturen und Glaubensrichtungen mit unvorstellbarer Brutalität nach eigenen Vorstellungen umgestaltet oder ausgerottet. Geblieben sind allenfalls Kulturtrümmer – Zeugen des größten Völkermordes und der größten Kulturvernichtung aller Zeiten, Reste einer auf immer verlorenen menschlichen Vielfalt und Lebensfülle.”

“Ja”, sagt der Pastor ernst, “ja, wir haben viele Fehler gemacht. Wir haben die Botschaften unseres Herrn nicht immer in seinem Sinne ausgelegt. Wir haben viel gesündigt am Menschen und an der Natur. Ich wünschte, ich könnte Ihnen widersprechen. Ich kann es nicht. – Aber ich bin sicher: Die Missionare waren guten Willens. Sie waren zutiefst überzeugt von dem Guten, das sie den Menschen bringen wollten.”

“Das glaube auch ich. Die Verantwortung tragen die Kirchenoberen. Angeblich im Namen Christi, aber vor allem in Wahrnehmung ihrer eigenen Interessen, haben sie zielstrebig und rücksichtslos ihre Macht ausgebaut. Ein sehr wirksames Instrument war dabei ihre Kunst, die Menschen immer wie-

der in Schuldgefühle zu verstricken, ihnen immer wieder Schuld einzureden, einzupredigen. Erst auf dem Boden der Schuld der Menschen und ihrer Ängste konnte sich die Macht der christlichen Kirche voll entfalten. Mit dem Einreden von Schuld, dem Inaussichtstellen von Vergebung und dem Versprechen eines Weiterlebens nach dem Tode im Himmel für diejenigen, die sich kirchenkonform verhalten, hat das Christentum seinen weltweiten Siegeszug angetreten. Hier liegen dessen Erfolge, nicht in der ethischen Weiterentwicklung der Menschen. Die hat unter einer fast zweitausendjährigen Herrschaft des Christentums nicht stattgefunden.“

Der Pastor schweigt.

“Unter der Herrschaft des Christentums können die Menschen sich nicht in ausreichendem Maße bewußt werden, daß sie für all das, was sie hier auf Erden anrichten, selber die Verantwortung tragen. Sie können nicht in Gedankenfreiheit ihren Kopf erheben. Sie können nicht versuchen, ihr Schicksal in die eigene Hand zu nehmen. Sie können nicht endlich begreifen, daß da niemand ist, der ihnen vergeben kann oder will. Niemand, der sie beschützen kann oder will. Genau daran krankt unsere Welt!”

Noch immer schweigt der Pastor.

“Die Christenoberen haben die Lehren Christi, das, was dieser gute Mensch offenbar wirklich gewollt hat, zu oft den eigenen Interessen gemäß zurechtgebogen.”

“Das ist schlimm, was Sie da sagen. Sehr schlimm. Aus Ihren Worten klingt Verbitterung. Es muß schwer sein, mit solchen Gedanken und Vorstellungen zu leben.”

“Was sagen Sie zu meiner Kritik?”

Der Pastor wiegt den Kopf. Seufzt. Mit dem Zeigefinger klopft er weiße Asche von der Zigarre. “Auch ich bin über so manches in der Art, wie Christentum praktiziert wird, nicht eben glücklich. Manches, zu vieles von dem, was Sie voller Bitterkeit gesagt haben, muß ich mir einfach anhören, kann



ich nicht guten Gewissens zurückweisen.“ Er sieht Peter in die Augen: “Aber hat das Christentum den Menschen nicht auch unendlich viel Gutes gebracht? Hat es nicht unzähligen Menschen Halt gegeben? Ja! Das Leben und Sterben Christi hat Millionen und Abermillionen Trost gespendet und ein Vorbild geliefert. Es hat ihrem Leben Anleitung, Sinn und Inhalt gegeben.”

“Warum mußte Jesus sterben? Weil ihm Gott eingeredet hatte, daß er sein Sohn ist? Weil der Vater den Sohn im Stich gelassen hat? Weil dem Vater bei der Erschaffung des Menschen Fehler unterlaufen sind? Und wie kann der ans Kreuz genagelte, sterbende Christus Trost und Vorbild sein? Muß ein so schrecklich Gemarterter nicht eher Angst einflößen? Angst vor einem Gott, der seinen Sohn solchen Fürchterlichkeiten aussetzt?”

“Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.”

“Alle, die an ihn glauben? Ist das genug? Viele Juden sehen im Christentum einen ‘billigen’ Glauben. Und darin wiederum erkennen sie den Grund dafür, daß das Christentum das ältere Judentum im Römischen Reich so leicht beiseite drängen konnte.”

“Billiger Glauben?”

“Die christliche Religion gewährt das ewige Leben schon allen, die glauben. Die jüdische Religion erst allen, die das Gesetz, die Thora, befolgen.”

“Sie verstehen die große Bedeutung falsch, die dem Leiden und Sterben Christi zukommt.”

“Warum hat dann das Leiden und Sterben Christi – der große Erlöserversuch des Christengottes – die Angst und das Leid nicht weggenommen von den Gläubigen?”

Der Pastor sieht Peter an mit Augen, in denen der versinkt. “Weil Angst und Leid zu Läuterung führen können.”

Der Pastor senkt den Kopf und schweigt. Nach einer ganzen

Weile sagt er: "Das Christentum hat sehr viel für die Menschen getan. Es hat Millionen und Abermillionen auf einen besseren Weg geführt. Ohne das Christentum wäre vieles Schlimme noch viel schlimmer. Ohne Christentum wäre dem Bösen im Menschen Tür und Tor geöffnet worden, wäre unsere Welt schlechter, als sie es ohnehin schon ist. Das Christentum hat, im Gegensatz zu dem, was Sie gesagt haben, Angst nicht geschürt, sondern verringert. Es hat vielen geholfen, ihr Leid leichter zu ertragen. Es hat Schmerzen gelindert, Kranken in ihrer Not beigestanden, Verzweifelnden neue Hoffnung gegeben, Sterbenden das Abschiednehmen erleichtert."

Peter nickt. "Sicher haben Sie auch selber während Ihres langjährigen Dienstes am Menschen viel Gutes getan, viel Not und Leid gelindert. Vielen Menschen geholfen, sich wieder aufzurichten, wieder zu hoffen, vielen Menschen das Sterben erleichtert und vielen Überlebenden ermöglicht, ihren Verlust leichter zu ertragen."

"Ich habe das versucht."

"Vielleicht", sagt Peter plötzlich mit ganz anderer Stimme, "vielleicht wäre mein Vater nicht so früh gestorben, ... vielleicht wäre er noch heute am Leben ..., wenn ... wenn er einem Pastor begegnet wäre. Wenn er *Ihnen* begegnet wäre."

"Woran ist Ihr Vater gestorben?"

"Am Tod meiner Mutter. Er verfiel in eine tiefe Depression. Er ..." Peters Stimme versagt. Er schluckt und ringt um Fassung. "Er wollte nicht mehr. Er konnte nicht mehr."

Der Pastor ist erschüttert. Er senkt den Kopf. Mit leiser, zitternder Stimme sagt er: "Das wäre auch mit mir passiert – wenn es Inge nicht gegeben hätte."

Lange schweigen die beiden, gefangen in Gedanken, die einander ähnlicher nicht sein könnten.

"Der Dienst am Menschen", sagt Peter schließlich, "ist etwas sehr Gutes, etwas, das ich sehr hoch einschätze." Nach einer Pause fügt er hinzu: "Es ist etwas, das ich am Christentum be-

wundere. Und es ist etwas, das vielleicht auf eine andere Weise nur weniger wirksam erreicht werden kann.”

“Richtig! Das, was Sie zuletzt gesagt haben, berührt einen ganz wichtigen Aspekt: Religionsausübung hat immer auch eine Qualität des Zu-sich-selber-Findens, des Meditierens. Hier stehen subjektive Empfindungen im Vordergrund. Hier wird das Innerste des Menschen angesprochen – und spricht zurück. Dieser Aspekt des Glaubens, diese Erfahrung am ureigensten Ich, sie ist auf andere Weise nicht erreichbar. Und sie ist nur sehr bedingt, wenn überhaupt, der wissenschaftlichen Analyse zugänglich. Hier zählt nur, oder doch ganz primär, die Wirkung. Das ist so ein bißchen wie in der Medizin. Wenn ein Mittel einem Kranken hilft, dann ist es das richtige. Auch dann, wenn die Wirkungszusammenhänge nicht bekannt sind, ja, sogar dann, wenn alle Logik, wenn all unser gegenwärtiges Wissen gegen eine Heilwirkung spricht. Wer heilt hat recht.”

Peter nickt.

“Und wenn das Gespräch mit dem Pastor oder der Gottesdienst oder der Glaube es vermögen, zu helfen und zu heilen, einem Trauernden Trost zu spenden, einem Verzweifelten neue Hoffnung zu geben, einem in sich Zerrissenen erneut innere Harmonie zu bescheren, warum nehmen wir das nicht an, sind ganz einfach dankbar dafür? Das ‘Warum, Wieso, Wodurch’ ist zweitrangig. Die Heilwirkung ist da. Sie ist unbestreitbar.”

Wieder nickt Peter.

“Wahrlich, unsere Welt ist voller Schrecken, voller Haß, voller Bösem. Warum sollten wir nicht jede Möglichkeit ergreifen, um mit Hilfe des Christentums eine bessere Welt, ein besseres Ich anzustreben? Warum sollten wir uns die göttliche Gabe versagen, uns am Glauben aufzurichten, zu stärken? Der Gottesdienst, das Ritual, die Atmosphäre, die eine Kirche austrahlt, das gemeinsame Singen, das gemeinsame Beten – all das gibt dem Menschen neue Kraft, gibt dem Beladenen

neue Zuversicht. Ohne diesen Rahmen und ohne den Glauben fehlt der Quell, der den Dürstenden laben kann. Hier durchbricht der Mensch mit seinem Gebet Grenzen. Hier kommt es zu einer Auflösung der Einsamkeit, zu einer Wegnahme der Angst, zu einer Verklärung des Menschseins. Und es kommt zu einer Vergeistigung seiner Sorgen, Hoffnungen und Wünsche. Hier entgrenzt sich die Tagesbeschränkung des Menschen ins Ewige.”

“Den meditativen Aspekt habe ich in meinen Überlegungen zu wenig berücksichtigt.”

“Dieses Suchen, dieses Eintreten in die große Halle wunderbarer Stille, es gleicht einem Hineinschweben in das Zentrum des Universums, einem Teilhaben am Herzschlag Gottes.”

“Aber Meditieren ist nicht nur an Religion gebunden und schon gar nicht nur an das Christentum. Meditieren, dieses tiefe Sich-Besinnen, In-Sich-Hineinhören, dieses Sich-Sammeln und Entspannen, dieses Erleben mystischer, transzendentaler Kräfte und ihrer Wirkungen – und auch das Herbeiführen außergewöhnlicher seelischer und körperlicher Zustände und die Nutzung der Kräfte, die dadurch aktiviert werden – all das kann durch eine Reihe von Vorstellungen, Ritualen und Beschwörungen erreicht werden.”

Der Pastor wiegt den Kopf. Er ist mit dem, was Peter da gesagt hat, nicht voll einverstanden. Aber er verzichtet darauf, diesen Diskussionspunkt weiter zu vertiefen. Nun spitzt er die Lippen, hebt den Zeigefinger: “Und vergessen wir die Liebe nicht! Diese höchste Gnadengabe des Herrn, die nur den Menschen zuteil geworden ist.” Mit dem ihm eigenen tiefdringenden Blick sieht er Peter in die Augen. “Wahrlich, die Liebe ist etwas Großes, etwas, um das sich unser Menschsein rankt wie um einen unsichtbaren Pfeiler. Seit Menschengedenken hat sie Dichter und Denker in ihren Bann gezwungen. Was wäre ein Goethe ohne die Liebe? Sie ist im wahrsten Sinne des Wortes etwas Einmaliges – die Liebe zwischen

Mann und Frau, die Liebe der Eltern zu ihren Kindern, die Liebe der Kinder zu ihren Eltern, ja, die Liebe zwischen Menschen überhaupt. Und natürlich die Liebe zum Herrn.”

“Ja”, sagt Peter und denkt an Inge, “die Liebe ist etwas Wunderschönes.” Mit feinfühlenden Fingerspitzen streicht er sacht über den Bart. “Wirklich ganz wunderschön”, sagt er noch einmal und senkt den Blick. Dann jedoch meldet sich wieder sein kritischer Verstand zu Wort: “Die Liebe hat viele Gesichter. Auch sie speist sich aus dunklen Quellen – Quellen, aus denen Sinnliches und Triebhaftes quillt. An den verschiedenen Gesichtern der Liebe sind sehr unterschiedliche Kräfte und Gefühle beteiligt. Neben dem Sehnen nach Glück, Partnerschaft und Selbstbestätigung, neben dem Wunder der Erfüllung gibt es da auch Süchte und Böses. Denken Sie nur einmal an die aus Liebe geborene Eifersucht, an die Macht der Eigenliebe. Hier kommen Gesichter der Liebe zum Vorschein, die in unserem Nachdenken über sie oft ein eher verstecktes Dasein führen: das Bestreben, etwas für sich allein in Anspruch zu nehmen, Besitzergreifung des Gegenstandes der Liebe und körperliche Befriedigung.”

Der Pastor will etwas einwenden. Aber Peter bemerkt das gar nicht. Als sei er plötzlich ganz allein flüstert er vor sich hin. “Das alles sagt auch ein bewegendes Gedicht:

*“Wie sehr wir doch die Liebe lieben!  
Besingen, preisen, golden schmieden!”*

*Liebe ist Wunder, zeugt Leben  
Liebe ist Glück, bringt Segen,  
Liebe ist Erfüllung, wärmt Seelen  
Liebe kann zum Himmel heben*

*Wie sehr wir doch uns selbst belügen!  
Wie erbaulich wir die Welt verbiegen!*

*Liebe ist auch Neid, Begehren  
 Liebe ist auch Angst, Entbehren,  
 Liebe ist auch Sucht und Selbstverehren  
 Liebe kann auch Gut in Bö's verkehren*

*Wir lieben nicht nur die Liebe!  
 Wir lieben auch die eig'nen Siege!*

*Nur wem das Du so nah ist wie das Ich  
 Nur wer vergeben kann, versteh'n, verzichten  
 Nur der liebt den anderen wahrlich und wirklich  
 Nur der darf der Liebe ein Denkmal errichten"*

“Auch die Liebe unterliegt dem alles regierenden Gesetz von Anziehung und Abstoßung. Nicht selten erweisen sich Liebe, narzißtische Schwärmerei, Egoismus und Sucht als Verwandte.”

Mit seiner tiefen Baritonstimme sagt der Pastor ruhig: “Seid niemand nichts schuldig’, so steht es in der Bibel, ‘denn daß ihr euch untereinander liebet; denn wer den anderen liebet, der hat das Gesetz erfüllt’. Liebe”, fährt er fort, “ist auch die gute, die hilfreiche Tat. Liebe ist Zuwendung.”

“Liebe”, entgegnet Peter, “gibt es nicht nur bei Menschen. Ich sehe der menschlichen Mutterliebe Vergleichbares auch bei Tieren, zum Beispiel bei Affen, Hunden und Katzen.” Er pafft. Dann nickt er mehrmals, ganz leicht nur, aber mit Bestimmtheit. Er pflichtet einem in ihm aufflackernden Gedanken bei, bevor er diesen noch formuliert und ausgesprochen hat: “Nur den Menschen zuteil geworden”, sagt er schließlich, “ist etwas anderes. Mehr als alle seine Mitgeschöpfe ist der Mensch dazu fähig, den Gegenstand seiner Liebe zu quälen, ja, zu töten.”

Der Hausherr erhebt sich, geht zum Kamin, schiebt Asche beiseite, legt Holz nach, richtet Scheite. “Müssen wir denn immer alles nur mit dem Verstand erfassen wollen?”, fragt er

über die Schulter, "alles bis ins Kleinste analysieren? Alles in Erfahrung bringen, was in Erfahrung zu bringen ist?"

Er kommt zurück, gießt Wein nach und setzt sich wieder. "Die Bibel sagt: 'Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen, und verlaß dich nicht auf deinen Verstand, sondern gedenke an Ihn in allen deinen Wegen, so wird Er dich recht führen.'" Der Pastor nimmt einen Schluck Wein zu sich. "Sie wissen es selber, Peter: Der forschende Verstand beschert uns täglich neue Erkenntnisse. Aber die Wissenschaft stellt uns täglich auch vor neue Probleme. Die Wissenschaftler errichten Gedankengebäude, auf deren Zinnen uns schwindelig wird. Sie stellen uns vor Abgründe, vor denen uns schaudert. Aber sie geben uns keinen Halt, keine Stütze. Sie lassen uns in der Kälte stehen, in der Kälte der Einsamkeit, des Alleinseins auf Erden, in der Eiseskälte des leeren Welt-raums."

Der Pastor senkt den Kopf. Nachdenklich betrachtet er seine Hände. Diese Hände, die so viel gesegnet, so viel be-rührt, so viel getröstet haben. Dann fährt er fort: "Wahrlich, ich sage Ihnen, wir sind nicht umgeben von Leere und Kälte. Wir sind umgeben von einem Universum voller Liebe und voller Harmonie. Und wo diese Liebe und diese Harmonie sich in den Menschen verbinden zu einem mächtigen Strom des Glaubens, da wächst die Hoffnung, da erblüht die Zuversicht. Da wird uns die Gewißheit der Gnade und Barmherzigkeit Gottes."

"Ich wünschte mir, ich könnte das so sehen wie Sie. Ich wünschte mir, ich könnte daran glauben."

"Viele Menschen frieren in der Rationalität der Wissen-schaft. Sie sehnen sich nach Wärme, Gemeinsamkeit, Har-monie und Orientierung. Nicht von ungefähr gibt es im Men-schen ein starkes Bedürfnis nach Religion. Ich rechne die Religion zu den Grundbedürfnissen der Menschheit. Was immer die Wissenschaft zu leisten vermag, ethische Orientie-rung und moralische Führung kann sie uns nicht geben."

Der Pastor nippt an seinem Weinglas. "Und welcher Art sind sie denn, die Erkenntnisse der Wissenschaft? Bringen sie den Menschen wirklich etwas – etwas außer Schwindelgefühl, Schauern vor Abgründen und Zittern vor Kälte? Viele Erkenntnisse der Wissenschaft bringen den Menschen Not und Tod, und das in der vielfältigsten Weise. Fast alle großen Probleme, vor denen wir heute stehen, sind in letzter Konsequenz Auswirkungen der Wissenschaft: Umweltzerstörung, Vernichtung ganzer Tier- und Pflanzenarten, Hunger, Verkrüppelung und Hinschlachten von Millionen unschuldiger Menschen. Beflügelt von Wissenschaft und Technologie haben sich die Menschen in den Industrienationen auf Kosten der Armen in den sogenannten Entwicklungsländern und auf Kosten der Umwelt rücksichtslos bereichert. Und denken Sie einmal an die furchtbaren modernen Massenvernichtungswaffen!" Der Pastor entzündet seine Zigarre. "Die Wissenschaft hat nicht nur Augen zum Sehen und Ohren zum Hören, sie hat auch Fäuste zum Schlagen. Atombomben, Wasserstoffbomben, Neutronenbomben, Chemiewaffen, biologische Waffen, all diese entsetzlichen Massenvernichtungstechnologien, die heute den Menschen – selbst irrsinnigen Potentaten – zur Verfügung stehen, sie sind die Früchte der Wissenschaft. Wo soll sie hinführen, diese sich ständig selbst verstärkende und beschleunigende wissenschaftlich-technologische Entwicklung? Wo sollen sie enden, diese Wahnvorstellungen vom Alles-Wissenwollen, vom rücksichtslosen Sich-Selbst-Verwirklichen? Was soll er uns bescheren, dieser wildgewordene Reigen von Trieb, Genußsucht, Aggression, Machtstreben, Erkenntnisgewinnung und genialischem Wahn?

Sie haben gesagt", fährt der Pastor fort, "das Christentum habe die Ur-Völker in Amerika, in Afrika und sonstwo ihrer kulturellen und religiösen Wurzeln beraubt. Hat nicht die Wissenschaft die ganze Menschheit entwurzelt? Stürzt sie nicht uns alle in einen Strudel von Zerstörung und Verderben? Ja, die Wissenschaft ist die Wurzel vielen Übels. Sie ist der



Motor, der die Selbstvernichtung der Menschheit in Gang gesetzt hat, der diesen fürchterlichen Prozeß ständig anheizt und beschleunigt. Wo bleiben da die Besonnenen, die In-sich-Gekehrten, die Gläubigen? Wahrlich, es werden ihrer immer weniger.”

Peter nickt. Was der Pastor da gesagt hat, berührt ihn tief. “In vielem”, sagt er bedrückt, “was Sie da gesagt haben, muß ich Ihnen zustimmen. Die Wissenschaft ist Erkenntnisquelle und Vernichtungsquelle in einem. Sie trägt das Licht ins Dunkel, so können wir sehen. Aber das Licht der Wissenschaft ist kein kaltes Licht. Es ist das Licht des Feuers. Wissenschaft erhellt und erleuchtet nicht nur, sie setzt auch in Brand, entzündet und zerstört. Die Feuergefährlichkeit der Wissenschaft ist im Taumel der Erkenntnisfreude unterschätzt worden.”

“Wahrlich, das ist sie.” Der Pastor betrachtet seine Zigarre und pafft einige Rauchwölkchen vor sich hin. “Ganz gewiß.”

“Aber”, entgegnet Peter, “können wir auf das Feuer verzichten, weil es nicht nur wärmt, leuchtet und für uns arbeitet, sondern auch vernichtet, sich gegen uns richten kann? Wie das Feuer, so sind doch auch die Wissenschaft und die von ihr erarbeiteten Erkenntnisse weder gut noch böse. Die Menschheit entscheidet darüber, was sie damit macht.”

“Da gibt es Grenzen. Die Bibel gebietet: ‘Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter’.”

“Für Auseinandersetzungen zwischen Menschen”, fährt Peter fort, “liefert die Wissenschaft Methoden, nicht aber Motive. Ich kenne keinen Krieg, den Wissenschaftler begonnen hätten, und keinen, der für die Durchsetzung wissenschaftlicher Ideen geführt worden wäre, schon gar nicht für die Erweiterung wissenschaftlicher Macht.” Seine Pfeife beiseitelegend, schüttelt er den Kopf: “Wir dürfen das Feuer des Wissenwollens nicht löschen, nur weil wir uns daran verbrennen können oder weil wir uns fürchten vor dem, was uns sein Schein enthüllen mag. Wenn wir vor uns selbst

bestehen wollen, wenn wir uns neu einrichten wollen in dieser sich wandelnden Welt, dann müssen wir den Mut aufbringen, Licht zu machen und uns umzusehen. Nur wenn wir sehen, wo wir stehen, nur wenn wir erkennen, was uns umgibt, nur wenn wir uns bemühen zu begreifen, woher wir kommen, wer wir wirklich sind – nur dann können wir zu uns selber finden, Mensch sein, Mensch werden. Nur dann können wir angemessen reagieren.“

“Angemessen reagieren, ja, aber was bedeutet das? Letztlich ist doch entscheidend, was das Reagieren bewirkt, wohin es führt. Und da stellt sich mir die Frage: Was bekommt dem Menschen langfristig besser – religiöse Unterwerfung unter Gott oder intellektuelle Auslieferung an die Wissenschaft?”

“Keine Auslieferung! Mit der Wissenschaft leben, sie uns nutzbar machen, aus ihr Wahrheit gewinnen, Einsicht und Weisheit.“

“Woher kommt die Weisheit? Und wo ist die Stätte der Einsicht? Die Weisheit ist verhüllt vor den Augen aller Lebendigen. Gott allein weiß den Weg zu ihr. Er allein kennt ihre Stätte. Ich sage Ihnen, Peter, alles Suchen des Menschen nach Wissen und Weisheit mündet am Ende im Religiösen.“ Mit gefurchter Stirn sieht der Pastor hinüber ins Feuer des Kamins. Dann sagt er: “Wir werden hier keine vollständige Übereinstimmung in unseren Ansichten und Überzeugungen erzielen. Aber das haben wir ja auch nicht erwartet. Oder?”

“Nein, das haben wir nicht.“ Peter fährt mit unruhigen Fingern in seinem Bart herum. “Aber ich möchte doch noch etwas hinzufügen dürfen. Das Leben, das wir Menschen heute führen, ist ohne Wissenschaft nicht möglich. Ohne Wissenschaft könnten wir weder unseren Lebensstandard halten, noch könnten wir Milliarden von Menschen ernähren, noch uns ihrer Krankheiten annehmen, noch unsere Zukunft planen. Ein Zurück gibt es nicht, es sei denn, wir akzeptieren den Weg in die Katastrophe.“

“Ja“, sagt der Pastor mit einem Anflug von Bitterkeit, “so-

weit haben sich die Dinge schon entwickelt. Soweit haben wir es schon gebracht.”

“Die Wissenschaft”, gibt Peter zu bedenken, “ist nicht nur Erkenntnisquelle für den Neugierigen, sie ist auch die wichtigste Investition der Menschheit in die Sicherung ihrer Existenzgrundlagen und in die Gestaltung ihrer Zukunft.”

“Auch ich hoffe”, entgegnet der Pastor, “daß der große Aufwand an finanziellen Mitteln und geistigem Bemühen vieler unserer besten Köpfe nicht nur Bewährtes in Frage stellt, nicht nur Unsicherheit verursacht und Zerstörung, sondern auch konstruktive Hilfe leistet für die Gestaltung unseres Lebens und des Lebens unserer Kinder. Vor allem darin sehe ich als Geistlicher die Berechtigung wissenschaftlicher Forschung.”

Der Pastor erhebt sich und schenkt Wein nach. Dann sagt er: “Bitte entschuldigen Sie mich einen Augenblick. Ich bin gleich zurück.” Er verläßt das Wohnzimmer.

Allein, fährt sich Peter, den letzten Gedankenaustausch rekapitulierend, mit Zeige- und Mittelfinger durch den Bart. Er überlegt, ob er zu weit gegangen ist in seinen Äußerungen. ‘Nein’, sagt er sich schließlich, ‘nein, das bin ich nicht. Ich meine sogar, daß das Gespräch bisher ganz gut verlaufen ist. Besser jedenfalls, als ich befürchtet hatte.’ Er greift zum Glas. ‘Der Wein schmeckt wirklich gut.’

Der Pastor kommt zurück. Besorgt blickt er auf seine Armbanduhr: “Wo nur die Inge bleibt! Ich hoffe, sie hat ihrer Freundin helfen können und wird bald zurück sein!” Mit einem leisen Seufzer nimmt er wieder in seinem Sessel Platz und greift zur Zigarre. “Noch ein Wort zur Ethik. Die biblischen Zehn Gebote präzisieren die ethischen Richtlinien des Christentums. Sie formen die Grundlage für menschliches Miteinander. Die Verkündigung dieser göttlichen Gebote und die ständige Ermahnung der Kirche, diese auch einzuhalten, das sind Grundpfeiler unserer Kultur.”

“Wohl wahr. Aber so manche Forderungen der christlichen

Ethik schießen auch über das Ziel hinaus. Sie haben keine Basis in der Natur. Die Konsequenz utopischer Christenethik ist ein zunehmendes Auseinanderfallen von Glauben und Wissen, von Sollen und Handeln. Im übrigen ist die Essenz der Zehn Gebote Bestandteil fast jeder Religion und Kultur. Diese Richtlinien können nicht als etwas spezifisch Christliches in Anspruch genommen werden. Sie sind grundsätzliche Anleitungen für menschliches Verhalten und haben dementsprechend ihren Niederschlag auch in weltlichen Gesetzbüchern gefunden. Ich würde sogar so weit gehen und behaupten, daß diese Richtlinien an sich mit Religion wenig zu tun haben. Das, was den Kern der Religion ausmacht, das ist der ausschmückende, historische, mystische und rituelle Rahmen, in dem diese ethischen Forderungen jeweils angeboten werden. Und auch da habe ich beim Christentum Kritik anzumelden.”

“Soo??” Der Tonfall des Pastors hat sich geändert.

Peter spürt, daß er sich einer Grenze nähert. Er wird unsicher. Er schweigt. Und er ermahnt sich abermals zur Zurückhaltung. Dann aber sagt er: “Mir ist da vor kurzem ein Buch in die Hände geraten. Es trägt den Titel: “Die Fünf Weltreligionen.” \*

“Der Autor, Professor für Indologie und vergleichende Religionswissenschaften, schreibt über Brahmanismus, Buddhismus, Chinesischen Universismus, Christentum und Islam. Seine Darstellungen, Analysen und Synthesen bestechen durch Sachkenntnis und Sorgfalt. Unter anderem kommt er zu dem Schluß, daß es nicht nur christliche, sondern auch außerchristliche Zeugnisse gibt für eine historische Existenz Jesu.”

“Wahrlich, derer gibt es viele.”

“Als historischer Kern ergibt sich seiner Ansicht nach etwa folgendes Bild. Jesus war der älteste Sohn des Joseph und der

---

\* H. von Glasenapp, 1982, Eugen Diederichs Verlag, Köln

Maria. Er hatte noch mehrere Schwestern und vier Brüder, Jakobus, Joses, Judas und Simon. Jesus war ungefähr dreißig Jahre alt, als er mit seiner öffentlichen Tätigkeit begann. Diese hat insgesamt offenbar nur ein einziges Jahr oder wenig länger gedauert. Eine außerordentlich kurze Zeitspanne, gemessen an den jetzt schon fast zweitausend Jahre währenden immensen Wirkungen, die seine Tätigkeit verursacht hat. Jesus verkündete Lehren, die vor ihm bestanden hatten, vor allem Lehren des Judentums. Seine originäre Leistung bestand nicht darin, daß er – wie dies später der eher fanatisch missionierende Paulus getan hat – ein neues theologisches System schuf, sondern daß er überkommenen Lehren eine besondere Ausschmückung und einen besonderen Charakter gab. Durch wundervolle, gefangennehmende Gleichnisse, die seiner Welt als Bauhandwerker entlehnt waren, und durch kernige Formulierungen verlieh er dem Überkommenen eine starke Ausstrahlungskraft.”

Der Pastor nickt.

“*Unsere* Welt aber war Jesus völlig fremd. In dem Maße, in dem sein Wirken unter den Menschen seiner Zeit ein Echo fand, fühlte er sich – wie viele andere Menschen vor und nach ihm – als göttlicher Verkünder und Erlöser. Seine Muttersprache war aramäisch. Die Rekonstruktion dessen, was er gesagt hatte, wurde durch große Lücken in der Dokumentation erschwert und durch absichtsvolles Um- und Ausdeuten der Chronisten in vielfältiger und meist undurchschaubarer Weise abgewandelt und ergänzt. So weichen die Texte seiner Predigten in der Literatur oftmals erheblich voneinander ab. Auch der mir befreundete junge Doktor der Theologie kam bei seinen Nachforschungen zu dem Schluß, daß in den Evangelien Wortwendungen überliefert sind, die nicht auf Jesus zurückgeführt werden können. Sie sind Jesus erst lange nach seinem Tod zugeschrieben worden. Zeit verändert. Zeit verfremdet. Wo keine historische Kontinuität besteht, wird Erinnerung rasch lücken- und fehlerhaft. Offenbar waren die

Evangelisten bestrebt, das schändliche Scheitern ihres Messias im Nachhinein umzudeuten in einen gottgewollten Plan und in einen glorreichen Sieg.“

Da der Pastor nichts sagt, fragt Peter: “Wer war Jesus wirklich? Was ist der Kern der heute erkennbaren historischen Wahrheit? Jesus war ein israelitischer Prophet von hoher Sensibilität und Impulsivität. Aus sorgfältigen Literaturstudien hat mein theologischer Freund den Schluß gezogen, daß Eltern und Geschwister Jesus für radikal, ja, zeitweise für verrückt gehalten haben. Jesus konnte sanft sein aber auch grob, anziehend aber auch abstoßend, extrem in der Forderung nach Einhaltung von Gesetzen, aber auch grundlos großzügig im Vergeben. Es gibt viele verschiedene Vorstellungen über diesen Messias. Nach den meisten Chronisten war Jesus ein aufrechter, einfacher Mann. Immer wieder hat er vergeblich gehofft, daß Gott sich zu ihm bekennen möge. Vermutlich hat er sehr darunter gelitten, daß dies niemals geschehen ist.”

Peter schweigt eine Weile. Dann fährt er fort: “Für Jesus war ein direkter Weg zu Gott das Gebet. Dabei entriet er aber der Zurschaustellung. Und ein Gebet sollte nichts enthalten, das Gottes Wesen widerspricht, auch nichts, das anderen Menschen Nachteil bringt. Also darf man im Krieg nicht um den eigenen Sieg bitten. Das ‘Vaterunser’ ist nicht seine Schöpfung. Alle Bitten in diesem Gebet fußen auf jüdischen Vorbildern. Das Judentum, eine Hochreligion, die aber den nationalen Bereich nicht überschritten hat, ist die geschichtliche Voraussetzung für das Wirken und Wollen Christi.”

Peter überlegt, ob er weiterreden soll. Aber dann sagt er sich, ‘es muß sein, es muß jetzt alles auf den Tisch.’ “Das Symbol des Christentums ist das Kreuz. Aber so mancher Chronist bezweifelt, ob Jesus wirklich am Kreuz gestorben ist. Keiner seiner Jünger, keiner der Überlieferer dessen, was damals geschah, war dabei als Jesus starb.”

“Das Todesurteil”, sagt der Pastor, “wurde von einem römischen Gericht gefällt. Die Kreuzigung ist eine römische Hin-

richtungsart, keine jüdische.”

“Ja”, nickt Peter, “die Römer verurteilten zu dieser ihrer furchtbarsten Strafe desertierte Soldaten, Aufständische und entlaufene Sklaven. Der Verurteilte starb unter entsetzlichen Qualen. Meist dauerte das länger als einen Tag. Nach der Überlieferung war für Jesus schon nach sechs Stunden alles vorüber. Dann erbat und erhielt ein angesehenener Bürger aus Jerusalem den vom Kreuz Genommenen und bestattete ihn im eigenen Familiengrab. Alle Jünger waren geflohen. Eine totale Niederlage ohne jede Größe.”

Peter sieht den Pastor an. Der blickt vor sich hin. “Die Wende kam erst später, vor allem mit Paulus. Der hatte Jesus nie gekannt. Aus dem Tod Jesu entwickelte er ein Gedankengebäude, das viele Menschen gefangen nahm. Paulus erfand den Mythos der Auferstehung. Er machte aus der Auferstehung die göttliche Bestätigung des Messias, die es tatsächlich niemals gegeben hat.”

“Paulus ...”

“Paulus war der erste Theologe. Er erschuf nicht nur den Sohn, sondern auch den Vater: den Gott der Theologen. Paulus pervertierte das Lebensbejahende des Jesus in eine naturfremde Lebensverneinung. Der Gott des Paulus und der Gott der Theologen ist nicht der Gott des Jesus.”

Peter pafft. Dann sagt er: “Das Christentum lehrt Barmherzigkeit, aber es ruft auch auf zu erbarmungslosem Kampf gegen Andersgläubige. Es verschreibt sich der Nächstenliebe, aber es verkündet auch ein Heil, das aus einem Menschenopfer kommt. Es ist eine merkwürdige Mischung aus Vergeltung und Verdammung, aus Liebe und Drohung.”

“Wie meinen Sie das, Drohung?”

“Ist das keine Drohung, wenn es in der Bibel heißt: ‘Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden’? Ist das Jüngste Gericht keine Drohung? Sollen da nicht alle guten und alle bösen Taten eines jeden Menschen erbarmungslos gegeneinander

aufgerechnet werden?”

“Die Bibel sagt: ‘Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist.’”

“Wie kann der Christengott beides sein, barmherziger Schöpfer und unbarmherziger Richter? Wie paßt denn das zusammen? Und wenn dieser Gott die Menschen erschaffen hätte, so würde er doch am Ende zu Gericht sitzen über seine eigenen Taten. Beim Jüngsten Gericht würde er sich selber Noten geben, nichts sonst.”

Peter klopft seine Pfeife aus im Aschenbecher. “Und was eigentlich bedeutet Bestrafung durch den Christengott? Ich sehe nur Willkür. Die trifft den Guten wie den Bösen. Warum Strafe und Leid auch für streng Gläubige? Es gibt da keinerlei erkennbare Kausalität.”

“Kausalität! Das Suchen nach einem Grund führt meist nicht weit. Die Bibel sagt: ‘Einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christ’.”

“Die Kirchenoberen machen aus so manchem Göttliches. Und sie behaupten zu wissen, was dem Menschen zusteht. Was aber steht ihm zu?” Peter schüttelt den Kopf. Dann sagt er: “Mich hat noch etwas anderes nachdenklich gestimmt.”

“Was?”

“Warum hat Jesus gesagt, ‘ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert’?”

“Jesus ging es vor allem um Frieden innerhalb eines Volkes, nicht zwischen Völkern. Dennoch, im Kern heißt die Botschaft: ‘Friede auf Erden’.”

“Das ist auch wieder so eine Botschaft, über die offenbar kaum jemand wirklich nachgedacht hat.”

“Wie können Sie so etwas behaupten?!”

“Bitte lassen Sie uns das einmal durchdenken.”

Widerstrebend willigt der Pastor ein.

“Frieden ist für mich Zusammenleben von Individuen oder Gruppen ohne beschädigende Gewalt, geregelt durch einvernehmliche Ausarbeitung, Anerkennung und Anwendung von



Ordnung mit dem Ziel einer Entschärfung von Gegensätzen durch Kompromisse.“ Er sieht fragend zum Pastor hinüber.

Der nickt.

“Frieden beinhaltet Verzicht auf Gewalt zur Durchsetzung eigener Ziele sowie die Befolgung konfliktbegrenzender Vereinbarungen. Frieden ist also mehr als die Abwesenheit von Krieg.“

“Einverstanden.“

“Können wir uns dann auf die Kurzformel einigen: Frieden ist ein Zustand sich fortschreibender, gewaltfreier oder doch einvernehmlich gewalteinschränkender Koexistenz?“

“Ja.“

“Das ist ein Zustand, der im Programm der Entstehung und Entfaltung irdischen Lebens nicht vorgesehen ist. Das ist etwas von der Schöpfung nicht Gewolltes. Die Natur zwingt alle ihre Geschöpfe, auch den Menschen, unerbittlich zu fortgesetzter Gewaltanwendung, und zwar insgesamt in unerhörtem Ausmaß. Dieser unbestreitbare Sachverhalt widerspricht zugleich auch anderen christlichen Geboten, so dem Gebot ‘Du sollst nicht töten’. Wir *müssen* töten um zu leben. Jeden Tag. Jeder Bissen unserer Nahrung enthält Teile anderer Lebensformen, die wir vorher töten mußten oder die wir töten, indem wir sie verzehren. *Das* ist die Realität. Wer das nicht sieht, ist blind!“

“Sie sehen manches zu einseitig. Jesus hat auch gesagt: ‘Solches habe ich mit euch geredet, daß ihr in mir Frieden habet’. *Hier*, in den beiden Worten ‘in mir’, liegt der Kern der christlichen Botschaft. Wer gerecht geworden ist durch den Glauben, der hat Frieden in und mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christ.“

Jedes Wort abwägend, setzt Peter seinen Gedanken fort: “Welche Kraft, mit welcher Botschaft auch immer, diese auf Konflikt, Gewaltanwendung und Töten beruhende irdische Ordnung geschaffen hat, sie kann unmöglich gleichzeitig die Forderung erheben: ‘Friede auf Erden!’ Das wäre blanker

Hohn. Aus meiner Sicht stammt die Gott in den Mund gelegte Forderung 'Friede auf Erden' von Menschen, von solchen, die es nicht besser wußten, oder von solchen, die es besser wußten und daher gelogen haben. Wie viele andere Forderungen der Bibel, so ist auch diese Forderung bestenfalls Wunschdenken. Den Christengott als Schöpfer irdischen Lebens zu sehen und ihm gleichzeitig die Botschaft vom Frieden und das Gebot 'Du sollst nicht töten' zuzuschreiben, das paßt nicht zusammen."

Den Pastor beginnen diese so rücksichtslos dahin geschleuderten Angriffe auf seine Religion zu schmerzen. Seine Geduld wird auf eine harte Probe gestellt. Natürlich weiß er, was ein Bruch zwischen ihm und Peter für seine Tochter bedeuten würde. Seine tiefe Liebe zu Inge gibt ihm die große Kraft, die er jetzt braucht, um dieses Streitgespräch durchzustehen, um die harte Kritik des jungen Wissenschaftlers an seiner Religion, an seinem Herrn, zu ertragen. Leise sagt er: "Ich liege und schlafe ganz mit Frieden; denn allein du, Herr, hilfst mir, daß ich sicher wohne."

"Kein Wunder also", fährt Peter hartnäckig fort, "daß der Mensch als Produkt der Natur so große Schwierigkeiten hat mit der Herstellung und Bewahrung von Frieden. Aber mit ihrer gewaltigen Veränderungs- und Vernichtungsmaschinerie können die Menschen ohne Frieden nicht überleben. Sie müssen daher lernen, Frieden zu organisieren, groteskerweise notfalls mit Gewalt. Die Natur hilft ihnen da nicht weiter, die Schöpfung läßt sie da im Stich. Die Fähigkeit zum Frieden müssen wir uns selbst mühsam erarbeiten. Niemand und nichts bringt oder schenkt uns Frieden. Wir selbst müssen ihn erringen. *Das* ist die Botschaft!"

Der Pastor wiegt den Kopf. Er hat seine Fassung zurückgewonnen.

"Frieden auf Erden", fährt Peter fort, "kann es niemals geben, Frieden unter Menschen nur, wenn wir die uns von der Natur verliehenen Eigenschaften zu ändern oder doch zu kontrollieren vermögen."

“Voraussetzungen für Frieden”, entgegnet der Pastor “sind Bescheidenheit, Achtung der Menschenwürde und eine als gerecht empfindbare soziale Weltordnung. Hinzu kommt die höchste Tugend der Politik: Mut zum Ausgleich. Ich sehe manches anders als Sie. Aber Ihre Sicht hat ihr eigenes Gewicht. Frieden ist ein hohes Ziel, dem wir uns ständig neu verpflichten müssen. Gewalt hat viele Gesichter und viele Masken. Was wir lernen müssen, das ist die Anwendung von Gewalt innerhalb anerkannter Regeln und Gesetze, und zwar im weltweiten Maßstab.” Nach einer Pause fügt er hinzu: “Im christlichen Glauben hat der größte Teil der Menschheit seit zweitausend Jahren gelebt und überlebt. In ihm wurzeln die geistigen Vorstellungen der meisten Menschen auch noch heute.”

Peter nickt. “Im Grunde zwei nicht unähnliche Perspektiven.”

“Zwei ähnliche Perspektiven”, sagt der Pastor. “Und wir sollten daher auch gemeinsam versuchen, zurückzufinden zu den Wurzeln dessen, was Jesus wirklich gewollt hat. Die Essenz der Lehren Jesu hat in zweitausend Jahren nichts von ihrer Bedeutung für den Menschen verloren, und sie hat nichts von ihrer Aktualität eingebüßt. Im *Kern* der Lehren Jesu liegt die Hoffnung für die Zukunft der Menschheit. In Seinen Lehren schlummern die Kräfte, denen der Mensch nicht entsagen darf, wenn er die Herausforderungen unserer Zeit bestehen will.”

Peter fingert in seinem Bart. Er nickt. ‘Der Pastor hat da nicht unrecht’, denkt er. Und er denkt auch, ‘der Mann fordert mir Respekt ab.’ Aber dann führt ihn plötzlich ein neuer Gedanke zurück zu seiner Argumentation von vorhin: “Noch etwas anderes, das Jesus laut Bibel gesagt hat, habe ich mir eingeprägt. Er hat gesagt: ‘Ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter.’ Und dann hat er noch gesagt: ‘Wer Vater oder Mutter oder Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist meiner

nicht wert.”

Das trifft den Pastor mitten ins Herz. Auch er kennt natürlich Bibelstellen, die ihm Schmerzen bereiten. Die so gar nicht in das Bild passen, das er von seinem Herrn und von dessen Lehren in sich trägt. Aber diese Bibeltexte sind in einem solchen Ausmaß in der Minderheit, und ihr Sinn läßt so manche Deutungsmöglichkeit zu, daß er sie immer wieder zugedeckt hat, daß er sie überdeckt hat mit all dem Schönen, all dem Großartigen, das da geschrieben steht in der Bibel. Er verfügt über sehr viel Wohlwollen, und er kann sehr viel Kritik ertragen. Aber diese Hartnäckigkeit des jungen Wissenschaftlers, diese Rücksichtslosigkeit, mit der er argumentiert, das geht ihm allmählich doch zu weit. Inges Freund kann wirklich sehr aggressiv sein. Ist er zu unerbittlich? Kann man das alles nicht auch anders sagen? Oder ist er einfach zu offen? Gilt ihm die Suche nach der Wahrheit mehr als alles andere?

Der Pastor gibt sich große Mühe, gerecht zu bleiben, seine Zusage einzuhalten. Hatte er Peter nicht aufgefordert, offen seine Meinung zu sagen? Und hatte er ihm nicht auch zugesagt, sich seine Kritik anzuhören? So sagt er jetzt: “Das ist mir alles zu pointiert vorgetragen und zu einseitig herausgesucht aus einer Fülle sehr positiver Lehrinhalte und wundervoller Offenbarungen. Auf diese Weise muß natürlich ein verzerrtes Bild entstehen.”

Der Pastor erhebt sich und sieht nach dem Feuer. Zurückkommend läßt er sich schwer in den Sessel fallen. Er nimmt einen Schluck Wein zu sich. Dann wendet er sich Peter zu: “Ich hatte Ihnen gesagt, daß ich versuchen will, Ihnen geduldig zuzuhören. Also, bitte, machen Sie weiter, vollenden Sie Ihre Kritik.”

Peter ist abermals im Zweifel, ob er fortfahren soll. Er sieht hinüber zum Pastor. Seine Augen versinken in dessen ernstem, tiefdringendem Blick. Einen Augenblick lang wagt er nicht zu sprechen. Erst als der Pastor aufmunternd nickt, findet er zu

sich zurück: "Was haben die Kirchenoberen aus den Lehren Christi gemacht? So manche Vertreter der heutigen Kirche wollen nicht drängelnde Denker, sie wollen duckende Diener. Sie wollen nicht Aufrechte, sie wollen Gebeugte. Nur wer den Kopf senkt, nur wer mitläuft, kommt weiter."

"Selig ist der Mensch, den Gott zurechtweist; darum widersetze dich nicht der Zucht des Allmächtigen."

"Leben heißt voranschreiten, sich korrigieren, sich weiterentwickeln. Das alles suchen diese Leute verbissen zu verhindern. Gezielt verhüllen oder verbrämen sie die Ergebnisse kritischer Religionsforschung. Diese Leute sind Meister geworden im Konservieren. Sie machen die Kirche zur Mumie!"

Als der Pastor nicht antwortet, fährt Peter fort: "Im letzten Jahr war ich im Krankenhaus. Dort wurden mir die Mandeln entfernt. Leider hatte ich vergessen, mir etwas zu lesen mitzunehmen. Da fand ich ein Exemplar der Bibel in der Schublade meines Nachttisches. Ich war immer der Ansicht gewesen, die Bibel sei ein gutes Buch. So habe ich darin gelesen. Immer wieder. Ich habe verschiedene Texte miteinander verglichen, habe versucht, Zusammenhänge herzustellen, in das einzudringen, was da wirklich geschrieben steht. Ich habe nicht einen Vers gelesen und dann darüber meditiert, sondern ich habe versucht, mit kritischem Abstand mir eine Übersicht über das zu verschaffen, was da eigentlich drin steht in diesem Buch. Das hat mich so aufgeregt, daß ich die ganze Nacht kein Auge schließen konnte. Das Alte Testament strotzt vor bitter-süßen Geschichten, vor..."

"Das Alte Testament reicht weit zurück, in die Zeit, als das Volk Israel aus der Wüste in das verheißene Land zog."

"... vor Betrügereien und Unsittlichkeiten, vor Greueln und Morden, vor Unfug und ..."

"Herr Doktor!!!"

Mit lautem Aufprall fällt das Gartentor ins Schloß, hallt Laufschrift herüber aus dem Garten. Die Haustür wird aufgerissen und dann die Tür zum Wohnzimmer.

Da steht sie nun, zu Tode erschrocken und weiß wie Kreide. Sofort erkennt Inge: Das Gewitter hat stattgefunden. Mit vor Furcht bebenden Lippen fragt sie: "Habt ihr euch gestritten?"

"Sei unbesorgt", sagt der Pastor, scheinbar völlig ruhig. Er steht auf, geht hinüber zu seiner Tochter und nimmt sie in den Arm. Aber Inge spürt, daß er zittert. "Nun erzähl uns erst einmal, wie es bei dir, bei deiner Freundin, gegangen ist. Danach werden wir dann über unser Gespräch berichten."

Inge schluckt. Sie braucht einen Augenblick, um sich zu sammeln. Unsicher beginnt sie zu erzählen, stockend zuerst, dann in zunehmendem Maße voller Mitleid und Sorge. Sie setzt sich in den dritten Sessel. Nur das Wichtigste erzählt sie. Dabei blickt sie immer wieder von dem einen zum anderen. Peter hält den Blick meist gesenkt. Der Pastor ist voller Anteilnahme. Er fragt, ob er helfen kann.

"Nein. Was überhaupt an Hilfe und Trost möglich war, das habe ich getan. Morgen in aller Frühe werde ich wieder zu ihr fahren." Wieder blickt Inge voller Angst auf die beiden Männer. Hin und her irrt ihr Blick. Von einem zum anderen. "Und wie ist es bei euch gegangen?"

Mit einer Handbewegung lädt der Pastor Peter ein, auf diese Frage zu antworten. Der aber schüttelt abwehrend den Kopf und sagt: "Herr Pastor, Sie sind der Ältere und der Erfahrenere ... und auch der Bessere, um unsere Diskussion für Inge zusammenzufassen."

Der Pastor schmunzelt: "Nicht ungeschickt." Er erhebt sich, holt ein drittes Glas. "Laßt uns zunächst einmal anstoßen, alle drei." Mit zitternder Hand füllt er die Gläser.

Dann sagt er mit seiner tiefen Baritonstimme ganz ruhig: "Zum Wohl, ihr beiden."

"Zum Wohl", antwortet Peter mit trockener Kehle.

Die drei trinken.

Das alles gibt dem Pastor Gelegenheit, die Fassung wieder zu erlangen, zu überlegen, was er sagen wird.

Als sie getrunken haben, sagt Inge: "Es war sehr leicht-

sinnig von mir, euch beide ohne Aufsicht so lange allein zu lassen.“

Die beiden Männer lächeln gequält. Peter schämt sich des von ihm verursachten Streites.

Abermals nimmt der Pastor einen kleinen Schluck Wein zu sich. Und dann formuliert er seine Antwort auf Inges Frage. Langsam, jedes Wort sorgfältig abwägend, beginnt er: „Unser Gespräch war offen und schon aus diesem Grunde ein gutes Gespräch.“ Er blickt hinüber zu Peter. Als der nickt, fährt er fort: „Wir sind sehr verschieden in unseren Erfahrungen, Ansichten und Überzeugungen. So haben wir auch aus unterschiedlichen Perspektiven diskutiert und argumentiert. Das hat auch zu – Kontroversen geführt. Ich kann keineswegs alles akzeptieren, was Peter gesagt hat. Und ihm wird es mit meinen Entgegnungen nicht anders gehen. Aber wir respektieren unsere Verschiedenartigkeiten.“ Erneut sieht er Peter an. Der nickt jetzt heftig. „Keiner hat versucht, den anderen über den Tisch zu ziehen, wie man so sagt. Daher sind die Unterschiede auch bestehen geblieben. Wir haben viel übereinander in Erfahrung gebracht. Ich für meinen Teil meine, daß dieses Gespräch nicht nur notwendig war, sondern auch nützlich.“ Wieder nickt Peter. „Dieses Streitgespräch mußte geführt werden, früher oder später. Das Bekenntnis zu unseren Übereinstimmungen, aber auch zu den zum Teil unüberbrückbaren Unterschieden hat die Funktion eines reinigenden Gewitters gehabt. Und es hat, glaube ich, auch eine Grundlage geschaffen, auf der wir langfristig miteinander leben, ja gute Freunde werden können.“

„All dem kann ich voll und ganz zustimmen.“ Peter sieht den Pastor an mit einem Blick voller Bewunderung und tiefer Dankbarkeit. „Das haben Sie wunderbar gesagt, Herr Pastor.“ Und dann sagt er: „Es war gut, daß ich Ihnen den Vortritt gelassen habe. So korrekt und so fair hätte ich das nicht sagen können. Auch ich bin sehr froh darüber, daß wir mit diesem Gespräch eine Grundlage geschaffen haben, an der sich zu-

künftige, auch kontroverse Diskussionen werden messen lassen müssen. Ein Pastor und ein Wissenschaftler, das ist eine brisante Mischung. Da muß man vorsichtig umgehen mit dem Feuer.”

“Ja”, sagt der Pastor, “besonders, wenn man Raucher ist.”

Und nun lachen alle drei.

Peter steht auf, geht auf den Pastor zu. Der erhebt sich ebenfalls. Sie reichen einander die Hand, schütteln sie ganz fest, nähern sich einander, deuten gar eine Umarmung an. Dann nehmen sie wieder Platz.

Abseitsstehend holt Inge tief Luft. Die Hand streicht über tränenfeuchte Augen. Sie läßt die Schultern sinken und entläßt einen für die Männer unhörbaren Seufzer. Rasch dreht sie sich um und geht in die Küche. Dort holt sie ihr geblühtes Taschentuch hervor, trocknet Tränen und schneuzt sich. Dann faltet sie die Hände und hebt sie vor die Brust. Sie betet. “Danke”, sagt sie am Schluß laut, “danke, lieber Gott!”

Die Männer erheben ihre Gläser und prostern einander zu. Sie sind sehr ernst, aber auch sehr erleichtert.

Peter steht erneut auf und geht hinüber zum Pastor. Auch der erhebt sich.

“Herr Pastor, ich danke Ihnen aus vollem Herzen. Und ich entschuldige mich für meine Hitzköpfigkeit.”

“Danke.”

“Es ist zum Verzweifeln mit mir. Ich hatte mir so fest vorgenommen, mich in meinen Äußerungen zurückzuhalten. Aber wenn eine Diskussion so richtig heiß wird, brennt bei mir immer wieder die Sicherung durch. Und dann sage ich auch Dinge, die ich so nicht hatte sagen wollen ... und so auch nicht hätte sagen dürfen. Nochmals: ich entschuldige mich. Es tut mir leid.”

“Schon gut, Peter. Schon gut. Aber in der Sache, im Prinzip, wollen Sie sicher nichts zurücknehmen von dem, was Sie gesagt haben.”

“Nein”, sagt Peter, “das will ich nicht.” Er sieht dem Pastor



offen in die Augen. "Aber ich habe viel gelernt. Sie und Inge haben mir Seiten des Christentums vorgelebt, die ich vorher nicht kannte." Er nickt. "Seiten, mit denen ich gut leben kann. Und Seiten auch, die ich bewundere."

Abermals reichen die beiden Männer sich die Hand. Und dann kommt es tatsächlich zu einer Umarmung.

Als Inge in diesem Augenblick die Küchentür öffnet und die sich umarmenden Männer sieht, schießen ihr die Tränen in die Augen. Ganz schnell und ganz leise schließt sie die Tür wieder.

Gedankenverloren geht der Pastor langsam in den Teil des Wohnzimmers, in dem das Klavier steht. Vor dem Bild seiner Frau bleibt er stehen. Dann setzt er sich und bedeutet Peter, zu ihm zu kommen und auf dem Stuhl neben ihm Platz zu nehmen.

"Ich möchte Ihnen etwas sagen, Peter", beginnt er mit ernster Stimme. "Sie haben sich mir vorbehaltlos und ganz geöffnet. Da will ich nicht zurückstehen. Neben Kritik haben Sie Zweifel geäußert an den historischen Wurzeln meines Glaubens. Ich habe da meine eigenen Nachforschungen betrieben. Und ich sage Ihnen jetzt etwas, das ich noch keinem lebenden Menschen gesagt habe." Er schiebt die Unterlippe vor und nickt stumm vor sich hin. "Etwas, das bisher stillen Gesprächen mit meinem Gott und mit meiner verstorbenen Frau vorbehalten war."

Überrascht wendet sich Peter dem Pastor zu. Der hat den Blick auf das Bild seiner Frau gerichtet. Erst nach einer Weile spricht er weiter: "Ich habe die Quellen studiert, aus denen unser Wissen über die Entstehung des Christentums fließt. Vor allem unser Wissen über die Kreuzigung und die Auferstehung. Das sind zwei tragende Säulen meines Glaubens. Ich bin auf Lücken gestoßen, auf Ausschmückungen und auf Ungereimtes. Es gibt keine Berichte von Augenzeugen. Und das, was die Überlieferer geschrieben haben, widerspricht sich in so manchem. Kein Richter dürfte solchen Zeugen

Glauben schenken. Ich kann nicht ausschließen, daß die historische Wahrheit anders ausgesehen hat, als es in den Schriften der Apostel zu lesen ist.”

Peter blickt stumm auf seine Knie. Er kann gar nicht fassen, was der Pastor da sagt.

“Die Auferstehung Jesu”, fährt der Pastor fort, “ist das Herz des Christentums. Aber wir wissen nichts darüber. Die fünf Zeugnisse der Auferstehung stammen von Paulus, Markus, Matthäus, Lukas und Johannes. Sie berichten über Erzählungen, die in der Urgemeinde die Runde machten. Da kursierten recht unterschiedliche Geschichten. Eine kritische Überprüfung der Texte der fünf Apostel deckt Widersprüche auf. Im übrigen wurden früher von vielen großen Männern Geschichten über deren Auferstehung erzählt. So mußte ich mir schließlich eingestehen, daß es eine Auferstehung möglicherweise gar nicht gegeben hat.”

Peter schluckt. “Und dennoch sind Sie ein tiefgläubiger Christ.”

“Ja.”

“Wenn die historischen Säulen nicht tragen, worauf gründet sich dann Ihre Gläubigkeit?”

“Auf den Geist, der Jesus Christus, seine Jünger und seine Gemeinde erfüllte. Und der uns Gläubige noch heute erfüllt. Dieser Geist hat in den Herzen ungezählter Menschen ein riesiges Feuer entfacht. Aus diesem Feuer sind Gedanken, Gefühle und Gewißheiten gereift. Aus ihnen erwuchs Lebendiges: Ein gewaltiger Baum des Glaubens, dessen mächtige Äste und Zweige haben die Säulen umrankt. Wahrlich, das Gewachsene ist im Laufe der Zeit so stark geworden, so mächtig und auch so real, daß es der historischen Einzelheiten nicht mehr so sehr bedarf. Im Verlaufe von zwei Millennien ist hier Großartiges entstanden, etwas, das sich selber trägt.”

“Haben Sie nie mit Inge über die Ergebnisse Ihrer Nachforschungen gesprochen?”

“Nein.”

“Bitte sprechen Sie mit ihr! Ihre Einsichten werden für Inge nützlich sein. Sie werden ihr ermöglichen, ihr bedingungsloses Gottvertrauen zu relativieren und in stärkerem Maße eigene Verantwortung zu entwickeln. So könnte sie ihr Leben freier gestalten und sich selber besser schützen.”

“Ich werde mit Inge sprechen.”

“Danke!”

Peter schweigt. Und er denkt: ‘Hoffentlich tut der Pastor das bald.’

## Abschied

Auch heute schmeckt das Essen vorzüglich. Peter genießt Inges Kochkunst. Gelegentlich nicken sie einander zu. Ansonsten herrscht Schweigen.

Nach dem Dankgebet falten sie ihre Servietten zusammen und reichen einander die Hand. Mit freundlichen Worten und einem Wangenkuß bedankt sich Peter bei der Hausfrau. Die lächelt: “Es freut mich, daß es dir geschmeckt hat.”

Inge ist unendlich glücklich darüber, daß die beiden Männer die kritische Probe in ihrer Beziehung bestanden haben.

Der Pastor sieht Inge an und dann Peter. In seinen Augen leuchtet Wärme auf. Er erhebt sein Glas und sagt: “Dem Herrn sei Dank! Er hat uns beigestanden.” Er wendet sich seiner Tochter zu: “Und offenbar auch deiner Freundin.”

“Ja”, sagt Inge.

Entspanntes Schweigen.

Plötzlich steht Peter auf, stellt sich hinter seinen Stuhl, legt beide Hände auf dessen Rückenlehne und räuspert sich. Er sieht den Pastor an und danach Inge. Einen Augenblick lang bleibt er stumm. Vater und Tochter wenden sich ihm zu, mit einem Ausdruck von Überraschung und mit erwartungsvollem Interesse.

Peter räuspert sich noch einmal. Dann beginnt er: “Sehr

verehrter Herr Pastor.“ Er macht eine Verbeugung zum Pastor hin. Dann wendet er sich zur Seite und sagt, etwas leiser, “meine geliebte Inge.“ Erneut dem Pastor zugewandt, fährt er fort: “Es mag unmodern geworden sein, es mag auch nicht formgerecht sein – wie auch immer – hiermit halte ich an um die Hand Ihrer Tochter. Ich verspreche Ihnen, ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht, um Inge glücklich zu machen. Und ich verspreche Ihnen ebenso, daß ich alles tun will, um die Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß wir drei gut miteinander auskommen können,” abermals räuspert er sich, “daß wir in Harmonie und in Freundschaft miteinander leben können.”

Der Pastor steht auf, geht zu Peter hinüber und umarmt ihn. Er ist tief bewegt. Ohnehin hatte ihn das Streitgespräch stärker erschüttert, als er sich hatte anmerken lassen. So manches von dem, was der Peter ihm da so ungestüm vor die Füße geschleudert hatte, zerrte nicht zum erstenmal an seinem Herzen. Seine Augen werden feucht. “Eigentlich”, sagt er mit trockenem Mund und schwerer Zunge, “eigentlich müßte ich jetzt etwas sagen, eine kleine Rede halten ... Aber ich kann das jetzt nicht.” Er unterdrückt Schluchzen. “Ich bin sehr glücklich.” Er atmet tief und versucht, Tränen zurückzuhalten. Doch das gelingt ihm nicht ganz. Am äußeren Rand der Augenlider glitzert es: Tränen von der Art, wie sie verstohlen aus den Tiefen des Herzens hochzuquellen scheinen. Er schluckt. “Ich ... ich bin sehr dankbar ... für einen solchen Schwiegersohn.”

“Oh, Peter, mein geliebter Peter!” Inge fliegt in ausgebreitete Arme. “Ich will dir eine gute Frau sein!!”

Am nächsten Morgen steht Inge in aller Frühe auf und fährt zu ihrer Freundin. Gott sei Dank geht es ihr besser. Das Schlimmste scheint überwunden zu sein. So fährt sie, so schnell ihr das möglich ist, zurück und bereitet das Frühstück zu.

Inge, Peter und Pastor sind sehr glücklich über die schwer errungene Voraussetzung für ein Leben zu dritt. Am Frühstückstisch umarmen sie einander und sprechen händehaltend gemeinsam das Morgengebet. Für Peter ist dies der schönste Tag in seinem Leben. Er hat eine wundervolle Frau gefunden. Er hat wieder eine Familie!

Beim Frühstück wird heute mehr geredet als sonst. Hin und her fliegen die Worte. Die drei sprechen über Peters bevorstehende Reise nach Amerika. Vor kurzem hatte er eine ehrenvolle Einladung erhalten. An der Universität von Kalifornien in Los Angeles wird er einen Vortrag halten und anschließend drei Wochen in einem dortigen Institut mit amerikanischen Kollegen wissenschaftliche Experimente durchführen. Sobald er zurück ist, soll die Hochzeit stattfinden. Darüber machen sie jetzt voll aufgeregter Vorfreude ihre Pläne.

Schließlich erheben sich die drei und sprechen das Dankgebet.

Der Pastor nimmt Abschied. "Ich muß zu einer schwerkranken Frau. Sie bedarf meines Zuspruchs. Auf Wiedersehen, mein lieber Peter! Alles, alles Gute!" Er umarmt seinen Schwiegersohn mit großer Herzlichkeit. "Komm gesund zurück! Ich freue mich auf das Wiedersehen mit dir."

"Auf Wiedersehen! Drei Wochen, das ist keine lange Zeit. Sie werden wie im Flug vergehen."

Peter fährt zurück in seine Wohnung und packt die Koffer. Um 17:45 Uhr fliegt seine Maschine. Zuerst geht es nach London, dann nach Los Angeles. Inge wird ihn um 15:00 Uhr abholen.

Auf der Fahrt zum Flugplatz geraten Inge und Peter in einen Stau. Langsam und mit vielen Stops schleicht die Wagenkolonne dahin.

"Hoffentlich kommen wir nicht zu spät!", ruft Inge und trommelt mit ungeduldigen Fingern auf dem Lenkrad herum.

“Ich mache mir Sorgen!”

Auch Peter wird nervös. Aber er sagt: “Überlassen wir das mal dem Schicksal. Es gibt Leute, die sind zu spät zum Flugplatz gekommen und verdanken diesem Umstand ihr Leben.”

Der Stau löst sich auf. Nun geht es zügig voran.

Am Flugplatz findet Inge sofort einen Parkplatz. “Glück muß man haben!”, strahlt sie und springt aus dem Wagen. Das Abfertigungspersonal treibt winkend zur Eile. So schnell das die Koffer zulassen, eilen sie zum Schalter.

Nur wenig später stehen sie vor der Flugscheinkontrolle. Mit laut hallender Aufdringlichkeit werden die letzten Passagiere aufgefordert, sich an Bord zu begeben.

Plötzlich erfaßt Inge Angst. Tränen überfluten die Augen. Ungestüm schlingt sie die Arme um Peters Hals. Mit bebender Stimme flüstert sie: “Ich liebe dich von ganzem Herzen. Ich kann es gar nicht erwarten, bis du zurück bist. Bis wir Mann und Frau sind. Bis wir auf ewig vereint sind.”

Große Liebe will Ewigkeit. Sie will nichts wissen von Anfang, nichts von Ende. Und doch ist ihr das Ende immer nah.

Inge und Peter umarmen einander ganz, ganz fest, so als wollten sie sich nie wieder loslassen. Sie küssen sich mit großer Inbrunst. Dann reißt Peter sich los, greift nach seiner Tasche und läuft zur Kontrolle. Rasch zeigt er Ausweis und Flugschein vor. Ein kurzes Winken. Und dann rennt er davon.

Ein Abschied auf ewig.

# IM HERBST

## 1 BRÜDER

*“Das’n Hammer.  
‘N riesn Rudi!”*

### Rollenwechsler

Wenn es darum geht, die Welt um uns herum unmittelbar wahrzunehmen, dann ist das Auge das effektivste Sinnesorgan. Die simultane Punkt-für-Punkt-Wiedergabe dessen, was uns umgibt, das blitzschnelle Erfassen von Gestalten, Dimensionen, Farben und Perspektiven, all dies kann nur das Auge leisten. Kein Wunder also, daß das zuschauende, das beobachtende, das aufdeckende Sehen – der Voyeurismus – im Leben des Malers schon immer eine große Rolle gespielt hat. Das Auge eines Malers, zumal eines genialen, ist sein zentrales Erlebnisorgan.

Aber mit dem voyeuristischen Jagen im nächtlichen Park hat das leidenschaftliche Leben und Wirken des Malers eine neue, eine prickelnde Dimension hinzugewonnen. Die bis zum Bersten mit Spannung, Lust und Angst aufgeladene Atmosphäre während der Jagd auf Liebespaare ist zu einer zusätzlichen, schillernden Facette geworden in seinem an Sinnesnahrung reichen Leben. Hier kann er sich verlustieren, ohne sich zu verantworten. Hier fließt eine besondere Art von Erregung aus der gefahrvollen Überschreitung von Grenzen, aus dem Eindringen in Verbotenes. Und hier genießt er das Erlebnis, durch unerlaubte Zeugenschaft Frauen zu erniedrigen.

Auf seinen immer häufiger werdenden Jagdzügen hat sich das Verhältnis des Malers zum Festmacher und zum Schmied verändert. Aus Abscheu ist Achtung geworden. Zuerst hatte sich alles in ihm gesträubt gegen diese Barbaren. Erst als er

sie näher kennenlernen konnte, wurde ihm erkennbar, daß sie in ihrer herben Einfachheit Eigenschaften offenbaren, mit denen er sich nicht messen kann: 'Wahrhaftig sind sie und schnörkellos, meine beiden Brüder der Nacht, derb und verwegene, aber kreuzehrlich. Auf sie ist Verlaß. Trifft das auch auf mich zu? Und auf welchen meiner Freunde? Festmacher und Schmied sind aus einem Guß, in sich ganz. In mir aber wohnt viel Halbes und viel Doppeltes. Und vieles, das miteinander nicht auskommt.'

Seine beiden Jagdgefährten sind zu Stützen geworden bei seinem Streben nach mehr Wahrhaftigkeit und zu Vorbildern bei seinem Ringen um mehr Ehrlichkeit gegen sich selbst. Endlich gesteht er sich ein, daß seine Eskapaden im Park ihm nicht nur Antriebe liefern für seine Kreativität, sondern daß die Mischung aus Sex, Jagdfieber und Angst ihm auch einen großen Lustgewinn verschafft.

Anders hat sich das Verhältnis des Malers zum Physiker entwickelt. Dessen Fachwissen, philosophische Einsichten und faszinierende Visionen haben ihm zwar tiefe, nie zuvor erahnte Einblicke in Naturgeschehen beschert, sein Weltverständnis in unerwartetem Ausmaß verändert und bereichert und ihn zutiefst bewegt. Aber sie haben ihm auch Hoffnung und Halt genommen. Sie haben ihm den Glauben geraubt: den Glauben an sich und seinen Gott – zwei Säulen, ohne die das gebrechliche Haus seines Wesens keinem Sturm mehr standhalten kann.

Was ist am Ende herausgekommen? Letztlich doch vor allem Verzweiflung und Haß. Verzweiflung über das eigene Schicksal. Haß auf den Gott, dem sein Werk so völlig mißlang, und Haß auf den Engel, der ihn so unbarmherzig verfolgt. Der Maler sucht jetzt nicht mehr Vergebung. Er sinnt auf Rache. 'Wer hat mich gemacht, so wie ich bin? Was ist mir ein Gott, der sich hinter seinem Werk versteckt? Was soll mir ein göttlicher Richter, der mir weder vergeben kann, noch mich strafen?' Wem es nicht gelingt, starke Schuldgefühle zu mei-



stern, den können sie bis in den Irrsinn treiben. Hier triumphiert die Tragödie, die aus seinem kranken Körper kommt. Hier vollendet sich der Fluch, der auf seiner zerrissenen Seele lastet.

Die Vorbereitungen zur Jagd verlaufen nach einem eingefahrenen Ritual. Bevor der Maler aus der Garage fährt, bedeckt er die Hintersitze mit einer Folie und plaziert darauf Jagdkleidung, Seil und Schiffermütze. Die groben schwarzen Schuhe schiebt er unter den Beifahrersitz. Das Fernglas, die Taschenlampe, das Taschenmesser und den Beutel mit Haarnadeln legt er ins Handschuhfach. Alles auf den Hintersitzen Liegende wird mit einer schwarzen, zum Leder des Wagens passenden Decke überzogen. Zurückgekehrt ins Haus legt er die Ringe ab. An jedem Mittwoch abend holt er den Geigenkasten aus dem großen Tresor, schiebt ihn auf die Decke im Fond und befestigt ihn mit eigens dafür installierten Gurten. Nach dem Musizieren hüllt er sein kostbares Instrument in Daunendecken, die im Kofferraum bereitliegen.

Den Maler betreut eine vornehme ältere Dame. Ihr obliegt auch die Aufsicht über das Hauspersonal. Natürlich weiß sie inzwischen, daß der Hausherr gern auf Jagd geht. Immer nachts. Ohne Gewehr. Keiner Fliege kann er ein Leid zufügen. Er will nur beobachten, nur mit den Augen jagen.

Auch heute chauffiert der Maler seinen Wagen auf Umwegen in eine wenig benutzte Nebenstraße, die direkt am Park gelegen ist. Der dünne Zeigefinger berührt einen Knopf, und schon versiegeln elektrische Jalousien die Fenster. Abgeschirmt von der Außenwelt und innerlich bereits bebend, schlüpft der Bucklige aus der Rolle des genialen Künstlers in die Rolle des geilen Fiedlers. Etliche Stunden später kehrt der Zwerg dann in umgekehrter Reihenfolge zurück in seine Malerwelt.

Der Rollenwechsel bereitet großes Vergnügen. Nach dem Umkleiden verbirgt der Maler die Tageskleidung unter der

Decke im Fond. Voller Ungeduld stülpt er die große Schiffermütze über die hochgesteckten Haare, stopft die Leine in die Jackentasche und steckt das Fernglas ein. Dann biegt er mit tastenden Fingern Jalousienlamellen nach unten. Geduckt, Wulstlippen klaffend und Brauen hochgezogen, prüft er, ob die Straße überall ganz frei ist. Ein dünner Streifen nächtlichen Straßenlichts läßt das Weiß seiner Augen aufglitzern. Eine bebende Hand öffnet die Tür.

Gebückt, mit eingezogenem Kopf und lauernden Augen schlüpft der Zwerg aus seinem Wagen. Er legt die Tür ins Schloß und wartet, bis sie sich leise elektrisch zugezogen hat. Dann betätigt er die Zentralverriegelung, aktiviert damit auch die Alarmanlage und versteckt schließlich den Autoschlüssel im gefütterten Brustbeutel. Einen kurzen Augenblick lang verharrt er hinter einem Baum. Sich vorsichtig vorneigend prüft er nochmals, ob die Straße ganz frei ist. Licht teilt das Holzschnittgesicht in einen weißen und einen schwarzen Teil. Dann machen federnde Füße ein paar Schritte. Ausgestreckte Arme und gespreizte Finger biegen Zweige beiseite. Witternd und kopfwendend schlüpft eine große brünstige Ratte in eine andere Welt.

Auch heute verläuft der Auftritt auf der anderen Bühne ohne Zwischenfälle. Geduckt im Gebüsch lauernd, fühlt der Bucklige, wie der Pulsschlag in die Höhe schnell, wie der Atem schneller und tiefer wird, wie sich wieder diese merkwürdige, aufstachelnde Gefühlsqualität einstellt – diese Mischung aus einem Anflug von Schwerelosigkeit, lustvoller Erwartung und Furcht. Unaufhaltsam drängt es ihn vorwärts, durch dunkle Büsche, über Wege und Wiesen, an leeren Bänken vorbei und wieder durch dichtes Blättermeer. Mit aufgischender Gier verschlingt er die Fülle der auf ihn einstürmenden Sinneseindrücke. Wieder betören ihn die Bilder, Geräusche und Gerüche des nächtlichen Parks. Und wieder löst all das einen wilden Tanz aus in seinen Emotionen. ‘Schon diese Overtüre’, denkt er, ‘ist ein eindringliches,

ein wundersames Erlebnis. Darauf möchte ich nicht mehr verzichten.'

Seine Sinnlichkeit wird nicht vom Eros geadelt. Im finsternen Park entledigt sich wogende Wollust jedweder Scham. Frech fließt sie nach außen. Ungehemmt ergießt sie ihre zitternde Zähflüssigkeit über den zündelnden Zauber der nächtlichen Szene. Und dann stürzt sich der Bucklige tief hinab in die schwarzen Höhlen seines Leibes. Dort kann er alles bis zur Neige auskosten. Dort kann das wilde Tier in ihm ungezügelt herumtoben.

Er genießt das mit allen Fasern seines gespaltenen Herzens. Wie manch anderer ständig von Trieben Getriebene, so hat auch er eine besondere, auf die eigenen Bedürfnisse ausgerichtete Unruhedynamik entwickelt. Die aus innersten Urtiefen fortwährend unter Erlebniszwang Gestellten mögen reich sein an Sinnesnahrung, sie sind arm an disponierbaren Freiräumen. So ein bißchen leben sie wie Ameisen, die, erbarungslos angetrieben von unerbittlichen inneren Kräften und von außen aufheizender Sonnenenergie, immerfort rennen, schuften und schleppen, immer weiter, bis sie tot sind.

Welch wunderbares Geschenk ist es doch, das von Gott Gegebene ausschöpfen zu können, ohne dazu außergewöhnlicher Anregungen zu bedürfen, seine Gaben entfalten, sein Leben genießen zu können in reiner, natürlicher Sinnlichkeit, durch Tore gehen zu können ohne Schlüssel!

Jetzt betritt der Bucklige einen Weg, an dem mehrere neue Bänke aufgestellt worden sind. Auf diesem Weg begegnet er dem Schmied.

“Hannoh!”

“Halloh!”

“Was gehabt?”

“Nein. Nichts los.”

Gemeinsam beginnen sie, eine Runde zu drehen. Aber so

sehr sie auch suchen, es ist kein Jagdobjekt zu sehen. So gehen sie zurück zum Hauptweg. Da drängelt sich dem Schmied eine Frage auf die geschundene Zunge. Eine Frage, die er immer schon einmal stellen wollte: "Wo fiedenst du eigentnich?"

Seit langem hat der Maler diese Frage befürchtet. Dennoch verweigern sich jetzt die Wulstlippen dem Reden. Geduckt schielt er hinüber zum Schmied. Zuckungen in der harten Gesichtslanschaft verraten Verunsicherung.

"Der Festmacher sagt, du fiedenst in so'm Knub."

Zögernd nickt der Zwerg.

"Was für'n Knub?"

"Verdammt noch mal! Was soll ich sagen? Wir sind jetzt gute Freunde. Aber lügen muß ich. Sonst ist der Teufel los! Der Maler beschließt: So wenig lügen wie möglich, so wenig sprechen wie nötig. Und keine Einzelheiten!

Da stellt der Schmied auch schon die nächste Frage: "Wo ist der? Muß ich mir man ansehen."

"Oohh! ... Das ist nicht so einfach ... Verdammt teuer."

"Hab ich mir schon gedacht! Nur für ganz feine Pinken, wa?"

"Ja."

"Fühnst du dich denn da wohn? Ich mein ... du bis doch 'n ganz armer Sack."

Wieder weiß der Maler nicht, was er sagen soll.

Der Schmied mißdeutet sein Schweigen. Er bleibt stehen. "Mit armer Sack", sagt er schließlich, "das hab ich nicht so gemeint." Er zögert. "Ich wonnte dich nicht kränken. Ich mein nur ..." Langsam fährt sein Handrücken über den breiten Mund. Dann fällt die Pranke auf die Schulter des kleinen Kumpels: "Nix für ungut, Fiedner. Du bis 'n Guter."

Sie gehen wieder weiter. Der Schmied überlegt. Ihn beschäftigt das alles sehr. "Der Festmacher sagt, du machst da nur man Vertretung, wenn einer von der Band nich kann."

Der Maler nickt.

"Ganz schön gewitzt, der Festmacher! Der weiß immer wo's nang geht."

Der Schmied entscheidet sich, nach links abzubiegen. Der Weg wird schmaler, versinkt im tiefen Dunkel hoher Kiefern. Keine Menschenseele weit und breit. Sie wenden sich nach rechts. Im Halbbogen erreichen sie einen größeren Weg und inspizieren dort die Bänke. Nichts. Gar nichts. Ungeduldig flüstert der Maler: "Noch immer nichts los."

"Nee."

"Die Leute bumsen nicht mehr wie früher."

"Stimmt nicht!" Mit einem Ruck hebt der Schmied den Kopf, holt tief Luft, sieht seinen Kumpel an und zieht die Augenbrauen hoch. Er ahmt den Gesichtsausdruck nach, den der Festmacher aufzusetzen pflegt, wenn er eine seiner Verkündigungen von sich gibt: "Die fickn anne", sagt er, "anne. Man muß bnoß Gnück habn, daß man da auch was von sieht."

## Feine Dame

Und dann meint der Schmied, seinem Kumpel so einiges klarmachen zu müssen. "Hunde, Vögen, Menschn – anne bumsn. Ganz reine Sache. Knar wie 'n Gebirgsbach. Schmutzig wird das erst bei vienen ganz fein'n Neutn. Die ziehn da ein'n ab! Ich sag dir, das is'n Hammer. Die markiern 'n Heiligen. Jedenfanns nach außn. Aber inn'n – trüb sag ich dir. Und schmutzig. Die tun so, ans wenn das was Schnechtes wär. Knaun, betrüg'n, bumsn, die tun so, ans wenn das annes dassenbe wär. Wenn die da so genehrt rumredn, ich sag dir, annes neere Nuft. Die tanzn da rum ums Fickn wie ums Fegefeuer. Aber die sogn nicht die Wahrheit. Die nügen, daß die Bankn biegn. Die machn vien kaputt. Auch so'ne schöne Sache wie das Bumsn. Warum? Ich sag dir warum: wein senber kaputt sind. Viene von den ganz fein'n Neutn sind so kaputt, die kön'n nicht man mehr gradeaus red'n. Fickn, Bumsn – Gott bewahre, das ist nicht schicknich. Weißt du wie die das nenn'n? Ge-schnechts-ver-kehr! Was für'n Wort! Ver-

kehr! Fehnt nur der Führerschein und Verkehrsregenn. Niemans bei rot, wa?“ Der Schmied lehnt den Kopf zurück und lacht lauthals.

Der Maler grinst verschmitzt und schuckelt mit den Schultern.

“Früher, da war ich bei ein’m Knempnermeister angestennt. Da war mir noch kein Kessen um die Ohr’n gefnogen. Da hatt ich noch nicht diesn bnödn Sprachfehler. Und da sah ich auch noch ganz gut aus. Da mußte ich manchman Nachtdienst machn. Einman”, grient er vergnügt, “einman mußte ich in so ‘ne große weiße Vinna. Riesn Ding. Ich knin-gen. Die Tür geht auf. Da steht eine ganz feine Dame. Hübsch. Jung. Rote Haare. Morgenmanten aus Seide. Ganz hohe Absätze.”

Sie passieren eine Bank. Der Fiedler macht eine fragende Kopfbewegung. “Jupp”, macht der Schmied. So setzen sie sich.

“Die feine Dame, die strahlt mich an. Sie sagt, nee, sie fnötet” – der Schmied spricht jetzt in ganz hohen, singenden Tönen – “Grüß Gott, Herr Knempner! Wie schön, daß Sie gekommen sind. Und noch so spät am Abend. Bitte, kommen Sie herein.’

Das war wirknlich eine ganz feine Dame. Die ist nich gegangn, die ist geschwebt.” Der Schmied steht auf. Ein Schwung seiner Arme hilft ihm, den schweren Körper auf die Ballen zu liften. Kokett legt er die Finger dahin, wo normalerweise eine Taille zu sein hat. Und nun tänzelt er, den ansehnlichen Hintern kräftig schwenkend, vor dem Maler auf und ab. “Bitte schön’, fährt er dabei in singenden, hohen Tönen fort, ‘hier hinein, Herr Knempner.’”

Der Maler quietscht vor Vergnügen. Aus schräggestellten Augen schießt er hinüber zu seinem Kumpel.

Der versucht, die eleganten Handbewegungen der jungen Frau nachzuahmen: “Ja, und jetzt bitte nach rechts, ins Bad.”

Der Schmied setzt sich wieder. “Gond, überann Gond!” Er nickt. “Wahnsinn! Ich sag dir, das war ‘n Hammer! Auf ein-

man hat die feine Dame ihr'n nacktn Arm ausgestreckt. Ganz dicht an mir vorbei hat sie auf die gondene Armatur gezeigt: 'Dort, dort neckt es. Immer man wieder. Ein bißchen nur. Aber immer man wieder.'

Der Maler lacht, stumm, mit hüpfendem Höcker. Die Erzählung des Schmieds beginnt, ihm einen Riesenspaß zu bereiten.

"Ich hab mein Werkzeug ausgepackt. Die Rohrzange mit Nappen umwickent, damit ich ja kein'n Kratzer mach an der Gondarmatur. Ich wonnte die gondene Mutter nachzieh'n. Da setzt sich die Dame auf den Rand von der großn Wanne. Direkt vor mir. Und schiebt nangsam den Bademanten beiseite. Ich sag dir! Wahnsinn! Ich bin band ausgerutscht. Diese Beine!! Und denn hat se so getan, ans wenn meine Arbeit sie interessiert. Ganz nach vorn gebeugt hat se sich. Dabei is ihr Bademanten obn – wie ganz von senbst – aufgegang'n. *Die* hatte Tittn! Richtige Mondkucker mit großn Saugern. Da steh ich drauf! Und denn hat se gesagt: 'Schade, daß mein Mann nicht da ist, der hätte Ihnen bestimmt gerne zugesehen bei Ihrer interessanten Arbeit. Aber der ist in New York. Und der kommt erst übermorgen wieder.'

Ich hab nochman annes festgezogn. Und denn hab ich gesagt: 'Gnädige Frau,' – er dreht sich scharf zur Seite, "gnädig, wa? – 'das sonnte jetzt in Ordnung sein.'

'Oh, vienen Dank!' Ich wonnte gehn. Aber da hat die feine Dame mich am Arm festgehanten: 'Da ist noch etwas.' Und dann hat se mich ins Schnafzimmer geführt. Ich sag dir, ich sag dir! So was hast du noch nich gesehn. Honnywood! Riesn Zimmer. Mitten drin 'n großes, rundes Bett. Und überann Spiegen. Die feine Dame hat mich angekuckt. Ganz merkwürdig hat die mich angekuckt. Und ans ich nix gesagt und nix getan hab, da hat se auf den großn Einbauschrank gezeigt mit nauter Spiegentüren. 'Die Tür da', hat se gesagt, 'die knemmt. Immer man wieder.'

War aber nix kaputt. Ich hab die Tür 'n paar man auf- und

zugemacht und zwei Schraubn nachgezogn. Denn hab ich gesagt: ‘Sonnte die Tür man wieder Probname machn, da rate ich Ihnen, honen Sie den Schreiner.’

‘Ja’, hat sie gefnötet. ‘Vienen herznichen Dank, mein Nieber.’” Der Schmied knufft seinen Kumpel mit dem Ellenbogen in die Seite, daß der zusammenzuckt. “‘Mein Nieber’, hat die feine Dame zu mir gesagt!” Er lacht. “Und denn hat se mich wieder so komisch angekuckt.

Aber ich bin raus aus dem großn weißn Haus. Draußn hab ich zu mir gesagt: Du dummer Hund, du! Die wonnte doch nur bumsn. Warum hast du’s ihr nicht gemacht? Aber denn hab ich auch zu mir gesagt: Sonn’n die fein’n Neute sich doch senber bumsn! – Und bei so’ner feinen Dame, da wär ich auch aus’m Takt gekomm’n.”

Der Maler kreischt vor Vergnügen. Berstendes Lachen explodiert. Eine sonderbare Mischung aus rasendem Schluckauf und Pferdegewieher. Er preßt beide Hände vors Gesicht. Sein Oberkörper pendelt vor und zurück. Immer wieder. Und sein Buckel hüpf und hüpf und hüpf. Hört einfach nicht mehr auf zu hüpfen.

Es dauert lange, bis er wieder sprechen kann. Nach Luft ringend und mit Lachtränen in Augen und Gesichtsfurchen fragt er schließlich: “Bist du da mal wieder hingegangen?”

“Ja. So nach drei Wochn. Da hat mich der Hafer gestochn. Da bin ich wieder hin zu der großn weißn Vinna. Ich hab mir gesagt, vienneicht is da man was nos. Und denn war ich auch schon drin im Gart’n. Im Schnafzimmer war Nicht. Rötliches Nicht.

Ich bin rauf auf’n Ast von ‘nem Baum. Von da konnte ich annes genau sehn. Die feine Dame und ein Mann. Die wänzn sich rum auf dem großn rundn Bett. Ganz nackt. Ein Knappfenster war off’n. Die Dame hat gestöhnt und geschrien. Ich sag dir, und wie die geschrien hat! Mir sind band die Ohr’n abgefann’n. Aber nicht ‘geschnechtsverkehr mich!’ hat die geschrien. Nee, ‘fick mich!’ hat die geschrien. Und denn hat se wie-



der gestöhnt. Und denn hat se wieder geschrien: 'Du sonnst mich fickn, du Schuft!'

Sachen habn die da gemacht auf dem großen Bett, das war mir richtig peinnich. Und denn hat se geschrien: 'Du Schwein du! Du gottsverdammtes Schschweinnn!' Und denn hat se wieder gejammert. Ganz naut. So was hab ich noch nie erlebt. Nach 'ner Weine bin ich runter vom Baum. Da hat die Dame immer noch geschrien: 'Du Schwweinn!' Ich war schon 'n Stück weg vom Schnafzimmer, da hab ich die Dame immer noch schreien hörn. Und wie die geschrien hat! 'Du kannst annes mit mir machen', hat se geschrien. 'Annes! Du Schwein du! Du gottsverdammtes Schschschwweinnn!!'

Klatschend schlägt der Maler die Hände zusammen, immer wieder. Tief aus dem Bauch heraus explodiert wiehernd wildes Gelächter. Unglaublich laut. Tränenbäche rinnen über das Holzschnittgesicht. Und noch lange hüpf't der runde Rücken.

"Ich sag dir", grient der Schmied und freut sich, daß sein Kumpel so sehr lacht, "da sind wir Stümper gegn. Ganz große Stümper! Die fein'n Neute, die ziehn da ein'n ab!"

Noch immer gluckst der Maler.

Der Schmied fährt sich mit dem Handrücken über den breiten Mund. Er empfindet große Genugtuung. Seine Geschichte haut den Fiedler so richtig vom Hocker.

Schließlich dreht sich der Maler steifrückig seinem Kumpel zu und sagt mit tränentropfenden Wulstlippen: "Da hast du ja wirklich tolle Dinge erlebt!" Wieder gluckst er. Wischt sich mit der Hand übers Gesicht. Schüttelt den Kopf und rückt seine Schiffermütze zurecht. Endlich beruhigt er sich, holt tief Luft und sagt ausatmend: "Ja." Er nickt vor sich hin. "Ja, im Grunde hast du nicht unrecht."

"Was heißt im Grunde?" ruft der Schmied empört. "Red kein'n Scheiß! Und was heißt nicht unrecht? Ich hab recht. Und wie recht ich hab!"

Der Maler zieht die Schultern hoch. Da hat er sich fast ver-

raten! "Ja, du hast recht."

"Knar hab ich recht!"

Sie stehen auf und fahren fort, ihre Runde zu drehen. Nach ein paar Schritten sagt der Schmied: "Zuerst – ans der Festmacher da so mit dir ankam und ans wir zum erstenman zusamm'n geredet habn – da hab ich so bei mir gedacht, der neue Fiedner, der hat auch so was vom fein'n Pinken. Nur ganz wenig ... aber immerhin."

Unmerklich zuckt der Maler zusammen. 'Der Schmied', denkt er, 'irgendwie hatte auch ich das Gefühl, daß der mir nicht so ganz getraut hat. Der hat eine feine Antenne. Da muß ich vorsichtig sein!'

Doch da boxt ihm sein Kumpel auch schon in die Rippen, so kräftig, daß er einen Hüpfen macht. "Das'n Ding, wa? Du und 'n feiner Pinken!" Der Schmied lehnt den Kopf zurück und lacht. Ein schönes, helles, befreiendes Lachen. "Nix für un-gut", sagt er. "Nix für un-gut, Fiedner. Du bist 'n Guter."

Nach einer Weile fügt der Schmied hinzu: "Ich winn die ganz fein'n Neute nicht schnecht machn. Nicht anne jedenfanns. Da gib'ts auch 'ne Menge Gute. Was mir die Ganne überaufn näßt, das ist dieses verdrehte, eingebundene Getue. Und diese gottsverdammte Vernogenheit!"

Noch immer ist nichts los im Park.

## Fernsehen

Da kommt den beiden der Festmacher entgegen. "Hallo!", ruft er schon von weitem.

Als er vor dem Schmied steht, erhebt er die Rechte und begrüßt seinen Freund wie immer. Dann wendet er sich dem Fiedler zu, und zum erstenmal erhebt er auch ihm gegenüber den rechten Arm. Für einen kurzen Augenblick ist der Maler verwirrt. Er stutzt. Aber dann gibt er sich innerlich einen Ruck, hebt ebenfalls den Arm und läßt die geöffnete grazile

Hand mit den dünnen Fingern gegen die mächtige Rechte des Festmachers klatschen. Gleichzeitig knufft er ihn mit der linken Faust in die Seite. Er macht das recht ungelenkt. Aber das fällt den anderen beiden nicht weiter auf.

“Schon was gehabt?”

“Nee. Du?”

“Kurze Nummer.”

“Wo?”

“Vor der Hecke.”

“Gut?”

“Ging so.”

Sie drehen zu dritt eine Runde. Nur auf einer Wiese ist was los. Da liegt ein Paar. Aber als der Festmacher die Lage peilt, stellt er fest: “Die penn’n!”

Sie gehen noch eine Weile. Dann setzen sie sich auf die Bank vor der großen Ulme.

Der Schmied wendet sich dem Festmacher zu: “Ich geh man kurz, wo der Kaiser zu Fuß hingeht.”

Der Festmacher nickt Erlaubnis. “Aber weit genug weg von der Bank!”, ruft er dem Freund nach. Der hebt den linken Arm und eilt davon.

“Glaubst du an Engel?”, hört sich der Maler plötzlich fragen.

“Mir is noch keiner begegnet ... Dir?”

“Ja.”

“Mit Flügeln und so?”

“In Menschengestalt.”

“Da kenn ich nur ein’n – den Schmied. Sei froh, wenn dir so ein Guter begegnet!”

“Mein Engel ist nicht nur gut, der ist auch unheimlich.”

“Wo siehst du den?”

“Der ist in mir.”

“In *dir*? Ein Engel?” Der Festmacher spuckt. Dann formt der Mund ein O. Bedächtig wischen Daumen und Zeigefinger über die Mundwinkel. Er wendet den Kopf und gibt dem Fiedler einen Blick von solch bohrender Intensität, daß der die Augen

auf den dunklen Boden richtet. "Ein Engel in dir kann nich nur gut sein."

"Der ist auch unheimlich ..."

"Vielleicht, weil du auch unheimlich bist ... Vielleicht is das dein schlechtes Gewissn!"

Da fährt ein Blitz durch den Maler, daß ihm der Höcker zittert. Betroffen schweigt er, löst die Arme aus der Verschränkung und läßt sie baumeln.

Der Schmied kommt zurück.

"Wo warst du gestern?", fragt ihn der Festmacher.

"Zu Haus. Hab ferngesehn."

"Du dickes Ei! Wie kannst du vor der Glotze hockn!? Mord und Totschlag, Diebstahl und Krieg. Ich versteh die Welt nich mehr. Gewalt und Katastrophn in den Nachrichtn. Bosheit und Verbrechn als Unterhaltung! Die sind doch krank. Die das Programm machn und die den Scheiß auch noch reinsaugn. Total bekloppt! Meine Glotze hat schon lange ihrn Geist aufgegeben. Seitdem gib'ts bei mir kein Fernseh'n mehr. Und auch kein Radio. Und keine Zeitung. Seitdem geht's mir besser. Ich sag euch, unser Fernseh'n hier das is das einzig wahre. Immer spannend. Nix Böses. Reine Natur. Wir tun niemand was. Wir wolln nur'n Happn Spaß. Wie kannst du da vor der Glotze hockn?"

Der Schmied druckst. "So ist das ja nun auch wieder nicht. Da gib'ts auch immer man was Gutes. Gestern gab's 'n tonnen Finm über Spinnen."

"Sag ich doch", grinst der Festmacher, "die spinnen."

"Nee, nee." Der Schmied duckt sich und fährt mit gespreizten Fingern in der Luft herum: "Spinnen! Tiere! Was das annes für Spinnen gib't! Und was die annes könn'n. Wahnsinn! Und vorige Woche, da gab's 'n Bericht über Hyänen. Über ihr Faminienneben, und wie die sich Nahrung verschaffn. Das sind ganz niebe Tiere. Und sehr intennigent. Bei den'n sind die Muttis Chef."

"Auch das noch!!", ruft der Festmacher empört. "Das hat

mir noch gefehlt! Ich kann meine Alte so schon kaum bändign.”

“Bei den’n muß das so sein. Sonst kriegn die ihre Kinder nich groß.”

“Ich kann Hyänen nicht leiden”, sagt der Maler plötzlich. Es ist das erste Mal, daß er eine eigene Meinung äußert im Kreise seiner nächtlichen Brüder. Er hat sich strikte Zurückhaltung auferlegt, will sich durch Äußerungen über seine Ansichten und Gefühle nicht verraten. Aber Hyänen kann er nun wirklich nicht leiden.

“Warum nich?”

“Wie die schon aussehen.”

“Dafür könn’n die nix.”

“Mich stößt dieses Aasfressen ab. Furchtbar finde ich das.”

“Das is ihre Rolle in der Natur.”

“Die fressn nicht nur Aas”, ruft der Schmied dazwischen. “Die jagen auch senbst. Die fressen auch ganz frisches, noch warmes Fneisch. Sehr gute Jäger sind das sogar.”

“Trotzdem”, sagt der Maler, “trotzdem. Mich schaudert, wenn ich mitansehn muß, wie Hyänen sich über Leichen hermachen.”

“Red kein’n Quatsch, Mann! Hast du keine Augn im Kopp?? Was tun denn die Menschn? Die machn sich doch dauernd über Leichn her. Was glaubst du denn, wie lange so’n Schwein oder so’n Rind tot im Schlachthof rumhängt. Und wie lange Teile von den’n beim Schlachter rumlieg’n. Oder bei andern auf’n Ladentisch. Oder bei dir im Kühlschränk? Die meistn Leichn, die der Mensch ißt, sind Tage oder Wochn alt.” Der Festmacher schüttelt den Kopf. “Überleg dir, was du sagst. Ich mag das nich, wenn einer ohne zu denkn so’n Scheiß daherquatscht!”

Der Maler zuckt zusammen, sagt kein Wort mehr.

“Wirknich”, kommt der Schmied auf sein Anliegen zurück, “da gibt’s auch gute gute Sachn im Fernseh’n. So was sonntn die man öfters zeign.”

“Bloß nich! Denn hockst du noch mehr vor der Glotze, und wir verliern hier ‘n großn Künstler.”

“Nee, nee! Fernsehn kann gut sein. Aber mit hier kommt das nicht mit. Ich bneib euch treu.” Der Schmied grient mit breitem Mund und sieht seine beiden Freunde an, zuerst den Festmacher, dann den Fiedler. Sein Gesicht strahlt Freude aus und Dankbarkeit dafür, daß er mit solch guten Kumpels auf Jagd gehen kann.

Jetzt wendet er sich dem Fiedler zu. Der tut ihm leid, weil der Festmacher ihn so zusammengestaucht hat. “Siehst du fern?”

“Meistens nur Weltgeschehen.”

“Kaputte Welt”, sagt der Festmacher.

“Yes, sir! Zu vien Vernogenheit und zu vien Ungerechtigkeit! Zuviene faune Tricks. Und vien zu vien Getue.”

“So isses. Ich mag das nich. Und auch nich diese vieln Verbrechn.”

Das Wort Verbrechen weckt Erinnerungen. “Voriges Jahr, da war hier mal so’n Verbrecher. Hat Handtaschn geklaut. Kunststück, wenn die da bumsn. Aber ich will hier ‘n sauberes Revier. Keine Verbrecher! Natürlich hab ich rausgekriegt, wer das war.”

“Festmacher kriegt immer annes raus!” Der Schmied strahlt. “Festmacher sorgt für Gerechtigkeit. Festmacher entkommt kein Verbrecher. Keiner!! ... Festmacher for President!”

“Ich hab mir den Macker zur Brust genommt’n. Hab ihm ‘ne Rede gehalten. Ganz ruhig. Ganz höflich. Und denn hab ich ihm eins in die Kiemen geknallt. Da isser umgefalln. Als er sich wieder rappelt, da hat er gemurrt. Da hab ich ihn mit der Linken ans Hemd gefaßt und ihn ganz dicht an mich rangezogn. Ihm ganz tief in die Augen gekuckt. Da hat er gezittert wie ‘n Hase beim Bumsn. Ganz freundlich hab ich gefragt: ‘Is noch was?’ Als er nich gleich geantwortet hat, da hab ich wieder ausgeholt. Und rrummmsss!!, hab ich ihm

noch eins in die Fresse geknallt. Noch'n bißchn glatter als beim erstnmal. Da isser wieder umgefalln. Da hatt's 'ne Weile gedauert, bisser versucht hat, sich wieder zu rappeln. Da isser ers noch mal wieder zusamm'ngesackt. Und denn isser 'n ganzes Stück gekrochn. Wie so'n besoffener Maikäfer. Und denn isser weggehumpelt." Er nickt. "Der is nie wieder gekomm'n."

Der Festmacher zieht die Mütze in die Stirn: "Selbstkontrolle nennt man das. Die vom Fernseh'n kenn'n nur das Wort. Aber der Sinn des Wortes – der is den'n noch nich in den Sinn gekomm'n."

## Hüne

Auf dem von Laternen beleuchteten Weg kommt ein Paar heranspaziert. Langsam, einander zugewandt, schlendern die beiden auf die Bank zu, auf der Festmacher, Schmied und Fiedler sitzen. Ein Hüne von Mann, weit über zwei Meter, mit gewaltigen Schultern, und ein graziles, bildhübsches Mädchen mit langen schwarzen Haaren und dunklen, glänzenden Augen, in denen ein merkwürdig erregtes Erwartungsleuchten flammt. Die riesige Gestalt des Hünen ist ganz und gar in pechschwarzes Leder gehüllt. Mächtige, tätowierte Hände fingern und fummeln in ungezähmter Lust über den Körper des Mädchens, als wären sie gänzlich unabhängig von dem scheinbar gemächlich dahinstapfenden Koloß. Eingerahmt vom Schwarz des hochgestellten Jackenkragens, leuchtet eine weiße Visage unter kahlrasiertem Glatzkopf. Hypnotisch stechende Augen forschen im hingebungsvoll aufwärts gerichteten Gesicht des Mädchens. Klobige Hacken unter schwarzen Lederstiefeln malträtieren polternd und knirschend den Boden. Wie die Bocksfüße des Satans.

Als das ungleiche Paar hinter der nächsten Wegbiegung verschwunden ist, sagt der Festmacher leise: "Mit dem Macker

möcht ich mich nich anlegn!”

“Right!”, flüstert der Schmied und verzieht den breiten Mund. “Das ‘n Hammer. ‘N riesn Rudi!”

Der Festmacher wiegt den Kopf. “Aber seiner Puppe würd ich schon mal ‘n Gefalln tun.”

Der Fiedler grinst. Dann rückt er seine Mütze zurecht.

Die drei stehen auf.

“Los!”, kommandiert der Festmacher leise, “Schmied, du gehst so rum. Wir geh’n da rum.” Mit kurzen Bewegungen seiner Rechten gibt er die Richtungen an.

“Endnich wieder was ane Angen!”

Der Hüne und das Mädchen gehen auf eine im dichten Gebüsch stehende Bank zu. Vor der Bank stehend küssen sie einander lange und leidenschaftlich. Dann setzen sie sich.

‘Nich schlecht’, denkt der Festmacher. Er sieht den Fiedler an, zieht die Brauen hoch, spitzt die dünnen Lippen, nickt und kneift ein Auge zu. Der Hüne und seine Freundin sind voll miteinander beschäftigt. Festmacher und Fiedler stehen links, der Schmied rechts von der Bank im Gebüsch. Sie können einander sehen. Jetzt winkt der Schmied sogar und grient mit breitem Mund. Die beiden winken zurück.

Langsam wird das immer hitziger auf der Bank. Der Hüne zieht seiner Freundin den unteren Teil der Bluse aus dem engsitzenden Rock. Dann knöpft er die Bluse auf. Knopf für Knopf. Dabei küßt er das Mädchen schmatzend mit schlekkender Zunge. Ein Knopf verhakt sich im Stoff. Mit beiden Händen ergreift der Hühne die frei herunterhängenden unteren Blusensäume und hilft seiner Freundin dabei, sich die Bluse über den Kopf zu ziehen. Das Mädchen trägt weder Unterhemd noch BH.

Der Maler schluckt. Mit weit aufgerissenen Augen starrt er auf den mondscheinverzauberten, schlanken, schneeweißen Oberkörper, über den die langen schwarzen Haare herniederrieseln wie bei einer Märchenfee. Mit rasenden Sinnen verschlingt er die aufwärts gerichteten, kleinen festen Brüste mit



den vorwitzigen Nippeln, die aus großen, dunklen Warzentellern ragen. Der Bucklige erzittert. Gänsehaut kriecht über seinen Körper. Gierig greift die Hand weit nach vorn ins Gebüsch. Der Festmacher sieht, wie sich auf der entblößten weißen Haut des Zwerges raabenschwarze Haare sträuben. Der Zwerg will mehr sehen. Seine dünnen Finger umklammern einen daumendicken, morschen Ast. Er beugt sich vor. Immer weiter. Plötzlich bricht der Ast – mit lautem, berstenden Knacken!!

Der Hüne springt auf. “Spanner!”, brüllt er wie ein Löwe. “Spanner!!”

Der Festmacher packt den Kumpel an der Schulter. Reißt ihn nach hinten. Davonstürmend zerrt er den Maler hinter sich her. Der Zwerg stolpert. Stürzt. Doch der Festmacher reißt ihn wieder hoch.

“Euch werd ich’s zeigen!”, brüllt der Hüne und stürmt krachend durch die Büsche. Zum Glück in die falsche Richtung. So gewinnen Festmacher und Fiedler etwas Zeit. Aber dann sieht der Hüne die beiden Spanner in der Ferne davonlaufen. Polternd rennt er hinterdrein. “Ich schlag euch windelweich!”, brüllt er. “Ihr Ratten. Ich schlag euch tot! Ihr Ungeziefer. Alle beide!”

Und jetzt beginnt eine Hetzjagd, die der Maler nie vergessen wird. Schon bald ist er erschöpft. Will aufgeben. Aber der Festmacher läßt seinen Kumpel nicht im Stich. Mit großer Kraft zerrt er ihn durch Sträucher und Büsche. Den Fiedler an der Hand, schlägt er Haken wie ein Hase. Manchmal scheint es, als hätten sie den Hünen endlich abgeschüttelt. Aber dann ist der wieder hinter ihnen her. Nur die Geschicklichkeit und die einmalig guten Ortskenntnisse des Festmachers können den beiden jetzt noch helfen.

Die feuchtgewordene Hand des Fiedlers entgleitet dem vorwärtsstürmenden Festmacher. “Bleib bei mir!”, zischt er über die Schulter dem abermals stolpernden und dann zusammensackenden Fiedler zu. “Bleib bei mir!!” Aber der Maler liegt

am Boden. Er hat aufgegeben. Da läuft der Festmacher zurück. Packt den Kumpel am Kragen und schleift ihn hinter sich her. Zum Glück überfliegt in diesem Augenblick mit Donnergetöse ein Flugzeug den Park. So kann der Hüne das Rascheln und das Keuchen nicht hören.

Jetzt sind sie am Rande eines großen Gestrüpps angelangt.

“Hier rein!”, zischt der Festmacher außer Atem. Wechselt den Griff. Schleift den Bewegungslosen unter Zweige. Er hat eines seiner Verstecke erreicht: ein dicht verzweigtes Dornengestrüpp. Für den Notfall hatte er hier, dicht über dem Boden, ein Einschlupfloch frei gehalten. Durch dieses Loch schleift er den Kumpel. Keuchend robbt er, sich mit dem Ellenbogen und mit beiden Knien vorwärts stemmend und den Fiedler hinter sich herzerrend, durch einen niedrigen, etwas gewundenen Tunnel im Astwerk bis in die Mitte des Gestrüpps. Dort hatte er schon vor Jahren eine Art Höhle ausgesägt. Und er hatte zum Ausruhen ein Stück Baumstamm da hineingeschafft. Darauf setzt er sich jetzt, erschöpft und nach Luft ringend. Dann wuchtet er den Kumpel neben sich. Doch der kann sich nicht mehr aufrecht halten, rutscht vom Stamm, ist einer Ohnmacht nahe.

Wie einen Kranken bettet der Festmacher den Fiedler zu seinen Füßen. Nimmt ihm die Mütze ab. Läßt seinen Kopf zu Boden gleiten. Öffnet Jacke und Hemd. Mit der Mütze fächelt er ihm frische Luft zu. Der Fiedler bewegt sich nicht. Da streicht ihm der Festmacher mehrmals mit der mächtigen Rechten über den mit Haarnadeln gespickten Kopf. Das beruhigt. Endlich öffnet der Fiedler die Augen. Dankbar drückt er dem Festmacher die harte Faust. Er weiß: ‘Diese Faust hat mir das Leben gerettet.’

Allmählich kann der Festmacher wieder ruhiger atmen. Höchste Zeit! Das Flugzeug ist nur noch von fern zu hören. Und jetzt wird es wieder ganz still im Park.

Wie ein böses Ungeheuer giert der Hüne auf und ab vor dem Dornengebüsch. Immer wieder versucht er, sich in das

dichtverzweigte Gestrüpp zu zwängen. Das aber ist unmöglich, führt nur dazu, daß die Dornen das schwarze Leder aufschlitzen. Er kocht vor Wut. Schließlich sagt er sich: In dem Gestrüpp können die nicht sein, aber die können sich auch nicht in Luft aufgelöst haben. Irgendwo hier müssen die stecken! Fieberhaft sucht er umher. Bleibt stehen. Lauscht angestrengt in die Nacht. "Ich krieg euch!!", brüllt er. "Ihr Dreckskerle! Ihr Satanspest!!" Wild droht er mit riesigen rotknöcheligen Fäusten. "Ich bin Boxer. Ich schlag euch sämtliche Knochen kaputt in eurem verfilzten Leib. Ich krieg euch, ihr verdammten Wanzen! Wenn ich mit euch fertig bin, seid Ihr Rollstuhlfahrer!!"

Der Maler zittert. Wie ein Kind in Not greift er nach der Festmacherfaust.

Der Schmied hört den Hünen toben. Er überlegt, wie er helfen kann. Da kommt ihm eine Idee. Er läuft zu dem Mädchen auf der Bank, stellt sich ein paar Meter vor ihr auf. Bleibt ganz ruhig stehen. Kuckt sie ununterbrochen an. Und richtig: Nur ein paar Sekunden steht er so, da fängt die an zu schreien, als sollte sie gleich lebendig gebraten werden: "Rüdiger!", schreit sie, "Rüdiger!! Hilf mir!!"

Sofort nimmt der Schmied Reißaus. 'Das genügt', denkt er. Als der Hüne angestürmt kommt, ist er längst über alle Berge.

Der Festmacher durchschaut das Manöver. "Gut gemacht, Schmied", flüstert er. "Gut gemacht." Von weitem hört er die schrille Stimme des Mädchens. Der Hüne versucht, seine Freundin zu beruhigen. Die aber kreischt: "Ich will weg hier! Sofort will ich hier weg! Nie wieder geh ich mit dir in den Park! Nie wieder!!"

Der Festmacher wiegt den Kopf und grinst. "Wir habn 'n Kunden verlor'n", sagt er leise. "Aber auf so 'n Kunden kann ich verzichten."

Der Maler nickt und grinst zurück. Es ist wirklich erstaunlich, wie schnell der den Schock überwunden hat!

Sie bleiben noch eine Weile in ihrem Versteck. "Besser is

besser", raunt der Festmacher. Schließlich sagt er: "Mach deine Haarnadeln raus. Wir lassn unsere Mützn ersmal hier. Und wir gehn einzeln. Jeder für sich. So kann der Boxer uns nich wiedererkenn'n, wenn der hier noch rumspukn sollte. Wir treffn uns am Spielplatz. Ich geh zuerst und peil die Lage. Wenn ich in'n paar Minutn nich zurück bin, kommst du nach."

Der Maler nickt. Wieder grinst er.

Als der Festmacher den Spielplatz betritt, sitzt da schon der Schmied auf einer Bank. Sofort springt der auf und läuft seinem Freund entgegen. "Das war eng, wa?"

"Ja. Wie hast du die Puppe zum Schrei'n gekriegt?"

"Hab mich da nur man so hingestennt. Da hat se auch schon losgeheunt. Wie 'ne Sirene!"

Beide schuckeln.

"Gut gemacht!", lacht der Festmacher und klopft dem Freund auf die Schulter. Dann wird er ernst: "Der Fiedler muß noch 'ne Menge lern'n. Lehnt sich da aufn morschn Ast. Bis der bricht. Wenn der in Fahrt kommt, dreht der durch. Wilder Bock! Immer mit Vollgas. Schnell geil, schnell Schiß, schnell wieder alles vergessn!! Den nehm ich mir noch mal vor." Er kratzt herum in den Schnittlauchhaaren. "Na ja. Is ja nochmal gut gegangen."

"Ja. Ihr habt noch man vien Gend gespart."

"Wieso?"

"So 'n Ronnstuhn ist nich binnig."

Sie sehen sich an, Aug in blitzendes Aug. Mit Macht klat-schen ihre erhobenen Handflächen gegeneinander. Mit Wucht rammen sie sich die Linke in die Seite. Und dann platzen sie los. Wie Donner dröhnt Ihr Gebrüll durch den Park. Berstendes, befreiendes Lachen. Mit dem hopsenden Auf und Ab ihrer Schultern und dem hüpfenden Glucksen ihres Zwerchfells schütteln sie auch die Anspannung aus ihren Körpern. Und die Angst.

Der Maler kommt. Er lacht und winkt mit beiden Armen.

Nebeneinander, Festmacher in der Mitte, gehen die drei in

Richtung Hauptweg. Dabei hält der Festmacher dem Fiedler eine seiner kurzen markanten Reden. Am Schluß sagt er: "Schreib dir das hinter die Ohr'n!"

"Ja", sagt der Maler.

Nach einer Pause sagt der Festmacher: "Du mußt dich mehr zusammennehm'n, Fiedler! Du brauchst jemand, der dich an die Leine nimmt! Geh nich allein. Wart auf mich!"

Der Maler nickt.

Jetzt sind sie an einer der drei schönen gestifteten Bänke angekommen.

"Setz dich, Schmied. Und du, Fiedler, du holst ersmal unsere Mützn."

Da sitzen sie nun, die beiden Freunde, die Ellenbogen auf den Knien. Mit leeren Augen kucken sie stumm auf den dunklen Erdboden. Sie sind froh, daß auch diesmal wieder alles gut gegangen ist.

"Was wär der Park ohne dich!", quakt der Schmied. "Was wär ich ohne dich!" Er legt seinem Freund die Hand auf den Unterarm. Seine Gedanken wandern zurück zu der Erzählung des Festmachers über den Handtaschendieb. "Auch dem hast du's gegeb'n!"

"Wovon redest du?"

"Von dem Verbrecher, der hier Handtaschn geknaut hat."

"Ach so."

"Gut, daß du hier für Ordnung sorgst. Dasses wenigstens hier Gerechtigkeit gibt! Hier. Im Park. Und daß wenigstens hier kein Verbrecher ungestraft bneibt!"

"Ja."

Der Schmied denkt nach. Plötzlich sagt er, langsam, jedes einzelne Wort betonend: "Was machst du, wenn hier man ein Mord passiert? Hier. Im Park?"

"Red kein'n Scheiß, Mann!"

"Ich mein nur ... ich mein nur, *wenn*. Und wenn die Ponizei den Mörder nicht findet. Du findest den doch bestimmt."

"—."

“Was machst du *denn*?”

“—.”

“Na? Was machst du??”

Als der Festmacher noch immer nichts sagt, läßt der Schmied seine Frage durch beharrendes Schweigen anwortfordernd im Raum hängen.

Da sagt der Festmacher ruhig und bestimmt: “Denn treff ich mich mit dem.”

“Waas??”

“—.”

“Wo?”

“Am altn Anleger. Am See.”

“Ja und denn?”

“Da fällt der denn rein.”

Der Maler kommt. Schnell biegt er in den Weg. Grinsend winkt er mit den Mützen. Rasch setzt er sich zu den beiden. Am Schmied vorbeireichend übergibt er dem Festmacher dessen Mütze. Aus der Hosentasche kramt er Kamm und Haarnadeln hervor. Mit Sorgfalt kämmt er die langen, schwarzen Haare. Dann beginnt er, Haarnadeln zwischen den Wulstlippen und mit der Linken lange Strähnen in die Höhe hebend, seine Haare hochzustecken.

“Wahnsinn!”, grient der Schmied. “Wie so’ne Finmdiva.” Er schuckelt mit den Schultern. “Nur nich so hübsch.”

Lange sitzen die drei nebeneinander auf der Bank. Die Pause tut gut.

## Politiker

“Wißt ihr, was Spinnen machn wenn die gebumst habn?”, fragt der Schmied und nimmt so das Gespräch von vorhin wieder auf.

“Nee.”

“Das Weibchen frißt das Männchen auf. Jedenfanns machn das einige von den’n.”

Pause.

“Wenn ich meiner Alten schmeckn würde, die würde mich auch auffressn.”

Pause.

“Wißt ihr, daß Spinnen auch Ankohon trinkn? Jedenfanns, wenn se wenchn habn?”

“Nee.”

“Denn sind die richtig besoffn!” Der Schmied kratzt sich am Kopf. “Und denn spinn’n die fansch rum!”

Wieder Pause.

“Wie die Menschn”, sagt der Festmacher. “Nur die Menschn spinn’n oft auch falsch rum ohne Alkohol.” Er rülpst. “Seht euch die Politiker an. Was die sich zusamm’n spinn’n! Viele Politiker quatschn nur. Machn tun die nur wenig. Und Denkn tun die nur seltn – und wenn, denn meist nur an die nächste Wahl, nich an die nächste Generation.”

“Yes, sir”, ruft der Schmied. “Und auch die Wahrheit sagn die nur sentn.”

“Wahrheit”, sinniert der Festmacher und setzt seine Verkündermine auf, “Wahrheit, das is ‘ne Sache für sich. Ich hab das mal probiert.” Er spuckt. “Wenn ich meiner Mutter die Wahrheit gesagt hab, gab’s Prügel. Wenn ich meiner Altn die Wahrheit gesagt hab, gab’s Krach. Da hat’s bei mir geknackt. Da hab ich die Sache geändert. Da hab ich gelogn. Und da ging alles wie geschmiert. Ich sag euch, Wahrheit braucht immer zwei: ein’n der se sagt und ein’n, der se verträgt.”

Der Festmacher rückt die Mütze zurecht. Dann kommt er zurück auf sein Thema. “Viele Politiker quatschn nur. Auch von Demokratie quatschn se nur. Das is für die meist das, was se selber wolln. Was sagn die, wenn die Bürger was anderes wolln? ‘Der Bürger hat unsere Botschaft nicht verstanden.’ Oder: ‘Es ist uns nicht gelungen, unsere Botschaft deutlich zu machen.’ Arschlöcher!” Er macht eine wegwerfende Handbe-

wegung. "Daß ihre Botschaft Scheiße is, auf die Idee komm'n die gar nich. Kaum einer von den Typn geht mal hin zu den Bürgern und fragt: 'Leute, was wollt ihr? Was paßt euch nich?' Denn würdn se mal hörn, was Sache is. Daß viele von den Leutn die Schnauze voll habn. Von dem Mist, den die Politiker verzapfn. Von dem Schlamm und Dreck, mit dem se um sich schmeißn."

"Was die Leute wonn'n", sagt der Schmied, "ist auch nicht immer richtig."

"Okay. Aber die solln die Leute wenigstens anhörn. – Und warum schimpfn die auf die Leithammel links außn und rechts außn? Die tun doch nix anderes als sie selbst: suchn Wähler, wolln Macht, wolln das tun, was se für richtig haltn. Wer wählt denn schon Extremisten, wenn die großn Parteien vernünftig sind, wenn der'n Politiker ihre Schularbeitn machn und nich dauernd am Fenster rumsteh'n, ihre Federn spreitzn und mit Dreck um sich schmeißn? Ehrlich, mich kotzt das an!"

"Festmacher geht man wieder auf große Fahrt, wa? Anne Menschn machn Fehner. Ponitiker sind Menschn."

"Denn solln se sich auch so benehm'n! Aber die benehm'n sich wie Halbgötter. Wenn die sich besuchn, was für'n Hallas! Weiße Mäuse. Militärische Ehren – wenn ich das bloß hör! Festessen, Ausflüge. Die nehm'n sogar ihre Muttis mit. Schon mal überlegt, was das kostet? Und was da für Zeit ausfällt, in der se lieber arbeitn solltn? Da gib's nämlich 'ne Menge Arbeit. Aber was machn die? Die feiern sich selbst. Halt'n sich für die Größtn! Richtige, ehrliche Arbeit? Das überlassn se ander'n. Dem Volk. Mir, dir, dem Fiedler. Aber unser Geld ausgeben, das könn'n se. Das könn'n se besser als alles andre!"

"Schimpf nicht so vien. Was sonn die denn machn da obn!"

"Die sind nich da obn. Die stehn aufn Teppich. Genau wie wir. Was solln die machn? Drei Sachn solln die machn: Weniger Hallas, weniger Dreck, mehr Arbeit. Und die solln ihre Arbeit so machn, daß da auch was bei rauskommt. Seht euch die Welt an. Denn wißt ihr, was Politiker machn!"



“Du zienst scharf. Warum mußt du übertreibn?”

“Wer scharf zielt, sieht nur die Zwölf, nich die ganze Scheibe. Klar gibt’s auch gute Politiker, sonst wär’s ganz zappenduster. Aber ‘s gibt zu wenig gute und zuviel schlechte. *Das isses!*” Der Festmacher schürzt den Mund, zieht die Brauen hoch, hebt den Kopf, so als wollte er noch etwas sagen. Aber er sagt nichts.

“Nix geht ebn über Spanner!”, quakt der Schmied vergnügt. “Annes reine Engen!”

“Nu übertreib mal nich!”

“Hast du senbst gesagt, die reinstn Engen sind wir!” Der Schmied lehnt den Kopf zurück und lacht. Ihm ist so richtig wohl im Kreise seiner Freunde. Und so fährt er sich voller Behagen durchs krause Haar. Setzt sich aufrecht. Sieht mit lustigen, blitzenden Augen in den dunklen Park. Und dann stimmt er das Spannerlied an, das der Festmacher gedichtet und das er ‘vertont’ hat. Quakend singt er nach einer schwerfällig dahinstapfenden Melodie verbogener Noten:

*Der Affe kreischt, es furzt die Naus,  
Spanner schneichn aus dem Haus.*

*Sie suchn weder Has noch Hirsch  
Und trotzdem gehn sie auf die Pirsch.  
Keinem Wesn tun sie weh,  
Keiner Ente, keinem Reh.*

*Warum sie denn zum Jagn geh’n?  
Sie wonn’n nur man ‘n bischn seh’n,  
Wie andre ihre Nummern schiebn,  
Sich so recht von Herzn niebn.*

Der Maler juchzt vor Vergnügen. Er wischt sich über die Augen. Dann lacht er stumm vor sich hin. Ihm macht das alles einen Riesenspaß.

Da sagt der Festmacher: “Und denn stirbt das Lustgewinsel. Und denn senken sich die Pinsel.”

“Right!”, ruft der Schmied und klatscht sich übermütig auf die Schenkel.

Ja, die drei sind glückliche Spanner. Meist führt ein Spannerdasein in trostlose Einsamkeit; denn die meisten Voyeure jagen einzeln. Und auch Jäger und Beute existieren getrennt voneinander. Die Verbindung läuft nur über die Süchte des Spanners. Keine Wechselseitigkeit, kein Emotionsaustausch. Nur da, wo Spanner gemeinsame Sache machen, wird der Fluch der Einsamkeit durchbrochen. Da herrscht Brüderlichkeit. Und diese Brüderlichkeit ist ein hohes Gut. Ernst-hafte Konflikte werden vermieden. Was der andere sonst noch macht, außerhalb der Jagd, darum kümmert man sich nicht. Da lebt jeder vom anderen getrennt. Aber während des gemeinsamen Jagens, da gelten eherne Gesetze: gegenseitige Unterstützung und rüchhaltlose Aufrichtigkeit. Weh dem, der dagegen verstößt!

“Los Leute! An die Arbeit! Wir wolln noch mal was zu sehn kriegen.” Die drei stehen auf, recken und strecken sich. Dann weist der Festmacher die Richtung: Zum Hauptweg.

## FüÙe

Wohl zehn Minuten mögen sie gegangen sein, da bleibt der Festmacher mit einem Ruck stehen, streckt beide Arme aus, gebietet: Halt! Stumm weist er mit dem Kopf auf zwei FüÙe. Kaum sichtbar liegen die da am Wegrand. Versteckt unter Sträuchern. Fußspitzen nach oben. MännerfüÙe. Jemand anders wären die gar nicht aufgefallen. Die drei stehen um die FüÙe herum. Die bewegen sich nicht.

“He”, ruft der Festmacher, “was machst du da?”

... Nichts rührt sich.

“Hier is kein Schlafzimmer. Los Mann, steh auf!”

Als sich noch immer nichts rührt, tritt der Festmacher leicht gegen die rechte Fußsohle. Keinerlei Reaktion.

“Da stimmt was nich. Zieht den mal raus da aus’m Busch.”

Schmied und Fiedler ziehen an den Füßen. Doch immer wieder verhaken sich die Arme des Mannes im Gestrüpp.

“Deine Leine!”, herrscht der Festmacher den Maler an. Als der die Leine aus der Tasche zieht, sagt er: “Bind Äste und Zweige beiseite, daß wir den da rauskriegen ... Die rechts da, du Dösel!”

Wieder ziehen Schmied und Fiedler an den Füßen. Stück für Stück kommt ein sorgfältig gekleideter, älterer Mann zum Vorschein. Der war in die Sträucher gestürzt. Das bezeugen umgeknickte Zweige. Der Festmacher kniet nieder, lockert den Schlips des Mannes und knöpft den Hemdkragen auf. Rasch zieht er sich die Jacke aus, faltet sie zu einer flachen Nackenstütze und schiebt sie dem Mann unter’s Genick. Dann öffnet er dessen Jackett, beugt sich nieder, legt ein Ohr auf die linke Brustseite und lauscht. Er zieht die Mundwinkel nach unten und richtet sich wieder auf. Mit den Kuppen von Zeige- und Mittelfinger prüft er, die Augen schließend, ob noch Puls zu spüren ist in der Halsschlagader.

“Tot?“, fragt der Schmied.

Es dauert einige Zeit, bis der Festmacher antwortet. Schließlich schüttelt er den Kopf. “Nee. Ohnmächtig. Aber schon ganz kalt. Der hat da schon ‘ne Weile gelegen. Los, Fiedler, hol ‘ne Flasche Mineralwasser vom Waldschloß. Und bring ‘n Pappbecher mit.” Er langt in die Hosentasche. “Hier is Geld.”

Der Maler zieht die Schultern hoch.

“Was is?”

“Ich bleib lieber hier und helf dir.”

Der Festmacher ist nicht gewohnt, daß man seine Anordnungen nicht sofort befolgt. Aber er ist jetzt voll damit beschäftigt, dem Ohnmächtigen zu helfen. Da hat er keine Zeit für Zurechtweisungen. “Los, Schmied, mach du das.”

“Annes knar!” Der Schmied nimmt das Geld und rennt los.

“Ohne Kohlensäure!”, ruft der Festmacher ihm nach.

Ohne sich umzusehen, hebt der Schmied den linken Arm.

Der Mann stöhnt leise.

“Was fehlt dir?” Der Festmacher spricht langsam, laut und ruhig. “Wie könn’n wir dir helfn?” Er greift unter den Kopf des Kranken und hebt ihn etwas an. Für einen Augenblick öffnet der Mann die Lider. Starre, graue Augen fixieren den Helfer mit merkwürdig leerem Blick. Dann schließen sich die Lider wieder. Der Mann versinkt erneut in Ohnmacht.

“Los, pack an! Wir tragn den zu der Bank da.” Der Festmacher nimmt seine Jacke wieder an sich, zieht sie sich über, greift dem Ohnmächtigen unter die Achseln und gibt seinem Kumpel mit einem Kopfnicken das Zeichen, ebenfalls anzupacken. Der Maler geht in Kniebeuge und ergreift mit jeder Hand eine Ferse. Als der Festmacher nochmals nickt, richten die beiden sich langsam auf und heben den Mann in die Höhe. Der Mann ist schwer. Der Maler verspürt einen starken, stechenden Schmerz in seinem Rücken. Er stöhnt laut auf.

“Reiß dich zusamm’n, Mann!”

Schritt für Schritt schleppen sie den Ohnmächtigen zur Bank. “Diese Fiedler!”, schimpft der Festmacher, “könn’n grademal ihre gottsverdammte Fiedel hebn!”

Erneut stöhnt der Maler. Er hat fürchterliche Schmerzen. Endlich haben sie die Bank erreicht. “Ich muß einen Augenblick pausieren. Mein Rücken macht nicht mit.”

Der Festmacher verzieht den Mund und zieht die Pupillen unter die Lider. Dann streift er sich die Jacke von den Schultern und breitet sie aus auf der Bank.

“Geht’s jetzt?”

Als der Maler nickt, gibt der Festmacher mit einer Kopfbewegung das Kommando. Gemeinsam wuchten sie den Mann auf die Bank. Wieder stöhnt der Maler.

“Sieh nach, was der in sein’n Taschn hat. Hol alles raus!”

Als der Maler ihn fragend ansieht, sagt der Festmacher: “Der hat sicher Angehörige. Vielleicht müssn wir die benach-

richtign. Vielleicht findn wir auch was, womit wir dem helfn könn'n. Los, Mann, mach schon!"

Da kramt der Maler die Taschen aus. Zuerst die Jackentaschen, dann die Hosentaschen: Schlüssel, Taschentuch, Geldbörse, Kugelschreiber, Notizbuch, Brieftasche ...

"Notizbuch! Taschenlampe!"

Der Festmacher blättert. Er findet nichts, das ihm weiterhelfen könnte.

"Portjuchhe! Mehr Licht!" Einige Hundertmarkscheine, ein Fünfziger, ein paar Zehner, eine Quittung. Da, was is das? "Mehr Licht! 'N Rezept. Mann, Mann, Mann! So'ne Sauklaue! Kann ich nich lesn. So'n Doktor, der schreibt wie einer in 'ne Achterbahn. Kannst du das lesn?" Er reicht dem Fiedler das Rezept.

"Das Rezept ist ausgestellt auf den Namen Gerhard Müller."

"Stimmt." Der Festmacher inspiziert gerade die Brieftasche. "Das is der hier. Müller steht auch in sein'm Ausweis."

"Was steht drauf auf dem Rezept? Was braucht der?"

"Der braucht ..." Der Maler liest. Der Festmacher versteht ihn nicht.

"Deine Jacke! Los, zieh deine Jacke aus!"

Widerstrebend gehorcht der Maler. Sein Rücken braucht Wärme. Als er endlich aus der Jacke schlüpft, reißt sie ihm der Festmacher aus der Hand. Mit zugleich raschen und ruhigen Griffen breitet er sie aus über dem Ohnmächtigen. Dann setzt er sich neben ihn, korrigiert dessen Haltung, legt Kopf und Arme bequemer.

"Los, lauf zum Doktor! Zum Parkeingang. 'N paar hundert Meter links vom großn Denkmal. Und bring den Doktor mit."

Der Maler fürchtet sich davor, daß ihn der Arzt erkennen könnte. "Es ist fast Mitternacht. Der schläft längst."

Der Festmacher mißt ihn hart aus schräggestellten Augen. "Das is mir scheißegal. Klingel den raus! Klingel, bis der aus der Koje fällt. Oder schmeiß dem die Scheibn ein." Los, Mann, raus ab!"

Der Maler rührt sich nicht vom Fleck. Auf keinen Fall will

er in seinen Jagdklamotten außerhalb des Parks gesehen werden, schon gar nicht von einem Arzt, den er mitten in der Nacht aus dem Bett geklingelt hat.

“Worauf wartest du?“, zischt der Festmacher leise, “soll der hier erst krepieren?”

“Ich kenne den Arzt“, lügt der Maler. “Der mag mich nicht – und ich den auch nicht.”

“Du Arsch, du! Du gottsverdammter Arsch. Hier liegt einer und verreckt, und du willst dem nich helfen, weil du den Doktor nich magst!”

Da kommt der Schmied angerannt. Er pustet und keucht. In einer Hand hält er eine Flasche Mineralwasser, in der anderen einen Pappbecher. Er ringt nach Luft.

“Schenk den Becher halbvoll und gib ihn mir.“ Der Festmacher hebt den Kopf des Mannes, öffnet mit Daumen und Zeigefinger dessen Mund einen Spalt breit und läßt aus dem etwas zusammengefalteten Becher Wasser über die Zunge rinne. Der Mann schluckt. Noch etwas Wasser. Wieder schluckt der Mann. Und noch ein drittes Mal.

Der Riese reißt dem Zwerg das Rezept aus der Hand. Stößt es dem Schmied vor den Bauch. “Hier! Das is ‘n Rezept. Renn zum Doktor um die Ecke. Klingel den raus. Und bring ihn mit. Sag ihm, es geht um Lebn oder Tod.”

“Annes knar!“, keucht der Schmied, macht auf dem Absatz kehrt und rennt los.

Dem Maler ist zumute, als habe er einen schlimmen Verrat begangen. Er weiß: Das wird der Festmacher nie vergessen, das wird er mir nie verzeihen. Er ist verzweifelt. Zitternd dreht er sich zur Seite. Seine Augen suchen die des Festmachers. Der aber starrt geradeaus.

“Tut mir leid“, krächzt der Zwerg mit einem Anflug ungeheurer Verlassenheit in Gebärde und Stimme und mit einem Gesicht, in das jetzt die Angst kriecht. “Tut mir sehr leid ... Ich hätte gleich zum Arzt laufen sollen ... Ich will gerne helfen ... Aber ...”

Der Festmacher sagt nichts. Mit zusammengezerzten Brauen und fest verschlossenem Mund kehrt er dem anderen hartes Schweigen zu.

Plötzlich erinnert sich der Festmacher an die erste Begegnung, an das erste Mal, das er dem neuen Fiedler auf dem erleuchteten Kiesweg ins Gesicht gesehen hatte. Ganz deutlich sieht er nun das Gesicht vor seinem inneren Auge, in allen Einzelheiten. Und dann erinnert er sich an das große Bild, das er heute auf dem Weg zum Park in einem hell erleuchteten Schaufenster gesehen hat – an den elegant gekleideten Herrn mit den langen, gepflegten schwarzen Haaren. Unter dem Bild stand in großen Buchstaben: ‘Ein weltberühmter Bürger unserer Stadt.’ Der Festmacher kneift den Mund zum Strich. ‘Weh ihm! Weh ihm wenn er lügt!!’

Nochmals flößt der Festmacher dem Mann etwas Wasser ein. Als der wiederum schluckt, versucht er das abermals. Doch nun schluckt der Mann nicht. Da hört er auf damit und läßt dessen Kopf langsam auf die Bank sinken. Er beugt sich hinunter. Den Mund nah am Ohr des Ohnmächtigen, sagt er langsam, laut und bestimmt: “Wir helfen dir.” So als wäre es ein alter Freund, fügt er hinzu: “Hab keine Angst. Der Doktor kommt gleich. Es wird alles wieder gut.” Er legt einen Arm um die Schulter des Ohnmächtigen und ordnet mit der freien Hand die Jacken so, daß sie die kühle Nachtluft abhalten. “Wir machn das schon.”

Plötzlich öffnet der Mann die Augen, sieht den Festmacher an. Ein schwerer, müder Blick. Voller Dankbarkeit.

“Du bist herzkrank?”

Der Mann nickt, ganz schwach.

“Das Rezept in deinem Portjuchhe, is das richtig?”

Wieder nickt der Mann.

“Wir holn den Doktor. Der kommt gleich. Solange mußst du noch durchhalten.” Ruhig und bestimmt sagt er wieder: “Wir

machen das schon.”

Der Kopf des Mannes sinkt zur Seite.

“Renn, Schmied! Renn!!”, murmelt der Festmacher. Dann holt er tief Luft. Schließlich flüstert er, so als wäre der Schmied noch immer da: “Und bring den Doktor mit.”

Die dumpfe Stille der Nacht wirkt auf einmal sehr bedrückend. Kein Lüftchen regt sich. Kein Laut ist zu hören. Der ganze Park scheint ohnmächtig zu sein.

Warten! Warten auf den Schmied. Die Zeit verrinnt. So langsam.

Wieder fächelt der Festmacher dem Mann frische Luft zu. ‘Hoffentlich is der Doktor zu Haus’, denkt er. ‘Hoffentlich is das ein Mensch! Ein Mensch, der hilfsbereit is. Der mitkommt. Dem sein Schlaf nich wichtiger is, als ein’m andern Menschn das Lebn zu rettn!’

Minuten werden zu Stunden. Der Festmacher richtet sich auf, hebt den Kopf, dreht und wendet sich, reckt den Hals, späht angestrengt in die Nacht. ‘Schmied, wo bleibst du?’

Bbuommm, bbuommm, bbuommm, ... aufdringlich laut dröhnt die Kirchturmglöcke durch den stummen Park. Durch einen Park, der den Atem anhält. Zwölfmal. Mitternacht. Wie von einer Totenglocke kommt das Dröhnen dem Festmacher aufeinmal vor. ‘Schmied, Schmied, wo bleibst du??’

Wieder versucht der Festmacher, dem Mann etwas Wasser einzufloßen. Aber es gelingt ihm nicht. Das Gesicht des Ohnmächtigen wird aschfahl. Der Kopf rollt zur Seite. Es sieht so aus, als ob der Tod nach ihm greift.

‘Schmied ... Schmied!!’

Eine Ewigkeit ...

Da!! Ein Licht, zwei Lichter! Da kommt ein Auto! Auf dem Hauptweg kurvt es lang, sehr schnell. Biegt schleudernd um die letzte Kurve. Schießt auf die Bank zu. Kommt auf dem Kies rutschend und knirschend zum Stehen. Heraus stürzen Schmied und Arzt. Als der an der Bank angelangt ist, ruft er: “Mein Gott, das ist ja der Gerhard!”



“Sie kenn’n den?”

Während der Arzt mit hastenden Händen eine Spritze aufzieht, sagt er: “Ja. – Vorhin, auf dem Rezept, da hab ich nur was von Müller gelesen. Davon gibt’s ‘ne Menge. Aber der hier, das ist ein alter Freund von mir.” Fliegende Finger reinigen Haut. Umklammernde Fäuste stauen Blut. Rasch holt der Festmacher die Taschenlampe hervor und leuchtet dem Arzt. Der führt die Nadel ein, drückt lebensrettende Flüssigkeit in die schlaffe Vene.

Alle vier starren auf den Ohnmächtigen. Der rührt sich nicht. Minutenlang nicht. Dann stöhnt er leise und bewegt den Arm. Die Spritze beginnt zu wirken.

“Sie haben dem Herrn Müller das Leben gerettet”, sagt der Arzt aufatmend. “Wo haben Sie ihn gefunden?”

“Der lag da im Busch. Wir hab’n ihn da rausgezogn und hierher gebracht.”

Mehrmals mühsam Luft holend, erwacht der Mann. Aus dunkler Geisterwelt zurückgekehrt, öffnet er die Lider. Er sieht den Arzt. Lächelt. “Vielen Dank”, flüstert er kaum hörbar, “vielen herzlichen Dank!”

“Denen da muß du danken. Diesen drei Herren da. Die haben dir das Leben gerettet.”

“Vielen Dank, meine Herren ... vielen, vielen Dank ... Ich weiß gar nicht ... was ich sagen soll, ... wie ich Ihnen danken soll. Ich ...”

“Sei still”, sagt der Festmacher. “Ersmal wieder auf die Beine komm’n! Wir hab’n nix Besonderes gemacht.”

Da erinnert sich der Mann an diese feste, ruhige Stimme. Sie hatte ihm Mut gemacht, als er sich bereits anschickte, diese Welt für immer zu verlassen. Wie durch eine dichte, schwere Nebelwand hatte ihn die Stimme während seiner Bewußtlosigkeit erreicht und in den kurzen Halbwachperioden dazwischen. Auch jetzt beruhigt sie ihn. Er gehorcht ihr sofort.

“Ich würde gerne Ihre Namen und Anschriften haben”, sagt der Arzt. “Ich bin sicher, Herr Müller wird sich bei Ihnen noch

besonders bedanken wollen. Zwei Jahrzehnte war er Chef in unserem Polizeirevier. Er hat vielen Menschen geholfen, und er weiß Hilfe zu würdigen wie kaum ein anderer. Jetzt ist er pensioniert. Sein Hobby ist der Park. Hier verbringt er viele Stunden. Aber er sollte nicht allein in den Park gehen. Das hab ich ihm schon oft gesagt.”

Der Kranke lächelt schwach und flüstert: “Bitte um Nachsicht. Meine Frau ist verreist. Aber ich wollte so gern in den Park. Ich...”

“Nu machn Se mal!”, ruft der Festmacher. “Nu sehn Se mal zu, daß Sie mit dem ins Warme komm’n. Der is völlig ausgekühlt. Los, los, fahrn Sie den Mann sofort nach Hause. Ich komm mal vorbei in Ihre Praxis und geb Ihnen mal unsere Nam’n.”

Erstaunt hebt der Arzt den Kopf und wendet ihn dem großen Mann mit der schwarzen Schiffermütze zu. Sekundenlang blickt er in die klaren harten Augen. Fast körperlich fühlt er die starke Ausstrahlung des anderen. Widerspruchslos beugt er sich einer starken Persönlichkeit, blickt zu Boden und wendet sich ab. Auch der Kranke nickt ergeben Zustimmung.

In dieser nächtlichen Stunde zählen nur die Weisheit und die Kraft, die aus dem Herzen kommen.

Der Arzt greift seinem Freund stützend unter den Arm. Der Festmacher springt hinzu und hilft, den Kranken zum Auto zu bugsieren. Der Schmied läuft voraus, öffnet die Beifahrertür und schiebt den Sitz so weit wie möglich nach hinten. Dann helfen die drei dem Kranken in den Wagen.

Bevor der Arzt einsteigt, sagt er: “Haben Sie sehr, sehr herzlichen Dank! Ich wünschte mir, es gäbe mehr solche Männer!” Er nimmt Platz, schließt die Tür, startet und wendet den Wagen. Dann steigt er nochmals aus und ruft: “Ihr seid großartige Menschen, ihr drei! Wirklich ganz großartig!!” Zum Riesen gewandt fügt er hinzu: “Bitte vergessen Sie nicht, bei mir vorbeizukommen!”

Der Festmacher tickt mit dem Zeigefinger an den Mützenschirm.

Da fährt der Arzt davon.

Die drei Spanner sehen dem sich rasch entfernenden Auto nach. "Noch mal Glück gehabt!", sagt der Festmacher. "Bin froh, daß alles geklappt hat." Er wendet sich nach links: "Gut gemacht, Schmied!" Seine Mütze zurechtrückend, sieht er aus den Augenwinkeln nach rechts, hinüber zum Fiedler. Aber er sagt nichts.

Zerknirscht starrt der Maler auf seine schwarzen Schuhe. Mit einem Ausdruck jammervoller Zerbrochenheit.

"*Du* warst doch der große Meister!", ruft der Schmied, "Festmacher weiß immer, wo's nang geht! *Dir* hat der sein Neben zu verdankn." Er fährt sich mit dem Handrücken über den Mund. "Kein Mensch hätte den überhaupt gefundn, da unter'm Busch. Und denn die Idee mit Rezept und Doktor!" Der Schmied sieht hinauf zu seinem großen, dicht neben ihm stehenden Freund. Dann macht er "Jupp!" und quakt: "You are the greatest! Du kriegst jedes Ding in'n Kasten. Wahnsinn!" Er verbeugt sich: "Festmacher for President!"

Den Festmacher rührt das nicht: "Ich geh mal pinkeln."

Der Maler ist verzweifelt. Leise stöhnt er auf. Mit einem tiefen Atemzug zieht er die Schirmmütze in die Stirn. Dann wendet er sich dem Schmied zu. Eigentlich mehr, um überhaupt etwas zu sagen, fragt er: "Wieso sprichst du Englisch?"

"War man mit 'ner Amerikanerin vernobt."

"In die Brüche gegangen?"

"Nee ... Gestorbn ... Tödnich verungnückt." Der Schmied ist plötzlich wie angefaßt. Er dreht sich ab, so, daß der andere sein Gesicht nicht sehen kann. Hilflös zuckt er mit den Schultern, läßt in tiefer Traurigkeit den Kopf sinken.

"Tut mir sehr leid!"

Der Schmied nickt. Er ist dankbar für die Anteilnahme. Niemals wird er dieses Mädchen vergessen. Nie! Stockend sagt er, ganz leise, unterbrochen von ruckartigem Einatmen, das wie

Schluchzen klingt: "Manche Männer ... geh'n von einer Frau zur andern ... immer weiter ... bis sie bei einer bneibn, die sie begräbt ... Ich hatte eine Frau gefundn, bei der wär ich gebniebn ... Ewig." Er schüttelt den Kopf ... "Aber ans sie tot war, durfte ich sie nicht man begrabn ... Ihr gehört mein Herz ... Immer weiter ... Bis ich tot bin ... Und andere mich begrabn."

Der Zwerg ist tief bewegt. Er stellt sich auf die Zehenspitzen und legt dem Schmied den Arm um die Schulter, zieht ihn zu sich heran. Nie zuvor hatte ihn ein solches Mitgefühl erfaßt. In seinem ganzen Leben hatte er niemals wirkliche Liebe erfahren – und er hatte niemals wirkliche Liebe geben können. Der Schmied hat Saiten in ihm zum Klingen gebracht, von denen er nicht einmal ahnte, daß sie existieren. Ein warmer Strom der Zuneigung erfüllt ihn. Für ihn steht der Schmied an einem anderen Ufer – an einem Ufer, nach dem er sich zeitlebens gesehnt hatte. Plötzlich empfindet er dem Schmied gegenüber so etwas wie innige Zuneigung, ja, wie brüderliche Liebe. "Wohnst du allein?"

Der Schmied nickt.

"Ist das nicht sehr einsam? Ich meine, so ganz allein in der Wohnung. Immer so ganz allein zu leben?"

Dem breiten Mund entringt sich Seufzen, diese besondere Form des Atmens. Tränen füllen die sonst so lustigen Augen. Der Schmied zieht die Mundwinkel nach unten und zuckt hilflos mit den Schultern ... "Was heißt annein? ... Viene Neute neben zu zweit und sind annein ... Ich bin nicht einsam ... ich hab gute Freunde ... Den Festmacher ... Und ... dich."

'Ja', denkt der Maler, 'der Schmied! So viel Gutes trägt sich selbst.' Dieser einfache Mann ist für ihn zu einer Art Idol geworden. Ein in sich selbst Ruhender, Unverfälschter, ja, ein Unverfälschbarer. Sich selber aber sieht er als etwas Unreines, als einen mißratenen Zwitter, als eine Mißgeburt voller Gegensätzlichem, voller Zerrissenheit und voller äußerer und innerer Häßlichkeit.

Das aber stimmt so nicht ganz. Auch im Maler wirkt Gutes. Als Gegenpol zum häßlichen Gesicht und zum verunstalteten Körper, bei dem die Natur kaum mit Abstoßendem gespart hat, schenkte sie ihm eine viele Menschen beglückende kreative Ausstrahlung allerhöchsten Ranges. Das ging bei ihm wohl nur, indem Gutes, Böses und Triebhaftes hart miteinander gemischt wurden, und indem Reines, Unreines und Abscheuliches ständig umeinander kreisen müssen.

“An die Arbeit!”, ruft der zurückkehrende Festmacher. “Höchste Zeit, daß wir mal wieder was zu sehn kriegn. Wir gehn getrennt. Ich und der Schmied, wir gehn links rum. Du gehst rechts rum. Wir treffn uns”, der Festmacher sieht auf seine Armbanduhr, “gegen halb zwei bei der großn Rotbuche.”

## Ganz Tier

Der Mond entschwindet hinter dunklen Wolken. Wie nahendes Unheil schweben sie über dem Park. Geduckt, mit hochgezogenen Schultern und eingezogenem Kopf schleicht und schlängelt der Maler durch die Büsche.

Er ist erleichtert, weil jetzt aufflammendes Jagdfieber einen radikalen Stimmungswechsel herbeischleudert. Nach einigen Minuten verläßt er, immer unruhiger, immer erregter, wie eine vom Hunger gequälte, aufgeregte umherschnüffelnde Ratte, das Gebüsch und huscht hinaus auf einen schmalen Pfad. Den kennt er von vielen Pirschtouren mit dem Festmacher. Nur wenig vor ihm verliert sich der Pfad in stockdunklem Nichts. Einen Steinwurf weit schleicht er den Pfad entlang. Dann biegt er ab nach rechts, verschwindet wieder im Gestrüpp. Alle Zerknirschtheit, alle Anteilnahme, all seine anderen Ichs – wo sind sie? Sie sind weg, einfach weg!! Den Maler steuern seine Säfte. Er ist ganz Tier.

Unwiderstehbar treibt den Buckligen eine dunkle Macht. Immer weiter. Vorwärts! Geilheit brodeln empor wie eine auf-

gischende Welle am Fels. Vorwärts!!

Da! Was ist das? Hat da nicht ein Mädchen gestöhnt? Oder waren das schon wieder seine flatternden, sich verselbständigenden Sinne?

Nein! Da ist es wieder, das Stöhnen. Lauter jetzt und von keuchendem Atmen begleitet.

‘Vielleicht ist das der Engel? Dieser verfluchte, dieser gottsverdammte Engel!! Ich muß ihn loswerden. Ich muß ihn aus dem Weg schaffen!’ Das hat er nun schon oft gedacht. Er zuckt zusammen. ‘Wenn ich leben will, muß der Engel sterben! Ich *muß* ihn töten!!’ Dieser Entschluß ist das Kind seines Leibes *und* seines Kopfes. Er ist der irre Versuch eines Verzweifeln-*den*, seine Welt wieder in Ordnung zu bringen.

Langsam schiebt er sich vorwärts. Mit enormer Kraftanstrengung bremst er, wie eine jagende Raubkatze innerlich zitternd, überschüssiges Temperament. Auf keinen Fall will er wieder Fehler machen. Er konzentriert sich auf jede seiner Bewegungen. Immer weiter dringt er vor, mit den Füßen vorsichtig die Bodenoberfläche prüfend und mit den Händen behutsam Zweige beiseite schiebend. Ganz langsam. Immer weiter. Schritt für Schritt. Immer weiter in die Richtung, aus der das Stöhnen kommt.

Jetzt schimmert Licht durch kahler werdende Büsche. Es kommt von einer Laterne am Weg. Das Herz macht einen Sprung. Ein Liebespaar! Und nun hämmert das Herz, als wollte es die Rippen zerbrechen. In den Eingeweiden flattert es und kreischt wie tausend aufgeschreckte Fledermäuse. Halbnackt liegen die beiden da.

Dichter ran!

Der Rock der Frau ist hochgerutscht. Ihre nackten weißen Schenkel sind weit geöffnet. Ihre weißen Arme umschlingen den noch bekleideten Oberkörper des auf ihr liegenden Mannes. Dessen nackter heller Hintern ist in unablässiger Bewegung. Gespenstisch leuchtet alles Nackte im fahlen Licht der Laterne. Ein unwirkliches Bild. Noch lauter stöhnt das Mäd-

chen. Ganz merkwürdig kontrastiert das Weiß der Körper gegen das Schwarz der Decke, die die beiden als Unterlage auf dem Waldboden ausgebreitet haben.

Vorwärts!!

Im Buckligen tanzen, wogen und wirbeln archaische Akteure. Sie zwingen ihn näher, immer näher an das aufpeitschende Bild. Nur noch wenige Meter ist er von dem Paar entfernt. Die Verzweigung der Büsche wird spärlicher. Er ist nicht mehr vor den Blicken der beiden geschützt, sollten sie sich einmal umschauchen. Da erinnert er sich an etwas, das der Festmacher ihn gelehrt hat: er legt sich flach auf den Boden, schiebt mit beiden Händen feuchte Walderde zusammen und bestreicht damit sein Gesicht.

Nun fühlt er sich sicher.

Er robbt näher heran an das sich liebende Paar. Noch näher. Jetzt könnte er die weißen Schenkel des Mädchens fast berühren. Das Kinn auf übereinander getürmte Fäuste gestützt, saugt er mit glitzernden, weitaufgerissenen Augen das Erjagte in sich hinein. Eine schneeweiße Haut hat das Mädchen. Und kurze schwarze Haare. Von hämmerndem Herzen gepeitscht, rauscht Blut durch den Körper des Buckligen wie Wildwasser nach gnadenlosem Unwetter. Es gurgelt durch die Adern, dröhnt in den Ohren, rebelliert in den Schläfen, steift den Muskel und das Fleisch. Plötzlich dreht er sich auf die Seite. Sein Keuchen mit dem Stöhnen des Mädchens vermischend, beginnt er, steif wie ein Dolch, zu onanieren. Völlig von Sinnen starrt er dabei unentwegt auf das Schauspiel dicht vor sich. Bis er zitternd und zuckend den Höhepunkt erreicht.

Einen Augenblick lang bleibt der vom Trieb Erlöste erschöpft liegen. Dann schiebt er sich, Stück für Stück, rückwärts. Schließlich richtet er sich gebückt auf. Blickt noch einmal zurück. Dann schleicht er sich davon.

Als er schon eine ganze Strecke von dem Paar entfernt ist, flüstert er: "Das war was!" Und er denkt: 'Da lohnt es sich, die Dinge in Kauf zu nehmen, die ich nicht so mag.' Jetzt hat er

eine kleine Quelle erreicht. Er kniet nieder und beugt sich über das klare, kühle, glucksend davonfließende Wasser. Mit beiden Händen wäscht er Erde vom Gesicht. Dann trocknet er sich ab mit seinem Taschentuch. 'Das mach ich mal wieder', nimmt er sich ganz fest vor. 'Warum müssen die anderen immer dabei sein? Nächstes Mal geh ich allein.'

Das ist gefährlich! Denn wenn seine Emotionen explodieren, verkleistern Angst und Geilheit die Vernunft. Dann tanzt der Teufel zu Tisch. Wer aber mit dem Satan soupiert, der braucht inneren Abstand. Wer den nicht hat, dem wird's schnell zu heiß. Dem sieden die Sinne, dem schmilzt das Gewissen. Dem kocht der Kopf, dem brodeln die Hoden. Der steigt über Zäune. Der wird blind und taub gegen Gefahr und Gesetz.

Im Buckligen ist es wundersam ruhig geworden. Wohltuende Wärme breitet sich aus, erfaßt Körper und Seele. Wie eine Schneeflocke, so sinkt der Rest der Erregung taumelnd und schaukelnd zu Boden, landet, sich auflösend, in den Gefilden eines anderen Ichs. Suchend ersehnen Sinne Sanftheit und Stille.

Mit gesenktem Kopf und auf dem Rücken verschränkten Armen schreitet der Maler der riesigen Rotbuche entgegen. Er ist glücklich. Und er ist zufrieden. Endlich war alles perfekt. Endlich hat er alles ganz allein geschafft. 'So ein bißchen', denkt er, 'ist das wie bei der Vollendung eines Kunstwerks, wenn am Ende alles stimmt, wenn Erschöpfung, Erfüllung und Dankbarkeit gegen Gott die zufriedene Seele wiegen.'

Als er bei der Rotbuche eintrifft, ist vom Festmacher und vom Schmied noch nichts zu sehen. So setzt er sich auf eine Bank.

Seine Augen starren geradeaus. Wie die Augen eines hölzernen Heiligen in einer Prozession. Wie die toten Augen, die über die Köpfe der tragenden und verehrenden Gläubigen hinweg mit rundem Schwarz und ovalem Weiß unentwegt und unbewegt ins Leere starren. Es wäre absurd, im Maler einen



Heiligen sehen zu wollen. Aber wohnt nicht letztlich in allem, was die Schöpfung hervorgebracht hat, irgendwo auch etwas, das wir als heilig bezeichnen könnten? Und wenn dem denn so wäre, müßte dann nicht auch im Maler irgendwo Heiliges zu finden sein?

Da ist etwas in ihm, das sehnt sich nach reiner Vollendung als Mensch und als Künstler. Und da ist etwas, das sehnt sich nach Vergebung, nach Buße, nach Gott. Aber auch der Teufel ist in ihm zuhaus. Der drängelt ihn an Abgründe. Der schreit, hüpf und tanzt. Der läßt die Triebe triumphieren. Und der haßt den Engel: 'Wenn du dein Leben genießen willst', flüstert der Teufel, 'wenn du deine Kreativität zu voller Blüte bringen willst, dann muß der Engel sterben! Er hat dich um deine Schaffenskraft gebracht. Er hat dich in den Abgrund gestürzt. Vergiß das nie!'

Der Maler schüttelt sich. Er will den Teufel nicht. Langsam neigt er sich vornüber, stützt die Ellenbogen auf die Knie und nimmt den wirren Kopf in beide Hände. Ein dunkles Tor in seiner Seele öffnet sich. Scheu tritt er ein. Schemenhaft zuerst, dann deutlicher und kräftiger werdend, schweben Darsteller auf die innere Bühne. Noch im Nebel seiner Dumpfheit beginnen sie unmerklich ihre Tänze. Sie wehen, wogen und winken. Allmählich ziehen sie seine Aufmerksamkeit auf sich, und schließlich dominieren sie seinen Geist.

Der Maler blickt in sein Innerstes. Dort sieht er die Gestalt des Physikers, noch schemenhaft, in geisterhaften, dünnen Gedankennebeln, dann auch die des Schmieds. Er hört sie flüstern. Hört ihr Fordern nach mehr Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit. 'Freilich', beginnen seine eigenen Gedanken sich zu formen, 'wir leben in einer verlogenen und verbogenen Vorstellungswelt. Unser tägliches Leben ist voller eingeübter und ausgehöhlter Verhaltensweisen. Wir ertrinken in einer Flut sinnentleerter Rituale, Worthülsen und Sprachfloskeln. Das Denken und Empfinden vieler Menschen wird bestimmt von ungeprüften Vorurteilen. Der Schmied, dieser gute Kerl, hat

recht: zu viel Verlogenheit, zuviel Getue.'

'Was ist das für eine Gesellschaft! Auf der einen Seite befiehlt sie jungen Männern, das Handwerk des Tötens zu erlernen, lehrt sie, wie man mit möglichst geringem Aufwand möglichst viele Menschen verletzt, verkrüppelt, umbringt, wie man horrende Massenvernichtungswaffen mit maximalem Nutzeffekt einsetzt. Auf der anderen Seite fühlt sich die gleiche Gesellschaft verpflichtet, eben diese jungen Männer zu schützen vor dem Anblick eines Koitus, etwas Natürlichem, Schönem, etwas, dem wir alle unser Leben verdanken. Auf der einen Seite schickt diese Gesellschaft Menschen mit Gott in den Tod, auf der anderen zwingt sie hoffnungslos kranke Sterbewillige mit teuflischer Technik, am Leben zu bleiben, versagt ihnen einen Tod in Würde.'

Der Maler schüttelt sich. 'Was, in Gottes Namen, sind das für Kräfte, die diese überformalisierte, übermoralisierte, überverlogene Welt geschaffen haben? Diese Welt, in der Sport zum bitteren Kampf geworden ist, in der das Kommerzielle, das Laute, das Gewalttätige dominieren? In der Kunst und Wissenschaft Anliegen eines viel zu kleinen Zirkels sind? In der immer mehr Menschen das natürliche Lustgefühl von Geist und Körper verlieren und im Begriff sind, das Lachen zu verlernen? Was sind das für Kräfte, die alles und jedes gesetzlich regeln wollen? Für die eine Erziehung zu gehorsamen Untertanen ein hohes Ziel ist? Aus Lust machen sie Pflicht, aus Freude am Leben Forderungen des Lebens. So wird aus Sinnerfüllung Sinnentleerung!'

Der Maler springt auf. Erregt zockelt er auf und ab vor der Bank. 'Diese Kräfte müssen wir entlarven! Sie müssen verschwinden!!' Es dauert eine Weile bis die Stichflamme des Zorns verlöscht, bis er wieder ruhiger wird. Ausatmend sackt er auf die Bank.

Langsam schwebt erneut die Gestalt des Schmieds auf die Bühne seines Gedankentheaters. Leuchtend steht er da, der Schmied, diese kreuzehrliche, kristallreine Seele. 'Vollkom-

men recht hat der Schmied! Der Liebesakt ist in sich völlig rein. Und daß es einem beim Liebesakt – und beim Zusehen – heiß ums Herz wird, Leidenschaft auflodert, auch das entspricht unserer Natur. In letzter Konsequenz wurzelt alle Kunst in der Erotik. Generationen von Malern haben sich in der Darstellung nackter Menschen und oft auch in, zumindest angedeuteten, Liebesakten verewigt. Wo Nacktheit, ja Geilheit im Gewande der Kunst auftritt, da glauben die Moralapostel, das vertreten zu können. Diese Pharisäer, diese verabscheuungswürdigen Heuchler! Warum können nicht auch wir, wie andere Kulturen, Sexualität als das sehen, was sie wirklich ist: etwas ganz und gar Natürliches?

Sexualität ist das Herz allen Lebens. Die Natur hat sie aller normalen Kreatur tief in ihr Wesen eingepflanzt. Wer die Sexualität tabuisiert, wer sie mit Drohungen und Angst beschädigt, wer sie mit Schuld belädt, der verformt den Menschen. Der vergiftet seine Seele, der verfremdet seine Liebe, der krümmt seinen Rücken.

Ich verstelle niemandem den Weg in eine unnatürliche Sexualitätslosigkeit. Ich billige jedem seine eigenen Besonderheiten zu. Aber auch ich beanspruche das Recht auf einen eigenen Weg. Das Recht auf mich selbst. Keiner Gruppe darf erlaubt werden, den eigenen Geschmack, die eigenen Maßstäbe zu Richtlinien für alle anderen zu erklären. Keiner Gruppe darf gestattet sein, die ihr gemäßen Verhaltensweisen anderen aufzuzwingen. Genau das aber ist immer wieder versucht worden. Und das wird versucht bis auf den heutigen Tag. Hier beginnt Anmaßung. Hier beginnt Vermessenheit!

In unserer Gesellschaft gilt es eher als fein, strenge moralische Maßstäbe anzulegen.' Der Maler schmunzelt: 'Der Schmied würde jetzt sagen, 'jedenfanns nach außn'. Er schüttelt den Kopf: 'Hier wird Schindluder getrieben mit dem schlechten Gewissen, das bestimmte Gruppen den Menschen immer wieder einreden, ja einpflanzen von Jugend an. Ich for-

dere mehr Raum für die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit! Warum sind die Prediger übertriebener Zwänge und Enthaltensamkeiten so lange geduldet worden? Obwohl das, was sie predigen, aller Natur zuwiderläuft? Obwohl sie keinen überzeugenden Grund für ihre Forderungen ins Feld führen können?

Der Maler schüttelt den Kopf. Leise sagt er: "Wer eigentlich sind denn hier die Außenseiter?" Und er beantwortet seine Frage in Gedanken: 'Es sind die Prediger unnatürlicher Enthaltensamkeit! *Sie* müssen kritisiert werden. Ihre Vorstellungen, ihr Verhalten, ihre Zielsetzungen: all das ist wider das Leben, wider die Natur, wider die Schöpfung. Wir dürfen nicht länger dulden, daß sie ihre Außenseiterrolle ummünzen in die eines Wächters'.

Stumm nickt der vom Schicksal Begnadete und Geschlagene vor sich hin. 'Freilich', formen sich weitere Gedanken, 'freilich, das Sich-Befreien aus gesellschaftlichen Zwängen und Fesseln birgt Risiken. Es erfordert Stärke. Nicht selten führt es in die Vereinsamung.'

Der Maler steht auf. Er dehnt den verunstalteten Rücken, geht ein paar Schritte vor der Bank auf und ab und rollt die Schultern. Dann setzt er sich wieder. Und schon taucht er erneut ein in das Theaterspiel seiner Gedanken: 'Wenn mehr Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit Einkehr halten sollen, dann muß das Recht auf den eigenen Weg einen höheren Stellenwert erhalten. Überall da, wo anderen kein vermeidbarer Schaden zugefügt wird, muß Freiheit herrschen – Freiheit in den Möglichkeiten, sich zu entfalten und sich zu sich selbst zu bekennen! Ungezählte Menschen wurden und werden gezwungen, in Abhängigkeit, Unfreiheit und Unrecht zu leben. Über Millionen von Jahren waren die weitaus meisten Menschen Knechte: Willkürobjekte von Hordenführern, Leibeigene von Herren, Unterworfenen von Fürsten, Königen und Priestern. Sie waren eine Sache, ein Gegenstand der Interessen Mächtiger. Sie wurden ausgebeutet von Dienstherren. Sie wurden drangsaliert von weltlichen und religiösen Vorschriften

und von vielen bösen Drohungen. Es ist an der Zeit, den gebeugten Nacken aufzurichten!

“Da!”, raunt der Schmied und zupft den Freund am Ärmel, “da sitzt der Fiedner und träumt.” Er lacht leise. “Der träumt bestimmt, er ist Paganini!” Die beiden gehen auf den Träumer zu. Erst im letzten Augenblick, als sie schon fast die Bank erreicht haben, auf der er so einsam und so völlig in sich versunken sitzt, schreckt der Maler hoch aus seinen Gedanken.

“Grüß Gott, Herr Paganini”, quakt der Schmied und grient. Der Fiedler bringt ein gequältes Grinsen zustande.

“Du hast ganz schön was verpaßt! Wir habn was gehabt. Wahnsinn!”

“Ich ... ich bin nicht so recht in Stimmung. Ich mach Schluß für heute. Ich geh nach Haus.”

Festmacher und Schmied wollen noch mal den Spielplatz inspizieren. Dann wollen auch sie nach Hause gehn.

## Staatskarosse

In sich versunken, wandert der Künstler durch den Park. Er verschränkt die Arme auf dem Rücken und senkt den Blick. All das, was ihn sonst am nächtlichen Jagen so berauscht, das nimmt er wie durch einen Schleier wahr, mit gedämpften Sinnen.

Gedankenverloren geht er den Hauptweg entlang. Seine Nachdenklichkeit verläßt ihn nicht. Sie hat jetzt etwas von Schwermut an sich. Aber sie schwebt über einer Ebene von Zufriedenheit. Das erfolgreiche Jagderlebnis beschert ihm innere Ruhe. Und es stärkt seine Selbstsicherheit als Jäger.

Nach einigen hundert Metern biegt er ein in den Weg, der ihn zu seinem Wagen führen wird. Wieder muß er an den Schmied denken. Er beneidet ihn um seine Aufrichtigkeit und Schuldlosigkeit. Auch hat er längst erkannt, daß der Fest-

macher eine in sich sehr gefestigte Persönlichkeit ist. Ein Mann, der ihm Respekt abfordert. Und dessen elementare innere und äußere Kraft er zugleich achtet und fürchtet.

Was würden die Menschen sagen, mit denen er sein Tagesdasein teilt, wenn sie um seine Freundschaft mit solchen Männern wüßten? Die vielen Bewunderer, die Galeristen, die Käufer seiner Bilder? Aufschreien würden sie vor Entsetzen und Empörung. Es ist schlechterdings nicht auszudenken, was passieren würde, wenn die Welt von seinen nächtlichen Eskapaden hörte! Man würde ihn verdammen. Man würde ihn mit Verachtung strafen, ihn aus der Gesellschaft verstoßen!!

Noch immer ganz in Gedanken ist der Maler am Rande des Parks angelangt. Und da schleicht sich ein Grinsen in die harten Züge. Er steht vor den Büschen, durch die hindurch das Bild seines Wagens schimmert. Die Rückverwandlung vom geilen Fiedler zum genialen Künstler fällt heute anders und abrupter aus als sonst. Er hat mit der inneren Umpolung später begonnen.

Noch einige Schritte und ... wie eine Staatskarosse steht der schwere schwarze Mercedes vor ihm. Im gewienerten Lack tanzen, funkeln und zerfließen die Lichter der nächtlichen Straße.

Der Künstler genießt den plötzlichen Szenenwechsel. Mit verschmitzten Augen späht er rasch nach links und dann nach rechts. Die Straße ist leer. Keine Menschenseele ist zu sehen. Vergnügt holt er, noch immer grinsend, den Wagenschlüssel aus dem Brustbeutel hervor und schließt die Tür auf. Dann bückt er sich und will geschwind in den Wagen schlüpfen.

Da bohrt sich ein kräftiger Finger hart in den Nacken. Zu Tode erschrocken zuckt der Maler zusammen – als habe ihm jemand die eiskalte Mündung eines geladenen Revolvers in die nackte Haut gestoßen. Entsetzt fährt er herum und richtet sich auf. Dicht über ihm blitzen die Augen des Festmachers. Aus ihnen funkeln Mißtrauen und Drohung.

“Dein Wagn??”

Vor Schreck beginnt der Maler zu husten. Dann begreift er, daß das Husten ihm Zeit schenkt, Zeit, um den Schock zu überwinden, Zeit, um nach einer plausiblen Ausrede zu suchen. So hustet er weiter, täuscht einen Hustenanfall vor. Schließlich ruft er: "M ... Mensch hast du m ... mich erschreckt!" Die Antwort fordernden funkelnden Augen noch immer dicht über sich, lügt er: "Nein, natürlich nicht! Das ist nicht mein Wagen. Der gehört meinem Chef. Den muß ich jetzt abholen."

"Wo?"

"Beim Klub."

Das Mißtrauen weicht nicht aus den drohenden Augen.

Da sagt der Zwerg: "Willst du mitkommen?"

"Nee. Meine Alte wartet." Der Festmacher sieht sich den Wagen an. "Tolle Kutsche! Muß stinkreich sein, dein Chef."

"Das ist er", lügt der Maler. Und dann setzt er seiner Lüge-  
rei noch einen drauf: "In letzter Zeit arbeite ich bei ihm auch  
noch als Aushilfsfahrer."

"Gleich drei Uhr nachts. Und immer noch im Dienst! Ganz  
schön hart, Mann."

Der Maler nickt. Er ist froh, noch einmal davongekommen  
zu sein. "Ich muß jetzt los."

Hartes Schweigen.

Der Festmacher spuckt. Langsam formen die dünnen Lip-  
pen ein O. Nachdenklich wischen Daumen und Zeigefinger  
über die Mundwinkel. "Also bis Mittwoch."

"Ja", sagt der Maler ... "Bis Mittwoch."

Der Festmacher sieht sich den großen schwarzen Mercedes  
noch einmal an. Ganz genau. Langsam geht er rundherum um das  
funkelnde Fahrzeug. Mit stechenden Augen. Keine Einzelheit  
entgeht ihm. Er hat das visuelle Gedächtnis eines Fotoappa-  
rats. Dann wendet er sich ab. Geht schnurstracks nach Hause.

"Weh dem, wenn er lügt!", sagt er vor sich hin. "Ich krieg das  
raus! Mit mir kann der das nich tun. Nich mit mir! Ich schlag  
den kurz und klein!!!" Er spuckt. "Denn sitzt der bis zum Tod  
im Stuhl. Im Stuhl mit Rolln!"

## 2 GÖTTER

*“Die Schöpfungsexplosion, also das, was die Wissenschaft den Urknall nennt, das ist für mich der zentrale Akt für die Regeneration Gottes, für die Zurückgewinnung seiner vollen Gestaltungsmöglichkeiten.”*

### Neuer Mensch

“Unsere Gespräche haben mich in zunehmendem Maße bewegt”, sagt der Maler. “Ich habe viel darüber nachgedacht.” Aus zusammengekniffenen Augen blickt er hoch zum Physiker. “Ihnen gefällt der Mensch nicht. Ihrer Ansicht nach ist da einiges nicht in Ordnung.”

“Vieles ist da nicht in Ordnung. Wir brauchen einen neuen Menschen!”

“Huhh!” feixt der Maler und ringt die Hände. “Einen neuen Menschen! Wo soll der herkommen?” Er findet diese Forderung eher unsinnig. “Wieder einmal! Wie oft ist der Ruf nach einem neuen Menschen schon erhoben worden! Zu oft, wie ich meine, als daß man noch ernsthaft an eine Verwirklichung solcher Wunschvorstellungen glauben könnte.”

“Ja, viele Philosophen haben einen neuen Menschen gefordert, aber meist mit einer unrealistischen Zielsetzung. Die hätten sich den ‘alten’ Menschen zuerst genauer ansehen sollen. Unsere über Millionen von Jahren gewordenen Strukturen, Funktionen und Verhaltensweisen lassen sich nicht per Beschluß korrigieren.”

“Also müssen wir ewig am Konflikt zwischen So-Sein und Anders-Sein-Sollen leiden?”

“Wir dürfen den Menschen nicht immer nur sagen, daß sie anders sein sollen. Wir müssen ihnen auch begehbbare Wege zeigen.”



“Wo geht’s lang?”

“Kein Weg führt vorbei am Erkennbaren.”

“Sagen Sie mehr über die Wege!!” Wieder flammt Hoffnung auf im Maler. Wieder glaubt er, seinem Ziel näher kommen zu können: dem Ausgleich zwischen Leib und Kopf, der Balance zwischen Trieb und Geist, der Vollendung seines Genies in innerer Harmonie und Reinheit.

So laßt dem Narren seine Träume. So gönnt ihm die Sehnsucht nach Balance und Vollkommenheit. Noch surrt der Gepeitschte wie ein Kreisel. Doch seht ihn euch genau genug an! Beginnt da nicht schon das Taumeln? Und müßte er dann nicht bald stürzen?

“Wo sehen Sie die Chance?“, ruft der Maler erregt. “Wo liegt das Geheimnis für die Verwirklichung Ihrer Forderung nach einem neuen Menschen?”

“Wir müssen uns von der Vorstellungswelt falscher Propheten befreien und von alten, heutzutage als Blendwerk erkennbaren Weltbildern. Wir müssen uns losreißen von Prägungen und Bindungen, die unseren fragenden Geist einseitig festlegen. Der unmündige, sich bedingungslos einem Gottvater ausliefernde Mensch muß mündig werden. Er muß lernen, seine Ängste auszuhalten. Daraus muß er die Kraft gewinnen, die erforderlich ist, um sich und seine Welt zu ändern, um sich zu einem neuen Selbst zu entwickeln und sich zu diesem neuen Selbst zu bekennen – zu dessen Möglichkeiten, Grenzen und Verantwortlichkeiten.”

“Möglichkeiten, Grenzen, Verantwortlichkeiten“, echot der Maler enttäuscht. Doch dann wiegt er den Kopf. “Ja“, sagt er schließlich. “Ja. Aber das ist einfacher gesagt als getan. Wenn Sie den freien Willen leugnen, wie soll der Mensch verantwortlich handeln können? Freiheit ist Voraussetzung für Verantwortlichkeit.”

“Wir müssen unterscheiden zwischen äußerer und innerer

Freiheit.”

“Wie ...”

“Freiheit von äußeren Zwängen – gesellschaftlichen, politischen, religiösen – ist durchaus erreichbar, Freiheit von inneren Zwängen nur sehr bedingt. Im ständigen Ringen um innere Freiheit, um die Beeinflussung des sich in uns formenden Willens und in der Akzeptanz der uns zuwachsenden Verantwortlichkeiten gegenüber Mitgeschöpf und Umwelt, da entscheidet sich unser Schicksal. Da liegt die Crux menschlicher Existenz. Da liegt der Kompaß für den Weg in die Zukunft!”

“Goethe läßt seinen Faust sagen: ‘Das ist der Weisheit letzter Schluß: Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß’.”

“Ein weises Wort.”

“Sie haben immer wieder von einer tierischen Hypothek im Menschen gesprochen. Rücken Sie jetzt davon ab?”

“Nein. Die Hypothek ist da. Wir müssen den Zins zahlen. Der Zins, das ist die Verpflichtung, unsere Verantwortlichkeit aus eigener Kraft weiterzuentwickeln.”

“Hat Verantwortlichkeit eine genetische Basis?”

“Ja. Im Verlaufe von Jahrhunderttausenden haben sich Voraussetzungen für verantwortliches Handeln in unserem Erbgut angesiedelt.”

“Angesiedelt? Wie kann man sich sowas vorstellen?”

“Vermutlich in Form erblich fixierter Schaltungsbahnen im Gehirn.”

“Und darauf können wir heute aufbauen?”

“Ja.”

“Wie?”

“Mit unseren Wertvorstellungen. Mit Einsicht und Rücksicht.”

“Was meinen Sie mit Einsicht und Rücksicht?”

“Sich der eigenen Unzulänglichkeiten bewußt werden, sich an anerkannten moralischen Prinzipien messen. Sich zurück-

nehmen, sich als Teil des Ganzen sehen.“

“Schimmert da Ihr neuer Mensch durch?”

“Ja. Es gilt, eine neue Art von Wahrhaftigkeit anzustreben und eine neue Bescheidenheit. Wir müssen ehrlicher umgehen mit unseren Problemen – den alten, die wir aus unserer tierischen Vergangenheit mit uns herumschleppen, und den neuen, die aus unserer zunehmenden Macht gegenüber Leben und Leblosem erwachsen. Wir müssen unsere Ansprüche einschränken und mehr Zurückhaltung üben im Verändern und Ausbeuten der Natur. *Das* sind meine Forderungen an den neuen Menschen. Wer diese Forderungen erfüllt, *ist* ein neuer Mensch. Nur ein solcher Mensch kann Mitgeschöpf und Umwelt achten, schützen und bewahren. Nur ein solcher Mensch kann die Überlebensspanne der Menschheit verlängern helfen. Nur ein solcher Mensch kann in Würde leben.“

“Würde!“, krächzt der Maler. “Würde!! Die Christen fordern seit zweitausend Jahren Würde – Würde des Menschen als Ebenbild Gottes.“

“Würde ist in vieler Munde.“

“Aber wenige haben darüber nachgedacht. Und kaum jemand weiß, was das wirklich ist.“

“Würde“, entgegnet der Physiker, “kann man nicht nur fordern. Würde verlangt auch: eigenes achtungsförderndes Verhalten und eigenes Sich-Zurücknehmen. Würde beinhaltet Wahrhaftigkeit, Verantwortlichkeit und Bescheidenheit. Würde ist Maßhalten.“

“Sie verlangen Bescheidenheit und Maßhalten und sind doch selber unbescheiden und maßlos.“

“In welcher Weise?”

“Ihr Wissenwollen, Ihr Verändernwollen, Ihr Belehrenwollen – sind sie nicht unbescheiden, maßlos?”

“Ich bin unbescheiden im Streben nach Erkenntnis und Wahrhaftigkeit. Ich bin maßlos im Fordern nach Maßhalten und im Zurückweisen rücksichtslosen Ausbeutens. Aber ich bin nicht unbescheiden und maßlos in der Vorteilsuche, im

Besitzstreben und ...”

“Was also kritisieren Sie?”

“Ich kritisiere die dumpfe und verantwortungsscheue Art, in der die meisten Menschen leben, das weitverbreitete Desinteresse an den wesentlichen Dingen unserer Existenz, die zurechtgebogenen Gefälligkeitsvorstellungen über die Welt und über uns selbst und die scheinheiligen Begründungen für so manches Handeln. Zu vieles wird solange hin und her gedreht, gewendet und gebogen, bis das Ergebnis dazu taugt, uns zu gefallen, unser Gewissen zu beruhigen, bis – wenigstens an der Oberfläche – alles wieder zu stimmen scheint.” Der Physiker hebt den Zeigefinger: “Wer aber die Dinge verdreht, wer Schein- und Gefälligkeitslösungen der erkennbaren Wahrheit vorzieht, der entwickelt eine eigene, eine besondere Beziehung zur Wirklichkeit, der beteiligt sich an der Konstruktion eines schiefen Weltbildes. Der entwickelt sich zu einem Menschen, wie wir ihm sehr häufig begegnen, zu einem Menschen, den ich ablehne. Ein solcher Mensch klärt nicht auf, er vernebelt. Ein solcher Mensch sucht nicht die Wahrheit, er verschließt vor ihr die Augen. Ein solcher Mensch ist unser aller Untergang.”

## Neue Religionen

Wie Irrlichter huschen Gefühle und zucken Gedanken herum in der verschlungenen Malerpsyche. Der Wissenschaftler hat mal wieder vieles durcheinandergewirbelt. Mühsam versucht der Künstler, Ordnung wiederherzustellen, Streitendes zu zügeln, Wankendes zu festigen.

Das gelingt ihm nur teilweise. Er ist verunsichert. Und er ist verärgert. Plötzlich schlägt der Ärger um in Resignation. Zerknirscht gesteht sich der Künstler ein, daß der Wissenschaftler seine Hoffnungen nicht erfüllt, daß der Schlüssel, dem er im Hirn des Physikers nachgespürt hat, nicht schließt.

Da ist wenig, das seine schöpferischen Energien anregt. Da ist nichts, das seiner Schaffenskraft zu neuem Höhenflug verhelfen könnte, und nichts, das dem erhofften Ausgleich zwischen Leib und Kopf nützlich sein könnte. Verstand und Logik sind ihm keine Musen. Seine Kreativität saugt Saft aus tieferem Brunnen. Seine Musen wohnen im Leib, nicht im Kopf. Einen dauerhaften Ausgleich zwischen Trieb und Geist kann es bei ihm nicht geben. Das Triebhafte ist zu stark für einen Pakt.

Aber der Physiker hat andere Kräfte im Maler gefördert. Er hat das Feuer des Wissenwollens hell auflodern lassen und die Suche nach neuen geistigen Ufern beflügelt. So ruft der Zwerg: "Was für Bilder hinter den Kulissen! Was für Blicke in Ihre Wissenschaftlerseele! Sie machen mir Angst – aber Sie faszinieren mich auch. Vorwärts! Bitte, machen Sie weiter!!"

Ja, so ist das mit der Angst. Sie ist nicht nur eine Buhle der Lust, sie ist auch eine Schwester der Neugier. Große Angst ist die dunkle Seite hohen Intellekts. Aber sie ist auch eine Quelle kreativer Genialität. So manchen peitscht sie an Grenzen, auf einsame Höhen oder ins Reich der Halluzinationen. Angst kann Humanes zu Gipfeln führen, aber sie kann Humanes auch beiseite drängen. Angst kann die Psyche verformen und diese Verformung in physiologischen, ja anatomischen Veränderungen gefrieren lassen.

"Nun denn", sagt der Physiker, "zu meinem nächsten Punkt: Richtlinien für neue Religionen. Auf die großen Fragen der Menschheit hat die verängstigte, Halt und Schutz suchende Psyche immer wieder unterschiedliche Antworten hervorgebracht."

"Wie lauten die Fragen?"

"Wer hat den Menschen erschaffen? Wer die Erde? Wer beschützt uns? Wer bestimmt über unser Schicksal? Welche Rolle kommt uns zu im Welttheater? Welche Kraft steuert das

Weltgeschehen? Woimmer Wissen nicht ausreichte, um diese Fragen zu beantworten, da entstand Erklärungsnot, Unsicherheit und Leid. Linderung verschafften alte Beruhigungsmittel: Wunschvorstellungen, Märchen, Scheinlösungen.”

“Wer nicht gewinnen kann, der schummelt, was? Der setzt die Torpfosten des anderen weiter auseinander, wie?”

“Das Beruhigen des Antwort und Halt suchenden Geistes folgt einem einfachen Schema. Ein kleines Kind, das gewohnt ist, Musik von einer Dorfkapelle zu hören und den Musikern dabei zuzusehen, ist ratlos, wenn Musik aus einem Kasten, einem Radio, kommt. Das Kind ist beunruhigt, in Erklärungsnot. Es fragt: ‘Wo sind die Musiker?’ Da das Kind noch nicht in der Lage ist, den wirklichen Sachverhalt zu begreifen, antwortet die Mutter: ‘Die Musiker sind im Kasten.’ Damit ist das Kind zufrieden. Jedenfalls zunächst einmal. Wie die Musiker in den Kasten kommen, wie sie darin Platz finden, wie sie sich ernähren, ob sie immer im Kasten bleiben müssen und andere Fragen kommen erst später. Und dann wird die Mutter Antworten geben, die, dem jeweiligen Begriffsvermögen des Kindes entsprechend, sich immer mehr der Realität nähern.”

“Kinderfragen haben ihr eigenes Gewicht. Kinder sehen oft direkter. Ungehemmt heben sie den Vorhang. Mit frischem Blick spähen sie hinter die Kulissen. So sehen sie manches, das wir nicht sehen.”

“Einverstanden.”

“Was also soll die Geschichte mit den Musikern?”

“Vergleichbar verlief die Behebung von Verunsicherung und Erklärungsnot in der Entwicklung der Menschheit. Wer macht den Donner? Wer den Wind? Wer macht den Regen, wer den Vulkanausbruch? Wer entscheidet über unser Schicksal, über Leben und Tod? Dem Ich-Welt-Syndrom und dem Personifizierungsdrang gemäß konnte das nur ein menschenähnliches Wesen sein – der Größe des Geschehens entsprechend ein Riese, ein Gott. Woimmer beunruhigende Erkennt-

nislücken durch den fragenden Geist nicht geschlossen werden konnten, da wurden die Löcher mit Phantasie gefüllt, da wurden die Verursacher, deren Wirken und deren Motivation erfunden. So entstanden Aberglauben, Gottvorstellungen und Primitivreligionen. Natürlich sind auch die gegenwärtigen Religionen Anwärter auf den Titel Primitivreligion. Das ist nur eine Frage der Zeit. Der sich fortschreibende Reigen immer neu sich formender Fragen und immer neu sich einfindender Antworten und Ursachenbeschreibungen ist etwas ganz Natürliches, ein Wesenszug ausreifenden Menschseins.”

“Etwas ganz Natürliches? Wer also hat den schwarzen Peter?”

“Ideologisch-religiös motivierte Denker. Sie streben danach, diesen Reigen zu kanalisieren und zu fixieren. Sie reden ihren Mitmenschen Ein-für-alle-mal-Antworten ein. Sie versuchen nicht, den Dingen auf den Grund zu gehen. Sie stehen nicht auf dem Boden der durch Erkenntnis gewinnbaren Wahrheit. Sie geben Rat und Anweisung über Dinge, von denen sie selber nichts verstehen. Sie behaupten einfach: So ist der Mensch erschaffen worden. So ist die Erde entstanden. Dies ist die Kraft, die alles formt. Und sie sagen bis in alle Einzelheiten, wie der Mensch sich dieser Kraft gegenüber zu verhalten hat.”

“Zu stark vereinfacht, zu wenig Respekt!”

“Diese Denker fesseln sich und andere. Sie sagen, wie der Mensch sein soll, ohne zu wissen, wie der Mensch ist, wie er das geworden ist, was er ist, und welche Rolle ihm zukommt im Drehbuch der Schöpfung. Sie behaupten, das Drehbuch zu kennen, aber sie können nicht einmal darin lesen.”

“Diese Denker denken tief. Ich bewundere sie. Ihr Denken fußt nicht nur auf Menschlichem, es wurzelt in göttlichen Botschaften.”

“Ihr Denken dreht sich um sich selbst. Ihre Ängste tanzen mit ihren Wünschen. Ihre Hoffnungen sind Mätressen ihrer Machtgelüste. Ihre Wahrheiten sind die Kinder ihrer Sehnsüchte.”

“Diese Denker sind Erleuchtete.”

“Diese Denker sind Geprägte. Sie sind Gefangene ihres Glaubens. Sie sind Sklaven ihres selbsterschaffenen Erlösers. Es ist schwer, die Ketten ihrer Prägung zu brechen. Es ist schwer, sie zu befreien von ihrem Glauben. Es ist schwer, sie zu erlösen von ihrem Erlöser.”

“Sie verfälschen die Rolle, die Religionsführer tatsächlich gespielt haben, und die sie auch heute noch spielen. Sie verkennen deren Anliegen. Sie verschweigen deren beispielhafte Lebensführung. Sie wissen nicht um die Schwierigkeiten ihrer bedingungslosen Unterwerfung unter ihren Gott, und unter die strengen Regeln dessen Verehrung. Sie verzerren die großartigen Verdienste der Religionsführer. Sie würdigen die hohen moralischen Forderungen nicht, denen sie sich uneigennützig unterwerfen – zum Wohle der gesamten Menschheit.”

“Woimmer das von den Religionsführern Verkündete und Gelehrte mit ihren eigenen Interessen kollidierte, da haben sie es mit Füßen getreten. Dafür gibt es Beweise zuhauf, unwiderlegbare, historisch dokumentierte Beweise. Rücksichtslos haben sie ihre eigenen Anliegen vor alles andere gestellt und konkurrierende Religionen unbarmherzig bekämpft. Dabei wurden die Gebote ihrer beispielhaften Lebensführung und ihre moralischen Forderungen ganz einfach außer Kraft gesetzt. Das geschieht auch heute noch. Hier wird das ganze Ausmaß der Einseitigkeit, Verblendung und Machtgier deutlich. Hier sieht man die ‘Heiligen’ ohne Maske.”

“Sie verallgemeinern in unzulässiger Weise und Sie übertreiben. Ich vermisse den inneren Abstand. Was ärgert Sie so sehr an den religiösen Männern, daß Sie sich so versteigen? Sind die Schwächen, die Sie so sehr verachten und geißeln, nicht im Grunde etwas sehr Menschliches?”

“Ja. Aber die Religionsführer erheben sich über das Menschliche. Sie beanspruchen besondere Rechte, und sie behaupten, im Besitz besonderer Wahrheiten zu sein. Also darf ich sie auch mit einer besonderen Elle messen. Was mich ärgert? Die



Intoleranz, die Verbissenheit, die Unbeweglichkeit. Kategorisch verkünden sie: so war das, so ist das, so wird das immer sein. Keine Entwicklung, keine Anpassung – es sei denn eine von außen gegen große Widerstände erzwungene. Natürlich kann das nicht gutgehen. In einer Welt ständigen Wandels kann kein Dogma überleben, kein religiöses, kein philosophisches, kein politisches, kein wissenschaftliches.”

Abwehrend erhebt der Maler die Hand: “Absolute Wahrheit ist nicht verhandelbar. Wer sie gefunden hat, will sie nicht wieder verlieren.”

“In der Vorstellung, absolute Wahrheit finden zu können, liegt ein Fluch: Der Suchende sucht etwas, das er niemals finden kann.”

“Sie suchen doch selber nach der Wahrheit!”

“Aber immer in der Gewißheit, daß Wahrheit etwas Vorläufiges ist, etwas, das ständiger Korrekturen bedarf. Die absolute Wahrheit ist für keinen Menschen erkennbar.”

“Aber ...”

“Der Wahn, die absolute Wahrheit gefunden zu haben, ist der Kern aller Ideologien. Wer glaubt, die absolute Wahrheit gefunden zu haben, läßt nichts anderes gelten. In allem anderen sieht er Minderwertiges, Verfall, Unmoral, Blindheit. Daher beansprucht er das Recht, in das Leben anderer einzugreifen. So sind letztlich alle großen Auseinandersetzungen entstanden: Kriege um Lebensauffassungen, Lebensräume, Religionen, Rassen, Ressourcen.”

“Freilich”, sagt der Maler nach einer Weile, “freilich, so gesehen haben Sie nicht unrecht.”

“Totalitarismus und Diktatur haben keine Zukunft. Doktrinär-autoritäre Systeme werden untergehen im Wettbewerb mit Systemen, die auf Freiheit und Demokratie fußen. In der Politik sind die großen doktrinär-autoritären Experimente – der Faschismus und der real existierende Sozialismus – bereits gescheitert. Das wird auch mit doktrinär-autoritären Religionen geschehen. In der Politik haben erlebbare Alter-

nativen das Scheitern beschleunigt. In der Religion fehlen noch überzeugende Alternativen. Hier bremst die Scheu vor dem Verlust einer Stütze, vor einer noch nicht ausfüllbaren Leere, die Entwicklung.“

“Große Ideensysteme“, gibt der Maler zu bedenken, “graben tiefe Spuren. Es gibt Menschen, die Vergangenes nicht hinter sich lassen können. Die Erben der Ideen bauen Denkmäler.“

“Vergangenes ist nicht wertlos. Man kann daraus lernen. Und irgendwo ist da oft auch Nützliches, das beim Bau neuer Ideensysteme Verwendung finden kann.“

“Wo sollen sie herkommen, die neuen Ideensysteme?“

“Heute leben so viele kreative Menschen wie niemals zuvor, in der gesamten Geschichte der Menschheit zusammengenommen. Jeden Tag machen sie neue Entdeckungen, jeden Tag erarbeiten sie neue Einsichten, neue Vorstellungen, neue Ideen.“

“Aber wir brauchen einen Halt. Wir brauchen den Glauben. Wir brauchen die geleitende Hand der Bibel. Sie hat den Menschen viel gegeben. Sie fußt auf alten Werten und Hoffnungen. Sie ist das Werk weiser Autoren, geschrieben in einer einfachen aber kraftvollen Sprache. So manches von dem, was da geschrieben steht, ist von zeitloser Bedeutung.“

Der Physiker nickt. “In ihrer Essenz ist die Bibel ein gutes Buch. Sie enthält viele eindrucksvolle Gleichnisse, viel im wahren Sinne Humanes. Aber da gibt es auch Ungereimtes und Unglaubliches. Und da gibt es auch Inhumanes. Die Bibel war ein wundervolles Buch zu ihrer Zeit. Das ist lange her. Sehr vieles ist seitdem geschehen. Selbst die klügsten Religionsführer haben es immer schwerer mit der Ausdeutung der alten Texte, mit deren Anwendung auf die heutige Zeit. Mit oft geradezu grotesken Argumenten und Verrenkungen versuchen sie, die sich weitende Kluft zu überbrücken oder zu verdecken zwischen dem, was da geschrieben steht, und dem, was wir heute empfinden, denken und wissen. Mit jedem Tag aber wird die Kluft größer.“

“Haben Sie schon mal mit einem Theologen über diese Aus-

deutungsprobleme gesprochen?”

“Ja. Aber er hat mir gesagt, er sehe da keine Kluft. Das glaube ich ihm nicht.” In Unverständnis hebt der Physiker die Arme und läßt sie mit einem Seufzer wieder sinken. “Diese Kluft ist doch mit Händen zu greifen. Wer sie nicht sieht, ist blind, verblendet oder dumm. Oder er lügt.”

“Sie!” Ärgerlich schüttelt der Maler den Kopf. “Eine Kluft gibt es nur für Engstirnige und Eisherzige! Die Bibel ist ein altes, ehrwürdiges Zeugnis menschlichen Ringens um Selbstfindung und Einordnung!”

Unbeirrt fährt der Physiker fort: “Ich habe nur *eine* Erklärung dafür, daß die Bibel auch heute noch als Verhaltensanweisung und Glaubensquelle Verwendung findet: Sie wird nur von einem exklusiven Kreis gelesen.”

“Sie irren!”

“Von Gläubigen, die Trost und Erbauung suchen und vielfach auch finden, denen es aber für eine kritische Würdigung am erforderlichen Abstand fehlt, und von Schriftgelehrten und Religionsführern, die aus naheliegenden Gründen bestrebt sind, dieses Fundament ihres Glaubens am Leben zu erhalten. Würden viele Menschen die Bibel lesen, wirklich all das, was da geschrieben steht, kritisch lesen, nicht nur mit dem Herzen, sondern auch mit dem Hirn, es gäbe einen Aufschrei! Einen Schrei nach einer neuen Religion, einer Religion, die unserer Zeit gemäß ist, die den heutigen Erkenntnissen, Problemen, Sorgen und Pflichten der Menschen Rechnung trägt, und unseren inzwischen völlig anderen Vorstellungen von der Welt und von Gott.”

‘Pflichten!’, denkt der Maler. ‘Ist das nicht eher ein Sich-Einfügen in Unvermeidliches?’

“Und da sind wir auch schon bei meiner Forderung nach neuen Religionen. Ich wähle bewußt den Plural. Es wäre falsch, nach der Überwindung von Altem, Absolutärem sogleich wieder neue Ketten zu schmieden. Der moderne Mensch braucht Dynamik und Bewegungsfreiheit, sowohl im Denken und Han-

deln als auch im Glauben.”

“Sie wenden sich einem für Sie fremden Thema zu. Sollte es nicht Fachgelehrten vorbehalten bleiben?” Der Künstler kneift die Augenlider zu Schlitz. Er kuckt in das tiefe Wasser zu seinen Füßen. Dann schweift sein suchender Blick über die glitzernde Wasserfläche. Er steht auf. Stöhnend reckt und streckt er steif gewordene Glieder. Dann nimmt er den Spazierstock von der weißen Bank auf dem alten Bootsanleger und nickt dem Wissenschaftler zu. So schicken die beiden sich an, den Rundgang um den See zu vollenden.

Der Maler trägt seinen Stock jetzt zwischen angewinkelten Armen auf dem Rücken. “Was, glauben Sie”, fragt er, “würden Fachgelehrte, was tiefgläubige Christen zu all dem sagen?”

Als der Physiker nicht antwortet, sagt der Maler: “Da gibt es viele kluge Köpfe. Und da gibt es viele gute Herzen. Da gibt es Menschen, die ihr ganzes Leben, ihre ganze Arbeit selbstlos in den Dienst ihres Glaubens stellen. Diese Menschen sind Diener ihres Gottes im besten Sinne des Wortes.”

Die beiden bleiben stehen und wenden sich einander zu. Auge fixiert Auge. Nach eindringlichem Schweigen sagt der Maler: “Ich zweifle nicht daran, daß es Ihnen ernst ist mit Ihrem Ringen um Wahrheit, und ich achte Ihren mutigen Drang nach Neuem. Aber ich meine, daß auch die andere Seite zu Wort kommen muß. Haben Sie über Ihre Forderung nach neuen Religionen schon einmal mit Theologen gesprochen?”

“In ein solches Gespräch muß man möglichst unvoreingenommen hineingehen können. Dazu bedarf es nicht nur eines klugen, sondern auch eines freien Kopfes – eines Kopfes, der nicht mit Dogmen vernagelt ist. Ein solcher Kopf ist mir unter Theologen bisher noch nicht begegnet.”

Ärgerlich wiegt der Maler den Kopf und geht weiter.

Auch der Physiker ist ärgerlich: “Die Theologen gebärden sich, als betrieben sie eine Art Wissenschaft. Aber die Theologie ist keine Wissenschaft. Sie arbeitet mit unbewiesenen, unbeweisbaren und unüberprüfbaren Annahmen und Speku-

lationen. Dennoch tut sie so, als fuße sie auf physikalischen Gesetzen. Die Essenz theologischen Gedankengutes hat mit Wissenschaft nichts zu tun. Sie ist ein dogma-orientierter Gruppenmythos. Sie ist naturfremd. Ja, sie ist wider die Natur.”

“Sie schießen mal wieder weit übers Ziel hinaus! Die Theologie fußt auf Offenbarungen, die Menschen zuteil geworden sind.”

“Die Theologen haben diese Offenbarungen den Menschen nicht näher gebracht. Sie haben sie vertheoretisiert, verklausuliert und verabsolutiert. Keine theologische Doktrin fußt auf dem, was ein Mensch mit gesunden Sinnen wahrnehmen kann, keine auf normaler Welterfahrung, keine auf objektivierbarer Gotterfahrung. Dennoch behaupten diese Religionstheoretiker, zu wissen, was Gott will. Wie Gott den Menschen sieht. Was Gott vom Menschen verlangt. Was er dem Menschen vergibt und was nicht. Und was Gott mit dem Menschen vorhat. In Wirklichkeit aber wissen sie von all dem gar nichts. Sie schreiben ganz einfach ihr eigenes Menschenfühlen und -denken Gott zu. Das aber ist eine ungerechtfertigte Selbstüberhöhung. Denn: machen sie sich auf diese Weise nicht selber zum Gott?”

Der Maler hebt protestierend die Hand.

“Und überlegen Sie doch mal: Was eigentlich hat die Gottheit der Theologen in den Millionen von Jahren getan, die von der Entstehung der Menschen bis zur Offenbarung der Glaubensinhalte verfließen sind? Waren die vielen, vielen Menschen, die vor mehr als zweitausend Jahren gelebt haben, des christlichen Glaubens, der göttlichen Offenbarung, nicht würdig? Warum hat sich der Christengott für Millionen von Jahren hinter seinem Werk versteckt? Warum hat er sich den Fragen, Ängsten und Leiden des von ihm geschaffenen Menschen so lange verschlossen? Das ist doch unglaublich! Die Gedankenwelt der Theologen umfaßt nur einen winzigen Bruchteil der menschlichen Geschichte: die jüngsten Jahrtausende. Vorher

war nach ihren Vorstellungen nichts, nicht einmal Licht, von dem wir doch wissen, daß es seit Milliarden von Jahren existiert. Das ist doch wirklich nicht zu fassen! Wir leben in einer Welt, in der menschlicher Geist die Entstehung und Entwicklung der Erde und des Lebens auf ihr, einschließlich des Menschen, in vielen Einzelheiten erforscht hat. Aber von Tausenden von Erkenntnissen läßt sich kaum eine einzige widerspruchslös mit dem in Einklang bringen, was die Theologen auch heute noch immer behaupten und lehren." Der Physiker schüttelt den kahlen Kopf. "Und was eigentlich meinen die Kirchenführer mit ihrem Begriff 'Jenseits'? Es gibt kein Jenseits! Das Universum ist ein Kontinuum. Und in diesem Kontinuum verläuft alles und jedes nach ehernen Gesetzen. Nichts, aber auch gar nichts, ist geschaffen worden, und nichts, aber auch gar nichts, kann beeinflußt oder verändert werden durch ein menschenähnliches Wesen, durch den Gott der Christen."

Hände auf dem Rücken, blicken die beiden hinüber zum Bootsverleih. Jeden beschäftigt das Gesagte, jeden in anderer Weise. Der Maler ist empört über die Art, in der hier tiefer Glaube, großartige Leistungen und wohlgemeinte Bemühungen ungezählter Generationen von Kirchenführern abqualifiziert werden. Der Physiker ärgert sich über soviel Verstocktheit und Unbelehrbarkeit.

'Dieser Wissenschaftler', bebt der Bucklige, 'er entwurzelt mich. Er schwächt die geringen Kräfte, mit denen ich versuche, mein Leben zu meistern. Er löscht das bißchen Licht in meiner Seele.' Zornig zerrt er die Krempe seines Hutes in die Stirn. 'Wo in den Widersinnigkeiten der Welt soll ich die Hand Gottes suchen?!' Der Künstler mißbilligt die Art, in der der Wissenschaftler Geheiligtetes in sterile Teile zerlegt. "Meinen Sie wirklich", fragt er mürrisch, "Sie hätten über diese Dinge tief genug nachgedacht? In ausreichendem Maße deren Wichtigkeit erwogen?"

"Genug, um Erneuerung zu fordern, aber nicht genug, um

mit Einzelheiten aufwarten zu können. Ich kann nur Leitlinien anbieten. Aber vielleicht ist das auch gut so.”

“Sie suchen also nach Wahrheit auch in der Religion?”

Der Physiker nickt.

“Neue Religionen auf Wahrheit aufbauen zu wollen, erzeugt neue Probleme. Wir haben es schon gesagt: die Wahrheit, die der Mensch erfahren kann, ist immer nur ein kleiner, verzerrter Ausschnitt dessen, was wirklich ist. Eine solche Wahrheit ist nicht geeignet, als Basis zu dienen für neue Religionen!”

“Einverstanden. Aber ich habe nicht gesagt, daß eine bestimmte Wahrheit Richtschnur für neue Religionen sein soll. Ich fordere Aufrichtigkeit im Umgang mit dem, was wir jeweils als Wahrheit erkennen können. Schluß mit den Betäubungen unseres fragenden Geistes, mit den Gefälligkeitsverdrehungen, mit den Märchen und Zauberformeln. Ich fordere Wahrhaftigkeit im Denken und Handeln. Unser Leben kann nur den Sinn haben, den wir ihm geben. Jede Sinnfindung aber muß aufbauen auf der schnörkellosen Akzeptanz dessen, was wir mit offenen Sinnen wahrnehmen können.”

“Sie sind Naturwissenschaftler. Begeben Sie sich da nicht in einen fremden Garten?”

“Warum sollte ein Naturwissenschaftler nicht Grundsätze für neue Religionen aufstellen? Was ist dagegen einzuwenden? Ich bin kein Prophet. Ich bin ein Sucher.” Mit steifem Zeigefinger schiebt der Physiker die Brille hoch. “Jesus war Handwerker. Und andere Religionsverkünder? Was waren sie? Im übrigen habe ich größere Achtung vor der Person Jesu und vor dem, was er offenbar wirklich gewollt hat, als so manch ein Religionsführer, für den er nur ein Alibi ist. Wäre er mehr als ein Alibi, dann müßte vieles anders sein in der Form, in der seine Lehren institutionalisiert worden sind, in der Art, in der die Kirchenfürsten leben, und in der Weise, in der sie ohne jede Rücksichtnahme ihren Einfluß und ihre Macht zu vermehren suchen.”

Der Physiker bleibt stehen und verschränkt die Arme über

der Brust. Er leidet keinen Mangel an Selbstbewußtsein. "Nun denn", sagt er, hebt den Kopf und schließt die Augen. "Ich werde Ihnen jetzt Leitlinien skizzieren, die meiner Ansicht nach in neuen Religionen Berücksichtigung finden sollten, um Gott gerecht zu werden und um den Menschen zu helfen. Und Hilfe brauchen die Menschen, so wie sie nun einmal beschaffen sind, Hilfe in ihrem Ringen mit Egoismen, Süchten, Trieben und zahlreichen Unzulänglichkeiten – Eigenschaften, um die sie nicht gebeten haben, mit denen sie aber zurechtkommen müssen. So oder so."

"Schießen Sie los!" ruft der Maler. Er hat eingesehen, daß der Physiker nicht zu bremsen ist.

"Nun denn", sagt der Physiker abermals und kramt einen Zettel hervor aus seiner Jackentasche. Er überfliegt seine Stichworte. Und nun beginnt er.

"Erstens: Ein Gott neuer Religionen darf nicht nur ein Gott der Menschen sein und ein Gott der Erde. Er muß ein Gott sein aller Geschöpfe, aller Natur und aller Himmelskörper – ein Gott des Universums.

Zweitens: Alle Energie und alle Materie des Universums haben den gleichen Ursprung, dieselbe Geschichte, dieselbe Zukunft, und sie werden beherrscht von den gleichen Gesetzen. Energie, Materie und Gesetze sind Geist, Körper und Wille Gottes.

Drittens: Der Mensch muß aufwachen aus seinen Träumen. Er muß sich an den Realitäten und Notwendigkeiten orientieren, die für ihn erlebbar und erkennbar sind.

Viertens: Der Mensch ist nicht Herr, sondern Teil der Natur. In jeder seiner Milliarden Zellen trägt er Naturgeschichte mit sich herum. Er muß begreifen, daß diese Hypothek angesichts der heutigen Überlegenheit über seine Mitgeschöpfe und angesichts der gewaltigen Möglichkeiten, Natur nach seinen Interessen umzugestalten, etwas sehr Gefährliches ist – potentiell tödlich für große Teile irdischen Lebens und für ihn



selbst. Die Rolle, die dem heutigen Menschen zufällt, erfordert ein hohes Maß an Bescheidenheit, Selbstbeschränkung und Selbstkontrolle. Die Voraussetzungen für das Ausgestalten der neuen Rolle sind nicht Glauben und Vertrauen, sondern Erkennen und Einsicht.

Fünftens: Der Mensch ist verantwortlich für alles, was er tut oder unterläßt. Niemand und nichts kann ihm helfen, ihm vergeben oder ihn beschützen. Während seines ganzen Lebens soll der Mensch danach streben, seinen Nachkommen und allen anderen Geschöpfen die Erde so zu hinterlassen, wie er sie vorzufinden wünscht – eine Erde, die blühendes Leben zu tragen vermag.

Sechstens: Neue Religionen sollen dem Menschen gestatten, ja, ihn dazu auffordern, sich zu seinen eigenen Gedanken, Überzeugungen und Taten zu bekennen, wahrhaftig zu sein und sich in seiner Suche nach der erkennbaren Wahrheit von nichts und Niemandem abbringen zu lassen.

Siebtens: Neue Religionen sollen tolerant sein, Andersartiges nicht nur dulden, sondern achten, woimmer es sich im Rahmen der Ethik und Moral bewegt.

Achtens: Neue Religionen dürfen keine Dogmen sein. Sie sollen mitwachsen mit den Menschen, und der Vielfalt menschlicher Existenz Rechnung tragen.

Neuntens: Neue Religionen sollen die Menschenwürde achten. Und sie sollen alle Formen, in denen sich die Schöpfung offenbart, zu schützen und zu erhalten suchen.

Zehntens: Neue Religionen sollen ihre Inhalte über die Form stellen. Sie dürfen ihren Verkündern und Führern nicht gestatten, aus ihrer Funktion Macht zu gewinnen, die nicht unmittelbar für die Ausübung ihrer religiösen Obliegenheiten erforderlich ist.

Diese zehn Thesen“, sagt der Physiker und steckt seinen Zettel wieder ein, “sind meiner Ansicht nach unverzichtbare Grundelemente für jede neue Religion. Sie sind gar nicht, nur

teilweise oder nur unzureichend in den mir bekannten Religionen enthalten.“

Der Maler wiegt den Kopf. “Freilich”, sagt er, “da ist Bedeutsames drin. Aber auch Zündstoff.”

Sie gehen bis zur nächsten Bank. Dort setzen sie sich.

“Und Sie glauben”, fragt der Maler, “daß Religionen, die Ihren Thesen gerecht werden, mithelfen könnten, die Menschen wachzurütteln, sie im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu verändern?”

“Ich weiß es nicht. Es muß ganz einfach versucht werden. Wir haben keine andere Wahl. Unsere bisherigen Religionen haben versagt. Sie haben nichts wirklich bewegt, nichts wirklich verändert. Sie haben die Menschen nicht veranlassen können, die Augen zu öffnen und Verantwortung zu übernehmen. Jetzt läuft uns die Zeit davon. Jetzt brauchen wir dringend ein wirksames Gegengewicht gegen die von uns ausgehende Zerstörung der irdischen Ordnung.”

“Aber wie wollen Sie einfachen Menschen das Feuer Ihrer Gedanken ins Gemüt pflanzen, wenn schon nicht ins Gehirn? So wie die meisten Menschen beschaffen sind, brauchen sie einen Gott, den sie sich vorstellen können, an den sie sich wenden können in ihrer Not, zu dem sie Vertrauen haben können, dem sie sich offenbaren können, zu dem sie sprechen können. – Sehen Sie sich nur die vielen hilflos Suchenden an!”

“Ja. So mancher von den Suchenden kann weder an seinen Gott glauben noch von ihm lassen.” Der Physiker nickt vor sich hin. “Die Umsetzung meiner Leitlinien ist schwer. Neue Religionen müssen, wie die alten, den Menschen Anleitung geben für ihre Lebensführung, für die Suche nach dem Sinn der eigenen Existenz. Für mich sind dabei drei Dinge wichtig: höchstmöglicher Wahrheitsgehalt, höchstmögliche Hilfestellung und höchstmögliche Achtung der Freiheit und Würde des Menschen.”

“Was für eine Freiheit meinen Sie jetzt?”

“Die Freiheit von doktrinären politischen und religiösen

Zwängen. Sie ist die Grundvoraussetzung für eine bessere Zukunft und für eine volle Entfaltung der Verantwortlichkeit.”

“Und was ist mit dem Transzendentalen?”

“Ich unterschätze nicht das Bedürfnis nach Wärme und Geborgenheit, nach religiösen Emotionen, nach Ritualen, nach Transzendentalen. Viele Menschen wollen Religion nicht über das Hirn, sondern über das Herz. Manch einer wird nicht in der Lage sein, die Realität zu ertragen. Nur wenige werden genügend Einsicht aufbringen, um Konsequenzen daraus zu ziehen. Viele werden nicht willens sein, so ohne weiteres Einschränkungen auf sich zu nehmen.”

“Das sehe ich genauso.”

“Für diese Menschen müssen wir Argumente formulieren, Bilder malen und Rituale gestalten, die sie emotionell berühren. Meinetwegen auch in Form von Geschichten und Märchen. Aber, und dies ist der entscheidende Punkt, neue Religionen müssen immer auf der Basis dessen aufbauen, was wir jeweils mit offenen Augen als Wahrheit erkennen können.”

“Abermals: Was verstehen Sie unter Wahrheit? Es gibt verschiedene Wahrheiten.”

“Unter Wahrheit verstehe ich das Erkennbare, das sich widerspruchslös einordnen läßt in das jeweilige Weltbild, das wir in unseren Vorstellungen konstruieren. Wo aber schon das Fundament des Weltbildes schief ist, da kann es keine Wahrheit geben.”

“Und die von Ihnen skizzierten Leitlinien für neue Religionen, die halten Sie für unumstößlich?”

“Nein. Sie stehen zur Disposition. Ich meine jedoch, daß sie eine Richtlinienfunktion haben könnten.”

“Wer sollte sich Ihrer Richtlinien annehmen? Beabsichtigen Sie, dafür die Reklametrommel zu rühren?”

“Nein. Dafür bin ich nicht der richtige Typ. Ich sage, was ich denke. Damit ist für mich der Fall erledigt. Was andere daraus machen – oder auch nicht machen – das ist schon nicht mehr meine Sache.”

Der Maler schweigt. Dann dreht er sich steifrückig seinem Gefährten zu: "Ist das nicht sehr wenig, was Sie den Menschen da anbieten? Ist es nicht zu wenig? Was sagen Sie den Vielen, die große Angst vor dem Tod haben? Wo bleibt der Trost für die Leidenden? Wo Vergebung, wo Erlösung? Und wo die Gewißheit über das eigene Schicksal?"

"Bei allen meinen Überlegungen", sagt der Physiker mit großem Ernst, "erwächst mir immer wieder die Gewißheit, unwiderbringlicher Teil zu sein eines wunderbaren, eines großartigen, gewaltigen Ganzen – der Erde, des Universums, Gottes. Nichts in diesem Ganzen geht verloren. Alles bleibt erhalten. Nichts in diesem Ganzen braucht Vergebung, nichts Erlösung. Alles geschieht innerhalb der Gesetze. Und immer ist alles auf dem Wege des Wandels. Warum sollte da Angst sein vor dem Tod? Vor diesem Wandler, diesem Erneuerer? Vor diesem Meilenstein am unendlichen Wege?"

"Schmerzt es Sie nicht, daß ihre Einmaligkeit so hinfällig ist? Daß sie nach kurzem Aufleuchten für immer verschwinden wird?"

"Mag meine Individualität vergehen, mögen meine Ichs verwehen: das, was mich als einmaligen Wurf der Schöpfung hervorgebracht hat, das bleibt bestehen. Ich genieße die Gewißheit, als ephemere Einzelperscheinung fest eingewoben zu sein in ein unvorstellbar großes, ewiges Werden, Vergehen und Wiederwerden. Mag mein Sichtbares auf der Bühne des Lebens verlöschen, mögen die Spuren von all dem, was ich je gefühlt und gedacht, was ich je gesagt und getan habe, vergehen – all das ist geschehen! All das ist, all das war Wirklichkeit. All das hat Bestand in alle Ewigkeit."

## Neuer Gott

Das Wandern der beiden dauert heute länger als sonst. Abermals sind sie an der weißen Bank auf dem verwaisten

Bootsanleger angelangt. Ermüdet vom langen Gehen setzen sie sich und blicken bewegten Sinnes hinaus auf den See.

“Früher”, stochert der Maler mit dem Spazierstock herum im morschen Holz, “früher haben Sie von Ihrem Gott gesprochen.”

Der Physiker nickt.

“Und Sie haben mir in Aussicht gestellt, daß Sie mir Ihre Vorstellung von Gott offenlegen werden.”

“Meine Vorstellung von Gott ist anders als die der meisten Menschen.”

“Haben nicht alle Menschen ihre eigene Vorstellung von Gott?”

“Ja. Für jeden Menschen, der einen Gott verehrt, ist Gott etwas anderes. Und auch jeder Gottlose hat seine eigene Vorstellung über die Nichtexistenz Gottes. Keine zwei Menschen haben genau den gleichen Gott, keine genau die gleiche Gottlosigkeit.”

“Die Vorstellungen, die sich Menschen von Gott machen, sind also ebenso verschieden voneinander wie die Menschen selber.”

“So ist es. Nicht notwendigerweise verschieden im Prinzip, immer aber im Detail.”

“So gibt es also viele Götter.”

“Ja. Die meisten Gläubigen verehren in ihrem Gott ihr überhöhtes Spiegelbild.”

“Spiegelbild?” Der Maler ist irritiert.

“Sie verehren ein Wesen, das eine Entsprechung ist ihrer eigenen Vorstellungen, Hoffnungen, Sehnsüchte und Ängste.”

“Was ist Gott für *Sie*?”

“Mein Weltverständnis zwingt mich dazu, einen neuen Gott zu sehen und zu erleben.”

“Einen Gott, der *Ihnen* ähnlich ist?”

“Nein. Einen Gott allen kosmischen Geschehens.”

“Bitte erklären!”

“Alle seit dem Urknall auseinanderstrebende und dabei

ausreifende Materie und alle diesen Vorgang vorantreibende und ordnende Energie stammen aus der gleichen Quelle. Und alles, was aus dieser Quelle kommt, das bleibt auch über alle Entfernungen und über alle Zeiten miteinander verbunden, bleibt in ständigem, mannigfaltigem Kontakt miteinander, durch verbindende Energieströme und durch Austausch von Materie und Information. All das entwickelt sich gemeinsam und reift in gegenseitiger Abhängigkeit. In den Teilen des so Entstehenden vollzieht sich ein ständiges Kreisen, Schwingen und Pulsieren, ein unablässiges Wachsen und Schrumpfen, ein immerwährendes Aufbauen, Umbauen und Abbauen. Die sich formenden und wieder vergehenden Gebilde geben und nehmen einander Energie und Materie. Und sie kommunizieren miteinander in vielfältigster Weise. Ein gewaltiger Stoffwechsel unerhörten Ausmaßes.”

“Was für eine stupende Perspektive!”

“In seiner Gesamtheit bildet das sich entfaltende, in Milliarden von Jahren ausreifende Universum einen unvorstellbar intelligenten Organismus. Dieser Panorganismus vollendet sich in gigantischen Zeitspannen, bildet Kommunikationskanäle aus, in denen Informationen besonders schnell wandern können, vergleichbar mit unserem Nervensystem, bildet Transportbahnen aus, auf denen Materie schnell befördert wird, vergleichbar mit unserer Blutbahnen, bildet Organe aus für die Wahrnehmung spezieller Funktionen, formt Denk-, Interpretations- und Steuerungszentren. Und schließlich schmilzt dieser Panorganismus alle diese Ausbildungen wieder ein, stürzt das ganze Universum wieder in sich zusammen, um sich dann erneut auszubilden. Ein Milliarden von Jahren in Anspruch nehmendes Werden, Vergehen und Wiederwerden. Dieser Panorganismus, das ist für mich Gott.”

“Ungeheuerlich!!” Der Maler schluckt, greift mit zitternden Fingern an die eng gewordene Kehle, ringt um Fassung. Augen irren umher im Himmel. Es dauert eine Weile, bis er zu zi-

scheln vermag: "Nichts von all dem kann ich sehen. Selbst nachts sehe ich nur Mond und Sterne. Kugeln und unendlichen leeren Raum. Kein Nervensystem, keine Organe, kein ..."

"Versuchen Sie mal, sich vorzustellen, wie unser Körper einem Wesen erscheinen müsste, das in ihm lebt, und das so klein ist wie ein Atom. Nur kreisende Materie könnte es sehen – Atomkerne und Elektronen. Kreisende Kugeln in scheinbar grenzenlosem Nichts."

"Was für ein Schauspiel!"

"Zellen, Gewebe, Organe werden erst auf anderen Ebenen der Wahrnehmung sichtbar. Deren koordiniertes Funktionieren und das Gesamtwesen lassen sich aus der Perspektive eines Atomwesens nicht erkennen. Der Tanz der Materie macht nur für den Sinn, der die Zusammenhänge erkennen oder doch erahnen kann."

Für einen Augenblick versinkt der Maler in fassungslosem Staunen: "Wie Sie das alles sehen! Unglaublich", stammelt er. "Wirklich ganz unglaublich!" Nur zögernd beginnt er, zu bewerten: 'Was ist ein solcher Gott mir?', denkt er. 'Was sind ihm meine Hoffnungen? Was meine Bitten? Was meine Schuld? Wie könnte der mir vergeben? Wie mich erlösen? Wie mich bestrafen?'

Lauernden Auges wendet er den Kopf dem Physiker zu und krächzt: "Gott. – Ja, Gott. *Ihr* Gott! Er ist mir nichts. Er ist mir fremd. Er ist taub und blind. Taub für meine Bitten, blind für meine Bilder." Als der Physiker nicht reagiert, sagt er: "Je tiefer wir einzudringen versuchen in den Begriff Gott, desto leerer wird er. Je angestrenzter wir versuchen, über den Zaun zu spähen, desto bedeutungsloser wird das, was wir da sehen. Desto weniger finden wir Hilfe für unsere Probleme, für unsere Ängste. Desto mehr wird Hoffnung zu Enttäuschung. Desto tiefer versinkt Sehnsucht in Sinnlosigkeit. Hoffnung und Sehnsucht aber müssen phantasieren können, wachsen, sich steigern. Sonst verkommen sie zu Dumpfheit, Gleichgültigkeit oder Verbitterung."

“Sonst wird aus Sehnsucht Sucht”, sagt der Physiker.

“Sucht”, stammelt der Zwerg, “Sucht ... Sie verknüpfen alles mit allem. Sie leinen alles an. Ich mag Ihre Leinen nicht! Ich will raus aus Ihren Verknötungen. Ich will raus aus Ihren dunklen Tunneln!!”

“Die Tür aus den Tunneln öffnet nur das Ende des Selbstbetrugs.”

“Sie ... ! Sie ... !!”

Zurückfindend zu seinem Gedankengang sagt der Physiker: “Im Körper meines Gottes liegt die Erde weit entfernt von allen wesentlichen Funktionen und Strukturen. Vielleicht hat das dazu beigetragen, daß uns das Erkennen dieses Gottes so schwerfällt. Und daß auf unserem Planeten so viel Merkwürdiges geschieht, so manches von der Norm Abweichende. Daß sich hier ein so sonderbares organisches Leben entfalten konnte. Und daß eine Abnormität in diesem organischen Lebensvorgang, der moderne Mensch, sogar in der Lage ist, essentielle Strukturen und Funktionen in diesem entlegenen Teil Gottes, den wir Erde nennen, zu beschädigen.”

Heftig schüttelt der Zwerg den Kopf. Immer wieder. Das ist zu weit weg von seiner Art, die Welt zu sehen. Sein Blick schweift über den See. Ein Gedanke formt sich. Doch er schwebt ihm davon, bevor er ihn noch in Worte zu fassen vermag.

Nach langem Schweigen sagt er: “Das Werden und Vergehen Ihres Gottes und das Werden und Vergehen des Universums, das sehen Sie offenbar als ein und denselben Vorgang.”

“Ja.”

“Aber warum muß Ihr Gott immer wieder vergehen? Warum kann ein so unvorstellbar intelligentes und mächtiges Wesen seinen Zerfall – und sei er auch nur vorübergehend – nicht vermeiden?”

“Mein Gott bildet sich aus über Milliarden von Jahren. Seine Gestaltungsmöglichkeiten ausschöpfend, vervollkommnet er sich dabei und strebt einem Zielzustand zu. Je näher er diesem Zustand kommt, desto eingeschränkter werden seine Gestal-



tungsmöglichkeiten, desto starrer, langsamer und eingeisiger wird die Entwicklung. Die Naturgesetze, mit denen Gott meiner Ansicht nach ja identisch ist, lassen keine andere Wahl. Maximale Gestaltungsmöglichkeiten gibt es immer nur nach einer neuen, alles Materielle zerschmetternden Schöpfungsexplosion. Neuschöpfung ist gebunden an vorausgehenden Zerfall. Oder anders herum: Zerfall ist die Voraussetzung für Neuschöpfung. Nach jeder Schöpfungsexplosion verläuft die Entwicklung vermutlich anders, nicht grundsätzlich, aber doch in vielen Einzelheiten. So schöpft Gott die ganze Fülle seiner Gestaltungsmöglichkeiten dadurch aus, daß er mit jeder Schöpfungsexplosion immer wieder neu die Würfel wirft.”

“Vor jedem Würfeln muß geschüttelt werden, wie?”

“Jedes Würfeln setzt voraus, daß alles Bestehende, langsam erst, dann schneller, immer schneller und schließlich in einem gewaltigen, unvorstellbaren Inferno, wieder in sich zusammenstürzt. Dabei wird alle Materie wieder in ihre Urbestandteile zerschlagen und schließlich in Strahlung umgewandelt. Die Schöpfungsexplosion erfordert eine gigantische Menge an Energie. Diese kann nur durch das In-sich-Zusammenstürzen des Universums gebündelt werden. Für eine unvorstellbar kurze Zeit verschwindet alles Materielle, bleibt nur Organisationsenergie, nur die Essenz Gottes übrig. Die Schöpfungsexplosion, also das, was die Wissenschaft den Urknall nennt, das ist für mich der zentrale Akt für die Regeneration Gottes, für die Zurückgewinnung seiner vollen Gestaltungsmöglichkeiten.”

Der Maler stützt beide Hände auf den silbernen Handgriff seines zwischen zusammengepreßten Schenkeln auf das Holz gedrückten Spazierstocks. Ganz fest beißt er die Lippen aufeinander. Aus starren Augen bohrt sein Blick in das tiefe Wasser zu seinen Füßen. “Ihr Gott”, sagt er nach einer Weile, “ist also Teil – oder Kern – des Universums.”

Der Physiker nickt.

“Mein Gott ist größer. Mein Gott existiert außerhalb des

Universums. Mein Gott schaut und regiert von außen in die Dinge hinein.”

“Warum kommen Sie zu dieser Ansicht?”

“Weil ein Teil eines Ganzen, der das Ganze verändert, auch immer sich selber und seine Existenzbedingungen verändert.”

“Gerade das ist die Grundvoraussetzung für einen lebenden Gott. Gerade darin sehe ich eine wichtige Möglichkeit für Entwicklungen. Wie könnte ein Gott außerhalb des Universums dynamisch sein? Er wäre starr. Er wäre tot!”

Der Künstler senkt den Kopf. Er nickt. Und schweigt.

## Visionen

Schließlich fragt der Maler: “Ihr Gott – ist er das Wesen, von dem Sie früher gesprochen haben?”

“Nein. Er ist das allumfassende Urwesen. Aus ihm können viele verschiedene Wesen entstehen.”

“Früher”, der Zwerg zupft an seinem Schal, “früher haben Sie die Art beklagt, in der irdisches Leben organisiert ist.”

Der Physiker nickt.

“Gibt es eine andere Art, Leben entstehen zu lassen und zu erhalten?”

“Ich weiß es nicht. Aber ich habe mir da so meine Gedanken gemacht. Gedanken, mit denen ich schon seit geraumer Zeit umgehe.”

“Darf man da mal hinter den Vorhang kucken?”

“Sie dürfen.” Der Physiker spitzt die Lippen, dann schiebt er die Brille hoch. “Die meisten Menschen sind von der Vorstellung erfüllt, daß Leben immer so – oder doch so ähnlich – aussieht und organisiert ist wie hier auf Erden. Da hat es mich gereizt, meinen Gedanken freien Lauf zu lassen, einmal Visionen auf die Bühne meines Bewußtseins einzuladen. Visionen darüber, wie ein ganz anderes Leben aussehen und

organisiert sein könnte.”

“Wie sollte Leben außerhalb von Ökosystemen möglich sein, wie sollte es existieren, wie evolvieren können?”

“In Form von nicht-organischen Wesen.”

“Huuhhh!!”, schreit der Künstler. “W ... wie in aller Welt kann es nicht-organisches Leben geben? Das ist doch ein Widerspruch in sich! Nicht-organische Wesen!”, ruft er ganz laut und schüttelt sich.

“Ich spreche von Visionen. Bitte vergessen Sie das nicht.”

Wißbegierig nickt der Zwerg.

“Nach meinen Vorstellungen könnte es eine völlig andere Art geben, Leben sich entwickeln, sich erhalten, sich vervollkommen zu lassen.”

“Wie, in Gottes Namen, soll das möglich sein!?”

“Leben, konzipiert nach dem Vorbild meines Gottes. Nicht der an organische Verbindungen gefesselte Teufelstanz der Materie, wie er sich auf der Erde ausgebildet hat, sondern Leben, organisiert als winzige Kopien der Strukturen und Funktionen des Universums. Diese, nach dem Vorbild des Panorganismus gestalteten Geschöpfe, das sind die wahren Kinder Gottes, geschaffen nach seinem Ebenbild, und wie Gott selbst nicht fähig, Böses zu tun, nicht fähig, gegen die Naturgesetze zu verstoßen – ohne Triebe, ohne Egoismen, ohne Sucht, ohne Verbrechen, ohne Sünde.”

“Gottes Kinder!”, ruft der Maler empört. Dann senkt er den Kopf. ‘Ohne Triebe’, echot es durch seinen Leib, ‘ohne Verbrechen, ohne Sünde!’

“Diese Lebenseinheiten des Universums sind für mich ein Ausdruck des ethischen Prinzips der Schöpfung. Ich nenne sie daher E-Wesen.”

“Warum postulieren Sie Ethik für das Universum?”

“Weil es für mich undenkbar ist, daß der gewaltige Schöpfungsvorgang sich in sinn- und ziellosem Wirbeln und Kreisen von Materie erschöpft. Weil das großartige kosmische Schauspiel meiner Ansicht nach nicht ohne Darsteller, nicht

ohne Herz und nicht ohne Seele auskommt. Weil ich mir nicht vorstellen kann, daß die unvollkommene Ethik, welche sich im Menschen manifestiert, alles ist, was das Ausreifen der Materie an moralischen Kräften hervorzubringen vermag.“

“Ähnliche Gedanken“, sagt der Maler leise, “sind mir auch schon mal gekommen.“ Und er denkt: ‘Vielleicht entsprechen E-Wesen Erscheinungen, die andere als Engel interpretieren?’ Sogleich erschrickt er über diesen Gedanken und über den Begriff ‘Engel’.

“Für E-Wesen ist das Universum weder fremd, noch taub, noch blind. Sie fühlen seine Schwingungen. Sie hören seine Musik. Sie verstehen seine Sprache. Sie sehen seine Schönheit. Für sie ist das Universum Mutter, Heimat.“

Ein kalter Schauer rieselt durch den Künstler. Er erzittert vor Ehrfurcht. Und vor Neugier.

“Wir Menschen dagegen müssen erst mühsam einen Weg suchen zum Verständnis des Universums. Für uns bedarf es größter Anstrengungen, über den Tellerrand zu kucken. Aber vielleicht wird das Universum eines Tages auch für uns nicht mehr fremd sein. Vielleicht werden dann auch wir seine Musik hören, seine Sprache verstehen und seine Schönheit mit Freude erleben können.“

“W ... wie ... wie sieht denn so ein E-Wesen aus?“, krächzt der Maler.

“E-Wesen können ihre Erscheinungsform verändern. Sowohl bei starker Verringerung als auch bei starker Erhöhung ihrer Materiedichte werden sie für uns unsichtbar. Bei sehr starker Materiekonzentration schrumpfen sie zu winzigsten Teilchen. Dabei werden enorme Energiepotentiale frei. Auf diese Weise können sie Expeditionen ins All durchführen, und zwar unglaublich schnell – auf Gottes Nervenbahnen. Am Ziel angelangt, werden dann rasch die erforderlichen Gestalten angenommen und die notwendigen Gerätschaften und Instrumente aus örtlicher Materie aufgebaut.“

“Wie sind E-Wesen konstruiert? Woher gewinnen sie ihre Energie? Wie? Wo? Was? Tausend Fragen!!”

“Gemach.” Der Physiker legt die Handflächen zusammen und führt sie vor den Mund. Die Daumen stützen das Kinn, die Spitzen der Zeigefinger berühren die Nase. So verharrt er eine Zeitlang. “Ein E-Wesen”, sagt er endlich, “besteht aus Materieteilchen, die in besonderer Weise miteinander verknüpft sind. Die Art der Verknüpfung ist variabel und steuerbar. Auch die Stärke der Verknüpfungen kann kontrolliert verändert werden. Die Verknüpfungsmöglichkeiten sind vielfältig. E-Wesen entscheiden zum großen Teil selbst über ihre Eigenschaften. Sie sind nicht nur Gottes Kinder, sie sind auch – im Rahmen vorgegebener Gesetze – selber Schöpfer.”

Der Physiker denkt nach. Dann sagt er: “E-Wesen benötigen für ihre Existenz kein sie tragendes Ökosystem. Sie gewinnen ihre Energie und Materie nicht aus dem Behindern, Beschädigen oder Töten anderer Geschöpfe. Ihre Überlegungen, Planungen und Taten werden nicht durch Triebe beeinträchtigt. Ethik und Moral müssen ihnen nicht gepredigt werden. Sie sind einfach da – systemimmanente, unumstößliche Bestandteile ihres Seins. So wenig ein Stein gegen Gottes Gesetze zu verstoßen vermag, sowenig vermögen das die E-Wesen.”

Die Visionen des Wissenschaftlers erregen den Künstler maßlos. “W ... wie”, ruft er laut und stößt die Spitze seines Spazierstocks mit Macht in die Holzbohle, “wie sollen sich Ihre E-Wesen denn ernähren? Wie für sie nutzbare Energie gewinnen? Wie sich vermehren? Wie sich verständigen?” Er zerrt den Hut in die Stirn. “Wie tauschen sie genetisches Material aus? Haben die überhaupt so was wie Sex?”

“Sie beherrschen die Kunst, Gravitationskräfte zu manipulieren, nach Belieben Schwerfelder zu erzeugen und zu verändern. So saugen sie aus ihrer Umgebung gezielt und differenziert für sie nutzbare Materie an. Die Energie für ihre

Aktivitäten gewinnen sie auf die gleiche Weise wie der Panorganismus. Überall da, wo Materie bewegt oder umgewandelt wird, da fließt auch Energie.“

“Und wie vermehren sich die E-Wesen?”

“Durch Abtrennung von Teilen, die sich regenerieren. Aber E-Wesen können sich nicht nur vermehren, sie können auch das Gegenteil: mehrere Wesen können sich zu einem einzigen Wesen vereinigen. Auf diese Weise wird die Intelligenzleistung oder das Speicherpotential für Informationen vervielfacht. Ich gehe davon aus, daß bereits ein einzelnes E-Wesen enorme geistige Fähigkeiten besitzt, und Speicher- und Rechnerkapazitäten, welche unsere größten Computeranlagen um ein Vielfaches übertreffen.

Die Verständigung zwischen E-Wesen erfolgt nicht, wie bei uns, durch vereinbarte Signale – akustische, also Sprache, und optische, also Schrift oder Zeichen. E-Wesen kommunizieren direkt, Gedanke mit Gedanken. Beim Menschen muß ein Gedanke immer erst in Signale übersetzt werden, den Kommunikationspartner erreichen und von ihm zurückverwandelt werden in Gedanken. Das ist ein fehlerbeladener Prozeß. Nehmen Sie hinzu, daß die Signale oft unscharf sind, daß ein Wort oft für verschiedene Leute etwas Verschiedenes bedeutet, so darf man sich nicht wundern über das Ausmaß an resultierenden Mißverständnissen. Im ...“

“Aber“, ruft der Maler dazwischen, “was nicht alles hat der Mensch trotz dieser Beschränkungen hervorgebracht! Denken Sie an die Höhepunkte menschlicher Kulturen, die Glanzleistungen der Kunst und der Wissenschaft, das großartige, von Menschenhirnen geschaffene geistige Universum!”

“Jede Faser unseres Körpers, jede Windung unseres Hirns, jedes Zittern unserer Seele ist Teil des Textes, der im Drehbuch der Schöpfung steht. Bemerken Sie den Kreis? Das Unentrinnbare? Das rotierende kosmische Theaterspiel?”

Mit leeren Augen blickt der Künstler vor sich hin.

“Haben E-Wesen Sex?” nimmt der Physiker den Gesprächsfaden wieder auf. “Nein, natürlich nicht!”

“Schade”, sagt der Maler, aber nur ganz leise.

“Wozu auch? Ihre Fortpflanzung ist gesichert, ungetrübt durch Triebe. Nicht zuletzt das macht das Göttliche an ihnen aus. Auch Geschlechter gibt es selbstverständlich nicht. Die Vermischung genetischen Materials geschieht nach sorgfältig erforschten Regeln. Das Ergebnis wird getestet durch Experimente. Neue Energie-Materie-Konstellationen werden geplant, ihre Auswirkungen überprüft und schließlich gebilligt oder verworfen.”

Einen Augenblick lang ist der Künstler sprachlos, fasziniert. Aber dann verdrängen Nachdenken und Kritik die Faszination. Das harte Furchengesicht verdunkelt sich: “Was Sie sich da so alles zusammendenken! Wie kommen Sie nur auf so etwas?”

“Wie ich bereits angedeutet habe, hat mich eine Eingebung geleitet. Sie hat die Vorstellung in mir reifen lassen, daß die Schöpfung auch uns völlig fremde Formen von Leben hervorzubringen vermag. Da hat es mich gereizt, einmal ganz auf Empfang zu schalten, mich mit all meinen Sinnen auf von außen Kommendes einzustellen. Und dann habe ich das, was da an Gedanken und Visionen auf mich zuschwebte, tief in mich hineingesogen.”

“Und so sind die E-Wesen in Ihre Welt gekommen?”

“Ja.”

“Und mit Ihren Vorstellungen über diese Wesen leben Sie seither.”

“Ja.”

Der Maler begreift plötzlich, daß die merkwürdigen Andeutungen des Wissenschaftlers über nächtliche Erscheinungen und Begegnungen im Park auf diese Weise ihre Erklärung finden. “Diese Wesen beginnen offenbar, Ihr Denken zu beeinflussen, Ihre Welt zu verändern.”

“Ja.”

“Ist Ihnen eigentlich klar, was das bedeutet?”

“Was?”

“Etwas, das Sie Religionsführern vorwerfen.”

Achselzucken.

“Sie haben gesagt, viele Religionsführer seien ganz und gar in der von ihnen erdachten Phantasiewelt zu Hause. Und Sie haben gesagt, daß es für so manchen Religionsführer eine schlimme Überraschung geben würde, wenn seine Phantasiewelt zusammenbräche.”

Nicken.

“Schauen Sie mal, da gibt es doch Parallelen zwischen Ihnen und den religiösen Männern.”

Ein fragendes Gesicht.

“Ist das nichts Paralleles, wenn Sie sich Eingebungen öffnen, die Ihnen angeblich aus dem Universum zuschweben, und wenn Sie diesen Eingebungen gestatten, von Ihnen oder von ihrem Hirn Besitz zu ergreifen? Leben nicht auch Sie da in einer Phantasiewelt? Und wird es dann nicht eines Tages auch für Sie eine schlimme Überraschung geben?”

Der Wissenschaftler ist betroffen.

Der Künstler genießt es, den anderen in Verlegenheit gebracht zu haben. Diesen Alleswisser, diesen Physiker-Biologen-Philosophen. Er grinst. Aus aufblitzenden Augenwinkeln sieht er, wie der Kiefer mahlt unter dem kahlen Schädeldach.

Mit zusammengezogenen Brauen sinniert der Physiker vor sich hin. Gedankenverloren nickt er mehrmals. Sein Gefährte hat da einen kritischen Punkt angesprochen. Darüber muß er nachdenken. Aber er ist weit davon entfernt, seine Vorstellungen ungeprüft fallen zu lassen. Die haben für ihn im Laufe der Zeit einen sehr hohen Wahrscheinlichkeitsgrad gewonnen. ‘Ich werde eine Bestätigung meiner Vorstellungen herbeiführen’, denkt er. ‘Oder deren Widerlegung. Ich werde eine unmittelbare Begegnung mit den Wesen erzwingen. Koste es, was es wolle!’



## Gestaltungsgeschehen

Künstler und Wissenschaftler erheben sich und beginnen einen neuen Rundgang um den See.

“Sie haben”, sagt der Maler nach einer ganzen Weile, “immer wieder von Ausreifungsplan und Ausreifungszwang gesprochen. Was meinen Sie damit?”

Als der Physiker nicht antwortet fragt der Maler: “Sind das Manifestationen der Macht Ihres Gottes?”

Der Physiker schweigt.

“Was ist der Kern der Macht Gottes?”

Der Physiker sieht sich um als suche er etwas. Sein Gesichtsausdruck läßt darauf schließen, daß er aus tiefen Gedanken zurückkehrt. Er räuspert sich. “Zweierlei”, sagt er nun mit fester Stimme: “Die Gesetze, nach denen das Entfalten und Zusammenstürzen des Universums erfolgt – vorbestimmt im Ganzen aber immer wieder neu gestaltet im Detail. Und die Zeit, die unendliche, unwiderbringlich still dahinziehende Zeit, in der die Schöpfung ausreift, sich vollendet und vergeht – in ewigem Wechsel.”

“Was genau bedeutet ausreifen?”

“Genau kann ich Ihnen das nicht sagen. Aber ich habe da so meine Vorstellungen.”

“Ich bin gespannt! Wie ein Flitzbogen!!”

“Das ist ein kompliziertes Thema. Haben Sie Zeit und Geduld?”

“Nur los! Für so was hab ich immer Zeit. Mit der Geduld ist das schon eher ein Problem.” Ein gewitztes, wißbegieriges Grinsen zieht die Wulstlippen in die Breite. “Aber ich werde mir Mühe geben.”

Die beiden setzen sich auf eine Bank am Ostufer des Sees. Auf dieser Bank waren dem Physiker immer wieder besondere Vorstellungen zugeschwebt. Und hier haben manche davon, so meint er jedenfalls, erst in der letzten Nacht eine faszinierende Bestätigung erfahren – in Form von außergewöhn-

lichen Erscheinungen. Die Bank ist ein Stück vom Wegrand zurückgesetzt worden, weiter als die anderen. Zur Rechten, zur Linken und in ihrem Rücken ist sie von dicht stehenden Büschen umgeben. Man sitzt hier wie in einem Erker. Hier kann man völlig in sich versinken, tief in sich hineinsehen. Ein tiefer Blick verlangt nach tiefer Entrücktheit. Nur in einer sich ganz dem innersten Wesen des Universums öffnenden Einsamkeit kann dem Menschen die Gnade besonderer Einsichten zuteil werden.

Der Physiker nimmt die Brille ab, putzt sie, hält sie gegen den Himmel, prüft, ob alles ganz sauber ist. Putzt sie erneut und setzt sie nun zurück auf die Nase. Abwesend schiebt er sie hoch, exakt auf ihren Platz. "Schaffen Sie Raum in Ihrem Kopf", sagt er, "bereiten Sie sich vor auf etwas Neues."

Ungeduldig nickt der Maler.

"Auf Ihre Bitte hin habe ich ein Bild entworfen darüber, wie die Wissenschaft das Universum sieht. Darauf baue ich jetzt auf. Aber das, was ich Ihnen heute darlege, ist nicht das Ergebnis wissenschaftlicher Forschung, sondern der Versuch einer Synthese von wissenschaftlichem Erkennen und intuitivem Erahnen."

"Paßt denn das zusammen?"

"Das ist die einzige Möglichkeit, über den Zaun zu spähen, den die Schöpfung um uns zieht – jedenfalls ein winziges Stückchen."

Den Maler überrascht diese Akzentverschiebung in der Diskussion. "Sie verwirren mich", flüstert er. Ohne daß ihm das bewußt wird, rückt die Hand den Hut zurecht. 'Dieser Naturwissenschaftler!', denkt er, 'immer mehr Rätsel gibt der mir auf. Immer mehr entwurzelt der mich.' Verloren fährt der Handrücken über den Mund. Wie die erste Gebärde, so gehört auch die zweite nicht zum Repertoire seiner unbewußten Bewegungen. Dunkle Erinnerungen huschen umher im Maler. Das Echo nächtlicher Freundschaften hallt durch den Leib.

"Schon meine erste Behauptung wird Sie überraschen: Alle

Materie, nichts als gefrorene Energie, ist potentiell lebendig und potentiell intelligent. Energie und Materie, zwei Erscheinungsformen ein und derselben Sache, besitzen unvorstellbar große Möglichkeiten der Organisation und Ausreifung. Die Phänomene, die eine Ausreifung dieser Möglichkeiten über Milliarden von Jahren steuern, die fasse ich zusammen in dem Begriff 'Gestaltungsgeschehen'."

"Diesen Begriff hatten Sie bereits erwähnt. Was ist das?"

"Ein ewiges Urprinzip."

"Woher haben Sie dieses Wissen?"

"Das ist kein Wissen. Das ist eine Hypothese. Das von mir postulierte Gestaltungsgeschehen ist universumweit wirksam."

"Was bewirkt dieses Geschehen für *mich*?"

"Am Anfang gibt das Gestaltungsgeschehen dem Universum – ebenso wie einem Menschen – nur die Erstausrüstung mit, nur den Grundbauplan, die Grundfunktionen. Die Ausstattung mit Speziellem erfolgt erst im Laufe der Ausreifung."

"Wodurch?"

"Durch Schlüsselereignisse. Deren Wirksamkeit erreicht ihr Maximum während bestimmter Entwicklungszustände. Da gibt es Fenster, wie beim Start einer Weltraumrakete."

"Ich bin ohne derartige Fenster aufgewachsen."

"Wie bei anderen Menschen, so wurden auch in Ihrem Körper und in Ihrem Hirn bestimmte Eigenschaften und Fähigkeiten vor allem in Zeitfenstern festgelegt."

"Bitte erläutern Sie mir das."

"In der frühen Individualentwicklung prägen Reize – Bilder, Sprache, Musik, Lernen, Zwischenmenschliches – Verhalten, Wissen und Können eines Menschen."

"Wie?"

"Die Reize stimulieren Nervenzellen. Die produzieren daraufhin Transmittersubstanzen. Und diese wiederum induzieren Verbindungen und Schaltstellen zwischen Nervenzellen. Mit anderen Worten: Sie bauen die Feinvernetzung des Nervensystems auf. So reifen, auf der Basis der Grundauss-

stattung und des Ererbten, die Besonderheiten einer Individualität. Reize aktivieren und dirigieren, chemische Substanzen locken und verlegen, Nervenwachstum verbindet und verschaltet. In seiner Essenz kann das Ergebnis derartiger Prägungsvorgänge über ein Menschenleben erhalten bleiben.“

Der Physiker denkt nach. Dann sagt er: “Das Gestaltungsgeschehen ist unzerstörbar. Aus ihm heraus programmiert sich nach jeder Schöpfungsexplosion ein neues Universum. Das Gestaltungsgeschehen gebiert, evolviert, kontrolliert und liquidiert alles.“

“Langsam“, ruft der Maler, “langsam! Ich komme nicht mit! Wie paßt denn das in unsere Welt?“

“Wir sehen nur einen kleinen Teil Welt! Alles, was wir sehen, was wir erleben, alles Tote und Lebendige, das sind nur die für uns wahrnehmbaren materialisierten Nadelspitzen der Schöpfung. Und selbst davon sehen wir nur den Widerschein.“

“Was soll denn das nun wieder heißen?“

“Das ist ein bißchen so wie mit dem Licht. Auch das Licht können wir nicht sehen. Nur dessen Widerschein von Gegenständen, auf die es trifft. Was die Welt wirklich ausmacht, ihre Essenz, ihr Wesen – das ist mit unseren Sinnesorganen nicht erfaßbar und mit unseren Apparaten nicht meßbar.“

“Was ist die Essenz?“

“Das Gestaltungsgeschehen. Es läßt alles Materielle aus dem Nichts, aus Energie, hervorgehen und wieder darin verschwinden. In einem unvorstellbar gewaltigen kosmischen Theaterspiel zwingt es alles dazu, in Milliarden von Jahren auszureifen. Unaufhaltsam drängt es vorwärts, immer nur vorwärts. Und schließlich läßt es alles so Entstandene wieder vergehen, wieder zu Energie werden – in ewigem Wechsel ein ewiger Kreis.“

“Immer da, aber nie geworden?“

Der Physiker nickt.

“Was, zum Teufel, bedeutet das?“

“Das ist die Geschichte vom Sein und vom Nichtsein.“

“Was ist Nichtsein, was Sein? Und wie paßt die Schöpfung da rein?”

“Nichtsein ist der Kern des Gestaltungsgeschehens. Dessen Wirkung ist das Werden. So formt das Gestaltungsgeschehen das ausreifende Sein. Das Formen ist der Schöpfungsakt, sein Ergebnis, die Schöpfung.”

“Dann ist das Gestaltungsgeschehen Gott?”

“Es ist sein Wille.”

Der Maler schluckt. “Die Schöpfung”, fragt er erregt, “ist sie ewig?”

“Nein. Das Gestaltungsgeschehen ist ewig. Die Schöpfung ist etwas sich immer wieder Erneuerndes.”

“Erklären!”, schreit der Maler außer sich. “Erklären!! Wo ist der Motor? Welche Kraft treibt die Ausreifung?”

“Eine besondere Form von Energie. Die Physik kennt nur ‘Arbeitsenergien’: Potentielle Energie, Bewegungsenergie, Wärmeenergie, Gravitationsenergie. Meiner Ansicht nach ist der Motor eine Urenergie, eine Kraft, die das geordnete Werden, Ausreifen, Vergehen und Wiederwerden des Universums überhaupt erst möglich macht. Eine kosmische Energie. Die Energie des unermesslichen Reiches der immateriellen Erscheinungen.”

“Teufel auch, was ist das für eine Energie?”

“Ich nenne sie Organisationsenergie.”

“Sie erschlagen mich mit Ihren Begriffen! Und Sie verwirren mich mit Ihren Vorstellungen! Was ist das, Organisationsenergie?”

“Organisationsenergie enthält die Uridee, das Urprogramm des Universums. Sie ist *vor* der Materie da. Sie ist die Mutter aller Strukturen und aller Funktionen. Sie erfüllt und durchströmt den gesamten Kosmos, in örtlich unterschiedlicher Stärke und Wirksamkeit.”

“Was bedeutet das für *mich*?”

“Organisationsenergie ist überall. Sie liefert Antrieb und Plan für alles. Das reicht von den Galaxien, bis hin zu den

einzelnen Himmelskörpern, von den Lebenssystemen, bis hin zu den einzelnen Lebensformen – also auch zu Ihnen, zu Ihrer geistigen und körperlichen Einmaligkeit.”

“Zu viel ‘überall’! Zu viel ‘alles’!”

“Überall herrschen die gleichen Kräfte, alles unterliegt den gleichen Gesetzen.” Der Physiker schweigt einen Augenblick. Dann sagt er: “Ohne Organisationsenergie kann keine Ordnung entstehen, sich erhalten und fortentwickeln. Um die in ihr schlummernden Möglichkeiten zu realisieren, benötigt sie unvorstellbar viel Zeit und über lange Zeitspannen berechenbare physikalische und chemische Bedingungen.”

## Chaos

“Sie tun so, als habe alles seine gute Ordnung. Andere Physiker aber sehen Unordnung, Chaos.”

“Was meinen die damit?”

“Unberechenbarkeit, Zufall, Unvorhersagbarkeit – im Grunde also gesetzloses Verhalten.”

“Gesetzloses kann nur erkennen, wer um die Gesetze weiß.”

“Und?”

“Die Menschen wissen zu wenig über die Gesetze.”

Der Maler wiegt den Kopf. Er überlegt. Dann sagt er: “Gibt es Übergänge zwischen Ordnung und Unordnung?”

“Im Universum wird ständig Ordnung aus Unordnung und Unordnung aus Ordnung.”

“Ihre Kollegen erwecken den Eindruck, als hätten sie das Phänomen des Chaos gerade eben entdeckt.”

“Physiker haben bisher vor allem in Zuständen der Ordnung gedacht und gerechnet. Für sie ist die Begegnung mit dem Chaos daher eine aufregende Sache. Biologen haben schon lange mit dem Chaos gelebt. Für sie gehören Ordnung und Unordnung zusammen wie Leben und Tod.”

“Was ist Chaos für *Sie*?”

“Ein Teil der Ordnung. Sozusagen programmierte Unordnung. Für mich ist Chaos ein Motor für die Ausreifung der Materie, der toten wie der lebendigen.”

“Wo ist Unordnung ein Teil der Ordnung?”

“Zum Beispiel bei der Entstehung des Lebendigen.”

“Dann ist Leben Ordnung und Tod Unordnung?”

“Das wäre zu unscharf und auch nur zum Teil richtig. Es gibt Unordnung im Lebenden, zum Beispiel in der Evolution. Und es gibt Ordnung im Toten, zum Beispiel in Gesetzmäßigkeiten der Materiestruktur.”

“Ist eine Unterscheidung zwischen Ordnung und Unordnung im Bereich des Geistigen möglich?”

“Auch da gibt es Übergänge.”

“Wie meinen Sie das?”

“Jeder Satz, den ich soeben gesprochen habe, war das Ergebnis eines Übergangs von Unordnung zu Ordnung. Ideen-Nebel und Gedankensplitter wurden geordnet zu Wörtern und Aussagen.”

“Freilich! Nicht von ungefähr sagen wir: ‘ich muß erstmal meine Gedanken ordnen.’”

“So ist es.”

“Und was folgern Sie daraus?”

“Nicht, was ist Ordnung, ist die Frage, nicht, was ist Unordnung.”

“Sondern?”

“Welche Kraft ist hier am Werk? Wie schafft sie Ordnung, wie Unordnung?”

“Und welche Kraft *ist* da am Werk?”

“Die Kraft, die ich als Organisationsenergie bezeichne.”

“Und da wären wir wieder am Ausgangspunkt.”

“Ja. Ich vermute, daß es eine materielle Grundkraft gibt. Ein Urgeschehen, das alles und jedes hervorbringt, also auch alles für uns Erlebbares. Ein Urgeschehen, das alles entwickelt, steuert und wieder vergehen läßt.”

“Und welche Bedeutung könnte dabei dem Chaos zukommen?”

“In der Welt im Kleinen wie in der Welt im Großen vermögen winzige Ursachen riesige Wirkungen zu erzeugen, unvorhersagbar im einzelnen, aber vorbestimmt im ganzen. Hier könnte ‘geplante’ Unordnung eine innovative Wirkungsdynamik entfalten. Aber ich gehe davon aus, daß es Chaos außerhalb der Naturgesetze nicht gibt, nicht geben kann. Im Chaos würfelt die Ordnung um neue Möglichkeiten, sich zu manifestieren.”

“Welche Rolle spielt dabei die Zeit?”

“In unendlich kleinen und in unendlichen großen Zeitspannen verschwimmen die Begriffe. Auch so kann Ordnung zu Unordnung und Unordnung zu Ordnung werden.”

“Wo bleibt in Ihrem Weltverständnis der Ausgleich, wo Ruhe, wo Entspannung?”

“Es gibt nichts Ausgeglichenes, nichts Ruhendes, nichts Spannungsfreies. Das erste Grundgesetz des Universums heißt ewige Bewegung, ewiger Auf- und Abbau von Ungleichgewichten, ewige Spannung. Hier steht die Wiege von allem.”

“Beispiele!”

“Aufbau negativer Gravitationsenergie als Folge des Urknalls, deren Abbau beim Zusammenstürzen des Universums und deren abermaliger Aufbau beim nachfolgenden Knall. Entstehung von Materie aus Energie und deren Rückverwandlung in Energie. Universumweite Abstoßung und Anziehung. Schwingungsberg und Schwingungstal. Schaffung und Vernichtung von Komplexem. Billiardenfaches Borgen und Rückzahlen von Energie. Eines bedingt das andere. In stetem Wandel. Daher gibt es auch keinen Anfang und kein Ende. Alles ist in ständigem Fluß. In ewigem Reigen ein ewiger Ring.”

## Gedankentheater

“Ihr Gestaltungsgeschehen, Ihre Organisationsenergie”, quillt es aus dem Maler hervor, “beinhalten sie auch menschliche



Schöpfungen? Wenn ich male, fließen mir da Ihrer Ansicht nach auch Kräfte zu, die auf die Organisationsenergie zurückgehen?”

“Meiner Ansicht nach, ja.”

“Wie soll das funktionieren?”

“Wie ich schon sagte, sind wir letztlich nichts anderes als winzige Funken des gewaltigen Feuers, das sich vor Milliarden von Jahren entzündet hat. Nichts anderes als zeitlich und räumlich begrenzte Wirbel von in bestimmter Weise angeordneten Teilchen.”

“Wie kann daraus Ganzheit, wie eine neue Qualität entstehen?”

“Die einzelnen Teilchen beeinflussen sich gegenseitig. Und sie entwickeln kollektive Verhaltensweisen, welche ihrerseits Eigenschaften der Einzelteilchen verändern. So kann das Zusammengesetzte innere Identität und Zusammenhalt gewinnen. Und so vermag es, immer wieder neue Eigenschaften, neue Qualitäten zu entwickeln.”

“Was hat das mit mir zu tun?”

“Wie bei anderen Menschen, so wird auch bei Ihnen ein Teil des Kreisens und Wirbelns in Gedanken umgewandelt, in Gefühle, Ideen, Verlangen, Triebe, Ängste.”

Der Maler ist äußerst erregt. Sein ganzes Wesen rebelliert: ‘Das geht zu weit!’, schreit eine Stimme in ihm. Und dann denkt er: ‘Mein Empfinden ist zu eng für die Welt dieses Wissenschaftlers. Dessen visionäres Eindringen in universale Zusammenhänge kann ich nicht nachvollziehen. Ich bin zu gefühlsorientiert, um Tod und Leben zusammenzudenken, um in Stein und Fleisch das Gleiche zu sehen.’

Erst gestern nacht hatte er verloren vor leerer Leinwand gehockt. Wieder wollte er die Essenz dessen, was für ihn der Engel ist, in Ölfarben bannen. Vergeblich! Da hatte er den Kopf gesenkt und schließlich wie im Traum auf die Leinwand gepinselt:

*Ich gehe und gehe  
Ich weiß nicht wohin  
Ich suche und suche  
Ich weiß nicht warum*

*Licht am Weg, Höhe, Erfüllung  
Dunkel im Suchen, Tiefe, Verzweiflung*

*Wo bin ich?  
Ich weiß nicht wo  
Wer bin ich?  
Ich weiß nicht wer*

*Und dennoch: Ich bin  
Und weiter: Ich muß*

Jetzt zerren dünne Finger am weißen Hut. Unwirsch wendet sich der Künstler dem Wissenschaftler zu: "Sie verlassen die Pfade der Realität. Ich sehe diese Dinge anders! Ganz anders!!"

Doch der Physiker reitet ihm davon: "Das Schwingen, Wirbeln und Kreisen, aus dem unsere Gedanken und Empfindungen sich formen, hat sozusagen ein Innen und ein Außen. Innen wohnen die speziellen Kräfte, die unsere Einmaligkeit als Teil des Ganzen ausmachen, außen die allgemeinen. Genau genommen gibt es natürlich kein separates Innen und Außen, aber diese Vorstellung erleichtert das Verständnis dessen, was ich ausdrücken möchte. Innen sind unsere individuellen Eigenarten, Fähigkeiten und Erfahrungen, unser Gedächtnis und unser Vermögen, Gespeichertes und Erfahrenes selektiv vorübergehend zu aktivieren und auf die Bühne des Bewußtseins zu rufen, es also stückchenweise zu erleben und darüber nachzudenken. Außen ist das uns tragende Lebenssystem, die Natur, das Universum. Das Theater unserer Gedanken und Gefühle empfängt Anregungen vom Innen und vom Außen."

In hilfloser Verwirrtheit ruft der Maler: "Und aus diesem Anregungssalat soll Vernünftiges entstehen können?"

"Ich sehe das nicht als Salat."

"Wie kann eins zum andern finden?"

"Durch Abstimmung der Wellenlängen."

"Wie meinen Sie das?"

"Ein bestimmter Mensch kann immer nur das empfangen und erleben, was seiner Empfangsausstattung gemäß ist."

"Das ist mir aber ein sonderbares Theaterspiel! – Was ist da meine Rolle?"

"Die eines Zukuckers."

"A ... aber", stottert der Maler, "a ... aber ..."

"Sind wir nicht alle Zukucker?"

"W ... wie ... ?"

"Und Darsteller. Und manchmal auch Regisseur."

"Regisseur? Ich denke wir sind Teil."

"Teil im Weltgeschehen. Regisseur im Theater unserer Gedanken. Wie kein anderes Wesen auf der Erde kann der Mensch versuchen, in das Theaterspiel seiner Gedanken und Vorstellungen einzugreifen und so Akzente zu setzen. Wie kein anderes Wesen kann er auf der Bühne seines Bewußtseins verschiedene Gegebenheiten und Möglichkeiten gedanklich durchspielen. Und er kann danach streben, die sich daraus ergebenden Konsequenzen abzuschätzen und zu berücksichtigen."

"Ein Gedankentheater!"

"Ja. Und mitten auf der Bühne dieses Gedankentheaters steht die Wiege der Menschlichkeit. Hier wurde die Menschewelt geboren."

Wieder ist der Künstler aufs höchste erregt. Wieder ist er ganz und gar im Bann der Ideen des Wissenschaftlers: "Sie haben von Außenbotschaften gesprochen, die unser Gedankentheater beeinflussen."

Der Physiker nickt.

"Wie sollen uns Botschaften von außen erreichen?"

“Wenn ich einen Gedanken, eine Idee, auf die Bühne meines Bewußtseins stelle, wenn ich mich darauf konzentriere, wenn die Kulisse die richtige ist und wenn die Stimmung paßt, dann kommt Verwandtes dazu. Nicht selten etwas, das nicht zu meinem Erlebnisschatz, zu meinem Gedächtnis, gehört: Darsteller und Botschaften also, die von außen kommen. Sie agieren, verändern und gestalten. Ich hocke dann in einer dunklen Ecke meines Bewußtseins und sehe und höre dem Geschehen zu, stumm, gebannt, fasziniert.”

“Was verstehen Sie unter Bewußtsein?”

“Zunächst einmal das, was wir in einem bestimmten Augenblick gewahr werden. Sodann aber auch das, was wir davon gedanklich bewältigen, also begreifen können. Und schließlich das, was wir von dem Begriffenen in Worte zu fassen vermögen. Es gibt also verschiedene Ebenen von Bewußtsein, sozusagen verschiedene Scharfeinstellungen. In seiner höchsten Form ist Bewußtsein die letzte Kontrollinstanz des Hirns. Hier gewahrt und bewertet es einen Teil seiner eigenen Arbeit.”

“Ja”, sagt der Maler nach einigem Nachdenken, “ja, das ist eine faszinierende Sache.”

“Welche Sache meinen Sie jetzt?”

“Ich meine diesen Übergang von zunächst ganz geheimen Gedanken zum gesprochenen oder geschriebenen Wort. Dieses Hinaustreten von Privatem aus der Welt des Eigenen, Internen in die Welt des Fremden, Öffentlichen – in die Welt der Allgemeinheit.”

“Das empfinde ich ganz ähnlich. Auf einmal steht man nackt da. Ist von jederman zu besichtigen. Ist Gegenstand geworden von Diskussionen, Beurteilungen, Verurteilungen. Das ursprünglich eigene lebt da irgendwo weiter, aber losgelöst von mir, Mißverständnissen preisgegeben, nicht länger veränderbar, nicht länger rücknehmbar, nicht mehr reprivatisierbar.”

Der Maler nickt. “Das Gedankentheater hat auf einmal Zuschauer.”

“Genauso ist es.”

“Gibt es Bewußtwerden auch bei Tieren?”

“Meiner Ansicht nach ja.”

“Welche Funktion hat es dort?”

“Es dient der Einordnung des Individuums in äußere Systembezogenheiten. Bewußtwerden ermöglicht eine schnelle Veränderung und Anpassung von Verhaltensstrategien. Das ist besonders wichtig bei Lebensformen, die immer wieder rasch neue Probleme und neue Situationen meistern müssen. Wollte die Natur für all das erblich fixierte, also angeborene Reaktionsbahnen bereithalten, so müßte das zu Überbelastungen und zu evolutiven Erstarrungen führen.”

“Bewußtwerden ist nicht immer das Resultat einer eigenen geistigen Leistung?”

“Nein. Ein Schmerz, ein aus den Tiefen des Leibes aufsteigendes Bedürfnis, ein Trieb, können so stark werden, daß sie von sich aus die Grenze zur Bewußtwerdung überschreiten, ja, daß sie das ganze Bewußtsein ausfüllen. Der Geist muß dabei nicht beteiligt sein.”

“Glauben Sie, daß das Bewußtsein eine materielle Grundlage hat? Die Dualisten behaupten ja, Geist und Materie seien etwas voneinander Verschiedenes, Unabhängiges. Aber moderne Neurologen hoffen, dem Nachweis nahe zu sein, daß Geist und Bewußtsein eine materielle Basis haben.”

“Eine materielle Basis, ja, aber das bringt uns nicht weiter. Am Anfang von allem, auch des Bewußtseins und des Geistes, steht das Nichtmaterielle. Die Materie ist nicht der Ausgangspunkt, sondern die Konsequenz der hier wirksamen Kräfte.”

Der Physiker schweigt eine Weile. Dann sagt er: “Kräfte, die von außen kommen, wirken von überall her auf die Erde ein. Ohne sie könnte die Erde nicht ihre Position im Universum einnehmen und nicht geregelt ihre Bewegungen ausführen. Alles Leben auf der Erde ist in Wirkungsfeldern von Kräften entstanden, die von außen kommen. Unter dem Einfluß von Außenkräften ist es so geworden, wie wir es heute vorfinden.

Und auch jetzt noch, jeden Tag, wird das Leben auf der Erde von Außenkräften beeinflusst und geformt.“

“Was sind das für Kräfte?“

“Es sind universumweit wirkende Kräfte: Elektromagnetische Phänomene. Strahlung, Energie- und Materieströme, materielle und immaterielle Wellen, Gravitation, Magnetfelder. Das Leben auf der Erde bedarf dieser Kräfte. Sie liefern Energie, Botschaften, Direktiven. Sie beeinflussen Lebensvorgänge, Verhaltensweisen, Wanderungen und Fortpflanzungsrhythmen.“

“Wie können diese Kräfte auf *uns* einwirken?“

“Unsere Übergangszone von außen nach innen, die Haut, kann wie eine Antenne wirken.“

“Ups! Ich habe meine Haut noch niemals als Antenne empfunden!“

“Die Haut ist unser größtes Organ. Während der Individualentwicklung entsteht sie aus dem gleichen Keimblatt, aus dem auch Nerven und Sinnesorgane entstehen. Haut, Hirn und Sinnesorgane sind verwandte Strukturen. Viele einfach konstruierte Organismen sehen und hören mit ihrer Haut. Diese Fähigkeiten sind beim Menschen verkümmert. Aber sie sind da.“

“Ich sehe mit den Augen! Ich höre mit den Ohren!“

“Beides Hautverwandte.“

“Weiter!“

“Von außen, also auch aus dem Universum kommende Informationen können über die Haut Kontakt mit dem Hirn aufnehmen.“

“Zur Hölle auch! Wie soll das funktionieren?“

“Sie haben eben gesagt, daß Sie die Welt mit ihren Augen erleben.“

“Ja.“

“Was passiert da?“

“Ich sehe.“

“Und wie funktioniert das?“

Als der Maler nicht sogleich antwortet, sagt der Physiker: "Strahlung von außen – Licht von Sonne, Mond, Sternen, Lampen – trifft auf einen Gegenstand, sagen wir mal auf ein hübsches blondes Mädchen."

'Engel!', durchzuckt es den Maler. 'Engel!!'

"Das Mädchen reflektiert die Strahlung. Ein Teil der reflektierten Strahlung trifft auf die Licht perzipierenden Teile Ihres Auges. Von da dringt die empfangene Information ins Hirn. Dort entsteht ein Bild von dem Mädchen – ein Bild, dessen Eigenart letztlich auch von *Ihrer* Eigenart abhängt, von Ihrer Erfahrungswelt, ja von Ihrer Stimmungslage."

'Mein Gott!', denkt der Maler. 'Mein Gott!!' Er zittert. 'Gott sei mir Sünder gnädig!!'

"Ich vermute nun, daß bei sensiblen Menschen vielerlei Außenbotschaften über die Haut ins Unterbewußtsein gelangen, dort reifen und ins Bewußtsein dringen. Daß sie nicht selten überraschend anmutende Einsichten, Erkenntnisse und Ängste konstellieren, die den Eindruck erwecken, sie seien in uns geboren."

Der Maler ist völlig in sich zusammengesunken.

## Ballons

"So wie ich das sehe", fährt der Physiker fort, "existieren alle großen Ideen, Gedanken und Empfindungen in ihrer Essenz bereits vor uns, außerhalb von uns – als Teil des universumweiten Gestaltungsgeschehens. Wie zarte Ballons schweben ihre Rohformen aus dunklen Nebelwolken in die Tageshülle unseres Bewußtseins. Wie Schmerzen kommen sie zu uns – wie Schmerzen, die lange vorher da waren, die uns aber erst wahrnehmbar, erst bewußt werden, wenn sie eine unsichtbare Intensitätsgrenze überschreiten." Der Physiker schiebt die Brille hoch und blickt kopfdrehend weit über den See, als suchte er dort etwas. Kaum vernehmbar sagt er: "Und unsere

intensivsten Gedanken und Gefühle, sie können auch in sonderbarer Weise aus uns hinauswirken.”

Scheinbar abwesend, tatsächlich aber ganz konzentriert in sich hineinsehend, sagt der Physiker: “In mir ist die Vorstellung gereift, daß die Urformen emotionaler Energien, geistiger Kräfte und Ideen ewig da waren und ewig da sein werden. Alles, was die Menschen je an großen Gedanken, Kompositionen, Bildern, Schriftwerken oder Erfindungen hervorgebracht haben, alles Bedeutende, das sie je empfunden und je gedacht haben, ja, alles, was sie überhaupt empfinden und denken können – all das ist in seiner Essenz bereits im Gestaltungsgeschehen enthalten und vorweggenommen.”

Der Maler macht einen Versuch, zu protestieren. Aber sein Gefährte nimmt das gar nicht wahr.

“Selbst unsere größten Philosophen, Künstler und Wissenschaftler, sie haben niemals etwas wirklich noch nie Dagewesenes empfunden oder gedacht. Sie haben niemals etwas *er* funden. Sie haben immer nur etwas *ge* funden oder *nach* empfunden, etwas im Gestaltungsgeschehen bereits Vorhandenes, etwas, das im Weltprogramm seit ewigen Zeiten existiert und ewig existieren wird.”

“Schaun Sie mal, das ist doch ...” Der Maler schüttelt verzweifelt den Kopf. “Wo bleiben denn da die Einzelleistungen großer Künstler, Erfinder und Wissenschaftler? Sie haben die größten Kulturleistungen der Menschheit hervorgebracht! Keinem Menschen ist jemals eine Ganzheitsahnung vom Wirken und Wollen der Natur zugeschwebt. Sonst hätte sich die Menschheit sicherlich anders entwickelt und anders verhalten.”

“Ich habe nicht von großen, neuerkannten Zusammenhängen gesprochen, sondern von Denkanstößen, von Intuitionen, von der *Essenz* großer Gefühle, Erfindungen und Einsichten.”

“Weiter!”

“Wer dazu fähig ist, sich als ein Teil des Universums zu begreifen, wer sich dem Außen ganz zu öffnen vermag, der kann



Botschaften empfangen und Anregungen, die sein Weltverständnis verändern. Der Wesensgehalt des Empfangenen muß durch den Verstand erfaßt und formuliert werden. So kann das Empfangene durch Nachdenken und Erörterungen zu neuen Erfahrungen und Einsichten reifen.“

“Wenn es stimmen würde, daß dem Menschen wichtige Botschaften aus dem Gestaltungsgeschehen zuschweben, wo liegt der Übertragungsfehler?“

“Wie meinen Sie das?“

“Warum sehen wir dann nur einen kleinen Teil der Welt? Warum nicht die ganze Welt?“

“Der Mensch kann nur einen sehr kleinen Teil der Außenbotschaften wahrnehmen und selbst dieser Teil wird abgewandelt durch die spezifische Art, in der wir das Empfangene auswerten.“

“Auch hier stoßen wir also wieder auf Ihr Restriktionsgesetz.“

“So ist es.“

“Und was ist mit einem kreativen Genie?“

“Ein Genie ist ein besonders sensibler, phantasievoller und intelligenter Empfänger, Verarbeiter, Ausdeuter und Wiedergeber von in der Natur Vorgegebenem. Diese meine Vorstellung erniedrigt einen genialen Menschen zu einer Art Reflektor, aber sie erhöht ihn auch zu einem besonderen Teil eines unerhört großen, eines unglaublich wunderbaren Ganzen. Wer sensibel ist und wer Geist hat, den vermögen viele Ballons zu erreichen. Und wer die Ballonbotschaften zu deuten, in Bilder, Worte oder Töne umzusetzen vermag, die in der Welt der Menschen laut und mächtig widerhallen, der ist ein großer Maler, Dichter, Denker oder Komponist. Die Auswahl, Deutung und Einordnung dessen, was da empfangen wird, *das* ist die eigentliche, die originäre Leistung der inneren Kräfte des Individuums. Diese meine Vorstellungen schließen auch Prophezen ein und religiöse Botschaften. Hier vollendet sich also ein Kreis, der auch göttliche Offenbarungen umfaßt.“

In seiner wachsenden Empörung hat der Künstler die letz-

ten beiden Sätze nicht zur Kenntnis genommen. Wütend springt er auf. Geduckt droht er mit dem Stock. Dann brüllt er den Wissenschaftler an: "Das ist alles, was meine Kreativität ausmacht? Mein Genie??"

"Nicht alles", lächelt der Physiker, "zu einem ordentlichen Genie gehört auch ein Löffel Eitelkeit, ein Körnchen Bosheit und eine Prise Ängstlichkeit."

"Sie!!!"

Ungerührt vollendet der Physiker seinen Gedankengang: "Die Ballons schweben unmerklich herbei, scheinbar aus dem Nichts. Für mich kommen sie aus dem Gestaltungsgeschehen. Für mich sagen sie das – das Wenige – das wir von diesem Geschehen und seinen Botschaften begreifen können."

Diese Vorstellungen des Wissenschaftlers sinken tief ins aufgewühlte Hirn des Künstlers. Bis an sein Lebensende wird er sie nicht vergessen. "D ... dann wären ja alle meine Bilder im Grunde Plagiate!", brüllt er. Taumelnd sucht er nach Halt. Dann plötzlich fängt er sich wieder. Auf's höchste erregt tripelt er auf und ab vor der Bank.

'Verdammt nochmal!', dröhnt es ihm im Schädel, 'dieser Mann *schadet* meiner Schaffenskraft! Was, zum Teufel, nützt mir alles Wissen dieses Wissenschaftlers, wenn es mir den Glauben nimmt, den Glauben an meinen Gott, den Glauben an mich, den Glauben an meine Originalität, an meine Genialität?!"

"N... nicht mein Werk!!", kreischt der Bucklige wie von Sinnen. "Nicht mein Verdienst. Nicht meine eigene Leistung!"

"So ist es", sagt der Physiker. "Jedenfalls fast so."

"A ... alles schon dagewesen! A ... alles nur Wiederholung. Das ist doch Wahnsinn!!"

"Es ist nicht alles schon dagewesen. Wir müssen differenzieren. Immer schon dagewesen sind die großen Kräfte, die großen Gedanken, die großen Ideen. Immer schon dagewesen sind die Organisationsenergie, die Schöpfungsexplosion, der Milliarden von Jahren in Anspruch nehmende Ausreifungsprozeß und der alles Materielle wieder zerschmetternde Ver-

nichtungsprozeß. Und dies alles wird auch ewig da sein. Noch *nicht* dagewesen sind die Einzelheiten, ist das Individualisierte der Natur, das ständig neue Wege Suchende, sich niemals Wiederholende, das immer wieder neue Möglichkeiten hervorbringende Spiel, in dem sich die Grundkräfte der Schöpfung verwirklichen und erneuern.“

“E ... erklären!“, gurgelt der bebende Maler. “Erklären!!“

“Jeder große Gedanke, jede große schöpferische Leistung, jede große religiöse Botschaft, sie alle bestehen aus immer schon Dagewesenem und aus Neuem – aus von außen auf uns zuschwebenden Anregungen und aus dem, was unser individueller Geist daraus entstehen läßt.“

Der Maler hebt abwehrend die Hand.

“Alles, was wir sind“, fährt der Physiker fort, “alles, was wir erfahren und erlernt haben, unsere ganze unwiederbringliche Einmaligkeit als Individuum – das ist der Ort, an dem die Ballons Gedanken und Botschaften absetzen, das ist die Bühne, auf der die herbeischwebenden Darsteller ihre geisterhaften Tänze aufführen, auf der sie ihre Rollen spielen.“

Lange schweigen die beiden.

Schließlich fragt der Maler: “Und wo bleibt da Ihre Wissenschaft?“

“Sie funktioniert nur innerhalb der Grenzen menschlicher Möglichkeiten. Nur hier vermag sie Gedankengebäude zu errichten, die in sich schlüssig wirken und dementsprechend als logisch oder als wahr empfunden werden. Wissenschaft ist in der Menschenwelt zu Hause.“

“Da sind wir also schon wieder beim Restriktionsgesetz.“

“Ja. Die Wissenschaft ist eine Konstruktion des Menschengeistes. Daher vermag sie dessen Grenzen nicht zu überschreiten. Aber unser Menschsein als Ganzes kann Botschaften von außerhalb der Grenzen empfangen und sie dem Hirn zuführen. So können wir darüber nachdenken. Und so können wir das Ergebnis des Nachdenkens überprüfen, indem wir es in Beziehung setzen zu wissenschaftlich gewonnenen Erkenntnissen.“

Nur wem es gelingt, Erforschbares zu bereichern mit Erfühlbarem, nur dem gewährt die Schöpfung einen flüchtigen Blick durchs Schlüsselloch. Aber selbst so ein flüchtiger Blick kann das Leben eines Menschen für immer verändern.”

## Perlen

Der Maler reißt den Hut vom Kopf. Schwankend geht er zurück zur Bank. Dort hockt er sich auf die Kante der Sitzfläche.

“Natürlich”, sagt der Physiker, “erfordert alles Große Sensibilität und Geist. Ein Stumpfer kann keine großen Gefühle empfinden, ein Dummer keine großen Ideen gebären. Stumpfe und Dumme verharren in der Ebene. Ihnen sind Berge so fremd wie Täler.”

Von Verkrampfung erlöst, rutscht der Maler in eine normale Sitzposition. Und dann, ganz plötzlich, gewinnt er inneres Gleichgewicht zurück. Er beginnt zu überlegen. Nach einiger Zeit sagt er: “Freilich, das sind große Gedanken.” Er legt Hut und Stock neben sich. “Da erkenne ich zwei Seiten menschlicher Existenz: die große universumweite und die kleine individuum-gebundene. Den endlosen Aspekt überpersönlichen Weltgeschehens und den endlichen Aspekt unserer vergänglichen Individualität. Das unsichtbare Zeitlose und das sichtbare Zeitliche. Hier verbindet ein großer Wurf sich scheinbar gegenseitig Ausschließendes.”

Der Physiker nickt.

“Im Rahmen des Endlosen”, überlegt der Maler weiter, “finden wir unsere Hoffnung auf Ewigkeit erfüllt, schwebt uns eine Ahnung zu von der Vollkommenheit des Universums, von der Gemeinsamkeit mit allem Lebenden, ja mit allen Kräften und Erscheinungsformen der Schöpfung überhaupt. Innerhalb der Grenzen des Endlichen wachsen, tanzen und vergehen unsere Ichs.” Er faßt an die Hutkrempe. “Hier reiht ein Gedanken-

faden Unterschiedliches zu Perlen einer Kette.”

“Ja”, sagt der Physiker. “Und diese Kette führt zum Kern unseres Seins. Sie hilft uns, die Begrenztheit und Vergänglichkeit unserer Individualität zu erkennen und zu ertragen, und sie gibt uns die Möglichkeit, uns als einmaligen Wurf der Schöpfung im großen, ewigen Weltgeschehen wiederzufinden.”

Der Physiker denkt nach. Langsam und bestimmt sagt er dann: “Alles im Universum ist ein Prozeß. Nichts ist einfach da, alles geschieht. Die Zeit hat zwei Seiten: eine einmalige, irreversible, vorwärtsgerichtete und eine wiederkehrende, reversible, zyklische. Die irreversible Seite verleiht dem Ganzen ewigen Bestand, die reversible verleiht ihm erneuerbare Kreativität.”

In sich versinkend nimmt der Maler seinen Spazierstock in die Hand und betrachtet dessen silbernen Handgriff. Stumm nickt er vor sich hin.

Da faßt der Wissenschaftler seine Gedanken noch einmal zusammen. “Wenn also die Anregungen für unsere tiefsten Einsichten und größten schöpferischen Leistungen aus dem Gestaltungsgeschehen kommen, aus der großen Welt des Universums zu uns schweben – wer sind dann wir? Was sind wir?” Er blickt in die umherirrenden Augen des Künstlers, deren Schwarz ganz klein geworden ist, und deren Weiß bei jeder Augenbewegung hell aufblitzt. “Wer oder was sind wir wirklich, wenn nicht zuerst und vor allem ein Teil des Universums? Ein Teil der Organisationsenergie, der Schöpfung, ein Teil der Zeit?”

Ganz tief sieht und horcht der Wissenschaftler in sich hinein. Mit fest geschlossenen Augen. Langsam hebt er den Arm. Wie im Traum malt seine ausholende Hand einen Halbkreis in die laue Abendluft. Dabei sagt er leise, kaum hörbar: “Es hängt alles zusammen. Es ist alles miteinander und ineinander verwoben.” Bewegt nickt er vor sich hin. “Alles ist auf dem Wege. Alles fließt. Alles reift und vollendet sich in innerer Ausgewogenheit.”

“Ich glaube”, flüstert der Maler, “an ein ewiges Wirken letzter Kräfte, Zwecke und Ziele.”

“Daran glaube auch ich”, sagt der Physiker. “Aber ich glaube auch, daß wir diese niemals erkennen können.”

Nach kurzem Schweigen fährt der Physiker fort: “Dennoch: ich bin mir gewiß – und diese Gewißheit gibt meinem Leben Inhalt und Bedeutung – daß ich ein Teil bin des universumweiten Gestaltungsgeschehens, des kosmischen Ozeans elektromagnetischer Phänomene. Und diese Gewißheit läßt mich auch daran glauben, daß die in meiner Einsamkeit und in meinem nach außen weit geöffneten Bewußtsein empfangenen Botschaften und meine darauf fußenden Einsichten und Erkenntnisse einen gewissen objektiven Wahrheitsgehalt besitzen.”

## Teufelswerk

Der Künstler will das Thema wechseln, sich wieder den Realitäten seiner Welt zuwenden. “Sehen Sie sich um!”, ruft er. Mit steifem Rücken dreht er sich erst nach links und dann nach rechts. “Überall herrliche, friedliche Natur! Der See, die Büsche, die Bäume, die zwitschernden Vögel – überall herrscht Gottes segnende Hand. Überall herrscht tiefster Friede hier im Park.”

Diese Bemerkung holt den Naturwissenschaftler zurück in die Gegenwart. “Das Bild trägt”, sagt er. “Im Park herrscht Krieg. Die Vögel zwitschern nicht zu ihrem Pläsier und schon gar nicht zum Pläsier des Menschen. Mit ihrem Zwitschern signalisieren sie: ‘dies ist mein Revier, verschwinde hier oder es gibt Prügel!’”

Das kommt dem Maler bekannt vor. Das berührt ihn sehr unangenehm.

“Büsche und Bäume wachsen nicht friedlich nebeneinander. Sie kämpfen unablässig gegeneinander um Vorteile beim

Zugang zu ihrer Energiequelle, dem Licht. Mit unerbittlich angewandten, ausgefeilten Tricks wachsen ihre Äste und Blätter so, daß sie optimal das Licht ausnützen, und daß sie dem Konkurrenten die Energiezufuhr beschneiden. Selbst abfallende Blätter werden noch als Waffen benutzt. Sie decken kleinere Gewächse zu, setzen sie dem Lichtmangeltod aus. Bei manchen Bäumen sind die Blätter für Konkurrenten so giftig, daß dort, wo sie niedersinken, nicht einmal mehr Gras wachsen kann. Im Wurzelbereich machen die Pflanzen sich gegenseitig Wasser und Nährstoffe streitig, führen unerbittliche Umschlingungskämpfe und wenden die raffiniertesten und gemeinsten biologisch-chemischen Waffen an, mit deren Hilfe sie sich gegenseitig hemmen, schaden oder töten. Pflanzen haben die unglaublichsten Methoden der Ausbreitung, Kommunikation, Verteidigung und Kriegsführung entwickelt.“

Der Physiker sieht auf seinen kleinen Gefährten herab. “Und erst der Krieg der Tiere! Ein riesiges, furchtbares Fressen und Gefressenwerden! Rücksichtslose Ausnutzung eigener Vorteile, gemeinste Methoden der Täuschung, hinterhältigste Fallenstellerei. Denken Sie nur einmal an die Spinnen, wie sie ihre Netze spannen, wie sie ihre noch lebenden Gefangenen mit klebrigen Fäden fesseln, wie sie ihre wehrlose Beute hängen lassen wie Räucherschinken, bis sie hungrig werden, und diese dann – immer noch lebend – langsam, stückchenweise aussaugen. Ach, ich könnte stundenlang fortfahren, die Scheußlichkeiten zu beschreiben, welche das organische Leben auf dieser Erde hervorgebracht hat, aufgrund derer unsere belebte Erdenwelt funktioniert. Wenn das Geschehen dieser Erde eines besonderen Schöpfers bedurft hätte – so etwas hätte sich nur der Satan ausdenken können. Und was ist das Teuflischste am Teuflischen? Das ist die unglaubliche Bosheit, einem der beteiligten Geschöpfe, dem Menschen, auch noch genügend Verstand zu geben, um dieses Teufelswerk bewußt zu erleben!”

Das Gesicht des Zwerges verzerrt sich, als wolle es auseinanderfallen. "Au ... aufhören!", brüllt er. "Aufhören!! Ich lebe nicht in Ihrer Hölle!! Sie sind ein Pessimist! Sie malen schwarz in schwarz. Das ist ja grauenvoll, wie Sie die Dinge sehen!"

"Ich versuche, die Dinge zu sehen wie sie sind."

"Wer die Welt so sieht wie Sie, den wird man verdammen!"

"Ich müßte mich selbst verdammen, würde ich mir die Welt anders vorstellen, als sie sich mir darstellt."

"Wie können Sie nur mit solchen Vorstellungen, mit solchen Gedanken und Bildern im Kopf leben? Wie können Sie damit ein normales Alltagsleben führen, fröhlich sein, Glück empfinden?"

"Ich kann. Dies ist die Wirklichkeit, dies ist die Wahrheit – so wie sie sich mir darstellen. Und mit der Wirklichkeit und mit der Wahrheit kann ich besser umgehen als mit Verdrehungen und Märchen. Wenn ich's nicht könnte, ich hätte mich längst von dieser Welt verabschiedet."

## Etagen

Nach einer Weile sagt der Physiker: "Sehen Sie, das ist eine der Merkwürdigkeiten bei uns Menschen ..."

"Was?"

"Die Fähigkeit, in verschiedenen Etagen unserer Individualität zu wohnen."

"Etagen?"

"Mich treibt es halt immer wieder einmal in meine oberste Etage. Von dort kann ich Dinge sehen, die manch anderer nicht sieht. Aber auf die Dauer kann es sehr kalt werden da ganz oben. Dann gehe ich eine oder mehrere Etagen tiefer. Und da kann es dann plötzlich ganz gemütlich sein. Ich vergesse oder schiebe beiseite, was ich da ganz oben an Neuigkeiten oder Fürchterlichkeiten gesehen habe, freue mich des Lebens, lade



den Akku wieder auf. Bis mich dann wieder die Neugier packt, der Drang nach Herausforderung, die Lust, mich erneut umzusehen. Dann steige ich wieder die Treppe hoch, gehe wieder in meine oberste Etage.“ Der Physiker lächelt. “Und von Zeit zu Zeit geh ich auch mal in die Kellerbar mit ihren bunten Lichtern, ihrer Musik, ihrer bacchantischen Heiterkeit. Da kann man viel Spaß haben und durch und durch glücklich sein bei einem herrlichen Tropfen, bei einem fürstlichen Mal, bei einem schönen Mädchen. Oder”, jetzt lacht er wieder wie ein Spitzbube, “bei allen dreien auf einmal!”

“Freilich! Bei Gott, das kann man!” Der Maler zieht die Schultern hoch und schuckelt vergnügt: “Suchen nach Wissen treibt auf den Boden, Suchen nach Genuß in den Keller.” Er lacht. “Sie haben wirklich alles durchdacht.”

“Nicht alles, aber so manches.”

“Ich hab Hunger!”, ruft der Maler, “lassen Sie uns was essen geh’n.”

“Eine ausgezeichnete Idee. Aber diesmal sind Sie mein Gast.”

“Darüber möchte ich keinen Streit anfangen. Hauptsache, was zu essen!”

“Wohin geh’n wir?”

“Wie wär’s mit dem Waldschloß?”

“Einverstanden.”

Die beiden erheben sich. Der Maler preßt die Schultern zurück, legt den Kopf in den Nacken und rollt ihn von einer Seite zur anderen. Dabei verzerrt sich das hartgeschnittene Gesicht, und die langen schwarzen Haare wedeln wie Wäsche im Wind. Schließlich nimmt er Hut und Spazierstock von der Bank. Er sieht den Gefährten an: “Na, dann woll’n wir mal.”

Auf dem Weg zum Waldschloß sagt der Maler, und man merkt ihm an, daß die Worte eine Fortsetzung intensiven Nachdenkens sind: “Dieses Bild mit den Etagen, das trifft den Nagel auf den Kopf. Auch ich steige immer gern einmal die Treppe hoch. In meiner obersten Etage dominiert aber eher Fühlen als Denken. Wenn ich male, dann potenzieren sich

meine Empfindungen. Meine Sinnenwelt beginnt zu vibrieren. Meine Sensibilität steigert sich in einem solch unerhörten Ausmaß, daß ich beginne, Töne zu hören, die es gar nicht gibt, Farben und Bilder zu sehen, die einer fremden Welt anzugehören scheinen. Dann weiß ich plötzlich gar nicht mehr, wer ich bin, wo ich bin. Und dann habe ich manchmal das Gefühl, als sähe ich mir zu, als stünde ich neben dem, der da malt.”

Mit einem Ruck bleibt der Maler stehen und stößt seinen Spazierstock in den Boden. “Und dann, ganz plötzlich, schreit alles in mir: ‘Entspannung!’ Dann brauche ich sofort Ablenkung, andere Erlebnisformen, Erlösung. Dann greife ich zu meiner Violine. Oder ich eile in den Park. Sie haben völlig recht, die oberste Etage ist nur eine gewisse Zeit lang zu ertragen. Aber was kann sie einem in dieser Zeit geben! Was für ein Höhenflug! Was für eine Erhabenheit! Welch Ausmaß an Erfüllung!! Wenn die Gefühlsintensität unerträglich wird, dann muß ich sofort abbrechen. Sehr schnell wird dann Schönes zu Schmerz, Genuß zu Grauen, Höhenflug zu Höllenfeuer. Sehr schnell ist dann eine Grenze erreicht, die zu überschreiten ich mich fürchte, vor der ich zittere!” ‘Eine Grenze’, denkt er, ‘hinter der Entsetzliches lauert: der Engel, der Teufel, die Schuld!’ Er schluckt. “Dann renne ich, so schnell ich nur kann, in tiefere Etagen, auch gern mal bis in die Kellerbar.” Er blickt zur Seite und grinst verstohlen: ‘Und manchmal noch ein bißchen tiefer.’

Schweigend legen Künstler und Wissenschaftler den größten Teil des restlichen Weges zum Waldschloß zurück.

“Der Park ist schön”, sagt der Physiker auf einmal und sieht sich um. “Wunderschön.” Mehrmals nickt er. “Jahrelang bin ich hier nun schon spazieren gegangen.” Langsam schiebt er die Brille hoch. “Aber ich war immer nur tagsüber im Park.”

“Und? Hat sich das geändert?”

“Neuerdings gehe ich auch nachts in den Park.”

“Nachts??”

“Ja. Nachts.”

“Ist das nicht sehr gefährlich? Ich meine ... so ganz allein in der Dunkelheit. Davon würde ich Ihnen aber dringend abraten!”

Ohne auf die Frage und auf die Bedenken seines Gefährten einzugehen, sagt der Physiker: “Die Ursache dafür sind meine Kontakte.”

“Was für Kontakte?”

Auch diese Frage scheint der Physiker nicht gehört zu haben. Er ist auf einmal wie angefaßt.

Da hakt der Maler nach: “Haben Sie denn da überhaupt keine Angst? In finsterner Nacht, im Park?”

“Nein. Ich habe keine Angst, vor den Wesen nicht und schon gar nicht vor den Menschen. Meine Sichtungen konzentrieren sich mehr und mehr auf die Zeit vor und nach Mitternacht. Wie auf eine geheime Verabredung hin haben sich beide Seiten darauf geeinigt. Für Kontakte bevorzugen die Außerirdischen das Ufergebiet des Sees.”

“Dann gehen Sie nachts an den *See*?”

“Ja. Nur dorthin.”

Der Maler atmet auf. Das hätte ihm gerade noch gefehlt, dem Physiker des Nachts in seiner Jägerkluft zu begegnen!

Erst jetzt reaktiviert er aus seinem akustischen Gedächtnis den Nachhall des Unglaublichen. Was hat der Physiker da eben gesagt? Außerirdische? Das ist denn doch ... “Das meinen Sie doch nicht im Ernst, das mit den Außerirdischen?”

Als der Physiker wiederum nicht antwortet, sagt der Maler: “Sie sind ein sehr intelligenter Mann. Wie können Sie ernsthaft annehmen, daß Wesen von einem anderen Planeten, vielleicht gar von einer anderen Galaxie hierher kommen, hierher in den Park, hierher zu Ihnen an den *See*?” Der Maler dreht sich in der Hüfte und wendet sich mit steifem Kreuz dem Physiker zu. “Das ist denn doch ...” Jetzt blickt er in flackernde Augen. Und was er da sieht in den Augen dieses Mannes, den er trotz so mancher Enttäuschung und Verärgerung zu schät-

zen gelernt hat, das läßt ihn verstummen. "Sagen Sie nur", beginnt er nach wiederholtem Kopfschütteln erneut, "sagen Sie nur, Sie glauben wirklich daran."

"Ja", sagt der Physiker ernst, "ich glaube wirklich daran."

Wieder schüttelt der Maler den Kopf. Er ist jetzt völlig ratlos. Aber er fühlt auch, daß weiteres Fragen, zumindest in diesem Augenblick, zwecklos wäre. So schweigt er.

Der Physiker öffnet eine Hintertür zum Waldschloß und läßt den Maler vor sich eintreten. In diesem Augenblick beginnt die Tanzmusik von neuem. Durch ein Seitenfenster in der Wand werden für einen Augenblick die Tanzfläche sichtbar und ein schlanker Geiger in hellem Sommeranzug. Im Rhythmus der einschmeichelnden Musik, ein slow dance, schreitet er langsam auf und ab vor einem schwarzen Flügel. Hingebungsvoll neigt und wendet er dabei den Kopf, so daß ihm eine große schwarze Locke vor den Augen taumelt.

Ungestüm drängt der Maler vorwärts. Nimmt den großen weißen Hut vom Kopf und hält ihn scheinbar unbeabsichtigt so, daß sein Gesicht verdeckt ist. Er möchte hier nicht gern gesehen werden.

Und dann haben sie auch schon den abseits gelegenen kleinen Klubraum erreicht. Hier lassen sie sich an einem der drei Tische nieder, in fröhlich-bunt gepolsterten Korbsesseln. Als die Kellnerin kommt, steckt ihr der Maler verstohlen einen größeren Geldschein zu. Die kennt das offenbar schon und macht kein Aufhebens davon. Aber die beiden Männer im Klubraum werden heute abend nicht durch fremde Gäste gestört werden.

Gedankenverloren legt der Künstler Hut und Spazierstock neben sich auf den dritten Korbsessel. Er entnimmt seinem Jackett einen Zettelblock, macht sich ein paar Notizen und rollt abermals den zurückgelehnten Kopf. Dann streicht er mit dünnen Fingern die Haare glatt.

Die Kellnerin kommt zurück. Als Vorspeise bestellt der Maler Salatblätter an Magerquark mit Apfelsinenscheibchen, der

Physiker eine halbe Pampelmuse. Für die Hauptspeise einigen sie sich auf eine Stroganoffplatte für zwei Personen. Dann lassen sie sich die Weinkarte geben und wählen gemeinsam eine Flasche französischen Weins aus.

Den Maler beschäftigt erneut das, was der Physiker über Außerirdische gesagt hat. Aber er schiebt das mit Nachdruck beiseite. So wird in seinem Bewußtsein wieder ein ihn faszinierendes Thema freigelegt: Das Bild von den Etagen. Hier erkennt er einen Schlüssel zum Verständnis seines eigenen komplizierten Wesens.

“Dieses Auf- und Absteigen in den Etagen unserer Persönlichkeit”, sinniert er, “es erlaubt uns ... nein, es ist die Voraussetzung für das volle Ausschöpfen unserer Möglichkeiten, die Welt zu verstehen und zu erfühlen.” Er nickt vor sich hin. “Nur so können wir ihre Schönheiten genießen und ihre Fürchterlichkeiten ertragen, ohne dabei den Verstand zu verlieren.”

“Ja”, sagt der Physiker, “und wir können unsere Erlebnisfähigkeit nur dann voll austesten, wenn wir den Mut aufbringen, alle Räume in allen Etagen zu betreten, und sei es nur für kurze Zeit. Nur wenn wir uns all dem Neuen, all dem Wunderbaren und all dem Schrecklichen aussetzen, das uns da entgegentritt, nur wenn wir all das auf uns wirken lassen, auf all das reagieren – nur dann können wir Läuterung und Erleuchtung erfahren. Die Fürchterlichkeiten, von denen ich sprach, sie sind nicht mehr so fürchterlich, wenn wir sie als das akzeptieren, was sie sind: Realitäten. Daß diese Realitäten, mit denen die Menschen ja schon immer gelebt haben, uns auf einmal so schockieren, das liegt vor allem daran, daß unser bisheriges Weltverständnis uns vor dem kalten Wind der Wirklichkeit geschützt hat.”

“Was ist das, die Wirklichkeit?”

“Das, was wir mit all unseren Sinnen erfahren und erleben können. Nun”, setzt der Physiker seinen Gedankengang fort, “ist das Erwachen um so schockierender. Nun müssen wir durch Tiefen gehen, bis wir zu neuen Höhen gelangen können,

bis wir leben können ohne große Lügen. Nur durch Leid führt der Weg zu neuen Ufern.”

“Was bringt es uns”, fragt der Maler, “wenn wir die Scheuklappen abnehmen? Die Scheuklappen, die uns bisher so gut geschützt haben? Was gewinnen wir, wenn wir Dinge sehen, die uns schmerzen? Wenn wir Erkenntnisse erarbeiten, die wir nur schwer ertragen können? Was kann uns unser Suchen wirklich geben?”

“Das Größte und Erhabenste, das Menschen erfahren können: Erhobenen Hauptes die Welt erforschend, das Erkannte in seiner Schönheit zu bewundern und in seiner Unabänderlichkeit zu ertragen. Nur so können wir reifen, nur so begreifen, was den Kern eines sinnerfüllten Menschenlebens ausmacht.”

“Was?”

“Sich unsererer Möglichkeiten erfreuen und unsererer Unzulänglichkeiten bewußt werden. Leben und Umwelt achten und schützen. Bescheidenheit üben im Anspruch und Verantwortlichkeit im Handeln. Hier liegt der Schlüssel für die volle Entfaltung der Menschenwürde.”

### 3 WESEN

*“Komm näher, du! Ich  
will diese Begegnung!”*

#### Grandioses Schauspiel

Die Sonne ist hinter dem Horizont versunken. Ihr letzter rotgoldener Widerschein hat sich aufgezehrt. Der Herbstwind hält den Atem an. Der See ruht. Er träumt vor sich hin. Die weite schimmernde Wasserfläche gleicht einem riesigen geheimnisvollen Spiegel. In ihm reflektieren sich große Bäume, zwinkern sich die langsam an Leuchtkraft gewinnenden Ster-

ne zu. Aus ihm leuchtet der Mond. Ruhendes Wasser ist der Urahn aller Spiegel. Ein Spiegel bildet ab, jede Einzelheit, ganz exakt. So sagt er die Wahrheit. Aber er macht auch rechts aus links. So verdreht er. Und er läßt Dinge hinter sich erscheinen, die vor ihm sind. So täuscht er.

Langsam, ganz langsam kriecht kühle Dämmerung herbei. Zögernd zuerst, dann immer entschlossener steigen aufwärts strebende, schwebende, schwankende Nebelschleier aus dem Wasser. Verdichten sich, lösen sich auf, formen sich erneut, kräftiger jetzt und deutlicher sichtbar. Sie beginnen langsam zu kreisen, zu rotieren, zu wirbeln. Sie drehen und wiegen sich, wandeln, wallen und wogen. Und nun sinken sie wieder in sich zusammen, nähern sich der Seeoberfläche, ihrer Wiege. Mit neuen Kräften versehen streben sie abermals in die Höhe. Ein gespenstischer, ein zauberhafter Zeitlupen-Traumtanz luftgewordenen Wassers.

Einsam steht der Physiker am Ufer. Weit weg von allem menschlichen Leben und Treiben. Irgendetwas hat eine vagabundierende Unrast über ihn ausgegossen. Sein flackernder Blick begleitet das heller werdende Licht des Mondes, schweift über grau-silbrig schimmerndes Gras, über buckelige Binsenswiesen und über steifstengeliges Schilf. Seine sensiblen Sinne streben weit aus ihm hinaus, weit über die Felder der Lampenputzer, weit über den die Nacht ersehnenen See. Alles in ihm bündelt sich zu ungeduldiger Erwartung. Alles eskaliert zum Ausnahmezustand.

Einsam ist er, aber nicht allein. Da sind flatternde, surrende und summende Insekten. Da sind quäkende und schnatternde Enten, grunzende, knurrende und quakende Frösche, melancholisch uhende Unken. Da sind zwitschernd ihren Schlafplatz aufsuchende Vögel. Dort ruft ein Käutzchen. Hier flattert eine erste Fledermaus. Und da sind – nur der Physiker fühlt es, weiß es – die Wesen. Die Wesen, die ihm in der letzten Zeit immer häufiger, immer offensichtlicher und immer entschlossener erschienen sind. Die Wesen, die er kennenler-

nen, mit denen er Kontakt aufnehmen will.

Die Dämmerung breitet sich aus, erfüllt den Raum, hüllt alles ein, saugt Farben in sich auf und Einzelheiten. Schwarz und dunkelnachtblau winken drohend die Silhouetten riesiger Kiefern und Erlen zu ihm herüber.

Hoch aufgerichtet steht er da, mit forschenden Augen. Immer wieder wandert sein Blick über Feuchtwiese, Schilf und Wasserfläche. Die Stirn ist gefurcht, die Kiefermuskeln mahlen, die Sinne suchen und das Hirn ist bereit, in sich aufzunehmen, was immer da auf ihn zuschweben mag.

Angespannt verfolgt er jede Einzelheit der sich vor ihm verändernden Szene. Sachte segelt eine dunkle Wolke weiter und gibt den Blick frei auf den Halbmond. Fahles Licht strahlt vorbei an Baumriesen und hohen Büschen, beleuchtet Ausschnitte von Wiese und Schilf. Läßt Nebel und Dunst gespenstisch aufleuchten und die Wasserfläche silbrig glitzern. Erste Herbstblätter schaukeln lautlos zu Boden. Alles scheint in Bewegung zu sein, ein merkwürdiges, geheimnisvolles Eigenleben zu führen.

Der Dämmerung folgt ihre Schwester, die Dunkelheit. Sie hüllt nicht ein, saugt nicht auf – sie verschlingt, eines nach dem anderen. Als wieder eine dunkle Wolke vor den Mond schwebt, herrscht Finsternis. Nur ein schwacher Widerschein der fernen Großstadtlichter zaubert einen Abglanz menschlichen Wirkens unter tiefhängende, stumm dahinziehende Wolken und spiegelt sich in einem so noch nie erlebten See.

Eine Brise kommt auf, reibt Laub leis aneinander, macht Wipfel wispern und Schilf knistern – ein zarter, fächelnder Atem, der von weither weht. Die Nacht ist da.

Was ist das? Dort drüben. Über dem Wasser? Da! Das da!! Unmerklich langsam treibt es dahin. Aber diesem Dahintreiben scheint Zielstrebigkeit innezuwohnen. Das da kommt auf das Ufer zu. Auf den Physiker zu.

Die wieder etwas heller werdende Szene wird immer bedrückender und beängstigender. Sie hat jetzt eine Qualität,



die jeden normalen Menschen sogleich vertreiben würde. Nicht so den Physiker. Sein starker Wille versucht, den Verstand zu disziplinieren, sauber zu unterscheiden zwischen dem, was seine Sinne ihm vorgaukeln, und dem, was da tatsächlich passiert. Angesichts seiner Erregung ist das nicht einfach. Ungestüm drängelt Phantasie durch Grenzen menschlicher Begreifbarkeit, schlüpft Ahnung durch Barrieren von Logik und Verstand. Mit äußerster Konzentration bemüht er sich, das Geschehen mit wissenschaftlicher Genauigkeit zu registrieren und mit kritischem Geist die verursachenden Faktoren des Szenenwechsels zu analysieren.

‘Genauso’, redet er sich ein, ‘habe ich mir das vorgestellt. Genauso habe ich den Beginn der Begegnung erwartet. Schluß jetzt mit dem Versteckspiel! Heute werde ich die Wesen ermutigen, den letzten Schritt zu tun. Heute werde ich den Kontakt erzwingen.’

Ein grandioses Schauspiel beginnt. Mit einem grandiosen Darsteller und mit grandiosen Akteuren, die nicht in den Park gehören. Und nicht in unsere Welt.

Dort, vor dem dunklen Hintergrund der riesigen Kiefern und Erlen, formt sich, zunehmend deutlicher werdend, eine wogende, wankende Nebelgestalt über dem Wasser. Und da hinten, links, da sind noch zwei Gestalten. Ganz deutlich sieht er die drei. Sich drehend und wendend schweben sie langsam auf ihn zu. Jetzt werden zwei Gestalten durchsichtiger, lösen sich langsam auf, verschwinden nun ganz – wie ein Gedanke.

In Panik schrecken Tiere aus dem Schlaf. Enten fliegen auf. Flattern in irrer Angst umher. Sausen quakend und flügelpeitschend davon. Andere Vögel schreien schrill. Taumeln durch die Nacht, als seien sie geblendet. Die Natur ist in hellem Aufruhr. Die Wesen scheinen besondere Kräfte zu entfalten, Kräfte, die nur für sensible Sinnesorgane wahrnehmbar sind.

Die Nebelgestalt kommt näher. Eine zweite Gestalt wird sichtbar. Sie folgt der ersten in kurzem Abstand. Nun zögert

sie, bleibt zurück, verharrt auf der Stelle. Aber jetzt kommt sie wieder in Bewegung, schließt dicht auf zur ersten.

Was ist das?! Die beiden verschmelzen! Gehen vollkommen ineinander auf.

Das Resultat ihrer Vereinigung schwebt, sich drehend und wendend vorwärts. Es rotiert um seine Achse. Jetzt formt es Kreise. Viele große Kreise. Ein geisterhafter Reigen kosmischer Erscheinungen! Nun ist da nur noch eine riesige Scheibe zentrierender Kreise. Immer enger werden die Kreise. In der Nähe des Zentrums leuchtet etwas. Wie ein riesiges Komma. Und jetzt formt sich dort erneut das Wesen.

Die Kreise verlöschen.

Immer deutlicher wird das Wesen sichtbar. Es kommt näher. Wird da nicht so etwas wie ein Auswuchs sichtbar? Ein Arm? Und winkt der ihm nicht? Oder versucht doch, ihm ein Zeichen zu geben? Noch dichter schiebt sich die unheimliche Erscheinung an den wartenden Physiker heran – entgegen der ihm in den Rücken fächernden Nachtbrise! Mal wird das Wesen durchsichtiger, mal kompakter. In der Mitte seines Körpers beginnen schwach blitzende Lichtpunkte zu rotieren. Auch weiter außen leuchten Lichtquellen auf. Nun fängt all das an, zu pulsieren.

Immer näher kommt das Unfaßbare. Wie es scheint, mit großer Vorsicht.

Das Wesen hat die freie Wasserfläche verlassen. Es schwebt jetzt über dem Schilfgürtel. Die Lichtpunkte im Zentrum der Gestalt rotieren energischer. Die Leuchtkraft der weiter außen gelegenen Lichtquellen nimmt zu. Das Rotieren wird schneller, hastiger. Immer mehr wird es erfaßt von einem allmählich die ganze Gestalt beherrschenden rhythmischen Pumpen.

Mit einem fürchterlichen Schrei flüchtet taumelnd ein großer Vogel.

Wie hypnotisiert macht der Physiker einen Schritt vorwärts. Sein Herz rast. Seine Sinne wirbeln. Seine Gedanken überstürzen sich.

In diesem Augenblick erkennt er erstmals feine Lichtstrahlen. Sie verlaufen vom Zentrum des Wesens in auseinanderweisenden Richtungen, sind aber vor allem auf ihn gerichtet. Nun erscheinen auch breitere Strahlenbündel, jeweils zwei auf jeder Seite. Plötzlich verschwinden alle Strahlen wieder, gerade so, als wäre ein Lichtschalter ausgeknipst worden.

Und jetzt! Ist da nicht ein Geräusch, ein heller Pfeifton, dünn wie ein Faden? Der Physiker horcht in die Nacht. Ja! Da ist es wieder, das Geräusch. Und nun vernimmt er ein nie zuvor gehörtes leises, pfeifendes Rascheln. Das Rascheln schwillt an, dann wieder ab, in regelmäßiger werdendem Rhythmus.

“Ich bin mir ganz sicher”, flüstert der Physiker, “heute wird es geschehen.” Mit flackernden Augen fixiert er sein Gegenüber, das sich jetzt ein weiteres Stück auf ihn zubewegt. ‘Heute kommt es zur unmittelbaren Kontaktaufnahme!’ Er richtet sich auf, so hoch er nur kann. Durch seine Haltung will er signalisieren: Hier stehe ich; ich will euch kennenlernen; ich will mit euch kommunizieren. Wie ein Schlafwandler macht er drei Schritte auf das Wesen zu. Seine Füße werden naß. Er steht im flachen Wasser. Aber das merkt er nicht. Noch einen Schritt macht er. Er will mehr sehen, mehr hören, mehr fühlen. Jetzt beugt er sich vor. Noch weiter, so wie jemand, der das Objekt seines Interesses noch immer nicht genau genug wahrnehmen kann, wie einer, der mit all seinen Sinnen etwas Neuem entgegenstrebt.

Die Kehle wird ihm eng, die Zunge trocken. Er räuspert sich. Schluckt. Und nun hört er sich sprechen, oder ist es ein Rufen? “Komm näher, du! Ich will diese Begegnung! Ich will, daß du näher kommst, ... noch näher!! Ich will wissen, wer du bist. Hier steht ein furchtloser Mensch, ein Wissenschaftler, einer, der dir Partner sein will bei deiner Erforschung dieses Planeten. Komm näher!!”

Aber das Wesen reagiert nicht. Es verharrt auf der Stelle mit blitzenden, pulsierenden Lichtsignalen in seinem Körper.

Da erinnert sich der Physiker seiner Vorstellungen über E-

Wesen. "Nicht sprechen", flüstert er, "ganz konzentriert denken!"

Und nun konzentriert er sich mit all seiner Kraft auf den Gedanken: 'Komm näher!' Und er versucht mit großer Anstrengung, diesen Gedanken aus seinem Hirn hinauszupressen, ihn hinauszustrahlen in die Richtung des Wesens. Wieder versucht er das. Wieder bemüht er sich, mit Hilfe seiner Gedankenbotschaft das Wesen zu erreichen, mit ihm Kontakt aufzunehmen: 'Ich fürchte dich nicht. Ich bin bereit, Verletzungen hinzunehmen, wenn es sein muß auch meinen Tod. Ich *will* mit dir kooperieren, ganz nah, ganz intensiv. Koste es, was es wolle!'

## Leere Hülle

Jetzt reagiert das Wesen! Langsam gleitet es vorwärts. Nur noch wenige Meter liegen zwischen ihm und dem Physiker. Unaufhaltsam schwebt das Unfaßbare weiter auf den Menschen zu. Und nun beginnt der, diese Nähe auch zu spüren. Ein feines Kribbeln überzieht die Haut. Das Kribbeln wird stärker, dann wieder schwächer, verlöscht jetzt ganz. Doch nun ist es wieder da. Stärker als zuvor. Immer intensiver wird es, erfaßt den ganzen Körper. Und da ist es auch wieder, dieses pfeifende Rascheln! In dem Maße, in dem das Wesen noch näher kommt, mischt sich in dieses Rascheln ein Röhren, das überall im Körper widerzuhallen scheint. Aus dem Röhren wird ein Dröhnen und Poltern, schließlich ein Donnern. Die Zunge schmeckt vorher nie Geschmecktes – eine merkwürdige Mischung aus Säure- und Metallgeschmack. Und die Augen sehen vorher nie Gesehenes – ein blitzendes Form- und Farbgewitter. Eine Symphonie aus bizarren Gestalten, gleißenden Rot-Gelb-Mustern und aus golden leuchtenden Strahlenkernen.

Das Kribbeln auf der Haut wird unerträglich. Jetzt über-

kommt den Menschen eine trockene Kühle. Die Haut spannt, droht zu zerreißen. Dann wird alles warm, jetzt ganz heiß. Die Nerven erbeben. Die Glieder zucken. Überall zittern Muskeln und Fleisch. Es ist, als wolle die Schöpfung einem nicht mehr zu steigenden Höhepunkt, dem Gipfel menschlicher Erlebnisfähigkeit, noch eine Krone aufsetzen.

Erstmals steigt so etwas wie Furcht im Physiker auf. Er kann sich das alles nicht mehr erklären. Das Hirn versagt ihm den Dienst.

Doch nun kehrt der Verstand noch einmal zurück. Der Mensch sieht das Wesen ganz dicht vor sich. Es ist etwa so groß wie er, aber etwas breiter. Die Körperumrisse sind nicht scharf. Sie verschwimmen mit der Umgebung wie bei einem Ball aus Gas, wie bei einer Wolke. An der Peripherie formen sich unablässig Auswüchse und bilden sich wieder zurück, ein bißchen so wie bei einer Amöbe. Offenbar können diese Auswüchse überall entstehen, an der gesamten Übergangszone zwischen Wesen und Umwelt. Immer mehr Auswüchse wachsen hervor, und immer wieder werden sie eingeschmolzen, re-integriert in die Gestalt.

Im Zentrum des Wesens verstärkt sich das Licht. Seine Quellen sind jetzt genau auszumachen. Das Licht stammt von rotierenden runden Körpern. Es ist merkwürdig fahl und von unterschiedlicher Farbe und Leuchtkraft – wie bei einem Haufen beisammenstehender Sterne. Auch einige schwach leuchtende rötlich-blaue Kugeln sind darunter. Drei davon haben so etwas wie ein Leuchtband um sich herum. Sie stehen im Mittelfeld eines gelblichen Materieschleiers. Unvermittelt nimmt die Lichtstärke zu. Überall. Die Bewegungsintensität der Lichtquellen steigert sich stark. Das ganze Wesen erstrahlt in unirdischem Glanz. Und nun beginnt es sich zu dehnen und zu schrumpfen, so als ob es atmet.

Plötzlich kommt alles – Geräusche, Bilder, Geschmack – nicht mehr von außen über Ohren, Augen und Zunge, sondern von innen. Der Physiker hält sich die Ohren zu: die gleichen

Geräusche. Er verdeckt mit den Händen beide Augen: die gleichen Bilder. Das Wesen teilt sich ihm nicht mehr über seine äußeren Sinnesorgane mit. Es hat direkten Kontakt aufgenommen mit den perzipierenden Teilen seines Hirns. Auch das erneut zunehmende Kribbeln auf der Haut wird jetzt von innen her ausgelöst.

Das Wesen schaltet die körpereigenen Kontroll- und Kommunikations-Systeme des Physikers aus. Es übernimmt die Steuerung seines Körpers.

Eine fürchterliche Hitzewelle durchschwemmt den Leib. Schweiß bricht aus. Das fahle Licht, das vom Wesen ausstrahlt, läßt den kahlen Schädel aufglänzen. Wie ein starker Magnet saugt eine unbekannte Macht am Physiker, zerrt all sein Denken, Fühlen und Wissen in das kreisende Zentrum einer rotierenden, wirbelnden Wolke hochaktivierter Materie. Von allen Seiten her dringen Teile des Wesens in den Menschen ein. Alles dröhnt. Alles ist unerträglich heiß.

Ein greller Blitz durchzuckt den Körper. Und dann ist alles ganz still. Der Physiker hört nichts mehr, sieht nichts mehr, fühlt nichts mehr. Das Wesen ergreift Besitz vom Inhalt seines Hirns. Alles wandert hinaus aus dem Menschen und hinein in das Wesen.

Nun zieht sich das Wesen zurück. Der Körper des Physikers stürzt zu Boden. Das Wesen schrumpft. Ist nur noch apfelgroß, ganz winzig nun. Und jetzt ist es für das menschliche Auge nicht mehr zu erkennen. Es ist vollkommen verschwunden.

Das, was einmal der Physiker war, liegt bewegungslos, aber atmend am Ufer. Eine leere Hülle.

Am nächsten Morgen macht der Gärtner eine Inspektions-tour mit seinem Fahrrad. Als er am Seeufer entlang radelt, winkt ihm aus taufeuchtem Schilf der MinRat zu. In dunkelgrüner Anglerhose und mit umgehängtem Fernglas stapft er durch kniehohe Wasser seinem Aquarianerfreund entgegen.

“Guten Morgen”, sagt er, als er vor ihm steht. “Ein herrli-

cher Herbsttag. Ich habe Rohrdommeln beobachtet und Teichhühner. Absolut superb! Was es alles für Vögel gibt im und am See! Unglaublich! Ich habe mir ein Fachbuch gekauft und bestimme danach die Artzugehörigkeit der beobachteten Vögel. Und in meinem Notizbuch mache ich mir Aufzeichnungen über ihr Verhalten. Jeden Tag sehe ich etwas Neues. Jeden Tag lerne ich dazu.”

“Schon fast ein Ornithologe”, murmelt der Gärtner.

“Wie meinen?”

“Ich meine, wenn Sie so weitermachen, werden Sie auch noch ein Fachmann auf dem Gebiet der Vogelkunde.”

“Ja. Vögel zu beobachten und deren Verhalten zu studieren, das macht unerhört viel Freude. Da gibt es viel Interessantes zu erjagen. Da gibt es viel zu bewundern. Das hat mir eine ganz neue Welt erschlossen.”

Wiederum muß der MinRat an den Physiker denken und an dessen Worte über Angeln und Jagen. ‘Der Phyiker’, denkt er, ‘wie recht er doch hatte!’ Dem Gärtner zugewandt, sagt er: “Das Jagen mit den Augen ist eine wundervolle Sache!”

Der Gärtner nickt. “Wer Augen hat – und wer damit wirklich zu sehen vermag – dem kann die Natur viel geben.”

“Ja.”

“Was haben Sie da für ein Glas? Darf ich mal durchsehen?”

“Bitte.”

Der Gärtner lehnt sein Fahrrad an einen Baum und ergreift das Fernglas, das der MinRat vom Hals genommen hat und ihm nun entgenreicht.

“Mit Zoom”, sagt der Gärtner und hebt das Glas vor die Augen. Weit blickt er über den See. “Eine ausgezeichnete Optik.” Er schwenkt zu den großen Kiefern und Erlen, betrachtet die weiße Bank auf dem alten Anleger, und schließlich richtet er das Glas auf die Übergangszone zwischen Wiese und Schilfgürtel. Sein Blick schweift am Uferrand entlang. Plötzlich hält er inne. Da liegt etwas im feuchten Gras. Er zoomt näher.

“Da liegt jemand! Da! Kommen Sie!!”

Beide laufen auf einen grauen Punkt im Grün zu. Als sie näher kommen, erkennen sie, daß ein Mann mit dem Unterkörper im flachen Wasser liegt. Sein abgewandtes Gesicht ruht auf einem Binsenbüschel. Keuchend dreht der Gärtner den Mann herum.

“Mein Freund! Das ist mein Freund!!”

Der MinRat kann nicht sprechen. Der Schock läßt ihn erstarren. Hastig zieht der Gärtner den Körper des Physikers ins Trockene, reißt sich die Jacke vom Leib und hüllt den kalten Körper darin ein. Dann hebt er den Freund hoch und trägt ihn zur nächsten Bank. Dort legt er ihn nieder und hockt sich neben ihn.

Immer wieder schüttelt der MinRat den Kopf. Sein Gesicht ist aschfahl.

“Er atmet noch”, sagt der Gärtner, “aber nur ganz schwach. Bitte, nehmen Sie mein Fahrrad. Fahren Sie zur Telephonzelle dort hinten. Fordern Sie einen Rettungswagen an. Unter der Nummer 1011.”

Der MinRat läuft, so schnell er kann. Anfangs noch etwas taumelnd vom Schock. Dann schneller, aber behindert durch die Anglerhose. Nun schwingt er sich aufs Rad. Stehend in die Pedale tretend, radelt er rasch davon.

Der Gärtner öffnet mit den Fingern die Lider des Freundes. Er sieht den Tod.

#### 4 ENGEL UND TEUFEL

*“Der liebe Gott wird  
mich beschützen!”*

#### Wespen

“Peter hat geschrieben!” Mit hochgerektem Arm wedelt Inge einen Luftpostbrief in der Luft herum. Sie tanzt vor Freu-



de. Den Brief hat der Postbote eben abgegeben.

Der Pastor erhebt sich aus seinem Sessel. Auch er freut sich: "Was schreibt er denn, der Peter?"

Mit fliegenden Fingern reißt Inge den Umschlag auf und entnimmt den Brief. Sie versucht, das Gekritzel ihres Verlobten zu entziffern. Langsam, stoßweise, faßt sie das Wesentliche für ihren Vater zusammen: "Er ist gut angekommen in Los Angeles ... Er fühlt sich wohl in dem Institut dort ... Alles ist weniger formell als bei uns ... Der Chairman hat eine Cocktailparty für ihn gegeben. Dabei hat er Peter allen Wissenschaftlern des Instituts vorgestellt. Auch der Dekan war gekommen ... Mehrere Wissenschaftler kannte Peter bereits vom Namen her aus der Literatur. Zweien war er vorher auf Symposien begegnet ... Sie nennen ihn Pete. Für den Abend hat ihn einer der beiden in sein Haus zum Dinner eingeladen. Dort wird er auch dessen Familie kennenlernen ... Nächste Woche soll mit den Experimenten begonnen werden ... Sehr herzliche Grüße an dich!"

"Danke! Bitte grüße den Peter ebenso herzlich wieder, wenn du ihm schreibst."

"Das werde ich sehr gern tun."

Inge liest noch eine Weile in dem Brief. Peters Handschrift ist wirklich eine schlimme Sache. An einigen Worten rätselt sie lange herum. "Wie bei einem Kreuzworträtsel", sagt sie und stöhnt. "Ein Fach Schönschrift hat es in seiner Schule mit Sicherheit nicht gegeben." Aber als sie dann endlich zu entziffern vermag, was der Peter da am Schluß des Briefes schreibt, da überfliegt eine Röte ihr Gesicht, und sie strahlt vor Glück.

Aus den Augenwinkeln sieht der Pastor hinüber zu seiner Tochter. Er lächelt vor sich hin. Dann legt er den Stummel seiner Zigarre beiseite und sagt: "Die Sonne scheint noch so schön. Hast du Lust, dich mit mir auf die Bank vor der Haustür zu setzen? Der Herbst hat den Garten verzaubert."

"Vater, Vater", ruft Inge, "hör dir das an! Das hatte ich eben ganz übersehen. Hier, am untersten Rand, hat der Peter noch

etwas hingekritzelt: Er will versuchen, mich heute abend anzurufen, um 23 Uhr unserer Zeit!”

“... Aber wir wollen doch mit dem Abendzug zum Kirchentag fahren.”

“Mein Gott! Daran habe ich überhaupt nicht gedacht!!” Inges Blick erlischt. Mit einem Schlag verlieren die blauen Augen ihren Glanz. Hilflos irren sie umher. Das Gesicht wird ganz fahl. Traurig läßt sie den Kopf sinken.

Seufzend streicht der Pastor über weiße Locken. Ihn schmerzt Inges große Not. Er sieht sie an. Blickt in ihr blutleer gewordenes Gesicht, sieht, daß sie mit Tränen ringt. Da umarmt er seine Tochter und streichelt über ihren Scheitel. “Ja, was machen wir denn da?” Er wiegt das Haupt. Dann sagt er leise: “Ich könnte ja auch ohne dich fahren. Aber ich möchte dich nicht allein zurücklassen ... ich mache mir Sorgen.”

“Oh, bitte, Vater!”, ruft Inge und schöpft Hoffnung, doch noch den Anruf entgegennehmen zu können, “mach dir um mich nur keine Sorgen! Ich komme schon zurecht. Es wäre ja auch nicht das erste Mal, daß ich allein im Haus bin.”

“Trotzdem ... trotzdem. Eine Stimme in mir sagt, laß die Inge nicht allein ... Ich mache mir wirklich Sorgen!”

“Sei unbesorgt, Vater. Was soll mir schon passieren? Der liebe Gott wird mich beschützen! Er hat mir noch niemals seinen Schutz versagt. Er wird mich behüten, daran hege ich nicht die Spur eines Zweifels.”

Der Pastor sieht seine Tochter lange an. Diese Seele seines Lebens. Diesen Engel, den *er* geformt, den *er* geprägt hat und aus dessen Augen jetzt das feste Gottvertrauen leuchtet, das *er* tief in das junge, reine Herz gesenkt hat. Bitterer Schmerz durchzuckt ihn, bohrt sich ins Fleisch wie ein Speer aus kaltem Stahl. Ein Konflikt erschüttert seine Gläubigkeit. Angst um seine Tochter ringt mit über viele Jahrzehnte Gewachsenem und Gepredigtem: Absolutes Vertrauen in Gott den Allmächtigen und bedingungslose Ergebenheit in dessen unerforschlichen Willen. Zum erstenmal in seinem Leben als

Geistlicher verliert er den Boden unter den Füßen, zum erstenmal wankt seine innere Festigkeit. Nur langsam lockert sich der Griff der Angst. 'Herr, Du nahmst mir meine Frau, nicht auch meine Tochter!!' Aber noch während er um die Wiedergewinnung seines inneren Gleichgewichts ringt, löst sich aus zitterndem Herzen die Botschaft seines Herrn: 'Wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert.' Ein Orkan durchtobt die sturmentwöhnte Seele. Und ganz plötzlich ist da ein feines Klirren wie von zerspringendem Kristall. Irgendetwas in ihm ist zerbrochen. Irgendetwas.

In der Hoffnung, zu Hause bleiben zu können, gewinnen Inges blauen Augen ihre Leuchtkraft zurück. Ihre Wangen überzieht eine feine Röte. Als der Pastor in die aufblitzenden Augen sieht, als er erkennt, wie sehr sich seine Tochter freut, wie wichtig dieser Anruf für sie ist, und als jetzt auch Zuversicht in ihren Zügen aufflammt, da stellt er aus Liebe zu seiner Tochter seine Bedenken zurück. Da drängt er die Angst beiseite. Er umarmt und küßt Inge. Mit großer Inbrunst ruft er: "So möge denn der Herr sein Antlitz auf dich richten und dich beschützen. So bleibe denn, in Gottes Namen ... Und sag dem Peter, daß ich ihn mag. Daß ich mich sehr auf seine Rückkehr freue."

"Danke, Vater! Danke!!" Inge umarmt ihren Vater so stürmisch, daß der einen Schritt zurücktaumelt. Ordnennd fährt er mit der Hand über die Locken. Und dann umfängt er seine Tochter mit beiden Armen. Mit Macht drückt er sie an sein Herz.

Tief bewegt blickt der Pastor vor sich hin. Schließlich wiederholt er seine Frage: "Also, wie wär's, wollen wir uns noch ein bißchen in den Garten setzen?"

"Gern, Vater."

Arm in Arm gehen Vater und Tochter zur Tür hinaus. Im Licht der späten Nachmittagssonne erstrahlt die Natur in leuchtendem Rot, Gelb, Braun und Grün – wie das Meisterwerk eines genialen Malers. Der nahe Pflaumenbaum ist be-

reits weitgehend abgeerntet. Die wenigen noch an den Ästen verbliebenen Früchte sind tief dunkelblau. Und sie schmecken wunderbar süß.

Vater und Tochter setzen sich auf die alte Bank neben der Haustür. Der Pastor streicht sich mit der Hand übers Knie und blinzelt in die tiefstehende Sonne.

“Der Pflaumenbaum”, sagt Inge, “er hat uns schon viel Freude bereitet.” Mit der Hand wirft sie den Zopf über die Schulter. Ganz fest hakt sie sich ein bei ihrem Vater und schmiegt sich an ihn. “Auch die Wespen haben an den leckeren Pflaumen genascht. Bei denen muß man sich in acht nehmen. Ihr Stich kann lebensgefährlich sein.” Sie sieht hinüber zum Pflaumenbaum. “Vor kurzem ist eine Kommilitonin von mir an einem Wespenstich gestorben.”

Wieder streicht der Pastor übers Knie, als wolle er etwas wegwischen. “So manches in unserem Leben verläuft anders, als wir denken, und so manches auch anders, als wir es uns wünschen ... Es ist furchtbar, daß deine Kommilitonin an einem Wespenstich sterben mußte ... Aber wir dürfen der Wespe dafür nicht die Schuld zuweisen. Sicherlich hat sie aus Angst zugestochen.”

“Das glaube ich auch.”

Noch eine Weile sprechen Vater und Tochter miteinander auf der Bank vor dem Haus. Dann streichelt der Pastor seiner Tochter liebevoll über den Scheitel. Er erhebt sich und geht ins Haus. Im Wohnzimmer entnimmt er dem Zigarrenkasten eine Hand voll cellophanumhüllter Zigarren und steigt damit die Treppe hinauf. In seinem Zimmer ordnet er Unterlagen für den Kirchentag. Dann packt er seinen kleinen Koffer.

Inge kommt die Treppe hinaufgestürmt: “Kann ich dir helfen?”

“Nein. Vielen Dank. Die paar Sachen sind schnell gepackt. Ich bleibe nur eine Nacht. Morgen abend bin ich zurück.”

Inge geht die Treppe wieder hinunter und dann in die Kü-

che. Dort gibt sie Eier in den Kochtopf, schneidet Brot, holt Butter und Wurst herbei und bereitet ein paar Schnitten zu. Sie wickelt Salz in ein Stückchen Staniolpapier, läuft in den Garten und klettert auf den untersten Ast des Pflaumenbaums. Elf Pflaumen kann sie ohne Leiter erreichen. Damit geht sie zurück ins Haus, wäscht die tief-dunkelblauen Früchte unter dem Wasserhahn und trocknet sie ab. Alles zusammen verpackt sie zu einem Paket.

Dann holt sie ein Blatt Papier und schreibt darauf:

*Ich danke Dir, geliebter Vater!! Mit Deinem Entschluß, allein zu fahren, hast Du mir eine ganz große Freude bereitet. Ich werde Dir morgen den Empfang daheim besonders schön gestalten."*

Den Zettel schiebt sie in das Paket und verschnürt es. Über die Schulter ruft sie: "Möchtest du etwas zu trinken mitnehmen?"

"Nein danke", ruft der Pastor zurück. Als er gleich darauf mit seinem Koffer die Treppe herunterkommt, fügt er hinzu: "Ich werde mir eine Flasche Apfelsaft kaufen." Der Pastor nimmt das Paket in Empfang, verstaut es im Koffer und küßt Inge auf die Stirn.

Arm in Arm verlassen Vater und Tochter das Haus. Langsam schreiten sie durch den kleinen Garten und dann durch das Holztor mit dem eingeschnitzten großen Kreuz.

Vor dem Tor steht ein Auto. Der Pastor der Nachbargemeinde ist gekommen. Er will die beiden zum Bahnhof fahren. "Grüß Gott! Da seid ihr ja, ihr beiden!"

"Grüß Gott. Inge kommt nicht mit. Sie erwartet am späten Abend einen wichtigen Anruf aus Los Angeles. Von ihrem zukünftigen Mann."

Der Pastor sieht seine Tochter an. Er umarmt sie, so als wolle er sie nie wieder loslassen. Nach einer Weile löst sich Inge aus seinen Armen mit langsamen, kaum wahrnehmbaren Bewe-

gungen. Ein letzter, tiefer Blick. Dann steigt der Pastor, seinen kleinen Koffer vor der Brust, in den wartenden Wagen. Ein Winken ...

Und nun ist Inge allein.

Langsam geht sie zurück ins Haus und verschließt die Tür. Sie sieht sich um. Überlegt. Irgendwie kommt sie sich verloren vor. Unschlüssig irrt ihr Blick umher.

Nach einer Weile setzt sie sich in den Sessel, in dem zuletzt Peter gesessen hatte. Ihre Finger streicheln das weiche Leder – als wäre es seine Haut. Ihre Gedanken beginnen zu wandern. Das Wandern geschieht ohne Denken, ganz ohne daß das Ergebnis des gedanklichen Herumwanderns ins Bewußtsein dringt. Inge schließt die Augen. Nun träumt sie. Von zwei fröhlichen Kindern. Vom Glück ihres Vaters, der mit seinen Enkeln spielt. Von ihrem Leben mit Peter...

Bbuommm, bbuommm, bbuommm, ... Es ist zehn Uhr.

Inge blickt auf. Lächelt. Dann wandern ihre Gedanken zu ihrem Vater. Sie ist ihm so dankbar für seine Liebe, so dankbar, daß er ihrer stillen Bitte, zu Hause bleiben zu dürfen, entsprochen hat. Ganz fest nimmt sie sich vor, ihm morgen einen unvergeßlich schönen Empfang zu bereiten.

Wieder streichelt sie über Peters Sessel. Läßt ihre Augen verweilen auf dem Aschenbecher, in dem er seine Pfeife ausgeklopft hat. Steht auf. Macht ein paar ziellose Schritte. Setzt sich wieder. Schließt die Augen. Sie sieht Peter, als stünde er da, neben ihr. Wie früher.

## Peters Botschaft

Das Bild ihres Geliebten treibt sie an Orte, an denen er war. In der letzten Nacht vor seinem Abflug nach Amerika war Peter im Gästezimmer. Rasch eilt sie die Treppe hinauf. Als sie die Tür öffnet, umweht sie ein Hauch des aromati-

schen Duftes von Peters Pfeifentabak. Sie setzt sich auf einen Stuhl. Ihr ist, als wäre er nur einmal kurz hinausgegangen, als müßte er jeden Augenblick zur Tür hereinkommen.

Inge neigt den Kopf, legt die Hände in den Schoß und faltet sie. Langsam beginnen ihre Augen herumzusehen, von den gefalteten Händen zur Zimmerdecke, zum Fenster, über Wände und Möbel hinüber zu dem großen Bett. 'Hier', denkt sie, und ihr Herz krampft sich zusammen, 'hier hat er geschlafen.' Sie steht auf, geht hinüber zum Bett, setzt sich und streichelt über das Kopfkissen, dort, wo Peters Kopf geruht hatte. Ihre Fingerspitzen stoßen gegen Papier. Es ist eingeklemmt zwischen Bett und Wand. Sie steht auf. Mit den Knien drängt sie gegen das Bett und schiebt zugleich mit den Händen. Das Bett gibt nach. Krächzendes Knarren. Drei eingefangene Papierbögen segeln zu Boden. Sie bückt sich und sammelt die Bögen ein. Sie sind beschrieben. Es ist Peters Handschrift. Nicht schön, schwer lesbar. Aber von Peter!

'Vielleicht ist es etwas Wichtiges, das ich ihm sogleich nachschicken muß?' Sie nimmt die Papierbögen in die Hand und ordnet sie. Dann setzt sie sich damit wieder auf das Bett und liest. Die Überschrift lautet: *Schuld und Strafe*. 'Merkwürdig', denkt sie, 'darüber hat er mit mir nie gesprochen. Offenbar haben ihn diese Gedanken noch in der letzten Nacht vor seiner Abreise so sehr beschäftigt, daß er sie niederschreiben mußte.'

Sie kommt nur langsam voran. Peters Schrift ist wirklich eine schlimme Sache. Er schreibt:

*Die Essenz unseres So-Seins wird von Kräften bestimmt, auf die wir selbst keinerlei Einfluß haben. In keiner Phase der Entstehung unserer Individualität besteht eine Wahlmöglichkeit, so oder so zu werden, diese oder jene Eigenschaft zu haben. Wie also können wir daran schuldig werden? Ebensowenig wie es unsere Schuld sein kann, daß wir blond sind oder einen Buckel haben, ebensowenig kann es unsere Schuld sein, daß wir dumm sind oder klug, kleptomane oder eigentumsrespektierend, starke Triebe haben, einen schwachen Willen – oder gar beides. Ererb-*

*tes liegt außerhalb menschlicher Schuldzuweisungskompetenzen.*

*Wie groß ist der Spielraum? Er ist individuell verschieden groß. Die Menschen sind ja nicht gleich, wie einige Hohlköpfe nicht aufhören zu behaupten, sondern alle Individuen sind un-aufhebbar voneinander verschieden. Das ist ein Naturgesetz, eine Voraussetzung für das Funktionieren irdischen Lebens. Manchem schlägt das Herz träge hinter den Rippen. Manchem verharret der Verstand im Dunkel. Vielen gelingt es, ihr Verhalten zu steuern – durch Lernen, Erziehung, Einsicht und Beachten von Vorschriften. Wo aber ein starker Trieb mit einem schwachen Willen kombiniert ist, da bleiben die Korrekturmöglichkeiten begrenzt, manchmal so sehr, daß es früher oder später zu einem Verbrechen kommen muß. So mancher Verbrecher ist Täter und Opfer in einem.*

*Von diesen unwiderlegbaren Tatsachen muß jede Erörterung über Schuld und Strafe ausgehen. Da keine Wahlmöglichkeit besteht, so oder so zu werden, kann das So- oder So-Geworden-Sein nicht als Schuld gewertet werden. Und wo es keine Schuld gibt, da kann es keine Strafe geben. Wohlgemerkt: es geht mir hier um Prinzipielles, um den Kern der Problematik. Natürlich gibt es Verstöße gegen die Rechtsordnung, die auf korrigierbarer Disziplinlosigkeit beruhen, und es gibt Verbrechen, bei denen rücksichtsloses Streben nach eigenem Vorteil im Vordergrund steht, bei denen mit klarem Verstand absichtsvoll gegen die Moral- und Wertvorstellungen der Gemeinschaft verstoßen wird.*

*Unsere Rechtsordnung beruht auf dem Prinzip von Schuld und Strafe, christlicher Verhaltensanspruch auf dem Prinzip von Sünde und Buße. Aber die Begründungen für das Recht des Strafens und des Auferlegens von Buße werden nicht in ausreichendem Maße auf erkennbare Realitäten zurückgeführt, sondern auf Vorstellungen von Schuld und Strafe, und von Sünde und Buße, die nach den Ausdeutungen der Rechts- und Glaubenshüter formalisiert worden sind. Machen sich diese Hüter da nicht – in ihrem eigenen Sinne – selber schuldig? Durch Unterlassen ausreichender Suche nach den Ursachen? Durch un-*



*beirrtes Festhalten an Denk- und Glaubenssystemen, die nach heutigem Wissensstand keine festen Grundlagen mehr haben?*

*Sollen wir einen Dieb ungeschoren, einen Mörder frei herumlaufen lassen? Nein, natürlich nicht. Aber bei der Beurteilung ihres Verhaltens sollte nicht länger die Frage nach der Schuld im Vordergrund stehen. Der Verbrecher und dessen Schuld auf der einen Seite, der Strafanspruch des Staates auf der anderen – dieses Konzept ist brüchig geworden. Ein Strafurteil, das voraussetzt, daß der Verurteilte auch anders hätte handeln können, muß das Vorhandensein einer solchen Voraussetzung nachweisen, zumindest als sehr wahrscheinlich einstufen können. Sonst setzt es sich dem Vorwurf der Ungerechtigkeit aus.*

*Der Kern der Problematik ist doch dieser: Jede Gesellschaft muß Regeln für das Miteinander hervorbringen, achten und schützen. Aus der Wahrnehmung dieser Aufgaben erwächst ihr die Zuständigkeit, gegen Mitmenschen vorzugehen, die die Regeln verletzen, auch gegen Individuen, die auf Grund ihres So-Seins außerstande sind, die Regeln einzuhalten. Die Gesellschaft hat nicht das Recht, solche Individuen zu bestrafen, aber sie hat die Pflicht, sie mit geeigneten Mitteln zur Einhaltung der Regeln zu zwingen. Sie hat die Pflicht, einen Verbrecher an der Verursachung weiteren Schadens zu hindern, ihn also zu isolieren. Diese Isolationspflicht schließt Fürsorge-, Belehrungs- und Erziehungspflichten ein, sowie die Aufgabe, dem Isolierten im Rahmen des Möglichen ein menschenwürdiges Dasein zu gewähren.*

*Korrekturmöglichkeiten von Verstößen gegen die Regeln der Gesellschaft müssen eingehender erforscht und Rehabilitationsmöglichkeiten überdacht werden. Triebtäter mit unzureichendem Kontrollvermögen dürfen nie wieder in die Gesellschaft entlassen werden – es sei denn, sie sind bereit, sich ärztlichen Eingriffen zu unterziehen, die erwiesenermaßen eine Wiederholung des Verbrechens ausschließen.*

*Man mag einwenden, der 'Strafvollzug' sei ohnehin schon sehr teuer. Mag sein. Deshalb darf man aber vor der Realität die*

*Augen nicht verschließen. Geregeltcs Miteinander, Sicherheit und Ordnung haben ihren Preis.*

*Und vergessen wir nicht, daß so manch einer von uns Mitverursacher eines Verbrechens ist! Wenn ich als Betreiber eines Supermarktes latent Kleptomanen meine Ware geradezu in die Hand dränge, in der Absicht, möglichst viel davon zu verkaufen, dann bin ich Mitverursacher eines möglichen Fehlverhaltens. Wenn ich potentiellen Triebtätern durch Fernsehen, Filme oder Bücher immer wieder die Emotionen vermittele, die diese Menschen unterdrücken möchten, dann bin ich Mitverursacher.*

*Wer um eigener Vorteile willen – oder aus Gedankenlosigkeit – bei anderen rechtswidriges Verhalten fördert, muß sich fragen lassen, ob er nicht am Fehlverhalten eines Mitmenschen mitgewirkt hat, insbesondere eines Menschen, der trotz großer innerer Gegenwehr schließlich ein Verbrechen begeht.*

Langsam läßt Inge die bekritzelten Papierbögen sinken und blickt auf. "Oh, Peter", sagt sie kopfschüttelnd. "Oh, mein geliebter Peter. Du stellst noch die ganze Welt auf den Kopf!"

Aber sie sagt das ohne Vorwurf. Und jetzt lächelt sie sogar.

## Anruf

Seit einer Viertelstunde sitzt Inge auf einem alten Stuhl neben dem Telephon. Weiß ist es und sorgfältig geputzt. Es steht auf einem kleinen, viereckigen Eichentisch neben der Küchentür. Generationen von Pastoren und deren Familien war der Tisch für vielfältige Dinge zu Diensten. Auf seiner Oberfläche liefern Kratzer und Abschürfungen, verursacht durch eben diese Menschen, Beweise dafür, daß sie existiert haben. Nicht unmittelbar sichtbare Beweise ihrer Existenz liegen in sorgfältig gepflegten Gräbern auf dem kleinen Friedhof hinter dem Pastorenhaus. Es ist zur Tradition geworden,

daß Pastoren, die lange in dieser Gemeinde gedient haben, ebenso wie deren engste Familienangehörige, dort ihre letzte Ruhe finden.

Voller Ungeduld blickt Inge auf Tisch und Telephon. Peter ist sehr stark in ihr. Sie braucht nur kurz die Augen zu schließen, und schon steht er da. Geradezu unbändig freut sie sich darauf, seine Stimme zu hören. Ihre innere Anspannung verlangt nach Bewegung. So steht sie auf und geht im Zimmer auf und ab. Es ist jetzt fünfzehn Minuten vor elf. Um elf will Peter anrufen.

Die Gedanken wandern zu ihrem Vater. In den letzten Jahren hatte sie ihn stets zum Kirchentag begleitet. Dort hatte sie viele interessante Menschen kennengelernt. Mit Gottesdiensten, Bibelarbeit, Musik, Vorträgen, Diskussionen und Theateraufführungen waren die Kirchentage ein besonderes Erlebnis für sie gewesen. Manche Vorträge allerdings waren recht theoretisch oder programmatisch. Kirchenpolitisches hat sie nie interessiert. Da wurden oft Themen behandelt, die wenig zu tun hatten mit dem Glauben. So war sie während des letztjährigen Kirchentages an einem Nachmittage den Vorträgen ferngeblieben und hatte sich die Stadt angesehen. Nach einem Spaziergang war sie in ein Museum gegangen. Dort lief gerade eine Sonderausstellung über die Frühgeschichte der Menschheit. Die maßstabgerechten Nachbildungen der ersten Menschen, die detaillierte, anschauliche Darstellung der schrittweisen Menschwerdung aus tierischen Vorfahren und die großen Wandmalereien, auf denen die Entwicklung der Menschheit schematisch dargestellt war, all das hatte sie stark beeindruckt. Lange hatte sie vor einem Bild gestanden, das die allmähliche Entstehung des modernen Menschen aus affenähnlichen Tieren wiedergab, mit großer Ausdruckskraft und in lebensnahen Farben.

‘Die Wissenschaftler’, hatte sie damals gedacht, ‘die entwickeln da Vorstellungen, die eigentlich wenig übrig lassen von der biblischen Schöpfungsgeschichte.’

Darüber hatte sie am Abend mit ihrem Vater gesprochen. Der hatte genickt und über ihren Scheitel gestreichelt. Dann waren sie spazierengegangen. Dabei hatte es ihr Vater vermocht, die unterschiedlichen Blickwinkel von Religion und Wissenschaft miteinander auszusöhnen. Er hatte gesagt: 'Die biblische Schöpfungsgeschichte ist ein Gleichnis. Sie ist so verfaßt, daß jede Zeit ihre neugewonnenen Erkenntnisse und Einsichten darin wiederfinden kann – sofern die Menschen das nur wollen. Die Gleichnisse in der Bibel deuten nur an. Sie vergleichen mit den Erfahrungen des Alltags. Sie dienen der Veranschaulichung, Verdeutlichung und Vertiefung der Verkündigungen. Man soll von Gleichnissen nichts erwarten, das sie nicht leisten können. Die Bibel ist kein wissenschaftliches Lehrbuch. Sie will nicht wörtlich genommen werden. Nichts Menschliches ist der Bibel fremd. Ihre Botschaften sind zeitlos. Daher muß sie sich auch zeitloser Gleichnisse bedienen. Im Übrigen schließt die Bibel eine Entwicklung des Menschen sowohl körperlich als auch geistig keineswegs aus.'

Das Telephon klingelt! Inge reißt den Hörer an sich und ruft: "Peter!! Peter, wie geht es Dir??"

Aber es antwortet eine Frauenstimme. Ihre Freundin bedankt sich nochmals für alles, was Inge für sie getan hat. Ob sie sich heute in einer Woche treffen können?

"Ja", sagt Inge, "gern. Wenn es dir recht ist, komme ich am nächsten Mittwoch abends zu dir, so um neun."

"Prima. Danke!"

Dann sagt Inge, daß sie auflegen muß, weil sie einen Anruf von Peter aus Amerika erwartet.

"Also, tschüß dann, bis heute in einer Woche."

"Ja. Bis Mittwoch."

Rasch legt Inge den Hörer zurück auf die Gabel.

Das Telephon bleibt stumm. Sie wartet. Voller Ungeduld. Aber das Telephon bleibt stumm.

Elfmal dröhnt die Kirchturmglöcke. Zehn Minuten vergehen, fünfzehn Minuten.

Inge rennt die Treppe hoch und holt Peters Brief unter ihrem Kopfkissen hervor. Zurückgekehrt, liest noch einmal, was Peter da geschrieben hat. Er schreibt: *Ich werde versuchen, dich am Mittwoch um 23 Uhr dortiger Zeit anzurufen*. Aber dann steht da auch noch, ganz klein: *sonst einen Tag später*. Das hatte sie bisher völlig übersehen!!

Zwanzig Minuten nach elf. Inge hat die Hoffnung noch immer nicht aufgegeben. Halb zwölf.

Jetzt seufzt sie und zuckt mit den Schultern: "Heute wird das nichts mehr", sagt sie traurig. Aber noch immer hat sie Bedenken, sich weit vom Telephon zu entfernen.

Fünfzehn Minuten vor zwölf.

"Dann eben morgen." Zögernd steht sie auf und sieht sich um. Sie überlegt. Sie weiß nicht, was sie tun soll.

## Mitternacht

Wieder setzt sich Inge in Peters Sessel. Und wieder erscheint ihr sein Bild. So klar, so deutlich, daß sie versucht ist, mit ihm zu sprechen. Und ganz plötzlich drängt es sie, einen Ort aufzusuchen, an dem sie oft gemeinsam waren: Die Bank auf dem Hügel unter der großen uralten Eiche. Den Ort, an dem sie und Peter die Brücke gebaut und vollendet haben – die Brücke, die sie nun miteinander verbinden soll, ein ganzes Leben lang, bis in den Tod. Diese Bank, auf der ihre Liebe entstanden und gewachsen ist, hat für sie eine schicksalhafte Bedeutung.

Mit einem Schwung wirft sie ihren Staubmantel über die Schultern. Rasch verschließt sie das Haus. Mit fliegenden Mantelschößen läuft sie zur Bank auf dem Hügel, ihrer und Peters Bank.

An der Bank angekommen, atmet sie tief. Setzt sich. Streichelt mit der flachen Hand über das harte Holz. Dann steht sie auf. Erhitzt vom Rennen, legt sie den Staubmantel ab,

breitet ihn aus über die Sitzfläche und setzt sich darauf. Ihre Gedanken wandern zu ihrem Geliebten. Auf dem Flugplatz hatte er ihr noch rasch ins Ohr geflüstert: 'Ich liebe dich so sehr! Und ich kann es gar nicht erwarten, bis wir auch vor deinem Gott ein Paar sind.'

Die Ellenbogen auf die Knie gestützt, hält Inge ihren Kopf in beiden Händen. Sie denkt an die vielen Stunden, die sie mit Peter auf dieser Bank verbracht hat. Auf den Boden blickend, gibt sie sich ganz ihren Erinnerungen hin.

Eine Wolke schiebt sich vor den Mond. Es wird dunkler im Park. Inge schließt die Augen. Sie träumt. Von der bevorstehenden Hochzeit. Von ihrem zukünftigen Leben mit Peter.

Bbuommm, bbuommm, bbuommm, ... Zwölfmal dröhnt die Kirchturmglöcke. Es ist Mitternacht.

Als das Dröhnen des letzten Glockenschlags im Park verhallt ist, öffnet Inge ihre Augen. Sie blickt auf zwei schwarze Schuhe. Ein Mann steht direkt vor ihr. Die Kirchturmglöcke hatte das Knirschen seiner Tritte im Kies des Weges verschluckt. Genau im Rhythmus der Glockenschläge hatte der Mann, jedesmal wenn der Klöppel den Rand der Glöcke traf, einen Schritt vorwärts gemacht. Mit dem zwölften Glockenschlag steht er nun vor ihr. Er starrt auf ihren Scheitel.

Langsam wandert Inges Blick empor an der kleinen, dunkelgekleideten Gestalt. Sie sieht in das Gesicht. Es ist mit dunkler Erde eingerieben. Darüber erkennt sie eine Schiffermütze. In dem schwarzen Gesicht funkeln weit aufgerissene Augen. Die Augen eines Irren. Ihr rundes Schwarz droht und durchbohrt, ihr ovales Weiß glitzert und glüht. Aus den Augen starrt der Teufel.

Die Augen machen ihr Angst. Hilflos fragt sie: "Kann ich Ihnen helfen?"

Der Mann antwortet nicht. Bebende Finger packen ihre Schultern, dann die Kehle. Der Mann drängt sich nach vorn. Mit der Kraft des Irrsinns und mit seinem ganzen Gewicht drückt er sie nieder auf die Sitzfläche.

Der Schmied ist heute erst spät gekommen. Er mußte Überstunden machen auf der Werft. Zwei große neue Aufträge nehmen alle Hände in Anspruch. Er ist todmüde. Aber er wollte unbedingt in den Park. Hier umfängt ihn ein Stück Heimat. Hier bettet sich seine Einsamkeit in ein seelenwärmendes Sich-Wohlfühlen im Gewohnten. Hier taucht er ein in eine vertraute Umgebung, in oft erlebte Abläufe des Geschehens und in bewährte Männerfreundschaft. Zunächst jedoch verlangt die Müdigkeit ihr Recht. Er legt sich auf seine Matte tief im Gebüsch hinter der Bank auf dem Hügel. Und schon fallen ihm die Augen zu.

Eine knappe Stunde später weckt den Schmied die Kirchturmglöcke. Er gähnt, reibt sich die Augen, hebt die Arme und fährt damit in der Luft herum. Von der Bank her hört er Geräusche. "Wahnsinn!" flüstert er, "die drehn da 'ne Nummer und ich penn hier." Rasch windet er sich durch Büsche. Keuchen. Dann Stöhnen. 'Da näuft was', denkt er und pirscht weiter. Ein heller Schrei! Unvermittelt bricht der ab, so als wäre der Schreienden eine Hand über den Mund gepreßt worden. Der Schmied macht noch einen Schritt. Dann besteigt er die Plattform aus Feldsteinen. Er biegt einen Fliederzweig beiseite. Da sind zwei heftig zugange. Aber da stimmt was nicht. Die Frau wehrt sich. Sie wehrt sich verzweifelt!

Der Mann liegt auf der Frau. Eine Hand über ihren Mund gepreßt, zerfetzt er mit der anderen, wie vom Teufel besessen, ihre dünne Bluse.

Der Schmied will helfen. Aber er kann nicht. Er ist gelähmt! 'Wie damans!', schreit es in ihm. 'Genau wie damans!! Nich noch man!', hämmert es in seinem Hirn. 'Nich noch man!!!'

Wie ein Tier verklammert und verbeißt sich der Mann am Fleisch der Frau. Keuchend reißt er ihr den Büstenhalter vom Leib. Aus seinen Mundwinkeln tropft Speichel. Dünne Finger ziehen und zerren Kleidung aus dem Weg. Das bucklige Un-

geheuer will den Engel nackt, so, wie er ihm viele Male erschienen ist!

Die Frau wehrt sich mit all ihrer Kraft. Laut ruft sie etwas in die Nacht, das hört sich an wie "Pet der!" oder so ähnlich. Da würgt der Mann die Frau. Immer weiter. Bis sie bewegungslos daliegt. Hastig zerrt er eine Leine aus der Tasche, umschlingt damit die Füße der Frau und verknötet das Ende der Leine an der Bank. So groß ist seine Angst, daß ihm der Engel im letzten Augenblick noch entkommen könnte.

Unerwartet erwacht die Frau aus ihrer Ohnmacht. Mit letzter Kraft stößt sie den Mann von sich und setzt an zur Flucht. Links neben der Bank stürzen beide zu Boden.

Dem Schmied wird schlecht.

Fast nackt, richtet sich die gefesselte Frau auf. Sie kniet, faltet die Hände und hebt sie vor die Brust. Sie betet.

Da zuckt der Mann zusammen. Er sieht einen großen Stein. Der liegt da vor ihm. Mit beiden Händen umklammert er den Stein in seiner verengten Mitte. Ächzend stemmt er ihn in die Höhe. Und dann schmettert er ihn mit aller Wucht auf den Scheitel der Betenden. Wie vom Blitz getroffen stürzt die zu Boden. Für einen Augenblick herrscht Stille. Mit irren Augen sieht der Mann sich um. Und dann, geritten vom Teufel, hebt er den Stein erneut und schlägt mit großer Wucht zu. Und noch ein drittes Mal.

Der Schmied taumelt. Rutscht von der Plattform. Stürzt. Liegt am Boden. Finger krallen in den Trampelpfad. Ziehen und zerren den Körper vorwärts. Weg von der Bank! Beine schleifen nach. Weg von der Bank!! Knie beginnen zu drücken. Taumelndes Kriechen. Weg von der Bank!!! Der Schmied versucht, sich aufzurichten. Stürzt vornüber. Mit Macht knallt der Kopf auf einen Baumstumpf. Der harte Aufprall löst die hypnotische Verkrampfung. Wankend beginnt er zu laufen.

Auf dem Hauptweg kommt ihm der Festmacher entgegen. "Hallo!", ruft er und stellt sich dem Freund in den Weg. "Was's los?"



Keine Antwort.

Stumm bricht der Schmied zusammen. Der Festmacher springt hinzu und umfängt den Stürzenden mit beiden Armen. Keuchend schleift er den schlaffen Körper zur nächsten Bank. Dort läßt er ihn auf die Sitzfläche niedergleiten und stemmt den Rücken des Freundes gegen die Lehne. Da sackt der in sich zusammen.

“Mann, Mann, Mann!! Was’ s los, Schmied? Hast du den Teufel gesehn??”

Der Schmied antwortet nicht.

Er zittert. Immer stärker wird das Zittern, wird zum Rütteln und Schütteln.

Der Festmacher versucht, ihn aufzurichten. “Reiß dich zusamm’n, Mann! Sag mir endlich, was los is! Was is passiert??”

Der Schmied antwortet nicht.

Der Festmacher fühlt, daß jedes weitere Fragen im Augenblick zwecklos ist. So schweigt er, legt den Arm um den Freund, drückt ihn an sich. Eine Zeitlang sitzen die beiden so.

Mit einem Ruck befreit sich der Schmied und richtet sich auf. Ganz steil aufgerichtet sitzt er nun da. Er hebt den Kopf, lehnt ihn zurück. Direkt in den Himmel blickt er jetzt. Er reißt den Mund auf, ganz weit. Und nun heult er. Wie ein Wolf heult er. Heult und heult und heult. Ganz fürchterlich hört sich das an.

Der Festmacher erschrickt. Er will etwas sagen, versucht, den Freund in den Arm zu nehmen. Der aber reißt sich los mit ungeheurer Kraft. Springt hoch. Taumelt ein paar Schritte. Und dann rennt er, rennt den Hauptweg entlang. Rennt raus aus dem Park. Rennt und rennt und rennt.

Er wird den Park nie wieder betreten. Die beiden Freunde werden einander niemals wiedersehen.

“Mann, Mann, Mann!!!”, ruft der Festmacher ganz laut. “Was is bloß mit dem Schmied los!” Und er denkt: ‘Da muß was Furchtbares passiert sein!’ Er steht auf. Spuckt. Sieht sich

um. Überlegt. Es ist zu spät, dem Schmied noch nachzulaufen, unmöglich, den noch einzuholen. 'Ich muß jetzt ersmal wissn, was da passiert is.' Energisch zerrt er die Schiffermütze in die Stirn. Dann macht er sich auf den Weg.

Der Festmacher inspiziert sein Revier.

Jede Bank überprüft er, auch alles Gebüsch daneben und dahinter.

Schon elf Bänke hat er nun untersucht. Auf der Bank an der Hecke liegt ein Paar. Die sind da zugange. Aber das interessiert ihn jetzt überhaupt nicht. Er biegt ein in den Spielplatz. Nichts Ungewöhnliches. So geht er weiter. Immer weiter.

Jetzt ist schon über eine Stunde vergangen, seit der Schmied aus dem Park gerannt ist.

Gegen den schwach erleuchteten Nachthimmel erkennt der Festmacher die gewaltige Krone der großen uralten Eiche. Er entschließt sich, auch die Bank auf dem Hügel zu inspizieren. Auf dem Weg dorthin hört er, von ganz ferne, Martinshörner. Sie kommen näher. Von allen Seiten kommen sie. Der Festmacher beschleunigt seine Schritte, geht weiter auf die Bank zu. Jetzt schimmern auch rotierende Blaulichter von weitem durch Blätterwerk und Baumstämme. Als die Lichter näher kommen, reflektiert der Schein ihres bläulichen Geblinkes von tiefhängenden Wolken.

'Da is die Hölle los', denkt der Festmacher. Und dann denkt er auch noch: 'Bloß weg hier. Nix wie weg!'

Aber er muß einfach wissen, was seinem Freund zugestoßen ist, was da passiert ist in seinem Revier. So rennt er auf Schleichwegen zu der Bank auf dem Hügel. Als er den Trampelpfad entlang läuft, blitzen von ganz nah Blaulichter durch Blätter. Es sind die Lichter der auf dem Hauptweg versammelten Polizeifahrzeuge. Scheinwerfer leuchten auf. Taschenlampen strahlen durch die Nacht. Schwer atmend rennt der Festmacher weiter. Nun steht er seitlich von der Bank hinter dem Fliederbusch. Er betritt seine Plattform. Vorsichtig biegt er einen Zweig beiseite.

“Mein Gott”, flüstert er, “mein Gott!!” Vor der Bank liegt das blonde Mädchen mit eingeschlagenem Schädel in einer großen Blutlache.

In diesem Augenblick erfaßt den Festmacher der Strahl eines suchenden Scheinwerfers. “Da ist er”, brüllt eine kräftige Männerstimme. Da links neben der Bank! Faßt ihn! Faßt den Mörder!!!”

Eine Trillerpfeife schrillt durch die Nacht. Und dann noch eine.

“Steh’n bleiben!”, brüllt die Männerstimme. Und dann bellt ein Warnschuß auf. “Bleiben Sie sofort stehen!”, dröhnt es jetzt furchtbar laut aus einem Megaphon, “hier spricht die Polizei.” Und dann noch einmal: “Bleiben Sie stehen, wo Sie sind. Hier spricht die Polizei! Heben Sie die Hände in die Höhe. Kommen Sie raus aus dem Gebüsch! Wir machen sonst von der Schußwaffe Gebrauch!!!”

## Karierte Jacke

Der Festmacher rennt um sein Leben. Er hastet den Trampelpfad entlang, biegt ab nach links, rennt geradeaus, schlägt einen Haken nach rechts, läuft jetzt genau auf eine Gruppe von Polizisten zu. “Da ist er”, schreit einer der Männer: “Zwei Meter, dunkle Kleidung, schwarze Schirmmütze! Fangt den Kerl!!!”

Der Festmacher wendet sich noch weiter nach rechts, vorbei an mehreren dicht stehenden Bäumen. Springt in ein großes Dornengebüsch. Nur er weiß, wie man da durchkommt. Schlängelt, kriecht und robbt. Macht immer wieder eine Pause. Keucht. Schluckt. Hält den Atem an. Lauscht mit zugekniffenen Augen. Dann rennt er weiter. Wechselt immer wieder die Richtung. Hat jetzt die Verfolger abgeschüttelt. Bleibt stehen. Dreht den Kopf. Horcht mit gewölbten Handflächen an den Ohren. Läuft in Richtung Fluß. Hastet am Fluß entlang. Immer weiter. Die Stimmen kommen jetzt von weiter her.

Aber nun hört er Hundegebell, von ein, zwei, drei Hunden. Die haben seine Spur aufgenommen. Sie jagen hinter ihm her. Seine Verfolger erreichen den Fluß und stürmen am Ufer entlang. Auch von der entgegengesetzten Seite des Flußufers nähern sich Taschenlampen. Der Festmacher sitzt in der Falle!

Da donnert es und blitzt.

‘Das muß nich schlecht sein’, denkt der Festmacher und steigt in das kalte Wasser. Holt Luft. Nimmt seine Schiffermütze in die Hand. Taucht weg. Unter Wasser bewegt er sich auf eine schräg gegenüberliegende Uferstelle zu. Dorthin, wo er eben noch ganz tiefhängende, dicht beblätterte Zweige gesehen hat, die vom Ufer her weit über den Fluß ragen. Ganz vorsichtig taucht er auf. Genau unter den tiefhängenden Zweigen. Leise atmet er mehrmals durch, blickt sich um. Dann ragen nur noch Schnittlauchhaare, Augen und Nase aus dem Wasser.

Am gegenüberliegenden Ufer, nur wenige Meter von ihm entfernt, stehen drei Polizeibeamte und suchen mit Taschenlampen den Uferbereich ab. Jetzt kommen auch die Hunde herangelaufen, die Nasen am Boden. Schnuppernd verharren sie an der Stelle, an der er in den Fluß geglitten ist. Sie bellen, was das Zeug hält. Die Situation scheint aussichtslos. Da saugt der Festmacher abermals Luft in sich hinein und taucht unter, Millimeter um Millimeter. Unter Wasser hört er das mächtige Donnern des Gewitters. Und jetzt prasselt es mit Macht auf die Wasseroberfläche. Das kann nur Regen sein, eher ein Wolkenbruch. ‘Das muß nich schlecht sein’.

Als er ganz vorsichtig wieder auftaucht, sind die Polizisten und die Hunde immer noch da. Durch Regenböen stürmt ein vierter Polizeibeamter herbei: “Was steht Ihr hier rum?”, brüllt er, “der ist am Ufer längs gerannt! Los! Ihr zwei nach rechts und wir beiden nach links!” Alle vier rennen davon. In strömendem Regen. Und die Hunde hinterher.

‘Nich schlecht’, denkt der Festmacher. ‘Gar nich schlecht.’

Es ist verdammt kalt in dem Fluß. So kriecht er aus dem

Wasser. Schleicht gebückt die Uferböschung hoch, schlüpft in einen Busch und peilt die Lage. Dann kommt er wieder hervor. In einem großen Bogen wandert er durch den Park. Schließlich schlägt er die Richtung zur Stadt ein.

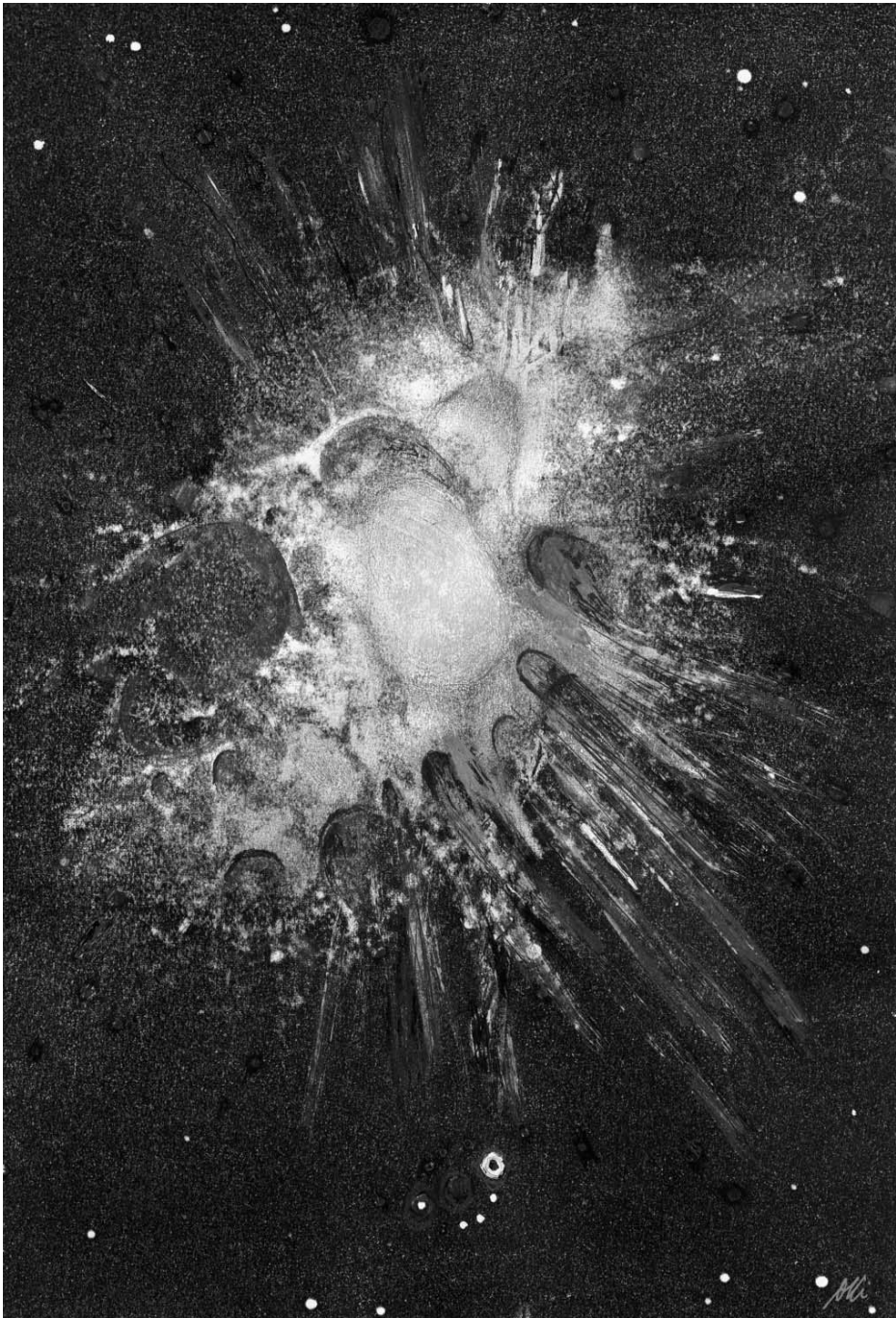
Die Polizei hat einige sehr kluge Leute. Aber um den Festmacher zu fangen, müßten sie doppelt so klug sein.

Als in weiter Ferne die Kirchturmglöcke dreimal dröhnt, teilen sich am Rande einer leeren, regengepeitschten Straße Zweige dichtstehender Büsche. Heraus tritt ein großer Mann. Ruhig geht er den Fußsteig entlang. Seine rot-weiß karierte Jacke ist klitschnaß. Glitzernd reflektiert sie das Licht einer nahen Laterne. Mittelblonde kräftige Haare trotzen dem Unwetter wie widerspenstige Borsten. Angesichts des prasselnden Regens schlendert der Mann erstaunlich gelassen dahin.

In einem entlegenen Teil des Parks hatte der Festmacher seine Jacke ausgezogen, ausgewrungen, gewendet, und dann hatte er sie – die rot-weiß karierte Innenseite jetzt außen – wieder angezogen. Später hatte er seine Schiffermütze sorgfältig versteckt.

Der Festmacher taucht unter in der Großstadt. Immer weiter geht er, ruhigen Schrittes, aber tobenden Sinnes. Jetzt hat er ein mit alten Bäumen bestandenes Villenviertel erreicht. Im Fernlicht eines Autos wirft seine hohe, heimwärts strebende Gestalt lange, wandernde Schatten über die Wand einer großen weißen Villa.

Der Mann, der den Festmacher fangen kann, ist noch nicht geboren worden. Der Festmacher ist nicht festzumachen.



Kosmische Erscheinung

## IM WINTER

Der Festmacher meldet sich bei seinem Chef: "Ich kann heut nich", sagt er. "Ich muß mal was in Ordnung bringn. Bin morgn wieder da."

Nach dem Frühstück geht er in den Park. Es ist das erste Mal, daß er den Park bei Tag betritt. Er trägt einen hellen Wollmantel. Die Schnittlauchhaare spreizen vom Kopf wie die Stacheln vom Körper eines gereizten Igels. Als er den Hauptweg entlangwandert und die Brücke über den Bach am Fuß des Hügels in Sicht kommt, hat die Polizei ihre Arbeit gerade beendet. Die Reste der Absperrung werden in einem Kombiwagen verstaut. Drei Uniformierte steigen ein und fahren davon. Zwei Kriminalbeamte folgen in einem schwarzen Volkswagen.

Jetzt beginnt der Festmacher mit der Spurensuche. Scheinbar spazierend, schlendert er den Kiesweg hinauf. Dann steht er unter der großen uralten Eiche. Ihre gewaltige Krone hat die Bank weitgehend vor den Wassermassen des Wolkenbruchs geschützt. So vermag er im blutgetränkten Boden Spuren auszumachen – Spuren von Schuhsohlen, die er kennt. Ganz genau inspiziert er die Bank. Am Holz findet er winzige Faserreste von einer Leine, die er kennt. Und links neben der Bank liegt ein kleiner Teil von einem zertretenen Jackenknopf, den er kennt.

Als er sich dem Kiesweg zuwendet, kommen drei Männer auf ihn zu. Der erste schiebt eine Karre mit Sand vor sich her. Der zweite trägt eine Schaufel in der Hand, der dritte eine Harke über der Schulter. Als der Festmacher auf der Brücke dem dritten begegnet, leuchtet dessen rotblondes Haar auf in einem Sonnenstrahl. Nur flüchtig treffen sich zwei Augenpaare, aber mit sonderbarer Intensität.

Wieder auf dem Hauptweg, fährt die harte Hand wutbebend über dünne Lippen: 'Dieses bucklige Ungeheuer! Dieser

Lügner, dieser Verbrecher, dieser Mörder!!!“ Mit geballten Fäusten in den Manteltaschen starrt der Festmacher in den Himmel. Sein Freund wurde tief verletzt, sein sauberes Revier geschändet, seine Männerehre, für die Freundschaft viel bedeutet, in den Dreck getreten. Ein unschuldiges Mädchen wurde ermordet!!

Der Festmacher beißt die Lippen aufeinander, so fest, daß sie völlig verschwinden. “Zu spät!”, stöhnt er. “Ich hab nich geschaltet!” Und er denkt: ‘Hätt ich diesn Satan bloß nich in mein Revier gelassn. Hätt ich den bloß nich vor dem Boxer gerettet. Hätt ich den bloß Mittwochnacht zusamm’geschlagen! Denn hätt der rechtzeitig im Rollstuhl gesess’n.’

Verbissnen forschet er anhand einer Autonummer nach einer Adresse und einer Telefonnummer.

Dann arrangiert er einen Treff. In der Nacht. Am See. Bei der weißen Bank am alten Anleger.

Die Aussprache ist kurz, das Geständnis zitternde Hilflosigkeit. Krächzen erstirbt im Dröhnen der Kirchturmglöcke. Es ist Mitternacht.

Als der zwölfte Glockenschlag verhallt ist, umfängt die große und die kleine Gestalt vor der weißen Bank eine unendlich leere, schaurig gespenstische Stille.

Gefrorene Würde in den herben Zügen, hält der Festmacher eine seiner kurzen, markanten Reden. Er scheint merkwürdig unbeteiligt zu sein. Seine Augen sind eher nach innen gerichtet. Doch das kraftvolle Spannen und Zucken der eisernen Muskeln im fest entschlossenen Gesicht, es hat seine eigene Beredtsamkeit, es hat seine eigene Weise, Verachtung auszudrücken und Verdammung.

Und dann ist da wieder die Faust. So gewaltig schlägt sie zu, daß es knackt in den Gesichtsknochen des Zwerges.

Steif und starr, wie eine Statue, verharret der Festmacher am Ort des Schreckens. Seine Sinne sind düster, seine Augen voll bedrückender Bedeutsamkeit. Dann aber spiegelt das hohl-



wangige Asketengesicht mit der großen, weit vorspringenden Nase die selbstbewußte Verslossenheit eines gerechten Richters. Nickend steht der große Mann vor der weißen Bank. Stumm blickt er hinunter in das Wasser des Sees – auf die Wellen, die nun sanfter werden.

Silbern-gelb glitzert und funkelt der Mond aus dem Wasser zu ihm herauf. Ganz merkwürdig.

Der Festmacher spuckt. Dann formt der fast lippenlose Mund ein O. Bedächtig wischen Daumen und Zeigefinger über die Mundwinkel. Schließlich zerrt die Faust die Mütze in die Stirn.

‘Der hat sich überhaupt nicht gewehrt’, wundert er sich.

Ein Orkan peitscht und prügelt den Park. Wie Geschosse schleudert er Hagelkörner in die Nacht, geißelt Wege und Wiese, Büsche, Bäume und Bänke. Schüttelt und rüttelt aufstöhnende Natur, zerrt die letzten Blätter von den Ästen.

Ebenso plötzlich wie er geboren wurde stirbt der Orkan. Ihm folgt eine hohle, eine unwirkliche Ruhe. Eine Totenruhe.

Grau und trist fließt der Fluß. Tagelang. Es ist, als ströme mit seinem Wasser alles Leben aus dem Park. Tiefe Trauer überall. Der Park ist ärmer geworden. Um sechs seiner neun Darsteller.

Ein kalter Wintermorgen naht. Mühsam sucht fahl-graues Licht einen Weg in das Meer kahler Äste. Langsam entwindet es widerwillig weichendem Dunkel ein neues Bühnenbild. Der Park legt sein Winterkleid an. Stummes Wirbeln, taumelndes Sinken. Weiche weiße Flocken hüllen alles ein, decken alles zu. Wiese und Wege, Büsche, Bäume und Bänke. Verwandeln und verbergen, verzaubern und verklären.

Der Winter dämpft den Schmerz. Behutsam zieht er über alles ein großes weißes Tuch aus Schnee und Eis. Auch über die Bank auf dem Hügel unter der großen uralten Eiche. Auch über die drei neuen Gräber auf dem kleinen Friedhof hinter

dem Pastorenhaus. Auch über das Wasser des Sees vor der weißen Bank auf dem alten Bootsanleger.

Allmählich stellt sich Stille ein. Überall. Der Park versinkt in tiefem Schlaf. Er träumt seinem Wiedererwachen im Frühling entgegen.

Dann regt sich, zögernd zuerst, frisches Leben. Pflanzen saugen und pumpen. Mit Macht entwachsen sich erwärmender Erde ans Licht drängende Keime. Stengel und Stämme stehen im Saft. Schwellendes, wachsendes Gewebe dehnt sich kraftvoll in strahlender Jugend. Blätter und Knospen bauen und formen. Mit bunten Farben eröffnen Frühlingsblumen einen neuen Reigen pulsierender Aktivität. Vögel zwitschern, Eichhörnchen jagen einander, und im seichten Wasser schlüpfen junge Hechte.

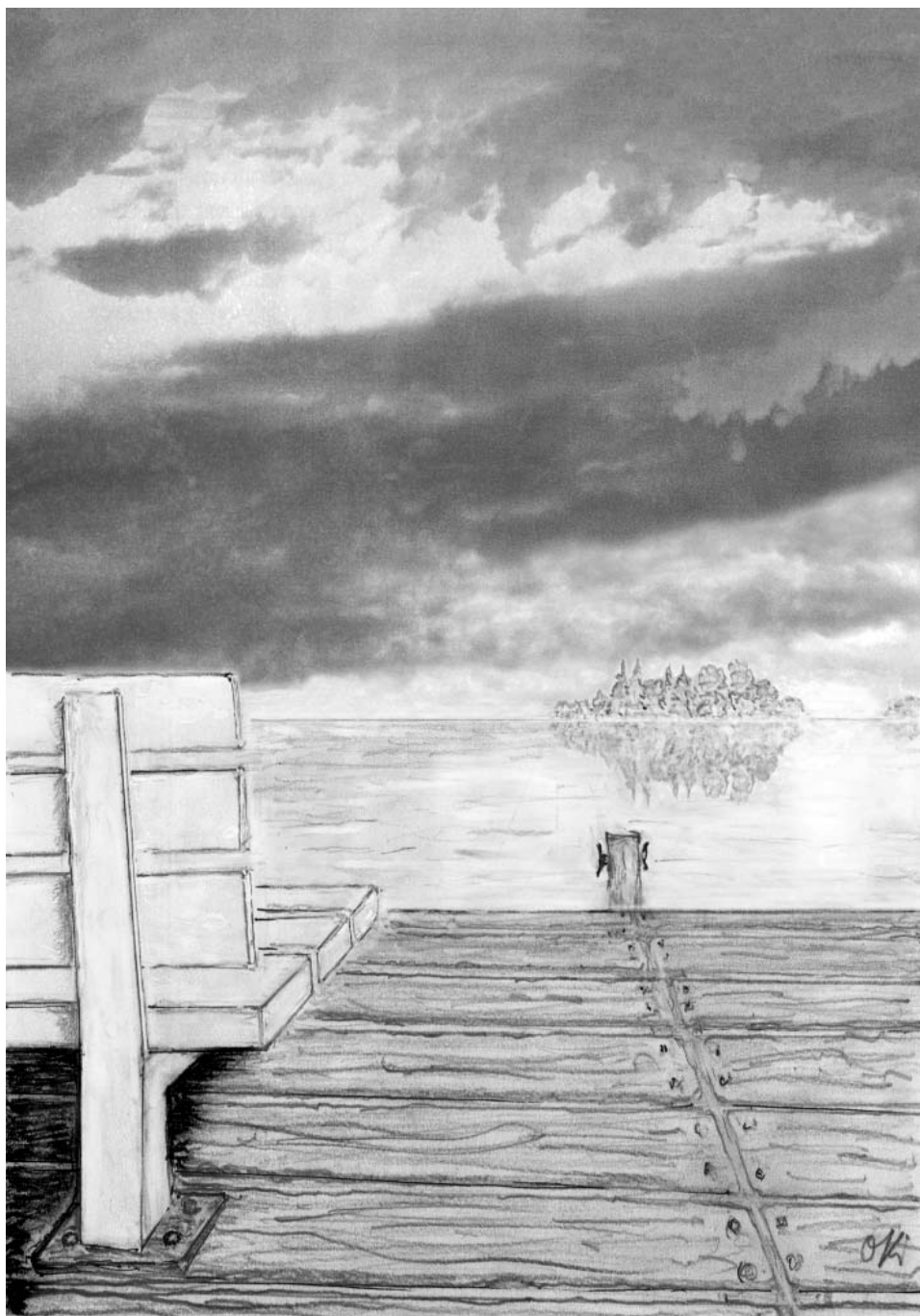
Abermals hebt sich der Vorhang. Ein neuer Akt beginnt im Schauspiel, für das der Park Bühne ist und Bahn.

Seht nur! Dort!!

Aus Nebelschleiern schweben, zögernd noch eben, entschlossener und bestimmter jetzt, neue Darsteller heran. Kreisend und wirbelnd, sich drehend und wendend beginnen sie tanzend ihren geisterhaften Reigen. Selbstsicherer werdend finden sie in ihre Rollen. Und schon bald werden sie ein Geschehen gestalten.

Wunderbare, unvergängliche, sich entfaltende, vergehende und abermals sich entfaltende Schöpfung.

In ewigem Reigen ein ewiger Ring.



Weißer Bank

## EIN TRAUM

*Auch ich habe geträumt. Ich, der Regisseur. Ich hatte einen wundersamen Traum. Mir träumte von den Wesen.*

*Unbemerkt von Erdbewohnern hatten sie im Park das Leben studiert. Dieses Leben, das anders ist als alles, was sie vorher kannten: organisiert in Gemeinschaften verschiedener Formen, die einander als Quelle nutzen für Lebensenergie und Material, und auf diese Weise spezifische Antriebe gewinnen für ihre Ausreifung. Die kurze Lebensdauer der Individuen beschränkt – gemeinsam mit den restriktiv gewährten Möglichkeiten, Informationen zu erschließen und zu verarbeiten – ein tiefes Eindringen in das, was die Welt wirklich ist. So bleiben die Erdwesen in ihren Erkenntnismöglichkeiten begrenzte und in ihrem Verhalten beeinflusste Kreationen des Ausreifungsprozesses. Welch seltsamer Planet!*

*Die Wesen haben große Achtung vor der Schöpfung, auch vor deren absonderlichsten Auswüchsen. So bestand das Ziel ihrer Expedition darin, Informationen zu gewinnen, ohne Schaden anzurichten. Immer wieder einmal hatten sie sich Menschen genähert, aber immer unter strikter Vermeidung von Beschädigungen. Sie waren sich nicht sicher, ob es mit ihren derzeitigen Methoden möglich sein würde, unmittelbaren Kontakt herzustellen mit einem Menschenhirn, ohne dabei das Gesamtindividuum zu gefährden. Als ihnen dann der Kahlkopf signalisierte, daß er um jeden Preis mit ihnen kooperieren wolle, daß er bereit sei, dabei auch Beschädigungen in Kauf zu nehmen, ja selbst den Verlust seines Lebens, da war der schwierigste Teil ihrer Expedition durchführbar geworden.*

*Der Inhalt des Kahlkopfhirns wird ihnen Einblicke eröffnen in die Denkweise und den Kenntnisstand der Menschen. In den Laboratorien ihrer Heimat kann eine eingehende Analyse des Hirninhalts erfolgen, ohne weiteren Schaden anzurichten. Trotz ihrer Erfolge trauern die Wesen, weil es ihnen nicht möglich war, diesen Menschen als Ganzes zu erhalten.*

*Schon bald werden sie neue Methoden entwickeln können, mit deren Hilfe sie alle Formen des Lebens auf der Erde, einschließlich des Menschen, ohne Beschädigung kopieren können. Dann wollen sie in ihrer Heimat ganze Populationen von Mikroorganismen, Pflanzen, Tieren und Menschen nachbilden und die für die Existenz des Erdlebens erforderlichen Gemeinschaftssysteme aufbauen. Dem unter ihrer Obhut stehenden irdischen Leben soll dann eine langfristige Existenz ermöglicht werden. Und dann soll auch der Hirninhalt des Kahlkopfs wieder einen Körper erhalten.*

*Die Ergebnisse ihrer Expedition werden den Wesen einen Schlüssel liefern für die Durchführung ihres Plans: zu verhindern, daß die ausgereiften Lebensgemeinschaften dieses Planeten vom Menschen unwiderbringlich beschädigt oder zerstört werden. Können sie rechtzeitig die Schöpfung in diesem entlegenen Teil des Universums vor den Menschen schützen?*

*Die Problematik menschlicher Existenz erhöht das Interesse an diesem absonderlichen Schadensstifter: Diesen Zwitter mit übertierischem Hirn, aber starken tierischen Trieben. Diesen Zwiespalt, der in Kunst und Wissenschaft beachtliche Leistungen hervorbringt, aber auch die fürchterlichsten Verbrechen begeht; der sich Frieden wünscht, aber immer wieder Kriege führt; der sich ethische Gebote auferlegt und Religionen ausdenkt, aber all das immer wieder verrät. Diese schillernde Schimäre, die von Glück und Erfüllung träumt, die Befriedigung ihrer Wünsche, Süchte und Triebe ersehnt, aber nicht zuletzt dadurch immer wieder Tod bringt und Verderben. Diese einzige Lebensform auf Erden, die sich selbst der schlimmste Feind ist.*

*Die Menschheit steht vor ihrer Vernichtung, in die sie große Teile der Schöpfung mitreißen wird. Der baldige Sturz des Menschen in den Abgrund ist unabwendbar.*

*Hier bin ich aufgewacht aus meinem Traum. Erschrocken habe ich notiert:*

*Es sei denn, der Mensch öffnet die Augen. Es sei denn, er sucht*

*und akzeptiert die für ihn erkennbare Wahrheit: Über seinen verfälschten Rollenplan im Drehbuch der Schöpfung. Über sein veraltetes Weltverständnis. Über seine ihm die Sicht verstellenden religiösen Vorstellungen. Wir sind nicht die Krone der Schöpfung. Wir sind nicht Auserwählte. Wir sind Teil – Teil eines großartigen Ganzen.*

*Die Augen zu öffnen, das wird Angst gebären und Leid. Wir bedürfen ihrer! Nur sie können ausreichende Energien freisetzen, um den erforderlichen Bewußtseinswandel zu bewirken. Glauben und Wissen reichen nicht aus. Angst und Leid hatten die aus der dumpfen Welt tierischer Existenz ausbrechende Menschheit dazu gedrängt, die verlorene Urharmonie zu ersetzen durch eine Ideenharmonie. Der Kern dieser Ideenharmonie kommt wohl von weither, wohl aus den Tiefen des Univerums. So ist er heilig. Aber zu viele der daraus entwickelten Verhaltenspraktiken und Religionsvorstellungen tragen uns heute nicht mehr. So entstehen aufs neue Angst und Leid. Und wieder brauchen wir sie: als Antriebskräfte für das Suchen nach einer neuen Ideenharmonie, für das Ringen um ein neues Weltverständnis. Durch Angst zum Handeln, durch Leid zur Einsicht! Es gilt, die Balance wiederherzustellen zwischen Mensch und Natur. Es gilt, eine neue Beziehung aufzubauen zwischen Mensch und Gott.*

*Öffnet Sinne und Herzen! Nicht Pessimismus ist die Botschaft, sondern Realismus. Nicht Resignation, sondern Adaptation. Nicht Verheißung, sondern Forderung.*

*Die Essenz der Forderung lautet: Erkennen und Einordnen. Die Natur erhält nur einen Menschen, der die Natur erhält. Nur wenn wir mit äußerstem Bemühen lernen, die Schöpfung und ihre Gesetze besser zu verstehen und besser zu achten, nur wenn wir uns mit jeder Faser unseres Wesens der Urmusik des Univerums öffnen – nur dann können wir Teil bleiben des großartigen kosmischen Reigens, nur dann unsere neue Rolle finden im grandiosen Schauspiel fließender Energie und tanzender Materie.*

*Und nur so können wir den baldigen Sturz des Menschen von der Bühne des Lebens verhindern.*

**VERSE****QUALEN**

Weh' dem, der die Wunden wägt,  
 Die der Mensch der Schöpfung schlägt!  
 Weh' dem, der den Menschen rügt,  
 Der sich und seinen Gott belügt!

Wer so viel wagt, der muß viel zahlen  
 Auf den warten zweifach Qualen:  
 Innen nagen Not, Verzweiflung  
 Außen drohen Tod, Verteuflung

**ALLES**

Alles Zufall?  
 Alles Gottes Wille?  
 Alles Schicksal?  
 Alles eigener Wille?

Ach was!  
 Alles das!

**BOTSCHAFT**

Was schimmert da im Dunkel?  
 Was schwebt denn da herbei?  
 Auf leichtem, leisem Flügel?  
 Auf Bahnen sanft und scheu?

Eine Botschaft

Empfangen vom Herzen  
 Wurzelnd im Fühlen  
 Wachsend im Glauben  
 Wird sie Gewißheit

Empfangen vom Kopf  
 Gemessen, gewogen  
 Gewandelt, gebogen  
 Gebiert sie Zweifel

**KREIS**

Wie hoch noch der Berg?  
Wie weit noch der Weg?  
Du wanderst im Kreis  
Warum nicht gradaus?

Ich wandere nicht  
Mich wandert der Kreis.

Wie weit schon die Zeit?  
Wie nah schon das Ziel?  
Nacht beschläft den Tag  
Wann löschst Du das Licht?

Ich lösche nicht  
Mich löscht der Kreis.





Weißes und Schwarzes



## DANKSAGUNGEN UND SCHULDZUWEISUNGEN

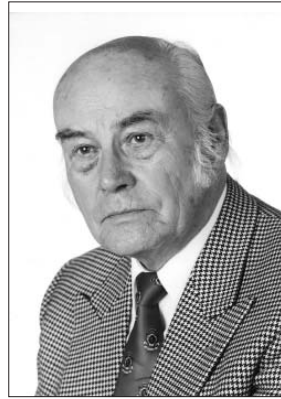
Den größten Teil meines Lebens habe ich der Wissenschaft gewidmet. So war der Entschluß, einen Roman zu schreiben, eine Herausforderung und ein Wagnis. Vor größeren Fehleinschätzungen haben mich (hoffentlich!) drei Freunde bewahrt: Prof. Dr. rer. nat. Dr. h.c. Hans-Joachim Elster (Konstanz), Prof. Dr. rer. nat. Kurt Lillelund (Hamburg) und Prof. Dr. med. Dr. rer. nat. Hans-Werner Rotthauwe (Alfter). Die Inter-Research Lektorin, Frau Britta Radenhausen, hat die letzten Fassungen der ersten Auflage mit Sorgfalt überarbeitet. Auch ihr verdanke ich Anregungen und Kritik.

Meiner Frau Helga bin ich dankbar für Geduld und Nachsicht mit einem plötzlich schriftstellernden Gefährten.

Der Hauptschuldige bin ich selbst, der Nebenschuldige mein Sohn Stephan: ohne sein interessiertes Insistieren hätte ich dieses Buch nicht geschrieben.

## ÜBER DEN AUTOR

Professor Dr. rer. nat. Otto Kinne, geboren in Bremerhaven, ist Meeresbiologe und Ökologe. Promotion 1952, Wissenschaftlicher Assistent 1952–1957, Habilitation 1958, Universität Kiel. Assistant Research Zoologist, University of California, Los Angeles, USA, 1957–1958. Assistant Professor 1958–1960, Associate Professor 1960–1962, University of Toronto, Kanada. Leitender Direktor und Professor Biologische Anstalt Helgoland, Hamburg, 1962–1984. Professor Universität Kiel, 1967–.



Otto Kinne

(Einzelheiten siehe [www.int-res.com](http://www.int-res.com))

Gründer und Direktor International Ecology Institute, Oldendorf/Luhe, 1984–. Mitglied wissenschaftlicher Akademien in USA, Indien, Ukraine. Ehrenmitglied der Hydrobiologischen Gesellschaft der früheren Sowjetunion (heute GUS). Ehrenmitglied wissenschaftlicher Institute in England, Rußland. Präsident wissenschaftlicher Einrichtungen. Träger wissenschaftlicher und staatlicher Auszeichnungen.

Autor zahlreicher Originalia auf den Gebieten der Physiologie, Biologie und Ökologie wasserlebender Tiere. Gründer, Herausgeber und Mitautor von Handbüchern ('Marine Ecology', 13 Bücher, Wiley & Sons; 'Diseases of Marine Animals', 5 Bücher, Biologische Anstalt Helgoland). Gründer und Herausgeber der Buchserie 'Excellence in Ecology', bisher 11 Bücher, Ecology Institute. Gründer und Herausgeber wissenschaftlicher Zeitschriften: 'Marine Ecology Progress Series', bisher 220 Bände, 'Marine Biology', bisher 140 Bände, 'Diseases of Aquatic Organisms', bisher 46 Bände. Gründer und Verleger der wissenschaftlichen Zeitschriften 'Aquatic Microbial Ecology', bisher 25 Bände; 'Climate Research', bisher 17 Bände; 'Ethics in Science and Environmental Politics' (electronisch). Mitherausgeber weiterer naturwissenschaftlicher Publikationen.

## ÜBER DEN VERLAG

**Inter-Research** (IR) ist ein internationales Wissenschaftszentrum (Einzelheiten unter [www.int-res.com](http://www.int-res.com)).

IR sponsort das internationale **Ecology Institute** (ECI) mit derzeit 58 wissenschaftlichen Mitgliedern aus 21 Ländern. Das ECI hat sich unter anderem zum Ziel gesetzt, wichtige Ergebnisse und Probleme ökologischer Forschung einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Alljährlich verleiht das Institut Preise an hervorragende Wissenschaftler und unterstützt – durch eine Stiftung – junge Forscher in osteuropäischen Staaten. ECI-Preisträger machen ihre Forschungsergebnisse, Einsichten und Ansichten durch ein Buch bekannt, das in der Serie **Excellence in Ecology** (EE) publiziert, zum Selbstkostenpreis vertrieben und Ländern in der dritten Welt kostenlos zur Verfügung gestellt wird.

### ECI-Preisträger und ihre EE-Bücher:

- Tom Fenchel (Kopenhagen, Dänemark): 'Ecology — potentials and limitations', 1987, DM 67
- Edward O. Wilson (Cambridge, USA): 'Success and dominance in ecosystems, the case of the social insects', 1990, DM 49
- Gene E. Likens (Millbrook, USA): 'The ecosystem approach: its use and abuse', 1992, DM 59
- Robert T. Paine (Seattle, USA): 'Marine rocky shores and community ecology: an experimentalist's perspective', 1994, DM 59
- Harold A. Mooney (Stanford, USA): 'The globalization of ecological thought' (in Vorbereitung)
- F. H. Rigler und Robert H. Peters (Montreal, Canada): 'Science and limnology', 1995, DM 74
- David H. Cushing (Lowestoft, United Kingdom): 'Towards a science of recruitment in fish populations', 1996, DM 58
- Paul Ehrlich (Stanford, USA): 'A world of wounds: ecology and human predicament' (in Vorbereitung)
- Colin S. Reynolds (Ambleside, United Kingdom): 'Planktonic vegetation: a model of ecosystem processes' (im Druck)
- Ramón Margalef (Barcelona, Spanien): 'Our biosphere' (im Druck)
- John Lawton (Ascot, United Kingdom): 'Community ecology in a changing world', 2000, DM 68

- Z. Maciej Gliwicz (Warsaw, Poland): 'Between hazards of starvation and risks of predation: the ecology of an offshore animal' (in Vorbereitung)
- Richard T Barber (Beaufort, NC, USA): 'The response of oceanic ecosystems to the climate of the 21st century' (in Vorbereitung)
- Ilkka Hanski (Helsinki, Finland): 'Habitat loss and its biological consequences' (in Vorbereitung)
- Stephen R. Carpenter (Madison, Wisconsin): 'Integrating ecosystem science: comparison, long-term study, experiment, and theory' (in Vorbereitung)

**Top Books** (TB) ist eine neue Abteilung von IR. TB publiziert Bücher, die sich (in englischer oder deutscher Sprache) an ein großes Publikum wenden. Die Bücher erörtern wichtige Probleme der heutigen Gesellschaft — allgemeinverständlich und eingebunden in spannende Handlungsabläufe. Das vorliegende Buch ist Beispiel und Orientierungsmöglichkeit. Autoren wenden sich bitte an Dr. Thomas Thornton; e-mail: thomas@int-res.com (Inter-Research).

- Otto Kinne (Oldendorf/L., Deutschland): 'Suchen im Park. Ringen um ein neues Weltverständnis', 1996, gedruckte Version: DM 48
- Jörg Friedrich (Mainz, Deutschland): 'Anna', 1998, gedruckte Version: DM 25

### **Bestellungen:**

Druckversionen von Fachzeitschriften, EE-Büchern und Top Books sind erhältlich

- (a) von unserer Verlagsbuchhandlung (Vorkasse). Kreditkarten werden akzeptiert (American Express, Visa, Euro/Mastercard). Bitte Karten-Nummer und Verfallsdatum angeben.
- (b) über den Buchhandel

Inter-Research, Nordbunte 23 (+21, 26, 28, 30),  
21385 Oldendorf/Luhe, Germany  
Tel. (+49) (0)4132 7127, Fax (+49) (0)4132 8883  
E-mail ir@int-res-com, Internet: www.int-res.com

Bankverbindungen:

Postbank Hamburg Kto Nr. 37923-208 (BLZ 20010020)  
Volksbank Lüneburg Kto Nr. 3690000 (BLZ 24090041)  
Sparkasse Lüneburg Kto Nr. 3001195 (BLZ 24050110)